

Friedrich Salomo Krauss

Volkserzählungen der Südslaven:

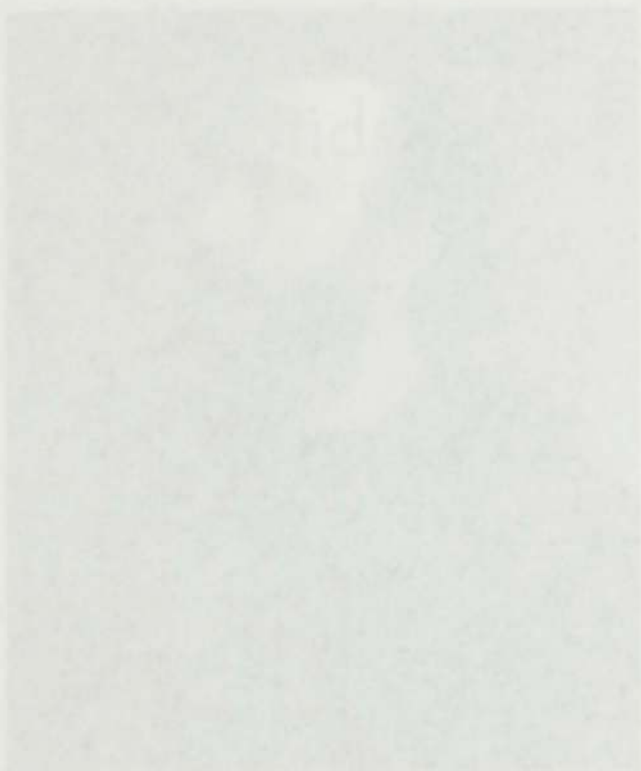
Märchen und Sagen,
Schwänke, Schnurren
und erbauliche Geschichten



Herausgegeben von
Raymond L. Burt und
Walter Puchner

böhlauWien

böhlauWien



www.böhlau.com
ISBN 978-3-205-78111-1

Böhlau Verlag, Wien • Köln • Wiesbaden



*Friedrich Salomo Krauss im Alter von 27 Jahren
(das „Christus“-Bild)*

Friedrich Salomo Krauss

Volkserzählungen der Südslaven

Märchen und Sagen,
Schwänke, Schnurren und
erbauliche Geschichten

Herausgegeben von Raymond L. Burt und Walter Puchner
Mit balkanvergleichenden Anmerkungen von
Michael G. Meraklis und Walter Puchner
Gesamtredaktion: Walter Puchner

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar

Gedruckt mit Unterstützung durch
den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Wien.



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

ISBN 3-205-99457-4

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2002 by Böhlau Verlag Ges. m. b. H. und Co. KG, Wien · Köln · Weimar
<http://www.boehrlau.at>

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier.

Druck: Berger, A-3580 Horn

Inhaltsverzeichnis

1

MÄRCHEN UND SAGEN

Vorwort (W. Puchner)

7

Einleitung (R. Burt)

11

1. Tierfabeln

25

2. Zaubermärchen

39

3. Religiöse Märchen

135

4. Novellenmärchen

164

5. Dämonen- und Totensagen

251

6. Lokalsagen

281

7. Ätiologische Sagen

298

8. Glaube und Aberglaube

327

9. Andere Sagen

335

2

SCHWÄNKE, SCHNURREN UND ERBAULICHE GESCHICHTEN

10. Von Teufeln, Ungeheuern, bösen Weibern und der Dummheit

341

11. Schwänke

358

12. Schnurren

431

Von Popen und Mönchen

431

Geschichten vom Kadi

448

Von Frauen und Mädchen

460

Von Witz und Dummheit

476

Von der Faulheit

473

Vom Geiz

503

Miles gloriosus

506

Andere komische Geschichten

509

13. Erbauliche Geschichten

530

14. Andere Erzählungen

574

Balkanvergleichende Anmerkungen. Allgemeines (M. Meraklis und W. Puchner)

595

Balkanvergleichende Anmerkungen zum Teil 1 (M. Meraklis und W. Puchner)

605

Balkanvergleichende Anmerkungen zum Teil 2 (M. Meraklis und W. Puchner)

643

Typenregister der Volkserzählungen nach dem System von Aarne-Thompson

675

Verzeichnis der Titel der Erzählungen

683

Vorwort

Die unveröffentlichte Sammlung von südslavischen Erzählungen in deutscher Übersetzung im Nachlaß von Friedrich Salomo Krauss (1859–1938) ist aus drei Gründen bemerkenswert und editionswürdig: Zum einen handelt es sich um z. T. authentisches Material der oralen Tradition, vor allem aus Hercegbosna und Dalmatien, das Krauss während seiner Forschungsreise 1884–85 aufgenommen hat, z. T. um Übersetzungen aus südslavischen Folklore-Zeitschriften und Erzählsammlungen vor und um die Jahrhundertwende, Erzählmaterialien also, die ein nicht unbedeutendes Alter aufweisen, der internationalen Erzählforschung aufgrund der Sprachbarriere nur z. T. zugänglich gewesen sind und aus dem Süden des Vielvölkerreiches der K. u. K. Monarchie stammen; zum zweiten geht es in den literarisch getönten Übersetzungen und vor allem in den teilweise ausführlichen Kommentaren von Krauss um ein Kultur- und Zeitdokument der Wiener Geistesgeschichte in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts (Krauss verstand sich immerhin als eine Art Gegenspieler Freuds, der auch die Folklore für die Psychoanalyse heranziehen wollte); zum dritten handelt es sich um ein Dokument der völlig unterschiedlichen ideologischen Voraussetzungen für die Anfangsstadien der Entwicklung der österreichischen Volkskunde, die von Anfang an international ausgerichtet war, in besonderer Beziehung zu den Völkern Südosteuropas gestanden hat und Querverbindungen zu anderen Wissenschaftszweigen wie Ethnologie und Anthropologie, Psychologie und Rechtswissenschaft pflegte (vgl. Chr. Daxelmüller, Friedrich Salomo Krauss (1859–1938), in: *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Wien etc., Böhlau 1994, 463–477).

Die Auswertung des Nachlasses von Krauss in Los Angeles (vgl. die Einleitung von R. Burt) kommt einem neu erwachten Interesse an der Gestalt des jüdisch-kroatischen Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers entgegen, das sich in den letzten Jahren entfaltet hat (vgl. in Auswahl: R. L. Burt, *Friedrich Salomo Krauss (1859–1938). Selbstzeugnisse und Materialien zur Biobibliographie des Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers mit einem Nachlaßverzeichnis*, Wien 1990; M. Martischnig, Zum 50. Todestag von Friedrich Salomo Krauss (Salomon Friedrich Krauss). Eine Nachlese, *ibid.* 155–243; I. Köhler-Zülch, Friedrich Salomo Krauss, *Enzyklopädie des Märchens* 8, Berlin/New York 1995, 352–358; C. Daxelmüller, Wiener jüdische Volkskunde, *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 90/41 (1987), 209–230, bes. 210–215 usw., vgl. auch Einleitung), auch bei den Südslaven selbst (z. B. die serbische Ausgabe von D. Ivanić, F. S. Kraus, *Mršne price. Erotska, sodomijska i skatološka narodna proza*, Beograd 1984), und ist insofern auch ein Zeichen der Zeit. Neben den zweibändigen *Sagen und Märchen der Südslaven*, Leipzig

1883/84, und dem ersten Band der *Tausend Sagen und Märchen der Südslaven*, Leipzig 1914, liegt nun fast der gesamte fehlende Teil der auf acht Bände angelegten *Tausend Sagen und Märchen der Südslaven* vor, an denen Krauss noch in den dreißiger Jahren gearbeitet hat. Zu den bisher 409 veröffentlichten Erzählungen aus Bosnien, der Herzegovina, Dalmatien, Serbien, Kroatien, Slavonien, Mazedonien und Bulgarien treten nun weitere 538, die zusammen eine der umfangreichsten Erzählsammlungen Südosteuropas überhaupt bilden, die jemals der vergleichenden Erzählforschung in einer der europäischen Hauptsprachen zugänglich geworden sind.

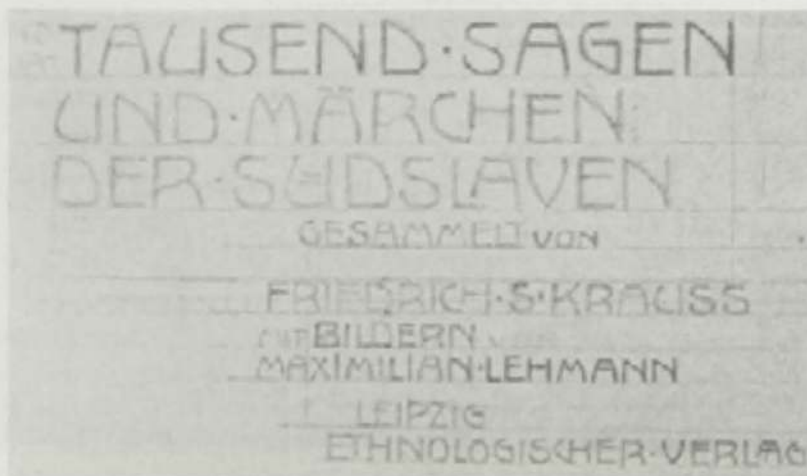
Die Edition dieser Texte bildet auch eine Koordinationsleistung zwischen Wien, Los Angeles, North Carolina und Athen und darf auf eine kleine Geschichte zurückblicken. Im Herbst 1993 erreichte mich ein Brief des ehem. Direktors des Österreichischen Museums für Volkskunde, WH H. Prof. Dr. Klaus Beitzl, der mir auseinandersetzte, daß Prof. Raymond Burt aus dem Nachlaß von Krauss in Los Angeles eine Sammlung bosnischer Märchen zusammengestellt habe (er selbst hatte zur Identifikation dieser Texte beigetragen), die das Österreichische Museum für Volkskunde zu edieren gedenke, aber man suche noch einen Spezialisten zur Typenbestimmung. Ich dachte an meinen Kollegen Michael G. Meraklis. Im Frühjahr 1994 kam dann ein schweres Paket nach Athen mit einer chaotischen Masse von über 500 Texten, durch Tippfehler von offenbar sprachunkundigen Schreibkräften und Falschlesungen völlig entstellt. In diesem Augenblick war es klar, daß umfangreiche Redaktionsarbeiten vonnöten sein werden, um die Texte überhaupt jemandem vorlegen zu können. Aus den oben genannten Gründen unterzog ich mich gern der Aufgabe. Später kamen dann noch verbesserte CD-ROM-Platten und Disketten aus Los Angeles und später Wilmington, wo die groben Fehler korrigiert waren, aber „sinnvolle“ Fehler neu entstanden sind. Die Handschrift Krauss' ließ offenbar mehrere Lesungen zu, sein bewußt altertümelndes Deutsch und die eigenwillige Rechtschreibung stellte manchmal diffizile Interpretationsfragen. Stil und Orthographie sollten ja im Sinne einer wissenschaftlichen Edition beibehalten werden. So wuchs die Korrespondenz, und die Fax-Rollen rollten. Inzwischen hatte Kollege Meraklis die Typenbestimmung vorgenommen und Vergleiche zu Griechenland aus dem unveröffentlichten Typenkatalog von Georgios Megas angestellt. Das Erscheinen des bulgarischen Typenkatalogs erforderte jedoch wesentliche Erweiterungen und Umstellungen. Neben den Redaktionsarbeiten erwiesen sich auch die Computerarbeiten zur endgültigen Reihung der Erzählungen (die Angaben von Krauss selbst zur Reihenfolge erwiesen sich als unzureichend, so daß es logisch erschien, nach dem Aarne-Thompson-System vorzugehen, vgl. auch die Balkanvergleichenden Anmerkungen, Allgemeines) als besonders langwierig und mühevoll, denn jede Geschichte war auf den Disketten als eigenes Dossier geführt. Die slavischen Textstellen mußten einer fachlichen Überprüfung und Korrektur unterzogen werden. Der Umfang der Sammlung von über 500 Texten, die Anzahl der zu lösenden Einzelfragen, die Koordinationsprobleme der ein-

zelen Arbeitsschritte sowie mannigfaltige wissenschaftliche Verpflichtungen meinerseits führten zu einer unerwünschten Verzögerung der Edition.

Für ihr Zustandekommen sind wir vielen Personen verpflichtet; hier seien nur einige genannt: allen voran Prof. Dr. Michael Meraklis, der sich der Mühe unterzogen hat, aus den anfänglich stark entstellten Texten die Schlüsselstellen der Handlung herauszulesen, nach AaTh zu bestimmen und vergleichende Anmerkungen zum griechischen Material hinzuzufügen, Prof. Dr. Dagmar Burkhart in Mannheim für die Korrekturen und Interpretationen der slavischen Zitate, Frau Prof. Dr. D. Petrović in Belgrad, die zur Identifikation mancher Quellen beitrug, Dr. Iosif Vivilakis für die Hilfe beim Übertragen der Texte auf verschiedene Computer-Programme, sowie WH H.-Prof. em. Dr. Klaus Beitzl, der die endgültige Fassung gegengelesen hat. Last, but not least habe ich WH Dir. Dr. Franz Grieshofer vom Österreichischen Museum für Volkskunde, der vom Anfang an vom Wert dieser Erzählsammlung überzeugt war, für seine erfolgreichen Vermittlungsbemühungen zu danken, Herrn Charles E. Young, Research Library, UCCLA für die Erlaubnis der Veröffentlichung, Frau Dr. Eva Reinhold-Weisz vom Böhlau Verlag, die nach der Lektüre der Erzählsammlung aus eigenen Stücken eine Aufnahme in das Verlagsprogramm des Böhlau Verlages vorschlug, sowie dem Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der mit seiner finanziellen Hilfestellung die Drucklegung der Sammlung ermöglicht hat. So manche Fragen, die die Sammlung aufwirft, sind offengeblieben, doch bleibt zu hoffen, daß die künftige Forschung wenigstens einige von ihnen schließen wird.

Athen, August 2001

Walter Puchner



*Titelblattentwurf für die „Tausend Sagen und Märchen der Südslaven“
(Krauss-Archiv, Los Angeles)*

No 13 Sie lagte ein Kleid aus feinstem Tuch über ihre kleine Leibe, wolle sie auf eine
Rothrock hinauf, fühle sie beim Aufsteigen nicht mit ihr. Für
Seite 256 anstatt dem dortigen Bild.

No 14 Die gesammelten sich zum Berathen, wozu sie am vorigen
Zusatz mehr Besondere sollen zu sein. anstatt dem Bild auf Seite 286
mit einem einmütigen Stoss schützter Ross zum Reiter eine ganz allige Öffnung
durch die Mauer durch.

No 15 Das Gespenst auf Berg Helax. anstatt dem Bild auf Seite 299.

No 16 So zog denn Kudal Gfendi Abbas auf dem weiten Weg zurück
menschen bei Tag zu bei Nacht zu sein. anstatt dem Bild auf Seite 310. Das
Hochweilfest mehrer für mehr Tage lang....

No 17 Ich besaß eine Hand Ziegen anstatt dem Bild auf Seite 333. gültig
Angen Kahlshädel!...

No 18 Wie ihm sein Weg da an einem Türkengrabe vorbeizuging, aufstieg plötzlich
dem Grab eine Tülle und besagte ihm: anstatt Seite 349 ein eisener
Krosniffer Wagen.

No 19. Das ging dem Räuber wieder die Schenkel wieder brachen über zu sein. anstatt
dem Bild auf Seite 372 Der Räuberhauptmann reitet einen Querspad zu sein.

No 20 Seelenfröh für bei der Soldat im Nachen dabei, als er auf einmal bei
Folgen Ziegenfüße gemalt zu sein. für Seite 388 anstatt: nicht einmal mit den
Zähnen können sie vor Furchen klappern.

No 21 Postfracht. anstatt Seite 391 Dramenciel

No 22. Postfracht. anstatt Seite 392 befürchtlichen Zierleiste. und Schilder
auf Seite 393.

No 23. Wie im Fichttreiber des Schilfweiden gebildet hat. anstatt ~~Schilder auf Seite~~

~~393~~ Zierleiste auf Seite 399

No 24 Nagac na Gramci Bosne: für Seite 400 anstatt: Fürmaler Gezeitenin,
manim opaleinend zu sein

No 25. Der Reiter der arme Iklage wieder, dachte Gott für die Rettung zu sein.
anstatt Bild auf Seite 408: Lehnen zumoz mit der Umarmung.

No 26 Seiden zu Fäden der heiligen Oliva anstatt Bild auf Seite 414.

No 27 Von Behäberis zu Koralto von ihnen über die Dienen gar nicht einmal zu sein.
anstatt Bild auf Seite 418: Die Marozogen tragen zu sein.

Einleitung

Der erste Band der *Tausend Sagen und Märchen der Südslaven*¹ von Dr. Friedrich S. Krauss erschien 1914. Er fand bei seinen Fachgenossen kaum Erwähnung. Nur Georg Polívka schrieb über das Buch eine lange negative Kritik.² Polívka kritisiert bei dem „stilgewandten und temperamentvollen Schriftsteller“ vor allem seine Lässigkeit bei Ortsangaben sowie die Illustrationen, die nur lose mit dem Texte zusammenhängen. Die Anmerkungen insbesondere findet er „tendenziös zugespitzt“, und er mahnt Krauss, in Zukunft „etwas objektiver und weniger persönlich“ zu verfahren.

Die angekündigte achtbändige Märchensammlung kam aus unbekanntem Gründen nie zustande. Die hier vorliegende Ausgabe bildet den größten Teil dieser unveröffentlichten Märchenreihe.³ Dadurch kann man die Richtigkeit der Kritik Polívkas selbst beurteilen. Diese Sammlung dient einerseits als Fundgrube unveröffentlichter Volksmärchen aus dem slavischen Sprachbereich und kann andererseits aber auch als historisches Dokument gesehen werden, das die politischen Spannungen im Ursprungsland zu Beginn dieses Jahrhunderts widerspiegelt. Am Ende seiner stürmischen und kontroversen Karriere machte der Herausgeber, F. S. Krauss, in diesem späteren Werk den Versuch, seinen guten Ruf unter seinen Kollegen wiederherzustellen, indem er seine Probleme auf Angriffe politischen Ursprungs zurückführt.

Friedrich S. Krauss

Der Lebenslauf von Krauss findet nur insoweit Erwähnung, als er in direkten Bezug zu den Märchenanmerkungen und seinem Vorwort zum ersten Band steht. Für eine detaillierte Biographie dieses in etablierten akademischen Kreisen der Jahrhundertwende umstrittenen Außenseiters wird der Leser auf neuere Veröffentlichungen verwiesen.⁴

1 Friedrich S. Krauss, *Tausend Sagen & Märchen der Südslaven*, 1. Bd. Leipzig: Ethnologischer Verlag, 1914.

2 G. Polívka, „Südslavische Märchen“. In *Archiv für Slavische Philologie* 36 (März 1916), S. 564–569. Später erscheint eine mildere Form seiner Kritik gegen Krauss in Johannes Bolte und Georg Polívka, *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*, Bd. V, Berlin, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1932, S. 112.

3 Der Nachlaß befindet sich in der University Research Library, University of California in Los Angeles.

4 Raymond L. Burt, Barbara Eppensteiner, Johannes Reichmayr, „Sexualforschung und Psychoanalyse: Friedrich Salomon Krauss und Sigmund Freud – gelehrte Zuhörer von unten“. In: *Von der Last der Lust: Sexualität zwischen Liberalisierung und Entfremdung*, Josef Christian Aigner und Rolf Gindorf (Hrsg.), Wien 1986, S. 47–74. Raymond L. Burt, *Friedrich Salomo Krauss (1859–1938): Selbstzeugnisse und Materialien*

Wenn man heute den Namen Friedrich Salomo Krauss (1859–1938) hört, wird man wahrscheinlich in erster Linie an seine Tätigkeit als Sexualwissenschaftler und Herausgeber der *Anthropophyteia* denken.⁵ Allenfalls ist er noch als Pionier für die Aufzeichnung der mündlichen Überlieferung der Guslarenlieder bekannt.⁶ In der Tat umfaßt seine Tätigkeit als Volkskundler eine lange und unermüdliche Beschäftigung mit der Folklore der Südslaven. Seine erste größere Veröffentlichung war eine zweibändige Sammlung von Märchen der Südslaven.⁷ In den Jahren 1884/85 unternahm er im Auftrag der Anthropologischen Gesellschaft in Wien eine Forschungsreise durch Herzegovina, Bosnien und Dalmatien. Auf dieser Reise sammelte Krauss allerlei volkstümliche Sitten und Bräuche. In vielen seiner Werke erwähnt Krauss seine umfangreiche Sammlung slavischer Volkskunde: „Mir steht nun ein bisher ganz unbekanntes und noch nicht edirtes höchst werthvolles ethnographisches und linguistisches Material zu Gebote, welches auch ein viel tüchtigerer Arbeiter als ich nicht in zehn Jahren emsiger Arbeit zu bewältigen im Stande sein dürfte.“⁸ Diese Behauptung gewinnt um so mehr an Bedeutung, wenn man beachtet, daß das Werk von Krauss mehr als 250 Veröffentlichungen umfaßt.⁹

Trotz seiner folkloristischen Pionierarbeit und seines Fachwissens gelang es Krauss nicht, in akademischen Kreisen Aufnahme zu finden. Die Gründe hierfür mögen im latenten Antisemitismus seiner Umwelt, seiner Verfeindung mit einflußreichen Kritikern oder in seiner Persönlichkeit zu suchen sein. Krauss blieb Außenseiter. Da ihm der Zugang zu den etablierten österreichischen und deutschen Volkskundegesellschaften verwehrt blieb, suchte und fand er Anerkennung bei seinen Kollegen im Ausland. Zum Beispiel war er zu Beginn dieses Jahrhunderts das einzige deutschsprachige Ehrenmitglied der American Folklore Society. Zu seinen Freunden zählte er renommierte Experten wie Giuseppe Pitré

zur *Biobibliographie des Volkskunders, Literaten und Sexualforschers mit einem Nachlaßverzeichnis*. Mit dem Beitrag von Michael Martischinig, „Zum 50. Todestag von Friedrich Salomo Krauss (Salomon Friedrich Krauss). Eine Nachlese“. Wien, Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1990 (Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte, Bd. 549/Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Sonderband 3). Michael Martischinig, „Friedrich S. Krauss: Ein vergessener Sexualwissenschaftler ist neu zu bewerten“. In: *Sexus: Zeitschrift zu Fragen der Sexualität in Wissenschaft, Kultur und Erziehung*. Jg. 2, Bregenz 1989, Nr. 4. Mirjam Morad, „Friedrich Salomo Krauss: Ein biographischer Entwurf“. Diplomarbeit am Institut für Volkskunde der Universität Wien, Wien 1987. Mirjam Morad, „Friedrich Salomo Krauss: Vom Blick in die Volksseele zum Seelenzergliederer“. In: *Wunderblock. Eine Geschichte der modernen Seele*, Wien 1989.

- 5 Friedrich S. Krauss (Hrsg.), *Anthropophyteia. Jahrbuch für Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral*, 10 Bde. Deutsche Verlag-Aktien-Gesellschaft: Leipzig, 1904–1913.
- 6 John Miles Foley, *The Theory of Oral Composition: History and Methodology*, Indiana University Press, 1988.
- 7 Friedrich S. Krauss, *Sagen und Märchen der Südslaven*, 2 Bde. Wilhelm Friedrich: Leipzig, 1883/84.
- 8 „Die Wahlbrüder: Ein Mohammedanisches Guslarenlied aus der Hercegovina“ Wien, 1887.
- 9 Eine Bibliographie ist in der oben genannten Biobibliographie von Krauss, S. 124–144, zu finden. Außerdem hat der Berliner Bibliograph Helmut Walravens eine ausführliche Bibliographie zusammengestellt.

und Franz Boas, aber in Wien fand er Anerkennung nur bei Freuds Psychoanalytischer Gesellschaft, die ebenso wie er in eine Außenseiterstellung gedrängt war.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde Krauss Opfer einer antipornographischen Welle, die Deutschland erfaßt hatte. Teile der *Anthropophyteia* wurden beschlagnahmt, und Krauss' Ethnologischer Verlag fiel unter eine „Postsperre“. Krauss selbst wurde als Pornograph gebrandmarkt. Während der Hungerjahre nach dem Ersten Weltkrieg fand Krauss finanzielle Unterstützung von seinen Freunden und Kollegen in den Vereinigten Staaten. Obwohl er seine Forschungen bis zu seinem Tod im Jahre 1938 weiterführte, wurden außer dem ersten Band der *Tausend Sagen und Märchen* nur wenige seiner Werke veröffentlicht. Viele seiner Aufsätze befanden sich in seinem Nachlaß, der Ende der sechziger Jahre in die Archive der University of California, Los Angeles, eingegliedert wurde. Die vorliegende Ausgabe ist somit die erste Veröffentlichung aus diesem Archiv.

Trotz aller Probleme hat Krauss der Folklore ein wertvolles Erbe bewahrt, indem er unbeirrt neue Gebiete der Volkskunde erforschte, die zu seiner Zeit tabu waren. Mit Recht könnte man seine Motivation, seinen Charakter und seine Methode in Frage stellen, fest steht aber, daß Friedrich Salomo Krauss, durch die Aufbewahrung der Guslarenlieder, durch seine frühe Forderung nach der Volkskunde als Wissenschaft (besonders die südslavische Volkskunde) und durch das Sammeln und die Veröffentlichung sexueller Folklore trotz aller legalen und beruflichen Risiken, unseren Dank und unsere Anerkennung verdient.

Der Nachlaß in Los Angeles

In seinem ausführlichen biographischen Artikel bezeichnet es Michael Martischnig als „erstaunlich“, daß der Nachlaß während der Vorkriegszeit überhaupt nach Los Angeles gebracht werden konnte.¹⁰ Auch war das Verbleiben der reichhaltigen folkloristischen und sexualwissenschaftlichen Bibliothek von Friedrich S. Krauss lange ungewiß. Erst nach dem Tode von Ernestine Eva Opitz (1906–1991), der Tochter von Krauss, wurde der Nachlaß aus ihrem Privatbesitz um weitere biographische Fakten bereichert. Durch den Familienbriefwechsel lassen sich diese Lücken schließen. In den letzten Jahren seines Lebens litt Krauss an zunehmenden Sehschwierigkeiten und gewann als Schülerin und Mitarbeiterin Annemarie Wutte, geb. Hlebowicka (1903–1978), eine Freundin seiner Tochter.¹¹ Kurz nach dem Anschluß an das Dritte Reich verließ Ernestine Opitz Öster-

10 Michael Martischnig, „Zum 50. Todestag von Friedrich Salomo Krauss“. In: Krauss, Biobibliographie, S. 189.

11 „Bei der Niederschrift dieses Aufsatzes half mir meine vortreffliche gelehrige Schülerin der serbischen Folklore und Psychoanalyse in ihrer Anwendung zur Erklärung der südslawischen Volksüberlieferung.“ E.

reich und zog über einige Umwege schließlich zu ihrem Bruder Wilhelm nach Los Angeles. Sie ließ Restbestände aus dem Besitz ihres Vaters bei Bekannten in Wien zurück. Nur auf Drängen eines ungenannten Professors bemühte sich das Geschwisterpaar um den Nachlaß ihres Vaters. Es kann angenommen werden, daß es sich bei dem Ungenannten um Dr. Wayland Hand von der University of California, Los Angeles, handelt. Er war mit den ausgewanderten Geschwistern befreundet und hatte sich in den fünfziger Jahren um die verschollene Bibliothek von F. S. Krauss bemüht. Als er einst „Willi“ Krauss in einem Gespräch fragte, ob er mit dem berühmten Folkloristen verwandt sei, sah Willi ihn ernst an und erwiderte: „Dr. Hand, you are the *only* person who knows that he was my father!“

Die Kinder schämten sich wohl ihres Vaters und wollten mit dem Nachlaß nichts zu tun haben. Im Oktober 1954 schrieb Annemarie Wutte an „Erna“ Opitz, sie habe die „10 Pakete, sowie einen Koffer“ von einer Frau Kutzer abgeholt. Sie berichtet gleichzeitig, daß es sich bei dem Inhalt um ungefähr 60 Bücher, Manuskripte, Photographien, zwei alte Saiteninstrumente (Gusla oder Tamburica) und einige Bestecke handele. Frau Wutte erwähnte, daß die Bücher zum Teil in schlechtem Zustand seien, versprach aber eine genaue Liste der Büchertitel zu erstellen. Im Brief werden nur die beiden Bände *Sagen und Märchen der Südslaven* sowie die Schriften von Eduard Kulke¹², etliche Bände des *Urquell*¹³, romanische Erzählungen und „verschiedene Abhandlungen über Guslarlieder“ genannt. Eine detaillierte Liste wurde bisher nicht aufgefunden. Es schien ihr als das beste, alles zusammen durch einen Spediteur zu schicken. Sie drückte allerdings ihre Überraschung darüber aus, daß so wenige Bücher vorhanden seien, woraus zu schließen ist, daß sie mit Krauss' umfangreicher Bibliothek bekannt war. „Weil ich so genau weiss, daß wissenschaftliche Bücher da waren, und hier nur armseliges Zeug herumliegt, deshalb bin ich so ratlos unglücklich. Armselig, weil teilweise nur einzelne Blätter aus Serien heraus, nur einzelne Bände und nicht ein einziges wirklich komplettes, schönes Werk. Das macht mich stutzig und fassungslos.“¹⁴ In ihrer Antwort versuchte Ernestine ihre Freundin zu beruhigen, indem sie ihr mitteilte, daß die bei Frau Kutzer zurückgelassenen Bücher schon damals beschädigt und in schlechtem Zustand gewesen seien. „Die saubereren, guterhaltenen Bücher, die nicht vom Vater selber waren, habe ich damals verkauft und von dem Erlös

S. Krauss, „Die Ödipussage in südslawischer Volküberlieferung“. In: *Imago XI* (Leipzig 1935), S. 367. Siehe auch die Anmerkung zum „Vom Schicksal verhängte Verfluchung“.

12 Krauss hatte Kulkes Werke übersetzt und herausgegeben: F. S. Krauss, *Eduard Kulkes erzählende jüdische Schriften*. Leipzig 1906; und Eduard Kulke, *Kritik der Philosophie des Schönen*. Leipzig 1906. Krauss beschreibt seine Freundschaft mit Kulke in „Eduard Kulke, ein Uranier“ in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, IX, Magnus Hirschfeld (Hrsg.), Leipzig 1908, S. 313–324.

13 *Der Urquell. Monatschrift für Volkskunde*. Friedrich S. Krauss (Hrsg.), Hamburg, 1897–1898.

14 Brief von Annemarie Wutte an Ernestine Eva Opitz, 27. 10. 1954.

teilweise selber gelebt oder armen Freunden geholfen, die beinahe verhungerten.¹⁵ Sie erklärte auch, daß ein Spediteur zu teuer sei und sie nur „die wenigen Bücher vom Vater selber und seine Manuskripte, Märchen und Guslarenlieder“ benötige. Frau Wutte könne die übrigen Bücher sowie die Saiteninstrumente „als Erinnerung an einen alten, blinden Mann, zu dem Du so unendlich gut warst“ behalten. Frau Wutte schickte die ersten zwei Pakete im Januar 1955. Wilhelm Krauss berichtete: „Ich habe die Bücher gleich dem Professor ins Institut getragen.“¹⁶ In der Tat befinden sich Exemplare des *Urquell* in der Sammlung der University Research Library und sind mit dem Stempel „Gift from Wilhelm Krauss“ versehen. 1968, im Todesjahr von Wilhelm Krauss, ging der Nachlaß in den Besitz des Institutes über und befand sich bis 1980 ungeordnet in 13 Kisten in der Handschriftensammlung unter den Namen: Friedrich W. Krauss.

Krauss' Vorwort zum Ersten Band

Das Vorwort zum ersten Band der *Tausend Sagen und Märchen* wurde am 28. Juli 1914 verfaßt. Krauss war damals 55 Jahre alt. Die verlorenen Prozesse lagen nur ein Jahr hinter ihm, und die Wunden waren noch nicht verheilt. Wie sehr die Folgen der Prozesse auf Krauss lasteten, geht deutlich aus dem Vorwort hervor: „Was man gerichtlich zugefügte Schande, Schmach und Schaden heißt, was entehrendes Geschleiftwerden durch Tagzeitungen und Brandmarkung durch Vereine zu leisten vermag, wird mir im Übermaße zuteil. Warum und wozu?! Nur zur Befriedigung des Sadismus eines kgl. preußischen Staatsanwaltes, der da seit Jahren alles anstellt, was Gott, Recht und Gesetz verbieten, um mich und die ethnologische Forschung zu vernichten.“¹⁷

Jedoch lenkten Krauss die umwälzenden Weltereignisse um ihn herum nicht von seinen persönlichen Problemen ab. Es war kaum ein Monat seit dem Attentat auf den Thronfolger vergangen, und die österreichische Kriegsrüstung war in vollem Gange, als er seine Energie wieder auf die Veröffentlichung der slavischen Volksmärchen richtete, ein an sich kaum kontroverses Projekt. Er tat dies hauptsächlich, um seinen guten Ruf als Folklorist wiederherzustellen. Daß ihm nicht daran gelegen war, dies zu verheimlichen, geht aus dem Vorwort deutlich hervor, wo er schon auf den ersten Seiten seine wirklichen Absichten äußerte: „Damit ist, genau genommen, das Geleitwort schon erledigt. Was ich noch hinzufüge, kann man um so getroster ungelesen lassen, als es sich wesentlich nur auf mein persönliches Verhältnis zu den Menschen bezieht, um die ich mich oder die sich um

15 Brief von Ernestine Opitz an Annemarie Wutte, 7. 11. 1954.

16 Brief von Ernestine Opitz und Wilhelm Krauss an Annemarie Wutte, 16. 2. 1955.

17 Band 1, S. XXXII. Für alle Zitate aus dem Vorwort werden die Seitenzahlen im Klammern gesetzt.

mich bemühten, sei es im Guten oder im Bösen ...“ (S. VI). In diesem neuen Werk ließ er keinen Stoff sexuellen Inhaltes mitdrucken, obwohl er der Auffassung war, daß zensierte Folklore eine verfälschte Folklore sei. Dessenungeachtet fühlte er sich hier gezwungen, diesmal eine „gesäuberte“ Veröffentlichung herauszugeben, „um nun den Verfolgern ein Paroli zu bieten“ (S. XX) und ohne Angst vor einer Beschlagnahmung seine Meinung kundtun zu können.

Um seiner Sache stärkeren Ausdruck zu verleihen und das Ausmaß des ihm angetanen Unrechtes hervorzuheben, geht Krauss auf die „Christusbild-Episode“ des Prozesses ein. Der wahre Grund für den Prozeß sei u. a. seine Ähnlichkeit mit den damaligen Christusdarstellungen. In der polemischen Schrift *Erotische Zauberwahnprozesse zu Berlin im Jahre 1913* beschrieb Krauss diese Episode in allen Einzelheiten, um die Lächerlichkeit seiner Gegner und deren antisemitische Motivationen ans Licht zu bringen.¹⁸ Nach eigenem Bericht handelt sich hierbei um eine Fotoaufnahme von 1888, die er in aller Unschuld einem Freund geschickt habe. Dieses ‚kontroverse‘ Photo befand sich im Besitz seiner Tochter und trägt auf der Hinterseite die folgende Widmung: „Meiner liebenswürdigen Gönnerin Frau Else Kind [Name teilweise durchgestrichen und unlesbar] widme ich mein Bild, das mich als 27jährigen zeigt. Suleiman [sein Pseudonym], Wien, am 24. VI. 1908.“ Daß Krauss sich der Wirkung dieses Photos bewußt war, beweist ein Brief vom 22. April 1892 an den Volkskundler Otto Schell, in dem das Photo eingelegt gewesen ist: „Meine Ähnlichkeit mit den typischen Christus Köpfen ist mir genug oft peinlich, denn wo ich mich zeige, richten sich die Blicke vieler auf mich und man fixiert mich auffällig genug.“¹⁹ Durch das Verschweigen dieses Photos im Vorwort zum ersten Band versuchte Krauss den Schwerpunkt des Prozesses von seiner Person auf den anschwellenden Antisemitismus zu verschieben und sich als Opfer und Märtyrer darzustellen, indem er behauptete, daß sowohl Richter wie Sachverständige ihn beschuldigt hätten, daß er „anscheinend Christus ähnlich“ sei (S. XXI). Das wird in der Anmerkung zu „Woher rührt die Gesichtsbälse der Juden“ unterstrichen.

Mit der Herausgabe der *Tausend Sagen und Märchen* kehrt Krauss zu seinem früheren Forschungsgebiet zurück. Die beiden Bände der *Sagen und Märchen der Südslaven* wollte er als Teil dieses Projektes als Bände 3 und 8 neu auflegen, was er nicht nur im Vorwort erwähnt, sondern was auch aus den korrigierten Bänden im Besitz seiner Tochter hervorgeht. Nur für die zwei ersten Bände waren bisher unveröffentlichte Stoffe aus seiner Sammlung vorgesehen, während zwei Bände eine Neubearbeitung der *Sagen und Märchen* und alle weiteren Bände eine deutsche Übersetzung von Märchen aus schwer zugänglichen slavischen Zeitschriften sein sollten: „Die Südslaven drucken ihre Zeitschriften, Kalender,

18 F. S. Krauss, *Erotische Zauberwahnprozesse zu Berlin im Jahre 1913*. Leipzig 1913, S. 22–23.

19 Die Briefe an Schell sind in der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek in Bonn.

Bücher und Flugblätter meist für raschen Absatz mit blasser Druckschwärze auf billigstem und vergänglichstem Holzpapier. Es zerfällt so leicht und was darauf steht, geht verloren. In meine Sammlung ist aber so manche für den Forscher belangreiche Angabe herübergerettet. Das rechne ich mir zu einem ebenso großen Verdienst an, als ob ich als der erste die betreffende Geschichte aus dem Volksmunde aufgezeichnet“ (S. XVII). Ein Teil seiner Übersetzungen konnte auf die Folklore-Zeitschrift *Karadžić* zurückgeführt werden, deren Herausgeber sein Freund Professor Vladimir Gjorgjević war. Andere Quellen waren die Veröffentlichungen von Rudolf Strohal (†1856) und Kuzman Šapkarev (1834–1909). Leider ist eine für den achten Band geplante Bibliographie sowie ein Schlagwortverzeichnis in dem Nachlaß nicht zu finden.

Obwohl ein Großteil der Texte nicht aus „Märchen und Sagen“ im traditionellen Sinn besteht, sondern Geschichten über Vampire, „Vilen“ und Werwölfe sowie Schnurren einbezieht, verteidigt Krauss hier die Wiedergabe der Vampir- und Werwolfgeschichten nur mit der Begründung, daß sie im Volke noch lebendig seien. „Zur Vermeidung einer irreleitenden Einseitigkeit sah ich mich bewogen, den Begriff der Sagen und Märchen weiter auszudehnen, als man ihn im Sprachgebrauch zu fassen pflegt“ (S. VIII). Der Rahmen der folkloristischen Gattungen wird aber nach heutigen Auffassungen durch die Einbeziehung von Schnurren völlig gesprengt. Diese Geschichten der ethnischen Gegensätze und religiösen Spannungen zwischen Mohammedanern, Christen, Serben, Bosniern und Türken bilden eine Gattung für sich selbst. Aber gerade diese Schnurren sieht Krauss als psychologischen Schlüssel zum Verständnis der Südslaven an: „Hunderte Geschichten, die kaum eine Beachtung fänden, gelangen hier mit zu Ehren, weil sie Humor, Witz, Satire und Ironie des Primitiven aufdecken. Der Mensch ist ein von Lachlust erfülltes Geschöpf. Was ihn ergötzt, erheitert, was sein Genecke, seinen Spott und Hohn erweckt, ja selbst seine Mienen und Geberden beim Ausdruck seiner ausbrechenden Fröhlichkeit, verraten uns das Geheimnis seiner durch das gesellschaftliche Tabu unterdrückten Triebrichtung“ (S. XV). Hier zeigt sich der Einfluß der anbrechenden psychoanalytischen Bewegung auf Krauss. Er erkannte sehr frühzeitig ihre Bedeutung für die Disziplin der Folklore. In den Jahren zwischen 1910 und 1916 war er mehr als vierzigmal zu Gast bei Freuds Psychoanalytischer Gesellschaft²⁰ und hat häufig in der *Anthropophyteia* die Werke von Psychoanalytikern rezensiert. In seiner Märchensammlung erwähnt er erneut die Zusammengehörigkeit dieser beiden Disziplinen: „Freud's scharfsinnige Untersuchungen lehren uns die Tragweite solcher Schnurren und Schwänke psychoanalytisch zu würdigen. Gerade von Freud und seinen Jüngern erfährt die Folkloristik eine mächtige Belebung und es ist recht und billig, daß wir unseren Bundgenossen neue Stoffe

20 Herman Nunberg, Ernst Federn (Hrsg.), *Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung*, Bde. I–IV, 1906–1918, Frankfurt am Main 1976–1981.

zu ihren Schürfungen im Untergrund der Seele beisteuern, deren Nutzen für das Völkerwohl augenscheinlich ist“ (S. XVI). Ähnliche Aussagen sind bei einigen zeitgenössischen Psychoanalytikern zu finden.²¹ Obwohl Krauss ein begeisterter Befürworter der psychoanalytischen Bewegung war, blieb es ihm versagt, in den engeren Kreis dieser Gruppe Einlaß zu finden. Freud erkannte zwar den Wert der Folkloristik als Schatz psychoanalytischer Forschung²² und benutzte in seiner Zusammenarbeit mit D. E. Oppenheim hauptsächlich Beispiele aus der *Anthropophyteia*²³. Das Vorwort der *Tausend Sagen und Märchen der Südslaven* wiederholt das Verhältnis der zwei Disziplinen zueinander (siehe oben). Auch in den Anmerkungen zu den Märchen „Des heiligen Georgs Rühreier sind eine gar teure Speise“ und „Befehl ist Befehl“ sind Anspielungen auf die Freudsche Schule zu finden.

Anmerkungen zu den einzelnen Märchen

Die Anmerkungen sind hauptsächlich der Erklärung der kulturspezifischen Besonderheiten der Schnurren und Märchen gewidmet. Mit diesen Märchenbänden richtete sich Krauss an ein breites Publikum und verwies die Experten auf seine schon veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten.

Seine Voreingenommenheit und seine Verbitterung gegenüber den Serben kommen auch in diesen Anmerkungen deutlich zum Ausdruck. Offensichtlich versuchte Krauss durch seinen antiserbischen Ton an den geschichtlichen Ereignissen zu profitieren und sich als Opfer einer serbischen Verschwörung darzustellen, indem er den Ursprung seiner gerichtlichen Probleme den damaligen Feinden Österreichs zuzuschreiben versuchte. Um seinen wissenschaftlichen Ruf zu retten, bemüht er sich, Ähnlichkeiten zwischen den Angriffen auf seinen Charakter und dem Attentat auf den Thronfolger hervorzuheben. In seinem 1914 verfaßten Vorwort zum ersten Band findet man zwei Anspielungen darauf. In einem Pamphlet, das zur gleichen Zeit getarnt als Beitrag zur serbischen Volkskunde erschien, verglich er sich mit Laokoon, der die Deutschen vor den „unzivilisierten“ und gefährlichen Serben zu warnen versucht.²⁴ Gleichzeitig erwähnte er ein angebliches serbisches Attentat, das 1911 in den Straßen von Wien gegen ihn gerichtet gewesen sein soll.

21 Sigmund Freud, [Brief datiert 26. 6. 1910] in: *Anthropophyteia*, Band VII, S. 472 f.; Wilhelm Stekel, Rezension der *Anthropophyteia*, in: *Zentralblatt für Psychoanalyse*, Hrsg. Sigmund Freud, II. Jahrgang, 1912. Nachdruck von E. J. Bonset, Amsterdam, 1964, S. 283.

22 Vgl. Brief von Sigmund Freud, 26. 6. 1910, in: *Anthropophyteia*, Band 7, S. 472 f.

23 D. E. Oppenheim und Sigmund Freud, *Dreams in Folklore*. Translated from the German by James Strachey. New York: International Universities Press, 1958.

24 F. S. Krauss, „Vom serbischen Volkstum“. In: *Süddeutsche Monatshefte* XVII (1915) S. 986–991.

Die kurz darauf folgende Untersuchung dieses Vorfalles durch die *Neue Freie Presse* läßt viele Zweifel an der Glaubwürdigkeit von Krauss übrig. Es sei hervorgehoben, daß die kritische Einstellung den Serben gegenüber in seinen früheren Werken nicht zu finden ist und in direktem Gegensatz zu einem 1895 verfaßten Aufsatz über die serbische Volkskunde steht, in dem sich Krauss ausschließlich positiv über das serbische Volk äußerte.²⁵

Diese Aversion gegenüber den Serben geht auf eine langjährige Auseinandersetzung mit südslavischen Akademikern zurück. Sie basiert in erster Linie auf den grundlegenden Unterschieden im Verständnis der Rolle der Folklore. Im Aufbruch des weltweiten Nationalismus wurde Folklore als Rechtfertigung nationalistischer Bestrebungen gebraucht, während die erotische Volkskunde, die Krauss förderte, abstoßend auf jede nationalistische Bewegung wirken mußte. Krauss dagegen empfand eine Verherrlichung einzelner Völker oder Nationalitäten durch Volkskunde als ein Mißbrauch der Wissenschaft: „Erklärt man z. B. die allgemeine Übereinstimmung gesellschaftlicher Einrichtungen und Anschauungen der Menschheit aus einer einheitlicher Überlieferung oder Blutverwandtschaft oder gemeinsamen politischen Geschichte, so bleibt man an Scheinbeweisen und Vermutungen kleben und erklärt gar nichts sicher. Begreift man dagegen die gleichartige geistige Veranlagung des Menschen, wo immer er auftritt und seine Fähigkeit, sich der Umgebung notwendigerweise anzuschmiegen, so entfällt von selber jede ernstere Schwierigkeit, das Vorhandene und Gewordene zu verstehen.“²⁶ Als Anhänger der Polygenese betrachtet er alle Versuche, Volkskunde zur Förderung eines Nationalmythos zu verwenden, als unwissenschaftlich und unmoralisch. So waren für ihn die Ortsangaben in seinen Aufzeichnungen nur von zweitrangiger Bedeutung: „Ziel und Aufgabe des Deutschen, der für die abendländische Gelehrtenwelt schreibt, sind etwas anders als die nationalslavischer Folkloristen, deren Leser liebevolles Eingehen auf örtliche – für mich aber gegenstandlose – Abschattungen der Überlieferung wünschen. Ich muß nämlich immer das gemeinsüdslavische und dabei gemeinmenschliche festzulegen trachten, was die Wissenschaft sicher fördert“ (S. XXV). In seiner 1893 erschienenen polemischen Schrift *Böhmische Korallen*, weitet er seine Kritik in persönliche Angriffe auf einige Akademiker aus, die er mit bissigen Satiren angreift.²⁷ Im Vorwort zum ersten Märchenband findet man noch den Wiederhall dieses satirischen Tons: „Gleichwie die Schaffnerin das Spanferkel, bevor sie es an den Bratspieß ansteckt, mit Knoblauch, Pfeffer, Majoran und Salzkörnern reichlich unterspickt, also lieben es auch so viele südslavische Pädagogen, die Volkmärchen mit gar mancherlei national-patriotisch-politisch-religiös schillernden

25 F. S. Krauss, „Zur serbischen Volkskunde“. In: *Die Zeit*, XXXII, 11. Mai 1895, S. 87–88.

26 „Vorwort“ folder (1), Box 6.

27 F. S. Krauss, *Böhmische Korallen aus der Götterwelt: Folkloristische Börseberichte vom Götter- und Mythenmarkte*. Wien 1893.

Kraftworten und salbungsvollen Wendungen zu würzen und ihnen zum Schluß zur Verblödelung des jugendlichen Gemütes beschauliche moralische Troddeln anzuhängen“ (S. XVII–XVIII). Die gleiche Polemik findet man in den Anmerkungen zu „Wie einem arbeitsscheuen Menschen aus allen Nöten geholfen ward“ und „Warum der Vollmond abnimmt“.

Seine wissenschaftliche Methodik besteht darin, die volkscundlichen Überlieferungen so anzubieten, wie er sie vorgefunden hat, ohne „Verschönerung“ oder Zensur. Er beschreibt dies als eine „Darstellungsweise, die sich wesentlich auf eine schlichte Wiedergabe folkloristischer Ermittlungen beschränkt“. Krauss berief sich auf Adolf Bastian und Vuk Stefanovic Karadzic als geistige Vorbilder: „Folklore zu sammeln ist eine echte Kunst, zu der man, wie zu jeder anderen eine Begabung von Haus aus mitbringen und die man immer fleißig üben muß, um in ihr eine Vollkommenheit zu erreichen. Sie ist auch ein Beruf, der ein ganzes Leben ausfüllt. Er erheischt zu seiner Beglaubigung die Fähigkeit der treffsicheren, vorurteillosen Beobachtung und der klaren Wiedergabe des Erkannten, dazu die Kraft, die sinnliche Wahrnehmung geistig durchzuarbeiten“ (S. VII). Eine solche Methode schließt alle nationalistischen Gefühle aus und erfordert einen neutralen, von allen Ideologien freien Beobachter: „[Die] Grundfestigkeit [der Folkloristik] entstand, als man frei von nationaler, konfessioneller und nicht zuletzt moralisch-aesthetischer Engbrüstigkeit, Volksschichten und Völker zu beobachten begann ...“ (S. VII). Schlüssel dieser „vorurteilslosen Beobachtung“ und Vermeidung der „nationalistischen Mythosbildung“ und der „Steigerung des Rassenkampfes“ waren die Theorien der Freudschen Schule: „Aus diesem Wirrwarr führt uns erst die Psychoanalyse heraus, die uns das ursprüngliche Gedankengefüge von nachträglichen, zufälligen oder geographisch provinziell bedingten Einschüben zu unterscheiden lehrt“ (XXVI).

Schließlich findet man in den Anmerkungen mehrere Versuche einer Wiederherstellung seines guten Rufes, der durch die gerichtlichen Prozesse sehr in Mitleidenschaft gezogen war. Wiederholt findet man spitze Bemerkungen über Gerichtsvertreter und sachverständige Zeugen.²⁸ Die Prozesse von 1913 bedeuteten für Krauss nicht nur finanziellen Verlust und Brandmarkung als Pornograph, sondern verwehrten ihm auch die Möglichkeit, Folklore nach seiner eigenen Auffassung und Überzeugung zu veröffentlichen. In der Geschichte „Der Wiesel“ finden sich z. B. Hinweise auf den Prozeß in den Anmerkungen.

28 Für eine Beschreibung des Prozesses siehe Raymond L. Burt, Barbara Eppensteiner, Johannes Reichmayr, „Sexualforschung und Psychoanalyse: Friedrich Salomon Krauss und Sigmund Freud – gelehrte Zuhörer von unten“. In: *Von der Last der Lust: Sexualität zwischen Liberalisierung und Entfremdung*, Josef Christian Aigner und Rolf Gindorf (Hrsg.), Wien 1986. Krauss selbst behandelt den Prozeßverlauf in *Erotische Zauberwahnprozesse zu Berlin im Jahre 1913*. Leipzig 1913 sowie in den letzten Bänden der *Anthropophyteia*.

Originaltext der Märchen

Im Nachlaß sind keine Hinweise auf die Anordnung der Texte zu finden. Die Schnurren befanden sich auf handgeschriebenen Blättern und waren nummeriert. Sie sind aber leider nicht vollständig. Viele Märchen waren vermutlich von Annemarie Hlebowicka getippt und in einer Mappe unter dem Titel „Serbische Sagen und Märchen“ aufbewahrt. An der Rechtschreibung der vorgefundenen Manuskripte wurden für diese Ausgabe nur geringe Korrekturen vorgenommen. Typische Eigenheiten der Rechtschreibung wurden vom Originaltext übernommen. Krauss entschied sich u. a. für die Auslassung des Bindungs-s in zusammengesetzten Substantiven. In seiner Kopie der *Sagen und Märchen der Südslaven* hatte er bereits überall das Bindungs-s durchgestrichen.

Die Illustrationen im ersten Band bestehen zum größten Teil aus slavischen Stickmustern. Die Zeichnungen von Rudolf Singer und Janko Miron Koganowsky dienten nur als ergänzende Ausschmückung und hatten keinen Bezug zum Text. Für die weiteren Bände beauftragte Krauss den Künstler Maximilian Lehmann, Illustrationen zum Inhalt der Märchen und Schnurren zu entwerfen.²⁹ Aus dem Nachlaß ist ersichtlich, daß Krauss eine Neuauflage des ersten Bandes mit neuen Illustrationen von Max Lehmann geplant hatte, um die ganze Auflage stilistisch in Einklang zu bringen.

Warum die geplanten weiteren Bände nie zum Druck kamen, ist wohl auf persönliche Umstände und die Nachkriegszeit zurückzuführen. Trotzdem geht aus dem Archivmaterial hervor, daß er noch 1925 mit den Anmerkungen zu einzelnen unveröffentlichten Märchen beschäftigt war. Wie schon erwähnt, wurde ein Teil dieser Märchen von seiner Schülerin getippt, was beweist, daß er in den dreißiger Jahren noch am Manuskript arbeitete.

Raymond L. Burt
Wilmington, North Carolina

29 Außer etwa 50 Illustrationen zu den Texten sind im Nachlaß Hunderte Zeichnungen von südslavischen Landschaften, Dörfern und Bevölkerung von der Hand dieses Künstlers zu finden.

Tausend
Sagen & Märchen
der
Südslaven.

Gesammelt und verdeutscht
Dr. Friedrich S. Krauss.
Mit Bildern
von Janko Haganowsky,
Rudolf Singer u.A.



Leipzig, Ethnologischer Verlag.

Tausend
Sagen & Märchen

DER
SUDSLAVEN

Gesammelt und verdeutscht von
Dr. Friedrich S. Krauss.



Leipzig, Ethnologischer Verlag.

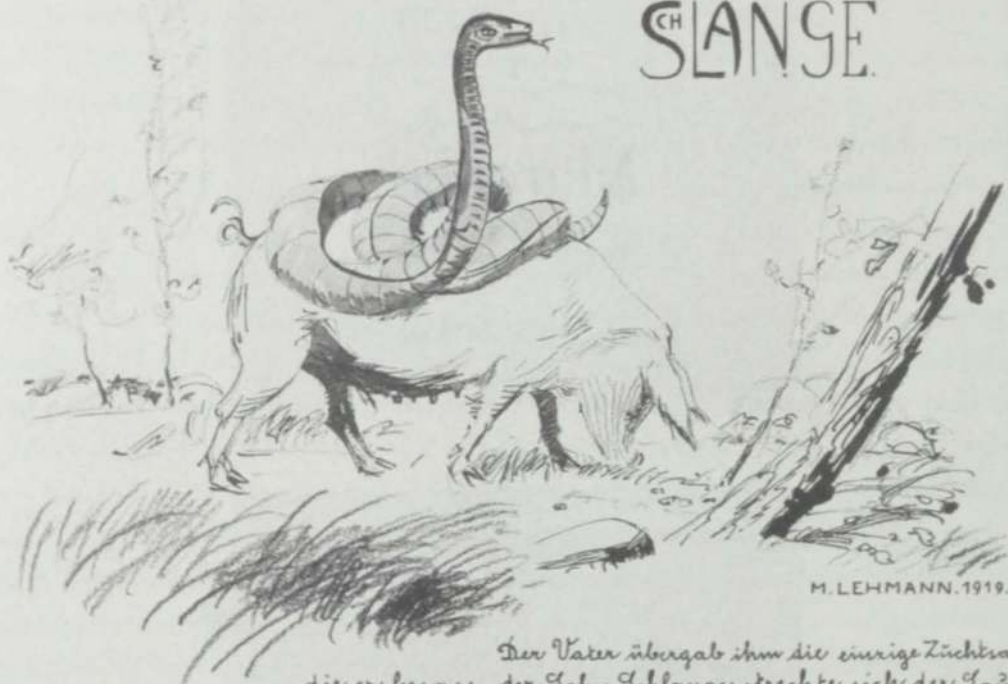
Titelblätter der Ausgabe „Tausend Sagen und Märchen der Südslaven“, Leipzig 1914.
In der obigen Abbildung ist die Bandzahl ausgelassen („Band 1“). Krauss trug sich
offenbar mit dem Gedanken, dieselbe Titelseite für die neue Ausgabe zu verwenden.

Märchen

2. Die Geschichte der Fische

Die Fische lebten einst im Meer und waren so schön wie nie vor und so sie
 lebten glücklich und zufrieden. Aber ein böser Zauberer hat sie so
 verwandelt, wie sie sind. Die Fische sind nun so schön wie nie vor

DIE ENTZAUBERTE SCHLANGE.



M. LEHMANN. 1919.

Der Vater übergab ihm die einrige Züchtrau,
die er besass, der Lohu Schlange strechte sich der Laü
über den Rücken aus, piff und sog seines Weges fort.

Illustrationsentwurf für die geplante Ausgabe (M. Lehmann, 1919).
(Krauss-Archiv, Los Angeles)

1. Tierfabeln

1. Füchsin und Amsel

Es war einmal eine Füchsin und eine Amsel und sie rodeten für ihren Bedarf ein Ackerfeld aus. Sagte die Amsel zur Füchsin: „Lass uns säen!“ Antwortete ihr die Füchsin: „Besäe du ihn, ich komme nachher zum Umgraben!“ Es kam die Zeit zum Umgraben und die Amsel sprach: „Lass uns umgraben!“ Entgegnete die Füchsin: „Grab du nur sie um, ich werde mich zur Fechsung einfinden!“ Nach der Fechsung, die die Amsel wieder allein besorgen musste, stellte sich die Füchsin zur Teilung ein. Also teilten sie den Ertrag. Die Füchsin teilte der Amsel eine Mütze voll zu, alles übrige aber behielt sie für sich.

Die Amsel erzürnte darüber, überliess auch ihren Anteil der Füchsin und flog in ein Dorf davon. Dort traf sie einen kranken Hund an. Sagte der Hund zu ihr: „Kannst du mich gesund machen, so werde ich dafür die Füchsin zerfleischen!“ Antwortete ihm die Amsel: „Frisst du sie auf, so mache ich dich gesund!“ Kamen da einmal Ölbauern mit Öl daher, das sie wie üblich auf dem Kopfe trugen. Die Amsel setzte sich auf die Blechkanne und pickte daran. Der Ölbauer suchte sie zu verscheuchen und liess dabei die Kanne fallen. Der Hund wälzte sich im Öl und genas davon. Wieder sagte der Hund zur Amsel: „Vermagst du mich zu sättigen, so fresse ich sie auf!“ Gieng da ein altes Weib des Weges, das trug auf dem Kopfe ein Brett mit einem gebackenen Fladenkuchen. Die Amsel umschwirrte sie herausfordernd und besudelte den Kuchen und das Tragbrett. Die Alte warf ihr beides nach und rannte davon, so dass sich der Hund sattfrass; dann aber sagte er zur Amsel: „Bringst du mich zum Lachen, so fresse ich die Hündin auf!“ Es kamen des Weges ein Weib und ein Mann daher. Die Amsel setzte sich dem Weib auf den Kopf. Der Mann schlug nach der Amsel und erschlug dabei sein Weib. Darüber lachte der Hund auf und begab sich an den Ort, wo die zwei Gesellen den Weizen unter einander aufgeteilt hatten. Dort bedeckte sich der Hund ganz mit Stroh und nur ein Ohr lugte daraus hervor. Rief die Amsel die Füchsin herbei. Die Füchsin kam nahe dem Hund heran und fragte die Amsel: „Was ist das dort?“ Erwiderte ihr die Amsel: „Geh hin und schau mal nach, was es ist!“ Die Füchsin gieng hin und packte den Hund beim Ohr, der Hund aber sprang mit einem Satz auf sie los und frass sie auf.

2. Der Grundbrief der Füchsin

Die Füchsin begegnete einmal dem Wolfe und sprach zu ihm: „Lass uns mal in die Weinberge gehen, um zu Mittag einige Trauben zu verzehren!“ – „Ja, wenn uns aber die Winzer dort erschauen, so töten sie uns!“ – „Ha! Warum sollten sie uns töten? Wir ver-

steigen uns doch nicht in einen fremden Weinberg, wir wollen nur unseren eigenen besuchen. Ich besitze darüber als Eigentümerin einen Grundbrief!“

Also brachen sie dahin auf. Kaum fiengen sie zu mittagmahlen an, tauchen auch schon die Winzer mit Schiessgewehren auf. Die Füchsin ergriff schleunig die Flucht. „Wohin, liebste Gevatterin, hast denn du nicht einen Grundbrief?“ – „Aber, wer beschaut denn bei solchen Staub und Rauch einen Grundbrief?“ erwiderte sie und versteckte sich.

3. Reinecke mit der Zauberverschreibung

Eine Gänsehirtin war im Besitz einer Zauberverschreibung (*zapio*) und darum konnte ihr weder Meister Reinecke noch sonst irgend ein Geschöpf, sei es Tier oder Mensch eines ihrer jungen Gänslein stehlen. Einmal aber überredeten Schnitter den Meister Reinecke, dem Mädchen ihre Schutzverschreibung zu entwenden, und dafür versprochen sie ihm einen breiten Brodfladen. Der kleine Diebstahl war für ihn kein besonderes Kunststück und daher gelang er ihm auch ohne Schwierigkeit. Als er sich jedoch im Besitz der Verschreibung sah, überlegte er sich den Handel und dachte nicht mehr daran, seine kostbare Beute bloss für einen einzigen Brodfladen, so gross und breit er auch sein mochte, abzugeben. Die Schnitter warteten und warteten immerzu bis in den Winter hinein. Zu ihrem noch grösseren Leidwesen trat eine Dürre ein und es gab kein Wasser in den Brunnen und Bächen, nur in den Bergen gab es eine warme Quelle, die sich niemals mit Eis bedeckte. Einzig und allein Meister Reinecke wusste, wo sie zu finden sei und die Bauern versprochen ihm zwei fette Brodfladen, hole er ihnen dies Wasser herbei. Das liess sich hören und der Meister machte sich gern auf den Weg. Zwischen seinem Gebiss im Maul hielt er dabei seine Verschreibung fest. Im Gebirge angekommen froren ihm leider seine Füße ein, doch hinderte ihn dies keineswegs, das Maul voll Wasser zu schöpfen, nur blieb dabei sein Kopf samt der Zauberschrift im Eis stecken. Als er das Wasser den Bauern überbrachte, merkten sie gleich, Meister Reinecke habe keinen Kopf mehr. „Wo hast du deinen Kopf liegen lassen?“ fragten sie ihn verwundert. Darüber fieng der schlaue Reinecke heftig zu weinen an, aber man gab ihm rasch Feuergluten, er trug sie in die Berge hinauf, taute damit seinen Kopf los und brachte ihn glücklich ins Tal zurück, aber in der Eile und Hast hatte er beim Wassertrinken die Verschreibung hinuntergeschluckt. Die Bauern gaben ihm nun schnell einen Alms von Liebstöckelblättern ein (*selen*). Das Mittel wirkte wunderbar auf der Stelle. Reinecke schnüffelte geschickt aus dem Haufen die Zauberverschreibung heraus, nahm die zwei fetten Brodfladen, seinen Lohn, entgegen, ergriff ein Stück Papier, schrieb darauf einen neuen Zauberspruch und steckte den Zettel in seinen grossen Haufen für die Bauern hinein. Darauf las man in zierlicher Schrift: *Mir die Fladen – euch der Dreck!*

Bosnien

Anmerkung: *Meni pogače a vama govno!* sprichwörtlich man sagt so zu Leuten, die sehr schlau vorzugehen glauben und dabei einem Geriebeneren aufsitzen. Die Schnurre erzählt man auch noch in derberen Fassungen.

4. Der Dachs nach dem Besuch der Sippe seiner Frau

Eines schönen Tages begegnete der Dachs dem Hasen und stellte sich ihm als Bär vor. Ebenso gab er sich dem Fuchs und dem Wolf aus. Zu guter letzt trifft er auch den Bären. Der aber stellt ihn zur Rede: „Wer bist du denn eigentlich?“ – „Ich bin der Dachs!“ – „Wieso wagtest du es dir meinen Namen beizulegen?“ Entschuldigt sich der Dachs: „Wundere dich nicht gar so, ich war halt zu Besuch bei der Sippschaft meiner Frau und da bin ich eben grossmäulig geworden.“

5. Fuchs und Nachtigall

Eine Wespe flog im einen Fuchsbau hinein und fieng schauerlich zu summen an. Als die Füchsin heimkam und das verdächtige Gesumme vernahm, da getraute sie sich nicht in ihren Bau hinein, sondern gieng fort und rief die Nachtigall zu Hilfe herbei: „Gevatterin Nachtigall! Gevatterin Nachtigall! Komm und verjag mir das Unheil aus meinem Heime!“ Die Nachtigall folgte ihr in den Bau, pickte die Wespe auf und verzehrte sie.

Von diesem Augenblick an vergesellschaftete und befreundete sich die Füchsin aufs innigste mit der Nachtigall. Einmal aber fehlte es der Füchsin an einem Mittagimbiss und weil sie hungerte, log sie der Nachtigall vor: „Gevatterin Nachtigall! Gevatterin Nachtigall! Gib mir ein Eilein! Ein Gast fand sich bei mir ein und ich habe nichts zu seiner Bewirtung bereit!“ Die Nachtigall glaubte der Füchsin wieder und entlockte ihr auf gleiche Weise ein zweites Eilein, als sie jedoch auch noch ein drittermal mit dem gleichen Anliegen vorschsprach, schöpfte die Nachtigall Verdacht, erkannte, dass die Füchsin sie angelogen habe und verweigerte ihr ein drittes Ei. Von da ab hörte auch die Freundschaft zwischen ihnen auf.

6. Der Bär und die Birnen

Meister Petz erspähte im Herbste einen prächtigen Birnbaum voll reifer Früchte, darnach es ihn gar sehr gelüstete. Er begann den Birnbaum mit aller Kraft zu schütteln, doch auch die Stengeln halten die Birnen mit aller Kraft fest und lassen keine einzige hinabfallen. Er versuchte es, auf den Baum hinaufzuklimmen, doch war der Baum zu schlank und sein

Bemühen erwies sich darum als eitel. So strich er denn um den Baum herum und spitzte seine Zähne. Das half aber auch gar nichts, nicht einmal zu schmecken bekam er eine Birne. Endlich wandte er sich vom Baume ab und sprach: „Was soll ich noch länger um den Baum da herumtanzen, wo es doch ihrer noch eine Menge besserer giebt. Auf dem da giebt es ohnehin so gut wie gar keine Birne und die wenigen, die darauf sind, die sind überdies schon halb verfault!“

Bosnien

7. Tante Reinecke und der Haushahn

Im Morgengrauen erschien Tante Reinecke vor dem Hause unterm Baume, auf welchen das Hühnervolk Nachtruhe hielt. Sie hub feinartig und einschmeichelnd zu berichten an, eine hohe Persönlichkeit vom obersten Gerichtshofe habe sie abgesandt, um den fetten Hahn dem Kadi vorzuführen. Er möge sich denn unverzüglich mit ihr auf den Weg machen, es werde ihm ja gar nichts geschehen, weil jene Persönlichkeit, so sagte die Tante, die Oberaufsicht über das gesamte Hühnervolk führe und es handle sich diesmal überhaupt bloss um ein Gutachten in einer Hühnerangelegenheit. Der Hahn fühlte sich sehr geehrt, sagte nicht fünf und nicht sechs, besprach sich auch nicht vorher mit seinen Weibern, den Glucken, sondern folgte ohne Bedenken der Vorladung. Nur beim Abschied rief er den Hennen zu: „Hei, auf Lebewohl!“ und sie antworteten ihm: „Hei, Glück auf den Weg!“ Und so zog der Haushahn unterm sicheren Geleite der Füchsin zum Kadi ab und falls er inzwischen nicht wieder heimgekehrt ist, so wartet er noch immer im Gerichthause, bis man ihn aufrufen wird.

Bosnien

8. Füchsin und Fuchslein

Die Füchsin zeigte ihren Fuchslein ein in der Ferne brennendes Feuer und forderte sie auf, sich daran zu wärmen. Alle Fuchslein stellten sich gleich auf, als ob sie wirklich um ein Feuer wären. Darauf rief ein Fuchslein aus: „Oh, o weh!“ – „Was gibt's?“ fragte die Füchsin. „Ich verbrannte mich!“ antwortete das Junge. „Ei, wenn du schon das verstehst, so troll dich von mir hinweg, denn du bedarfst meiner Schlauheit nimmer!“ erwiderte die Füchsin und schied von ihren Fuchslein.

9. Muhme Füchsin und Oheim Igel

Einmal wanderte Igel auf der Landstrasse dahin und begegnete der Muhme Füchsin und begrüßte sie: „Gott helfe dir, liebe Muhme Reinecke!“ – „Auch dir möge er helfen, der liebe Gott, Ohm Igel“ – „Wie bist du mir so vereinsamt, Muhme Füchsin?“ fragte der Igel. „Und wie bist mir denn du so vereinsamt, mein Ohm Igel? Wie kommt es, dass du gar keinen Genossen hast?“ – „Ach meine gute Muhme, schlechte Zeiten sind angebrochen und es knurrt einem der leeren Magen. Unser einer hat selber nichts zu beissen und zu brechen. Da weicht einem die Gesellschaft aus!“ – „Halt ja, 's ist ein Jammer, heutzutage sich durchzufressen, es ergeht mir auch nicht besser als dir, mein bester Ohm!“ sagte die Füchsin. „So weisst du was“, versetzte darauf der Igel, „vergesellschaften wir uns, gute Muhme und halten wir mal Umschau, ob es nicht wo was zu knabbern für uns giebt!“ Die Füchsin war damit gleich einverstanden und sprach: „Gehen wir also vorwärts!“ – „Ich weiss von einem Obstbaum, dem wollen wir einen Besuch abstatten!“ , versetzte der Igel. „Du kimmst leicht auf ihn hinauf, wirst die reifen Früchte abpflücken und herabwerfen, ich aber werde sie aufklauben!“

„Abgemacht“, sagte die Füchsin und sie schlugen selbender den Weg nach einem Weingarten ein. Als sie dort eintrafen, erklimmte die Füchsin den Baum und fieng die Früchte abzulesen an, sowie aber eine Frucht herabfiel spießte der Igel sie auf seine Stacheln auf. Nachdem die Füchsin vom ganzem Baum nahezu alle Früchte abgepflückt hatte und herabgeglitten war, sagte der Igel zu ihr: „Nun aber lass uns flüchten, denn dort naht der Herr des Weinbergs und es ist für uns wohler, wenn er uns hier nicht mehr antrifft!“ Sprungbereit rannte die Muhme auf und davon und Oheim Igel hinten nach, so schnell er schwer beladen ihr nur folgen konnte zum Weingarten hinaus und schlug sich in die Büsche. Der Weinbergeigentümer kam zum Baume, nur die, wie er wusste, schon ausgereifen Früchte einzusammeln, sah die Bescherung und rief aus: „Verdammt! Die Früchte sind freilich reif geworden, doch leider nicht für mich. Wie die Spuren zeigen, haben mir bereits Muhme Füchsin und ihr Oheim Igel die Mühe der Lese erspart! Hol sie dieser und jener alle beide!“

Füchsin und Igel trafen einander wieder im Walde und die Füchsin redete den Igel an: „Wohlan, mein wackerer Ohm, jetzt wollen wir uns mal tüchtig anessen!“ – „Geh, hör auf, Muhme, das ist nicht für dein Ärschlein, sondern nur für meines. Das bisschen genügt gerade für mich. Ich will mich damit bescheiden, du aber wirst dir bald für dich irgendwo etwas besseres finden!“ erwiderte ihr der Igel. Die Muhme Reinecke liess ihn stehen, gieng in Gedanken weg von ihm und sprach zu sich selber: „Ich habe wohl den Vetter Isegrim genug oft daran gekriegt, doch du, Oheim, hast mich diesmal auch ganz gehörig übers Ohr gehaut! O du Treulosigkeit, möchtest du mir bald und jäh aus dieser Welt verschwinden!“ – So löste sich die Vergesellschaftung auf und jedes zog fürder einsam seines Weges.

Vom Eiland Brazza

10. *Wie ein armer Narr zum Hausbesitz und grossen Schätzen kam*

Auf dem Dorfe lebte einmal ein etwas tepperter Bauer, der sehr arm war, weil er weder etwas ererbt noch erworben hatte. Sein ganzer Reichtum bestand in einem siebenundsiebzigmal geflickten Rucksack, von dem er sich nicht einmal im Schlafe trennen mochte, denn bei Tag brauchte er ihn, um darin milde Gaben der Bauern und Bäuerinnen aufzubewahren und bei Nacht diente er ihm als Kopfpolster. Als er eines Tages merkte, im Dorfe sei wenig mehr zu holen, beschloss er auszuwandern, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Wie er so durch einen dichten Wald dahinzog, erblickte er auf dem Pfade ein frischgelegtes Gansei. Er hob es gleich auf und rief hocheufreit aus: „Siehe da, Gott sei es gedankt, verspüre ich Hunger, so habe ich an dem Ei einen guten Imbiss zu Mittag!“ und barg das Ei weich in seinem Rucksack, damit es nicht Schaden erleide. Er setzte seinen Weg fort und fand eine Schusterahle. „Auch gut“, sagte er, „kann ich immer gebrauchen, falls meine Opanken einen Riss bekommen sollten. Mit Hilfe einer solchen Ahle lassen sich Opankenrisse sehr leicht heilen!“ Weiter hin kam er im Walde an einen Bach, erblickte im Bachwasser einen ausgewachsenen Krebs, erwischte ihn und steckte auch ihn in den Rucksack: „Ei, das trifft sich prächtig! Nun habe ich auch für ein feines Nachtessen ausgesorgt!“ rief er frohgemut aus. Er watete über den Bach hinüber und wie er drüben war, vernahm er aus dem Gebüsch das klägliche Gemiaue eines verirrtten, ausgehungerten Katers. Mitleidig wie er schon war, denn arme Leute pflegen ein gutes Herz zu haben, sagte er: „Der arme Kerl, hat wie ich auch kein Dach und Fach! Den nehme ich aber mit und wenn mir der liebe Gott mein eigenes Haus beschert, so habe ich gleich auch schon meinen eigenen Hauskater!“ Also ergriff er den Kater, der sich willig fangen liess und schob ihn in den Rucksack hinein.

Inzwischen war es dunkel geworden und unser Freund beschloss zu nächtigen. Weil er besorgte, es könnte ihm, während er schlief, irgend ein Dieb den Rucksack mit aller kostbarer Habe darin stehlen, erklimmte er einen Baum, um hoch oben zwischen dem Geäste geruhsam der Nachtruhe zu pflegen. Wie er so hinaufkletterte, gewahrte er zwischen dem Gezweig ein Lerchennest, kroch bedächtig und still hinzu, erwischte den Ziegenmelker und steckte ihn in den Rucksack ein. „Soll auch einen Singvogel in meinem Hause haben!“ sagte er. Wie er nun weiter hinaufstieg und Umschau hielt, erblickte er in weiter Ferne einen Lichtschein. Sofort rutschte er mit seinem Rucksack vom Baume hinab und schlug die Richtung ein, in welcher ihm das Licht zugeschimmert. So kam er aus dem Wald auf eine Wiese heraus, sah dort auf der Wiese einen ziemlich bejahrten Klepper grasen und dachte sich: „Heute bin ich wahrhaftig vom Glück begünstigt. Da habe ich auch ein Ross zu meinen Diensten und habe mir nicht länger meine müden Beine zu Fuß einherstapfend abzulaufen. So hole ich um so eher mein Glück ein!“ Er fieng den Klepper ein, schwang sich auf ihn hinauf, gelangte in kürzester Frist reitend zu dem Lichte, das zum Fenster eines einsamen Hauses strahlte und rief übergücklich aus: „O Gott, sogar ein Haus

bescherst du mir zu eigen!“ denn er merkte gleich, das Haus sei ganz unbewohnt, weil sich keine menschliche Seele blicken liess. Im Hause befand sich alles in schönster Ordnung aufgeräumt, auf dem Herde brannte ein Feuer und auf dem mit Speisen aller Art reich bedeckten Tische leuchtete eine Kerze, doch zu sehen und zu hören war kein Inwohner. „Das ist wirklich ein festlicher Empfang, ganz über alle meine Erwartungen!“ sagte der Wanderer, „hier bin ich und hier bleibe ich gern. So freut es mich!“ Sogleich steckte er sein Gansai in die heisse Asche, legte den Krebs in das mit klarem Wasser gefüllte Waschbecken in der Küche hinein, steckte die Ahle in das an der Wand hängende reine Handtuch und band seinen Klepper hinter der Haustüre an einen Pfahl an. Sodann begab er sich in die Stube hinein, tat sich weidlich an den Speisen und Getränken auf dem Tische gütlich, pampfte sich an für drei, löschte das Licht aus und streckte sich froh in seinem eigenen Bette zum Schläfe aus. Auf einmal weckte ihn aus dem ersten Schlummer ein arges Gepolter auf. Er erschrak, sprang auf und verkroch sich in seiner Angst unter dem Tische.

Schau her, da war ein Weglagerer fluchend ins Haus hineingestolpert und wollte in der Küche die ersterbenden Glutkohlen neu anfachen. Wie er sie in die Asche hineinschürte platzte das Gansai, weil es Luft bekam und die heissen Eierschalen flogen ihm in die Augen. Das gab einen Krach als ob eine Granate geplatzt sei. Der Räuber stiess ein Gebrülle aus und griff nach dem Handtuch, um sich die Augen auszuwischen. Dabei bohrte sich ihm die Ahle tief in die Hand ein. Noch ein Fluch und Aufschrei und der Bursche steckte die blutende Hand ins Waschbecken. Da zwickte sich der Krebs an seine Finger an und zwackte sie ihm fast ab. Brüllend stiess er in den Winkel hin, wo der Kater lag, der aber war ergrimmt aufgefahren und krallte sich ihm im Gesichte fest. Der Räuber stürzte heulend zum Ausgang hin, stiess jäh die Türe auf, sie traf den Klepper auf den Kopf und der Klepper erbost schlug mit den Hinterfüssen auf den Banditen los, so dass der Kerl mit Mühe und Not reissaus nehmen konnte. Blutig zerschunden lief er seinen Genossen, die eben heimkehrten, entgegen und rief ihnen zu: „Rette sich, wer sich noch retten kann, so Ihr von Gott zu sagen wisst! Wir sind verraten und entdeckt! Im Hause und um das Haus herum lagern ihrer mindesten dreihundert mit Granaten, Dolchen und Schlachtkeulen wohlbewaffnete Schergen, um uns dem Garaus zu machen! Flüchten wir soweit uns unsere Füße tragen. Hier zu Lande ist unseres Verweilens nimmermehr!“ Die Buschklepper erfaßte Zittern und Beben und sie rannten davon, dass sie fast hin wurden. Auf solche Weise verblieb der arme Dorfnarr im ungestörten Besitze des Hauses und der vielen von den Räubern darin aufgehäuften Schätze. Siehst du, Herr, so hilft Gott auch ehrlichen Narren auf!

Anmerkung: Bei uns geniesst die Nachtschwalbe den unverdienten Ruf eines Ziegenmelkers, bei den Bosniern kam zur gleichen Ehre ein *mužjak* zu heissen, die Lerche. – Die Mär erzählte ein über achtzigjähriger Bauer, der sie als Knabe von seinem steinalten Grossvater vernommen hatte. Vielleicht ist unsere Fassung älter als die bei den Gebrüdern Grimm von den Bremern Stadtmusikanten. Hervorheben muss ich aber, dass man auch letztere im Süden erzählte, bloss mit örtlich ländlicher Anpassung.

11. Des Hahnes Geschäfte

Am Armeseelendonnerstag feierte der Kater seine Hochzeit und lud den Haushahn ein, am Feste zu singen. „Heute kann ich nicht abkommen, habe Geschäfte zu besorgen. Die Weiber richten den Weizen zur Totenfeier her und ich muss die herabfallenden Körner aufpicken!“ antwortete sich entschuldigend der Hahn.

Anmerkung: Am Allerseelen- und am Sippenfesttage, wie auch zum Totenmale kochen die Frauen eine Schüssel voll Weizen ab, den der Pope einsegnet, worauf die Gäste oder die Besucher davon verkosten. So nahmen die Lebenden an dem für die Verschiedenen und deren Seelen bereiteten Mahl Anteil. An vielen Orten stellt man den Topf mit dem Weizen auf das Grab hin.

12. Der verwandelte Sperling

Ein Sperling schlummerte süß auf hohem Sitze unter einer Dachtraufe, ohne sich darüber Gedanken zu machen, wie er den Winter überwintern und seinen Hunger stillen werde. Im Schlafe hatte er eine wunderbare Traumerscheinung: es versammelte sich um ihn herum eine Schar Vöglein von hellblinkendem Gefieder; der Hals erglänzte ihnen wie Gold, die Schnäbel auch von lautersterm Golde und das Gefieder ergleiste bald in grünen, bald in roten Wellen, die Augen aber erblitzen voll Schönheit, gleich wie Tautropfen im Morgenrot. Entzückt von diesem Anblick rief das Spätzlein aus: „Ich armer Schlucker! Wie armselig ist dageengehalten meine Ausstattung!“ Nicht sobald durchzuckte ihn dieser Gedanke, als ihm plötzlich lauter Gefieder aus dem Leibe aufsproste. Vor Freude ausser sich begann das Spätzlein von Zweiglein zu Zweiglein zu flattern und wusste sich vor Wohlbehagen nicht genug zu tun. Noch ganz von Fröhlichkeit beseelt sah es auf einmal ein Unheil seinem Haupte nahen: eine Schlange, die sich um den Stamm ringelte, schnellte los und es fehlte nur um ein Haar, das Spätzlein wäre ihr zur Beute gefallen. Es entfloh noch rechtzeitig, doch da tauchte gleich wieder ein neues Unheil auf: ein Jäger ersah den herzlichen Vogel und rannte ihm nach, um ihn einzufangen. Rief da das Spätzlein aus: „Eitle Freude erfasste mich! Ach und wehe! Sässe ich nur wieder auf meinem Sitz unter der Dachtraufe!“ Das Spätzlein erwachte, beguckte sich und flog hinab, hüpf, hüpf! badete im Pfützlein, hüpf, hüpf! und stimmte unten sein Liedchen an: „čik-čirik! čik-čirik!“

13. *Den Stabstecken in die Hand, in den Kopf aber den Verstand!*

Eines schönen Tages trieben die Jäger auf der Wolfhetz den Vetter Isegrimm aus seinem Waldlager auf und er rannte, dass ihm Hören und Sehen schier vergieng, um sein Heil in wilder Flucht zu suchen. Wie er so über Stock und Stein eilend hinwegsetzte, erblickte er am Wege einen Bauern mit einem Sack über den Schultern und einem derben Knüttel in der Hand. Der Wolf hielt im Laufe inne, schnaufte sich aus und beschwor den Landmann bei allem, was ihm heilig und lieb ist, ihn in den Sack hineinzuverstecken und sich ihn auf den Buckel zu laden, damit ihn die wilden Jagdleute nicht töten. Er versprach ihm dafür zeitlebens dankbar zu sein, ihm, sein Hausvolk und seine Hunde zu verschonen und vor der Heimsuchung durch andere Wölfe zu beschützen. Der Landmann hatte das Herz am rechten Fleck, fühlte mit dem hart bedrängten Wolf Erbarmen, liess ihn in den Sack hineinschlüpfen, verband den Sack und belud sich damit die Schultern. Bald darnach stürmten die Weidmänner daher und befragten den Bauern, ob er nicht einen flüchtenden Wolf gesehen habe. Der Mensch beteuerte, er habe keinen zu Gesicht bekommen, worauf die Jäger, ohne sich aufzuhalten, weiter hasteten.

Als die Jäger ausser Gehör- und Gesichtweite waren, öffnete der Bauer seinen schweren Sack, der Wolf sprang behende aus dem Sack heraus und fiel den Bauern an. „Jetzt fresse ich dich, Bäuerlein, auf!“ rief Isegrimm aus. Antwortete ihm der Landmann zu Tod erschrocken: „Gott möge dir beistehen, Wölfchen, ich habe dir das Leben gerettet, du aber willst mich dafür zum Dank auffressen?“ Entgegnete ihm Isegrimm: „Alte Wohltaten hält man einem nicht vor! Das ist arg ungehörig und unanständig!“ Versetzte darauf der Bauer: „So reden die Undankbaren. Lass uns lieber den Erstbesten, der uns begegnen sollte, darüber befragen, ob es zulässig sei, einem alte Wohltaten ins Gedächtnis zu rufen und wir wollen uns seiner Entscheidung fügen!“ – „Ist mir auch recht!“ erwiderte Isegrimm und so schritten sie selbender fürbass des Weges. Begegneten sie zu allererst einer alten Stute und sie richteten an sie die Frage, ob man einen an die ihm einmal erwiesene Wohltat erinnern dürfe. Die Stute dachte eine Weile nach und sagte dann: „Aber nein, man hat sie nicht zu erwähnen, denn es schickt sich nicht!“ Die zwei wanderten weiter, sie stiessen alsbald auf eine alte Hündin und befragten sie, ob es in Ordnung sei, einer erwiesenen Wohltat zu gedenken. Die Lunck bellte zur Antwort: „Das gehört sich ja nicht!“ Darauf sagte Isegrimm zum Bauern: „Na, da siehst du, guter Freund, wer recht hat: Alte Wohltaten hält man einem nicht vor!“ Der Bauer aber wandte ein: „Lass uns auch noch eines dritten Geschöpfes Ansicht darüber einholen. Wer sich bei mehreren erkundigt, der weicht vom rechten Wege nicht ab!“ Also zogen sie weiter und begegneten der Muhme Reinecke und der Bauer redete sie an: „Muhme Füchsin, gewähr uns Bescheid, ob es nicht angängig sei, einem die ihm erwiesene Wohltat ins Gedächtnis zurückzurufen?“ Erwiderte die Füchsin: „Ihr müsst mir vorerst sagen, um was es sich da handelt. Wozu braucht ihr eigentlich die

Auskunft? Was taugt sie euch?“ Alsdann erzählt ihr der Bauer: „Heute kam ich von meiner Dreschtenne daher, trug überm Rücken den Sack und in der Hand den Knüppel, da als der Vetter Isegrimm von der Hetz auf der Flucht meinen Weg kreuzte und mich himmelhoch bat, ihm in meinem Sack einen Unterschupf zu gewähren. Ich fühle Mitleid mit ihm, versteckte ihn im Sack, belade mich mit ihm, verleugne ihn vor den Jägern und rette ihm sein Leben. Kaum ist er wieder aus dem Sack draussen, will er mich auch schon verschlingen. Dürfte ich ihm nicht seinen Undank vorhalten? Ja oder nein?“ Bemerkte Reineckes Schaffnerin: „Du Bauer schwätzt so viel krauses Zeug durcheinander, dass sich kein vernünftiges Geschöpf darin auszukennen vermag. Wann hat der Vetter Isegrimm deinen Sack verschlungen? Warum hat er ihn verschlungen? Wieso ist der Sack aus dem Wolf herausgesprungen?“ Der Wolf verlor die Geduld und fiel ein: „Der Bauer hat ganz richtig gesprochen. Ich war in seinem Sack drin versteckt bis die Gefahr vorüber war!“ – „Plausch nicht so dumm drein“, versetzte die Füchsin, „das glaube ich euch nie und nimmer, weil es nicht wahr ist. Wie kannst denn du grosser, starker Wolf in einem so engen Sack Raum haben?“ – „Es ist aber doch wahr!“ heulte der Wolf. „Nein, ich glaub es dir jetzt erst recht nicht. Was ich nicht mit meinen eigenen angeborenen Augen erschau, glaube ich nicht, am wenigsten so etwas!“ – „Nun, so werde ich dir vormachen, du Tröpfin, dann wirst du glauben!“ Zum Bauern: „Her mit dem Sack!“ und begann in ihn hinein zu schlüpfen. Als er schon mit dem Kopf drinstak, rief er aus: „Also siehst du, so stieg ich in ihn hinein!“ – „Ei, das ist keine Kunst, den Kopf hineinzustecken, doch zeig mal, ob du deinen fetten Wanst hineinzwängen kannst!“ Verärgert über solche Begriffstüchtigkeit strampelte sich Vetter Isegrimm ganz in den Sack hinein und die Füchsin sagte zum Bauern: „Nun, denn Bäuerlein, bind mal auch den Sack wieder fest zu!“ Als er dies getan hatte, rief ihm die Füchsin noch zu: „Jetzt zeig mir mal, wie du den Weizen auf der Tenne drischst!“ Der Bauer liess es sich nicht zweimal heissen, sondern hub mit aller Kraft mit seinem Knüttel den Sack zu bearbeiten an, bis dem Wolf die Knochen im Leib putschweich wurden.

Anmerkung: Von der weiten Verbreitung dieser Erzählung in drei Weltteilen handelt Karl Krohn zu seiner Untersuchung „Mann und Fuchs“ (Helsingfors 1891) ab. Joseph Jacobs kommt darauf in seinen wundersamen, auch herrlich mit Bildern geschmückten „Indian Fairy Tales“ (London 1892) unter Mitteilung einer feinen Fassung (The Tiger, the Brahman, and the Jackal, p. 66–69) in den literarhistorischen Erläuterungen (S. 242 f.) in dankenswerter Weise zurück. Bei den Südslaven ist die Geschichte in verschiedenen Fassungen derart verbreitet, dass nach ihr der Rat des Fuchses: Den Stecken in die Hand, in den Kopf aber den Verstand (*batinu u ruke a pamet u glavu*) sprichwörtliche Beliebtheit im Volke gewann. Der bosnische Erzähler unserer hier dargebotenen Fassung gebraucht aber das Schlagwort nicht, mir ist nur aus dem Slavonischen geläufig. Das einermal befreit der Bauer den Wolf aus einer eisernen von Jägern aufgestellten Wolfsfalle, das anderemal aus einer Wolfgrube. Sie geben die Entscheidung einem vom Bauernhofe davongelaufenen Esel und einem davongejagten alten Haushund anheim. Beide erklären, der Mensch sei das undankbarste Vieh und es ihm gebühre darum, dass ihn der Wolf vertilge. Der schlaue Waldfuchs bedingt sich als Kadi im Streitfall beim Bauer den freien Besuch des Geflügelhofes aus und überlistet den dummen Wolf. Als der Fuchs dann zum Bauern auf Besuch

kommt, da hetzt ihm der Bauer die Hunde auf den Zugel. Die Lehre ist jedoch gründlich unwahrhaftig. Soweit nämlich meine ziemlich ausgebreiteten Erfahrungen eines langen Lebens reichen, erkannte ich, dass im Durchschnitt der südslavische Landmann ein feines Gefühl für Wohltaten besitzt, indem er schon ein freundliches Wort im Verkehr mit Dank aufnimmt und es selbst nach Jahren noch wie eine empfangene Wohltat zu vergelten geneigt ist. Im allgemeinen ist durchschnittlich das menschliche Geschöpf zur Fröhlichkeit, Geselligkeit und Hilfsbereitschaft veranlagt, doch die auf Vergewaltigung der Schwachen, allzumal der Frauen und Kinder aufgebaute Hochkultur fördert jene Triebe, die den heuchlerischen Knechtsinn, die Raub und Mordlust steigern. Gütiges Wohltun und liebereiches Handeln um ihrer selbst willen, bedingungslose Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ohne Anspruch auf eine Entlohnung erklären die Wortdrescher dieser Kultur als verwerfliche, gefährliche und sträfliche Erscheinungen, gegen die man unter Umständen sogar gerichtlich einschreitet, weil sie gegen die Sittlichkeit der Machthaber verstossen.

14. Die Lebendauer des Menschen

Als Gott der HERR die Lebendauer bestimmte, sprach er also zum Menschen: „Du sollst vierzig Jahren lang leben.“ Meinte der Mensch: „Was fang ich, oh HERR bloss mit vierzig Jahren an, das ist ja viel zu wenig! – Während dieser vierzig Jahre würde ich mich aufs schönste kleiden, würde ein flottes Leben führe, doch dann wären jählings Hoffnungen, Mühen und Freuden dahin.“ Sprach alsdann der HERR zum Pferde: „Auch du mögest vierzig Jahre lang leben!“ Erwiderte das Ross: „Etwas zu viel für mich; ich ertrage kaum ihrer zwanzig; man füttert mich karg, die Lasten sind unerträglich schwer, man lässt meine Hufe bloss, und oft muss ich sogar vor dem Hause nächtigen!“ Bat der Mensch: „Die mir zugemessenen vierzig Jahre sind mir ja doch zu wenig, weise mir denn diese freigewordenen zwanzig Jahre zu, damit ich wenigstens ihrer sechzig habe!“ Und der HERR gewährte es ihm gnädig, und sprach zum Hunde: „Auch dir seien vierzig Jahre Lebendauer beschieden!“ – „Ich halte es gerade mit Mühe und Not zehn Jahre aus“, meinte der Hund, „das Futter ist kläglich, man legt mich an Ketten, die Nacht aber muss ich vor dem Hause verbringen!“ – Der Mensch hört des Hundes Rede, es sei ihm zu viel zugesprochen, während es ihm, dem Menschen noch immer zu wenig war, flehte er um die überschüssigen dreissig Hundejahre. So erreichte er für sich neunzig Jahre.

Nun bestimmte der HERR dem Menschen: „Solange deine eigenen vierzig Jahre dauern, sollst sie in Wohlleben und Behagen verbringen, und verlöst du alles, hofftest du noch immer auf Wiedererlangung neuen Wohlstandes. Wenn du diese vierzig aber überschreitest und in die Rossjahre kommst: sollst du keine Zeit irgendwelche Annehmlichkeiten vergönnen. Sollst weder essen, noch trinken wollen, sollst dir das Leben abhasten; dein Hausgesinde muss darauf losarbeiten, du sollst in der Einbildung leben, dass du mit deinem Weib allein noch mehr erraffst, sollst alles für dich eintreiben wollen, um alles um jeden Preis in's Haus zu stopfen! Wenn du die sechzig dann überschreitest, dann in die

Hundejahre hineinsteigt; fletschest die Zähne gegen die Schwiegertochter, gegen den Sohn, gegen alle Hausgenossen! Selber bist nicht mehr leistungsfähig, alles geht dir wider den Strich, und allzeit bist du griesgrämig und unausstehlich!“

15. Wie zwei Freunde einen Wolf beinahe eingefangen

Zwei Genossen gelobten es, ganz ohne Wehr und Waffen nur mit blossen Händen einen lebenden Wolf einzufangen, sich aus seiner Haut Mützen anzufertigen und so andere Wölfe zu schrecken. Sie begaben sich zu diesem Zwecke eines Tages ins Hochgebirge, um sich zu bewähren, wer von ihnen zweien der tüchtigere Held sei. Sie gewahrten einen Wolf und beide rannten, so schnell sie nur konnten, auf ihn los, doch stürmte einer rascher als der andere los, doch auch der Wolf gegen ihn. Der Angreifer sah sich alsbald in böser Not und er schrie gewaltig, der Genosse solle ihm beistehen. Der war nicht feige, lief herzu und befreite ihn mit Mühe und Not aus der Wolfbedrängnis. Fragte ihn der Befreier: „Was sagte der Wolf zu dir bei der Begegnung?“ „Vetter Isegrim bat mich“, antwortete der Angreifer, „ich möchte doch seine Haut nicht verkaufen, ich jedoch wollte darauf nicht eingehen, sondern meine Absicht ausführen. Darüber nun gerieten wir in Streit.“

Anmerkung: Es berührt unser einen, der gewohnt ist, alles vorher reiflich zu überlegen, mit unter recht seltsam, wie leicht der primitive Südslave seine Kräfte überschätzt und sich tollkühn in Unternehmungen und Wagnisse stürzt, denen seine Kräfte schwerlich gewachsen sind. Mit aller Leichtfertigkeit setzt er sein ganzes Kapital auf einmal aufs Spiel, um seiner Eitelkeit und Prahlucht zu fröhnen. Einen wilden Stier oder ein scheu gewordenes Ross zu überfallen, um es vor Leuten zu bändigen und seinen Heldenmut zu beweisen, erkühnt sich bald einer und bleibt davon, wenn es gut geht, zeitlebens ein Krüppel, doch darf er dann von seinem Ruhm zehren.

16. Wenn es der Igel eilig hat

Man schickte den Igel um Wein. Zu Weihnachten gieng er ihn holen und zu Ostern kehrte er wieder zurück, doch gerade über der Hausschwelle musste er stolpern und dabei verschüttete er den Wein. „Das habe ich von meinem Geeile!“ rief der Igel ergrimmt aus.

17. Der Igel geht die Sippschaft seiner Frau besuchen

Der Igel vermählte sich knapp vor dem Georgtag mit der Igelin. Just am Georgtage machte er sich auf den Weg zur Schwiegerschaft, um doch zu sehen, aus was für einer Sippe er gefreit habe. Der Weg war nicht wer weiss wie weit, aber seiner Trägheit wegen traf er erst

am Demetertage ein. Als er über die Schwelle der Schwiegereltern schritt, purzelte er in die Stube hinein und keuchte auf. Bestürzt fragte ihn die Schwiegermutter: „Was fehlt dir Igel, mein lieber Eidam, daß du so laut keuchst?“ Weheklagt der Igel: „Ach wie sollt ich denn nicht keuchen, vor lauter Eile hätte ich mir beinahe das Genick gebrochen. Am Georgtag bin ich aufgebrochen und am Demetertag bin ich schon hier! Um ein Haar hätte es mich das Genick gekostet, alles wegen der übergrossen Hast, um zu euch, meine Schwiegereltern, zu kommen.“

Anmerkung: Der Frühling und das neue Jahr fängt nach dem altslavischen Bauernkalender mit den Georgtage nach alter Rechnung am 1. April an, der Herbst endet aber mit dem Demetertage, am 26. Oktober.

18. Der Kürbis und die Pappel

Ein Kürbis wuchs am Fuss einer Pappel hervor, wuchs hervor und wand sich und schlang sich bis an den Wipfel des Baumes hinauf. Befragte der Kürbis die Pappel: „Wieviel Jahre bist du alt?“ Antwortete die Pappel: „Dreissig Jahre!“ Bemerkte dazu der Kürbis: „Da bist du aber nicht der Rede wert gewachsen. Schau mich an! Wenn ich mal dreissig Jahre lang gewachsen sein werde, so wachse ich in den Himmel hinein!“ Erwiderte ihm die Pappel: „Es ist halt über deinem Haupte noch nicht der August hinweg geschritten!“ Fragte der Kürbis: „Was ist das für ein Geselle, dieser August?“ Versetzte die Pappel: „Wann er erscheint, so wirst du ihn noch kennenlernen.“ Kaum erschien der August, begann der Kürbis zu welken und er beklagte sich zur Pappel: „Der Kopf tut mir so arg weh!“ Entgegnete ihm die Pappel: „Sagte ich es dir denn nicht, noch sei der August nicht über dein Haupt hinweggeschritten?“ Und so siechte der Kürbis von Tag zu Tag mehr dahin, welkte und verwelkte.

Anmerkung: Diese Geschichte pflegt man zu erzählen, beklagt sich ein Mann von 70–80 Jahren, es verliessen ihn seine Kräfte und es tue ihm dies und jenes weh.

19. Die Hirse (Heide) und der Schnaps

Hirse (Heide) und Schnaps unterhielten sich. Begrüsste der Schnaps die Hirse: „Guten Morgen, Heide, elendstes Brot der ganzen Welt, du schmierigster Dreck!“ – Die Heide ergrimmt der Schmähung wegen und vergalt schlagfertig: „Glück mit dir, du Katzenjammerschädel, du Dreckhaufen du!“ – Der Schnaps überlegte sich's und sprach zu sich selbst: „Was ist mir nur eingefallen, dass ich die Heide beschimpfte, ja aber sie hat auch

mich beschimpft; eigentlich hätte ich ohne das ganz gut sein können!“ – Anderen Morgens findet er sich wieder bei der Heide ein und begrüßt sie: „Guten Morgen Heide, du köstlichstes Brot der Welt!“ – Worauf ihm die Heide entgegnete: „Glück mit dir, du der Menschen Labsal und Erheiterung.“

Anmerkung: Des armen Montenegrer tägliches Frühstück besteht aus Heidebrot und Schnaps.

20. Gespräch dreier Bäume

Einst knüpften in einem Waldgebirge drei mächtige Bäume mit einander ein Gespräch an und der eine von ihnen sprach: „Hei, Gott sei es gedankt, wie herrlich wachsen wir empor!“ – „Allerdings wachsen wir gar herrlich empor, solange nicht Holzfäller erscheinen und uns mit der Axt umhauen!“ Darauf versetzte der dritte Baum: „Nun, alle Schuld trifft doch nur uns allein, dass sie uns fällen! Hielten wir einträchtig zusammen und lieferten wir selber ihnen nicht den Stiel zur Axt, da möchten wir sehen, ob und was sie hacken könnten! Sie wären nicht imstande, uns irgend einen Schaden zuzufügen!“



Illustrationsentwurf zur „Entzauberten Schlange“, Nr. 34 (M. Lehmann)
(Krauss-Archiv, Los Angeles)

2. Zaubermärchen

21. Vom Spannlangen Bartlos mit dem ellenlangen Barte

Es war einmal ein Kaiser, der hatte seiner drei Söhne und eine einzige Tochter, die er wie die Augen im Kopfe behütete. Eines Tages gieng die Prinzessin aufs Feld hinaus. Als sie dort eintraf, erschien plötzlich vor ihr Spannlang Bartlos mit dem ellenlangen Barte und entführte sie tief in den Abgrund der Erde hinab. Wie nun der Kaiser merkte, seine Tochter kehre nicht wieder heim, befahl er ihren Brüdern, den Prinzen, sich auf die Suche nach der verschwundenen Schwester aufzumachen. Sie waren gleich dabei und brachen unverzüglich auf, um ihrem Verbleib nachzuspüren. Sie suchten sie mit Fleiss überall und gelangten schliesslich auch auf jenes Feld zum Erdschlunde hin, bis wohin die Spur der Schwester führte. Der jüngste Prinz rief aus: „Bleibt stehen, Brüder, lasst uns sehen, ob sie nicht etwa hier weilt!“ Damit waren sie einverstanden und sie berieten: „Wie stellen wir es also an?“ Darauf sagte er: „Wir wollen uns auf Seilen hinabgleiten lassen!“ Und der mittlere Bruder fragte den ältesten: „Von welcher Länge willst du dein Seil haben?“ Antwortete der: „Mir genügt eines von hundert Metern Länge!“ Der mittlere sagte: „Ich brauche eines von zweihundert Metern Länge“, der Jüngste aber versetzte: „Mir taugt nur eines von tausend Metern Länge. Sollte es noch immer nicht ausreichen, so werde ich mit der ausgestreckten Hand zugreifen!“

Es fieng sich der älteste Bruder hinabzulassen an, konnte aber den Grund nicht erreichen, ebensowenig der mittlere. Dann liess sich der jüngste Prinz in die Tiefen der Erde hinabgleiten. Nachdem er sich losgeseilt hatte, gieng er weiter und kam in eine Stube hinein und erblickte seine Schwester, wie sie eben dem spannlangen Bartlos mit dem ellenlangen Barte die Läuse absuchte. Der Prinz versetzte ihm einen Fußtritt in den Rücken. Spannlang Bartlos mit dem ellenlangen Barte sagte: „Schau mal, Mädchen, etwas hat mich da im Rücken gebissen!“ Da holte der Prinz mit einem Knüttel tüchtig aus und das spannlange Männchen bemerkte: „Schon wieder beisst mich etwas!“ Als der Prinz zum drittenmal ausholte, sagte seine Schwester, die Prinzess zu ihm: „Halt ein, denn das fruchtet blutwenig bei dem. Ergreif dein Schwert und hau drein. Das Kerlchen wird davon sogleich zerschmelzen!“ Der Prinz gehorchte der Weisung, schwang sein Schwert und gleich zerschmolz Spannlang Bartlos mit dem ellenlangen Barte ganz zu Wasser. Die Schwester sprang nun erlöst auf, lief auf den Bruder zu und küsste sich mit ihm. Darauf zogen der älteste und der mittlere Bruder ihre Schwester und den jüngsten Bruder aus dem Erdschlund herauf. Als sie alle heil und munter daheim wieder eintrafen, feierte der Kaiser ein Freudenfest zu Ehren seiner wiedergefundenen Tochter, der Prinzessin.

Bosnien

22. Die Drillinge und der siebenköpfige Drache

Es war einmal ein Fischer, der nahm ein Weib zur Ehe, doch blieb ihr Bund ohne Segen vom Herzen. Eines Morgens gieng er übelgelaunt auf Fischfang aus. Es begegnete ihm auf dem Wege irgend ein altes Mütterlein und redete ihn an: „Leid beladener Mensch, warum bist du so böß verstimmt?“ Antwortete ihr der Fischer: „Mütterlein, ich bin nicht verstimmt!“ Darauf das Mütterlein: „Wie denn nicht, wenn dir sogar die Augen trüb geworden sind?“ Entgegnete ihr der Fischer: „Willst du es durchaus wissen, so lass es mich dir ehrlich heraussagen und nichts verschweigen. Es ist schon solange daher, dass ich mir einen Hausstand gründete und schau! Mir fehlt ein Nachwuchs nach meines Herzens Wunsch und darum bin ich so traurig und alleweil niedergeschlagen!“ Hierauf hob die Greisin ihn also zu beraten an: „Auch dagegen giebt es, mein Söhnchen, ein Heilmittel! Wann du jetzt dein Netz auswirfst, so fängst du einen grossen Fisch ein, und sowie du ihn eingefangen haben wirst, so wirf den Kopf der Zank, den Schwanz der Katze, und den Darm der Stute zum Frass vor, das übrige jedoch verzehr du selber gemeinsam mit deinem Eheweibe!“

Der Fischer warf sein Netz aus, fieng einen grossen Fisch ein, gab den Kopf seiner Zank, den Schwanz seiner Hauskatze, den Darm seiner Stute zum Frass, das übrige aber ass er mit seinem Weibe gemeinsam auf, ganz so wie es ihm die Alte angeraten hatte. Es währte nicht allzulange, da wurde seine Frau schwanger, die Zank und die Katze werfig und die Stute trüchtig. Zur bestimmten Zeit genas die Frau Drillingsknaben von wunderbarer Schönheit, die einander so merkwürdig, wie ein Ei dem anderen ähnelten und ganz von gleicher Anlage und Gemütart waren. Die Zank warf drei gelbe, hübsche Hündchen, die Katze drei liebliche Kätzchen und die Stute drei Füllen, die wieder wie Hühnereier einander ähnlich waren. Darüber war der Fischer unendlich erfreut und dankte Gott für sovielen Segen.

Die Kinder wuchsen heran und da sprach einmal der erstgeborene Drillingssohn zum Vater: „O Vater, ich ziehe in die weite Welt hinaus, erteil mir deinen Segen!“ Der Vater segnete ihn und der Sohn verliess das Elternhaus. Der Vater hegte für jeden seiner Drillingsöhne die gleiche Liebe. Der Jüngling zog in der Welt auf einem der Rosse reitend umher, das von der Stute abstammte und ihnen lief einer der drei gelben Hunde nach. Mitten auf seinen Wanderungen begegnete ihm ein altes Weiblein und befragte ihn: „Wohin des Weges, o Jüngling?“ Er erwiderte ihr: „Ich ziehe in die weite Welt hinaus!“ Darauf das Mütterlein warnend: „Ziehe nicht weiter fort, unseliger Jüngling! Denn gelangst du in die und die Stadt, so wirst du töricht um dein Leben kommen. Beharrst du jedoch auf deinem Plan, so nimm hier diese drei Glasfläschchen voll Wasser. Kehre mit ihnen wieder nach Haus zurück und empfiehl deinen Brüdern, sie mögen sie jeden Tag beschauen. Und sollte eine davon trüb werden, so möge auf der Stelle dein mittlerer Bruder auf die Reise aufbrechen, um dich zu suchen und ebenso der jüngste auf die Suche nach euch beiden, falls sich das Wasser in der dritten Flasche trübe!“

Der Jüngling kehrte heim, besorgte alles gemäss der ihm von der Greisin zuteil gewordenen Weisung und ritt wieder zu Ross weg, während ihnen der Hund als Reisebegleiter vor- und nachlief. So traf er auf seinen Wanderzügen in einer Hauptstadt ein und ritt vor der königlichen Pfalz vorbei, wo ihm vom Fenster aus die königliche Prinzess erschaute. Sobald sie ihn erblickte, drang glühende Liebe zu ihm in ihr Herz ein, sie eilte zu ihrem Vater hin und sprach also zu ihm: „Teuerster Papa! Zuvor zog vor der Burg ein Jüngling zu Ross vorbei und ich verliebte mich augenblicklich bis über die Ohren in ihn. Ich bitte dich, so du willst, soll ich am Leben bleiben, gewähr mir die Gunst, ihn heiraten zu dürfen!“ Als der König merkte, wie sein einzig Töchterlein vor Sehnsucht nach dem Jüngling verschmachtet, da konnte er nicht umhin, als seine Diener zu beauftragen, sie mögen den Jüngling aufsuchen und ihn auf der Stelle ihm, dem König, vorführen. Die Diener tummelten sich sehr, trafen ihn ehebaldigst an und führten ihn dem König vor und der König redete also zu ihm: „Siehe, o Jüngling, mein Töchterlein erschaute dich, wie du an meiner Pfalz vorbeirittst, verschaute sich ganz und gar in dich, und magst du sie zur Frau nehmen, da hast du sie, o mein Söhnchen, mit meinem Segen!“ Erwiderte der Jüngling dem König: „O meine erlauchteste Krone! Wie gern erklärte ich eure Tochter zur Ehegemahlin, doch ist sie keine Partie für mich, dieweil ich ihrer unwürdiger bin, denn ich bin nur ein blut- armer Schlucker. Wie wagte ich es mich so hoch zu versteigen, um mich mit ihr zu vermählen!“ Darauf entgegnete ihm der König: „Wovon sprichst du, mein Söhnchen? Ist es nur dein Wille, so steht es dir völlig frei!“ Der Jüngling erklärte sich einverstanden und am folgenden Tag fand seine Vermählung mit der Prinzessin statt.

Am Tag nach der Trauung erging er sich mit seiner Gemahlin in einer wundervollen Parkanlage, wo es mannigfachste göttliche Herrlichkeiten, zumeist aber rosigroter Blumen zu schauen gab und neben dem Park stand ein mächtiger Palast. Sprach der Ehegemahl zu seiner Gemahlin: „Wozu befindet sich hier dieser Palast?“ Antwortete sie ihm: „Mein trau- tes Männchen! Dieser Palast ist voll Schätzen jeglicher erdenklichen Art und es bewacht sie darin ein siebenköpfiger Drache. Wer dem Drachen alle sieben Köpfe abschlägt, dem verblieben sämtliche Schätze samt dem Palaste zu eigen, doch das vermag kein lebender Mensch auf der weiten weiten Welt zu vollbringen. Hier sind bereits an die hunderte tap- ferster Männer ums Leben gekommen und alle sind im Palaste versteinert verblieben, denn im selben Augenblicke, wo einen Kämpfen der Drache erschaut, ehe ihm einer alle die Köpfe abhaut, bleibt der Kühne wie ein Urgestein starr vor dem Drachenblick stehen und rührt sich in alle Ewigkeit nimmer von der Stelle!“ Darauf bemerkte ihr Gatte: „Morgen mache ich mich ans Werk, um mein Heldenglück zu versuchen!“ Die königliche Prinzessin wimmerte wie eine Giftvipere auf, brach in Tränen aus und sprach zu ihm: „Nein, mein teuerster Gemahl! Was soll ich Kuckuckvöglein ohne dich beginnen?“ Er achtete ihr Flehen nicht, erhob sich des anderen Morgens zeitlich früh, ergriff seinen Säbel, Köcher, Bogen und Pfeile und alles, wessen er bedurfte, und machte sich auf den Weg zum Palast hin. Er

drang ein, doch der siebenköpfige Drache trat ihm entgegen, der Jüngling zückte rasch sein Schwert, schwang es nach rechts und links und hieb dem Drachen drei Häupter ab, da aber traf ihn des Drachen furchtbares Blut und er versteinerte darob zu Urgestein.

Sobald der mittlere Bruder daheim sah, dass sich das Wasser in der Flasche getrübt hatte, legte er sein Gewaffen an, sattelte das zweite Ross, schwang sich darauf und zog, geleitet vom zweiten Hunde, in die Welt auf die Suche nach dem Bruder aus. Als er in jene Stadt hinkam und vor der königlichen Pfalz vorbeiritt, da meinte die königliche Prinzessin, das sei ihr Gemahl, denn er war ihm von Antlitz, Wuchs und Gestalt vollkommen gleich, rief ihn an und sprach zu ihm: „Wo bist du solange gewesen?“ Er antwortete ihr: „Ich verweilte auf der Jagd!“ Diese Nacht verbrachte er in ihrer Gesellschaft und am anderen Tag erging er sich mit ihr im selben Park und sie erzählte wieder die Geschichte des Palastes im Parke, wie der voller Schätze sei, wie sie ein siebenköpfiger Drache bewache, dessen Blick jeden versteinere und wie im Palast schon hunderte zu Stein verwandelter kühner Kämpen seien. Sprach zu ihr der Jüngling: „Morgen gehe auch ich hinein, um mein Heldenglück zu versuchen!“ Unter Tränen riet ihm die königliche Prinzess davon ab: „Mein Teuerster! Lass ab von solchem Beginnen! Was fienge ich ärmste Verlassene ohne dich an?“ Der Jüngling hörte auf ihre Abmahnungen nicht, erhob sich des anderen Morgens zeitlich früh vor seinem Lager, gürtete seinen Säbel um, griff nach Bogen, Köcher und Pfeile und nahm mit, was er noch brauchen konnte, und zog ab. Sowie er in den Palast eintrat, erblickte er den vierhäuptigen Drachen, stürmte gegen ihn los und säbelte ihm zwei Köpfe ab, doch starrten ihn die anderen übriggebliebenen zwei rasch noch so grimmig an, dass er davon versteinert auf dem Fleck stehenblieb.

Der jüngste Bruder sah auch das Wasser in der zweiten Glasflasche getrübt, rüstete sich der Weisung seines Bruders gemäss aus, schwang sich dem dritten Ross in den Sattel und ritt vom dritten Hunde begleitet in die Welt hinaus, um nach seinen zwei verunglückten Brüdern zu suchen. So gelangte auch er in jene Stadt, wo die zwei Brüder versteinert waren und auch er zog an der königlichen Pfalz vorbei. Eben stand die königliche Prinzess am Fenster, erblickte ihn und sprach ihn an: „Wo weiltest du wieder so lange, mein liebtrauter Gemahl?“ Der Jüngling erriet gleich den Zusammenhang der Dinge, sie verwechselte ihn mit seinem Bruder, und antwortete ihr: „Ich lag dem Waidwerk ob, verirrte mich und kam auf Seitenpfaden nach langer Müh mit Not wieder in die Stadt zurück!“ Die königliche Prinzess berief ihn zu sich in die Burg hinauf und verbrachte mit ihm die ganze Nacht, denn sie war im festen Glauben, er sei ihr wahrer Gemahl. Am anderen Morgen führte sie auch ihn in denselben Park, damit er sich an den wunderlichen Blumen ergötze. Beim Anblick des prachtvollen Palastes am Parke befragte er sie: „Was hat denn dieser ungeheure Palast an dieser Stelle für einen Zweck?“ Sie erwiderte ihm: „Ja, erzählte ich dir denn nicht schon zweimal, er sei voller Schätze und in ihm hause ein siebenköpfiger Drache und wer ihm nicht auf einmal alle die sieben Häupter abhaut, den versteinert er

mit seinem Blick für immerwährende Zeiten. So hat der Drache an die hunderte tapferster Männer zu Stein verwandelt!“ Der Jüngling sprach zu ihr: „Da ich weder gestern noch vorgestern auf der Pirsch war, so will ich jedenfalls morgen auf die Jagd!“ Sie bat ihn: „Geh nicht, ich beschwöre dich, mein teuerstes Herz, was soll ich denn tun, weilst du so fern von mir?“ Er liess sie reden.

Kaum lichtete der neue Morgen, erhob sich unser Jüngling vom Pfühl in aller Heimlichkeit, damit sie nichts davon merke, gürtete den Säbel um, nahm Bogen, Köcher und Pfeil und was er sonst noch benötigte und brach zu einem Strauss mit dem Drachen auf. Sobald er in den Palast eingetreten war, erblickte er den zweihäuptigen Drachen, zückte seinen blanken Säbel und schlug ihm beide Köpfe ab, so dass es mit dem Ungetüm endlich aus und vorbei war. Nun war der Jüngling zum Herrn und Gebieter aller der unermesslichen Schätze geworden. Er wandelte zunächst durch die hohen Hallen und Gänge des Palastes, fand auch seine zwei versteinerten Brüder vor und sein Herz krampfte sich vor bitterem Weh und Leid zusammen. Er biss sich in die Lippen, um seinen Gram zu verwinden, schritt weiter und wie er so dahinging, erblickte er in einem Winkel ein zusammengekauertes altes Weiblein. Die Alte redete ihn so an: „Heil dir in Ewigkeit, mein Söhnchen, alle diese Schätze samt dem Palaste sind fürderhin dein alleiniges Eigentum!“ Darauf zu ihr der Jüngling: „Was frommen mir alle diese Schätze, sind doch allhier meine zwei leiblichen Gebrüder ums Leben gekommen und ich weiss mir keinen Rat, wie ich sie errettete!“ Entgegnete ihm das alte Mütterlein: „Sei ohne Furcht und Zagen, mein Söhnchen, ich will dir weisen, wie du sie wieder entzaubern kannst (*rastravenjati*). Da nimm hier dies Glasfläschchen, darin schon etwas Wasser ist, verfüg dich damit ins Nebengemach. Dort steht ein Eimer voll Wasser, schöpf daraus das Fläschchen voll an und bespritz damit alle die versteinerten Männer der Reihe nach, bis du zu deinen Brüdern gelangst, und auf wen ein Tropfen davon fällt, der wird sofort wieder lebendig werden!“

Der Jüngling tat also nach der Alten Geheiss und begann die vielen Steingestalten zu bespritzen und alle gewannen wieder Leben und Atem. Und so kam er auch zu seinen Brüdern hin und auch sie belebten sich wieder. Wie aber jetzt der älteste Bruder in seinem Sinn überdachte, dass seine zwei jüngeren Brüder mit seinem Weibe die Nächte über verbracht haben, erfasste ihm so wilder Ingrimms darüber, dass er gleich beide mit Pfeilen erlegte, doch augenblicklich ergriff ihn darob Reue und Verzweiflung, weil er so unüberlegt seiner Zornaufwallung nachgegeben und sich versündigt hatte. Darum fieng er herzbrechend zu schluchzen an, doch die greise Frau im Winkel befragte ihn: „Mein Söhnchen, warum vergiesst du nun Tränen?“ Übellaunig antwortete er ihr: „Lass mich doch in Frieden mit deinem Gefrage, um Gottes Willen, ich befinde mich in grösstem Ungemach!“ Darauf die Alte mit gleicher Güte in ihrer Stimme: „Klag mir nur immerzu dein Leid, mein Söhnchen damit ich Balsam auf deine Wunden träufle!“ – „Ich tötete meine zwei Gebrüder, Reue zernagt mich darüber und wie gerne tät ich meine Übereilung wieder gut

machen, doch das vermag ich ja nimmermehr!“ Darauf tröstend die Alte: „Sei nur unverzagt, mein Söhnchen! Da nimm dies Fläschchen, darin noch etwas Wasser enthalten ist, begib dich damit ins Nebenglass und dort wirst du einen kalten Born finden, schöpf mit diesem Löffelchen daraus ins Fläschchen Wasser, bespritz die Brüder und du wirst deine Wunder schauen!“ Er tat alles genau so, wie es ihm die Alte angeraten, und siehe da! nicht sobald hatte er sie mit dem Wasser benetzt, erhoben sie sich frisch und munter vom Estrich, als ob ihnen niemals etwas zu Leid widerfahren und alle drei Gebrüder fielen einander um den Hals und küssten sich ab. Hernach giengen sie selbdritt vor den König hin und berichteten ihm alles wahrheitgemäss, was sich zugetragen. Der König nahm sie in Gnaden auf und gewährte allen dreien einen Sitz zu seinen Knien, deren Eltern aber räumte er zum ständigen Wohnsitz jenen Palast ein, wo nur allzulange der siebenköpfige Drache gehaust hatte. Alle drei Gebrüder lebten fortan in Eintracht und Liebe, erreichten ein hohes Alter und dienten treu und redlich ihrem Herrn, dem König.

Bosnien

Anmerkung: Eine andere Fassung dieses Märchens, das mir eine ältliche Bäuerin bei Kostur in Bosnien mitteilte, weiss nichts vom Brudermorde, entwirft dagegen das Bild einer vaterrechtlichen Brudergenossenschaft, wie sie bei den Tibetern und den Todas vorkommt. Vgl. dazu Dr. Albert Hermann Post, *Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz*, Oldenburg 1894, I 141f.

23. Die Zwillingbrüder

Ein König und seine Königin besaßen von allen Gütern der Welt endlosen Überfluss, nur erfreute ihr Herz kein Nachwuchs von eigenem Blut. Schon war der König gewillt, ein Nebenweib zu ehelichen, als eines Tages ein guter Dobri, ein Bogomilenältester zu Hofe erschien und zum Könige sprach: „Da hast du einen Apfel und sobald ihn deine Frau aufgegessen hat, wird sie zwei Söhne gebären, nur wirst du einen von ihnen mir überlassen, wenn er fünfzehn Jahre alt geworden und zum Jüngling herangereift sein wird!“ Schön und gut. Der König war darüber erfreut und der Gute entfernte sich. Die Königin verzehrte den Apfel und noch vor Ablauf eines Jahres genas sie zweier Knäblein, die wie zwei Goldäpfel lieblich anzuschauen waren. Sie ähnelten einander derart, dass es nicht einmal die Mutter vermocht hätte, auf den ersten Blick zu sagen, welcher von ihnen Miodrag und welcher Miotas sei, so sehr glichen sie einander. Dabei waren sie gutmütig und klugen Verstandes und hiengen in Liebe aneinander, als ob einer ohne den anderen nicht leben könnte.

Als die Söhne das fünfzehnte Jahr erreichten, erinnerte sich der König seines dem Guten gegebenen Versprechens, doch reute es ihn und er sprach zu sich: „Wir wollen einen

Jungen verleugnen und verheimlichen. Der Gute braucht es nicht zu erfahren. Wir sagen ihm einfach, ein Kind sei verstorben.“ Der Gute stellte sich zur bestimmten Frist ein und der König empfing ihn aufs freundlichste. Sie rauchen, essen und trinken, doch vom Sohne reden sie kein Wörtchen. Bevor sich der Gute wieder verabschiedete, fragte er: „Wo bleibt jener, mein Miodrag?“

„Der ist leider verschieden. Es ist nicht lang daher.“

„Nun, ist jener verschieden, so war es der, der dir gehörte, der meine ist am Leben geblieben!“

Und so war man genötigt, ihm Miotas zu übergeben. Er führte ihn mit sich fort. Die Trennung vom Bruder fiel Miotas unendlich schwer. Sie ritten fort. Als sie im Gehöfte des Guten angelangt waren, begab sich der Alte in seine Stube, um zu schlafen, während sich Miotas im Gehöfte umsah. So kam er in den Stall und sah dort ein Ross, einen dünnen Klepper, vor dem in der Krippe Knochen lagen und an seiner Seite ein bis zum Gebein dürrer Hund, vor dem ein Bund Heu lag. Miotas tauschte den Tieren die ihnen vorge-worfene Nahrung um, sie assen sich satt ein und fiengen Miotas zu segnen an: „Ich werde dich heimtragen. Schwing dich auf mich hinauf!“ sprach der Klepper. Miotas folgte der Aufforderung und ritt auf, der Hund öffnete mit seiner Schnauze das Hoftor und sie flo-gen davon.

Sie gelangten ins Flachland, wo im Gefilde ein Kirschenbaum stand. Auf dem Baume ein Adlernest mit junger Adlerbrut, unter dem Baum aber eine grimmige Schlange, die im Begriffe war, zum Baum emporzuklimmen, um die junge Adlerbrut zu vertilgen. Kaum gewahrte dies Miotas, so schwang er sein Schwert und hieb die Schlange mitten durch. Als die alte Adlermutter herbeigeflogen kam und die in zwei Stücke gehauene Schlange unterm Baume erblickte und erfuhr, was da vorgefallen, sprach sie: „Ich weiss nicht, wie und womit ich dich, o Jüngling, dafür belohnen soll, doch nimm eines meiner Adlerküchlein mit. Es wird dir einmal bestens taugen.“

Miotas nahm den jungen Adler unter seine Obhut und zog weiter. Im Walde vernahm er ein dumpfes Stöhnen wie von einem Verwundeten. Eine alte Löwin hatte sich einen Dorn in die Pfote eingerammt und zwei jungen Löwen beleckten ihr die Pfote, konnten sie jedoch vom Dorn nicht befreien. Miotas sah es, stieg vom Ross ab, zog ihr den heraus und verband ihr die Wunde. „Ich weiss nicht, womit ich dir den Liebedienst entlohnen soll, doch nimm dir eines der Löwenjungen. Es wird dir einmal noch taugen!“ sagte die alte Löwin. Miotas nahm auch das Löwenjunge mit. Er gelangte zu einer Felsenhöhle, in welcher ein grimmiger Lindwurm ein wunderholdes Mädchen gefangen hielt. Miotas schleuderte seinen Speer gegen den Lindwurm, doch der Lindwurm sprang auf ihn los und nur ein Haar hätte er den Helden geschnappt, wäre nicht noch rechtzeitig das schöne Mädchen dazwischen getreten. Sie verhüllte mit ihrem Tüchlein den Kämpfer und führte ihn zu sich in ihr Gemach. Miotas versprach ihr, um sie seine Hochzeiter zu schicken,

sobald er wieder daheim sein werde, doch wie er beim Abschied zum Tor heraus trat, versteinerte ihn der Lindwurm, ihn, den Adler und das Löwenjunge. Als nach geraumer Zeit Miodrag merkte, sein Bruder kehre nicht mehr zurück, bat er sich vom Vater die Freiheit, in die Welt auszuziehen, um nach dem Bruder zu forschen. Die Königin buk für ihn einen Brodfladen und einen Maiskuchen (*barlamaca*) zur Wegzehrung und er zog ab. Er wanderte in einem fort, erblickte zuerst den Adler, dann die Löwin und als er beim Lindwurm eintraf, so öffnete der vor ihm in aller Breite das Tor. Hier ersah Miodrag den versteinerten Bruder, den jungen Adler und das Löwenjunge, doch das Mädchen sah er nicht. Die hatte der Lindwurm sehr gut versteckt. Als es Nacht geworden war, kam das Mädchen im Mondenschein hervor. Kaum erblickte sie Miodrag, warf sie sich ihm an den Hals und fragte: „Sind die Hochzeiter gekommen?“ Aus ihrem Betragen und fragen erkannte Miodrag sogleich, sein Bruder habe das Mädchen zu seiner Braut erkoren und wollte ihr darum keine guten Reden sagen. Als sie sich dann zu Bett begaben, legte er zwischen sein und ihr Polster sein scharfes Schwert. Wie sie sich dann im Dunkel erhob, um mit ihrem Herzliebsten zu kosen, schnitt sie sich eine schwere Wunde am Schwert. Auf diese Beleidigung hin sprach sie kein Wort mehr mit dem Kämpfer, der sie auf solch grausame Weise von sich abgewiesen.

In der Früh nahm Miodrag mit dem Drachen einen Kampf auf und wie dessen Blut aufspritzte, fielen Tropfen auf den versteinerten Bruder und sein Gefolge und davon kehrten Miotas, der junge Adler und das Löwenjunge wieder zum Leben zurück. Sie fielen nun alle vereint über den Lindwurm her und töteten ihn.

Die Brüder tauschten miteinander Küsse aus und Miodrag erzählte Miotas alles, was und wie es sich zutragen. „O wehe!“ so dachte Miotas, „er hat mit meinen Mädchen geliebkost und sie wähte, das sei ich, so wie es die Mutter des jungen Adlers und die Löwenmutter geglaubt haben!“ Darüber geriet er in sinnlose Wut, und als sie den Felsen erklommen, um dem Lindwurm die Zähne auszubrechen, stiess Miodrag seinen Bruder kopfüber in den Abgrund hinab. Allein begab er sich zu dem Mädchen, um sie heimzuführen, doch sie würdigt ihn keines Wortes in ihrem Zorn und gedemütigtem Stolze. Nun ersah daraus Miotas sein Leid und Harm, um den leiblichen, unschuldigen Bruder sprang ihm sein Herz entzwei.

Anmerkung: Diese Mär erzählte eine Bogomilin der Frau Bernadzikowa. Die Geschichte verschmilzt drei verschiedene Märchenstoffe zu einem neuen Gebilde mit einem einheimischen Einschlag. Die Sühne für den am Bogomilentalten verübten Betrug ist für die Erzählerin die Hauptsache.

24. Von einem Weibe, das da schlauer als der Teufel war

Es war einmal ein Vater, der hatte drei erwachsene Töchter. Eines Tages wusch die älteste Tochter am Brunnen Wäsche, als des Weges ein Bursch daherkam, bei ihr stehen blieb und sie befragte: „Mädchen! Möchtest du mich wohl heiraten?“ Der Jüngling gefiel ihr und sie erwiderte ihm kurz entschlossen: „Ja!“ Gesagt, getan. Nach der Vermählung führte der junge Ehemann seine Gattin in die Ferne heim in seinen wundervollen Palast, übergab ihr sämtliche Schlüssel und sagte zu ihr: „Alle Türen darfst du öffnen und überall darfst du eintreten, nur jenes ein einzige Zimmer sollst du niemals betreten, dann das wäre dein Untergang!“

Nicht sobald war der Mann vom Hause fortgegangen, konnte die Frau ihre Neugierde nicht bezähmen und gieng justament hin, um in jene Stube hineinzuschauen. Die Türe führte aber geradenwegs in die Hölle! Der Mann kehrte bald wieder heim und befragte sie: „Weib hast du nicht vielleicht der Versuchung nachgegeben und die besagte Stube geöffnet?“ Sie antwortete ihm dreist: „Das tat ich nicht, mein lieber Mann!“ Darauf er zu ihr: „Weib, du hast gelogen!“ Sprach es und schmiss sie in jene Stube hinein, auf dass sie in der Hölle brennen möge.

Nach einer geraumen Zeit begab sich die mittlere Schwester zum Brunnen um Wäsche zu waschen. Nicht lange verweilte sie bei der Arbeit, als wieder derselbe Jüngling erschien und auch sie ansprach: „Mädchen, willst du dich verheiraten?“ Antwortete sie: „Warum sollte ich denn nicht wollen?“ Und so kam auch *die* Ehe zustande und er führte sein zweites Weib in seinen Palast heim. Er gestattete ihr, jedes Gemach aufzusperren und zu verschliessen, untersagte es ihr aber strenge, jenes verbotene Zimmer aufzuschliessen. Kaum war er vom Hause weg, eröffnete sie schnurstracks das bewusste Zimmer. So wie er heimkam, befragte er sie: „Hast du nicht, Weib, vielleicht jenes Zimmer betreten?“ Sie verlegte sich aufs Lägnyen: „Aber nein, bei meiner Augen Licht!“ Darauf ihr Mann: „Hast mir vorgelogen, Weib: marsch mit dir dorthin, wo schon deine Schwester weil!“ Sprachs und steckte auch sie in dieselbe Stube hinein.

Kurze Zeit darnach stand die jüngste der drei Schwestern am Brunnen bei der Wäsche, als da neuerdings derselbe Jüngling daherkam und auch an sie die Frage richtete: „Du junges Blut, willst du mich zum Manne haben?“ Sie erwiderte ihm: „Gerne, warum sollte ich denn nicht wollen?“ Wie gesagt, so angespäht. Alles wickelte sich glatt ab, er führte sie in seinen Palast heim, überreichte ihr alle die Schlüssel, so wie vordem ihren beiden Schwestern und verbot es ihr, in die bewusste Stube einzudringen. Als ob er gewusst hätte, auch sie werde ihre Neugierde nicht zu bezwingen vermögen und in jene Stube hineingucken, schärfte er ihr, bevor er wieder den Palast verliess, das Verbot nochmals ein und sagte ihr vorsichthalber: „Weib! Bis ich wieder heimkehre, stellst du dich auf den Rauchfang hinauf und bleibst oben, damit ich dich von überall sehen kann!“ Er gieng fort, sie aber fertigte eine Puppe in ihrer Grösse und von ihrem Aussehen an, pflanzte sie auf

dem Rauchfang obenauf und tummelte sich dann hurtig, um doch nachzuschauen, was denn in jener Stube verborgen sein mag. Wie sie sie eröffnete, da erblickte sie ihre beiden Schwestern, wie sie im Höllenfeuer Qualen erduldeten. Sie erlöste gleich die älteste Schwester, schob sie in eine Truhe hinein, sperrte den Deckel ab und eilte flugs auf den Rauchfang hinauf, um den ihr angewiesenen Platz einzunehmen.

Inzwischen traf ihr Mann wieder daheim an und wie er sie hochoben auf dem Rauchfang erblickte, sprach er zu ihr: „Du bist wirklich ein tüchtiges Eheweib!“ Darauf sagte sie zu ihm: „Schau mal, mein liebster Mann! Bin schon so lange Zeit verheiratet und noch immer schickte ich meinem Mütterlein kein Geschenk zu! Sei so gut und trag die Truhe dort zu ihr hin, doch schau ja nicht hinein, denn es soll eine Überraschung sein!“ Der Mann lud sich die Truhe auf und schaffte sie zur Schwiegermutter hin, die Frau aber stieg wieder auf den Rauchfang hinauf, als wie, um ihrem Manne nachzuschauen, sobald er aber aussen Gesichtweite war, fertigte sie wieder eine Puppe an, stellte sie an eigener Statt auf, eilte dann hinab, öffnete wieder die Türe und erlöste die zweite Schwester, um auch sie in einer Truhe zu verbergen.

Als bald war auch ihr Mann wieder zurückgekehrt, sie meldete sich ihm von Rauchfang her und rief ihm zu: „Mein liebstes Männchen! Hast mir wirklich einen grossen Gefallen erwiesen! Nun bitte ich dich aber, sei so gut und trag mal gleich auch die andere Truhe dort unten zu meinem Mütterlein hin, damit sie sehe, dass ich sie nicht vergessen habe. Nur sollst du nicht nachschauen, womit ich mein Mütterlein erfreuen möchte!“ Der Mann traute ihren süssen Worten und schleppte auch die andere Truhe zur Schwiegermutter hin. Seine Frau jedoch stellte wieder die Puppe auf den Rauchfang auf, als ob sie, die Frau, selber ihm schwächig nachschaute, stieg sodann eiligst hinab, verliess den Palast und entfloh auf Seitenpfaden zu den Eltern heim. Als der Mann heim kam, rief er nach seiner Frau, doch meldete sich keine Stimme. Er schaute überall nach und entdeckte die Puppe. Jetzt erst gieng ihm ein Licht auf, dass ein Weib selbst ihn, den Teufel, überlistet hatte und vor lauter Ärger, dass er ihr so aufgesessen war, öffnete er die Türe des bewussten Zimmers und fuhr in die Hölle hinab, wo sich die Teufel seit jeher am wohlsten fühlen.

Dalmatien

25. Die Strafe des Kartenspielers

Es war einmal ein steinreicher Mann, ein türkischer Beg, der hatte nur eine einzige Frau und einen einzigen Sohn. Den Sohn behütete er wie seine Augen im Kopfe, liess ihn nirgendwo hingehen, damit er ja nicht in schlechte Gesellschaft gerate und hielt ihn bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr in einer eigenen Stube eingeschlossen. Als der Jüngling das achtzehnte Jahr erreicht hatte, erachtete ihn der Vater für genügend reif, dass er sich selber

in der Welt umschauen dürfe, versah ihn mit Geld und erlaubte ihm, die Stadt zu besuchen. So reiste also der junge Mann ab und kam in die Stadt, wo er in ein Kaffeehaus eintrat und an einem Tische einen Herrn erblickte, der dasaß und seinen Kaffee schlürfte. Der Jüngling näherte sich ihm und fragte an: „Herr, möchten Sie wohl mit mir Karten spielen?“ – „Warum denn nicht?“ antwortete ihm der Herr und so gesellte sich der Jüngling zu ihm an den Tisch und sie huben Karten zu spielen an.

An diesen Tag gewann der Jüngling Spiel für Spiel und trug bis zum Abend einen Spielgewinn von vollen tausend Kronen davon. Bevor sie sich trennten, sagte der Herr zum Jüngling: „Komm morgen wieder!“ Der Jüngling kehrte heim und Vater und Mutter empfingen ihn mit Freuden. „Kind, wo bist du so lange ausgeblieben?“ fragten sie ihn und er antwortete ihnen: „Habe mit einem mir sonst unbekanntem Herrn Karten gespielt und ihm im Spiele bare tausend Kronen abgewonnen.“ – „Da bist du gut davongekommen“, bemerkten die Eltern und erfügte hinzu: „Er hat mich auch eingeladen, morgen mit ihm weiterzuspielen!“

Früh morgens am nächsten Tage suchte der Jüngling wieder dasselbe Kaffeehaus auf und traf daselbst wieder den betreffenden Herrn am selben Tische an. „Bist also erschienen?“ – „Ja freilich“, erwiderte ihm der Jüngling und sie machten sich sogleich ans Spiel. Bis zum Mittag strich der Jüngling unausgesetzt Gewinne ein, nachmittags jedoch wandte sich die Karte zu seinen Ungunsten und er verlor Partie für Partie. Der Unbekannte nahm ihm den ganzen Gewinn vom Vortage und vom zweiten Vormittage und die gesamte übrige Barschaft ab, und als ihm der Jüngling schliesslich erklärte, er verfüge nicht einmal mehr über das Bruchstück einer Para, forderte ihn der Fremde auf, seinen Vater und seine Mutter einzusetzen. Nun verlor er im Spiele seine beide Eltern und nachher setzte er die Erde, die Sonne, den Mond, das Himmelreich, alle Sterne, Gott und alles, was noch vorhanden ist auf Himmel und Erden auf die Karte und verlor alles. Zu guter Letzt mutete ihm sein Partner zu, auch sich selbst anzuspielen, des aber weigerte sich der Jüngling entschieden. Darauf sagte der Unbekannte zu ihm: „Heute übers Jahr musst du bestimmt zu mir kommen, sonst verfällt dein ganzer Einsatz und dazu noch dein gesamtes Hab und Gut. Merk dir's, ich wohne auf dem Monte Gabriele!“ Sprach's und verschwand.

Alle Freude und Fröhlichkeit war von dem Jüngling gewichen. Unsäglich im Herzen betrübt kehrte er diesmal heim und berichtete getreulich Vater und Mutter alles, was und wie es geschehen sei, und bat die Mutter: „O Mutter, back mir eine Wegzehrung, denn ich muss unbedingt den unbekanntem Fremden aufsuchen, sonst giebts für uns kein Heil mehr hienieden!“ Die Mutter versah ihn mit allem Notwendigen, er verabschiedete sich von seinen Eltern und machte sich auf die Reise auf.

Er wanderte unablässig dahin von Ort zu Ort, erkundigte sich überall nach der Lage des Monte Gabriele, doch niemand wusste ihm einen Bescheid zu geben. So stieg der Jüngling eines Tages in einem Hochwaldgebirge hinan und langte bei Abendanbruch bei

dem Hause eines Greises an, dem ein weisser Bart bis zum Gurte niederwallte. „Guten Abend!“ sagte der Jüngling und der Alte erwiderte ihm freundlich den Gruss: „Sollst gesund sein, mein Söhnchen! Was für Ungemach und Not trugen dich bis zu mir herauf? Denn schon seit undenklichen Jahren ist keine getaufte Seele hier bei mir erschienen!“ Darauf entgegnete ihm der Jüngling: „Teuerster Vater! Mein Leid ist unermesslich!“ Und er erzählte ihm haarklein, wieso es geschehen, dass er ruhelos durch die Welt dahin ziehe und beschwor ihn, ihm mitzuteilen, wenn er es überhaupt wisse, welcher Weg und Steg nach dem Monte Gabriele hinführe und wie man dorthin gelangen könne. Der Greis entgegnete ihm: „Mein Lieber, es tut mir sehr leid, denn ich habe keinerlei Kenntnis davon, jedoch dürfte dir mein älterer Bruder die gewünschte Auskunft gewähren. Bemühe dich zu ihm und befrage ihn!“

Als am frühen Morgen der Tag dämmerte, setzte der Jüngling seine Wanderung gegen die Berghöhen weiter fort und langte in der Abendschimmerung in der Behausung des anderen Bruders an. „Wünsche dir einen guten Abend!“ – „Mögst mir gesund sein, Jüngling! Was für Not und Drangsal treiben dich zu mir herauf?“ Der junge Mann beichtete ihm vom Anfang an alles und verschwieg ihm gar nichts und befragte ihn schliesslich, ob er ihm nicht eine Auskunft geben könne, wo Monte Gabriele gelegen sei. Der Greis erwidert ihm: „Mein guter Junge, von dem Orte weiss ich rein nichts zu sagen. Ich bin bereits zweihundert Jahre alt, habe jedoch von diesem Ort noch niemals etwas vernommen. Aber, mein liebes Kind, ich habe auf der obersten Höhe des Hochgebirges einen älteren Bruder, vielleicht vermag der dir Bescheid geben, denn er besitzt dreizehn Täubchen, die in der ganzen Welt umherfliegen und sich überall auskennen. Kann auch er dir keine Auskunft selber aus eigener Wissenschaft erteilen, so stehen ihm doch ihrer dreizehn Täublein zur Verfügung. Und wissen die auch nichts, so ist alle Mühe vergebens gewesen und du kannst unverrichteter Dinge getrost nach Hause zurückkehren und sagen: ‚Es war nichts!‘“

Im Morgengrauen des anderen Tages verabschiedete sich der Jüngling vom ehrwürdiger Greise und erklomm die steile höchste Höhe, allewo der dritte der Gebrüder heimte. Die Sonne war im Untergehen, als er beim Alten ins Haus eintrat. „Guten Abend, ehrwürdiger Alter!“ – „Gesundheit sei dir beschert, mein Söhnchen! Was für ein herbes Missgeschick verfolgt dich, dass du mir herauf versteigen mochtest? Es sind schon zweihundertundfünfzig Jahre daher, dass keine getaufte Seele bei mir vorsprach!“ Alsdann antwortete ihm der Jüngling: „Mich treibt schwere Not hieher zu dir, o teuerster Vater!“ Und erzählte ihm vom Anfang bis zum Ende ohne Auslassungen, wie und durch was er ins Unglück geraten sei und was für leidige Abenteuer er bis dahin bestanden habe. Er schloss seinen Bericht so: „Nun habe ich dir all mein bitteres Elend geschildert und ich bitte dich, kannst du mir, wenn irgendwie möglich angeben, wo in der weiten Welt besagter Ort Monte Gabriele gelegen ist und innerhalb welcher Frist ich dortselbst eintreffen könnte?“ – Der Greis schüttelte sein Haupt und antwortete ihm: „Mein lieber gutes Kind! Wie du

mich da anschaut, bin ich bereits über dreihundert Jahre alt, doch habe ich meinen Lebtag niemals selbigen Ort vermeldet gehört, trotzdem ich die Welt nach allen Richtungen hindurchwandert habe und mich in ihr gut auskenne. Doch wart mal ein Weilchen, ich habe ihrer dreizehn Täubchen, die überall herumkommen. Die will ich noch befragen, und weiss dir keines von ihnen Bescheid, so kann dir wohl kein Wesen mehr einen Rat sagen!“ Der Alte vom Berge ergriff ein Hirtenschalmei und hub darauf zu pfeifen an. Und da kamen die Täublein herbeigeflogen und er befragte eines nach dem anderen, ob es wohl die ersehnte Auskunft zu geben wüsste, doch alle gestanden, sie hörten den Namen zum erstenmal nennen. „Ja, mein Lieber“, sagte darauf der Alte zum Jüngling, „da bleibt dir nichts übrig, als wieder heimzukehren. Doch halt! Ich will mich noch überzeugen, ob denn auch alle meine Täubchen beisammen sind!“ Er begann zu zählen: eins, zwei, drei, und siehe, es fehlte noch ein Täublein! Doch da erscheint als Nachzügler das dreizehnte Täublein. Die Fittige und das Gefieder waren ihm fast ganz von Flammen versengt und schwarz anzusehen. Der Alte fragte sie: „Wo bist du gewesen, mein Täubchen?“ – „Ach verzeih, Väterchen, ich war auf Monte Gabriele!“ ... Sogleich bat es der Jüngling: „O teuerste Seele, sag an, wo ist dieser Ort gelegen und wie lange brauche ich, um dorthin zu kommen?“ – Antwortete ihm das Täubchen: „Nicht einmal in hundert Jahren kannst du dort eintreffen. Der Weg dahin ist zu weit!“ Der Jüngling war darüber zu Tod erschrocken, doch das Täubchen sprach noch zu ihm: „Fasse Mut und sei unverzagt, wenn du nur meinen Rat befolgen magst!“ – „Und ob ich mag, sprich nur, ich befolge ihn gewisslich!“ erwiderte er. „Nun denn, so zieh vom Gebirg abwärts und du wirst an einen Wildbach unten gelangen und einen Krebs finden, der als Felge die Leute von einem Ufer aufs andere hinüber setzt. Hat dich der Fährmann aufs jenseitige Ufer gebracht, so erleg ihm nicht den Fahrlohn eher als bis er dir nicht den Brunnen angiebt, zu welchem die Töchter des Herrn und Gebieters zu Monte Gabriele baden kommen!“

Der Jüngling verstand und begriff die Rede, dankte herzlichst dem Täubchen für die Auskunft und den Rat, verabschiedete sich vom Alten, schlug dem vom Gebirge abwärts führenden Pfad ein, gelangte an den Wildbach und rief den Felgen Krebs an, damit er ihn aufs jenseitige Ufer setze. Der Krebs fuhr ihn hinüber und forderte seinen Felgenlohn von ihm ein, doch der Jüngling erklärte ihm, er zahle eher keine Para aus, bevor er, der Krebs, ihm nicht verrate, wo der bewusste Brunnen zu finden sei. Der Krebs wollte sein Geld haben und erteilte ihm die gewünschte Auskunft. Der Jüngling entlohnte den Krebs und setzte seine Wanderung in der angegebenen Richtung solange fort, bis er richtig bei dem Brunnen anlangte. Dort legte er sich hinter dem Gesträuch ins Gras nieder und lauerte. Er brauchte nicht lange zu warten, da erschienen schon die drei Töchter jenes Herrn, sahen sich nach allen Seiten um, ob sie nicht irgend einer belauschte, doch entdeckten sie den Jüngling nicht. Darauf legten sie ihre Kleider ab und stiegen splitternackt in das aus dem Brunnen hervorströmende Wasser ein, um darin zu baden. Nachtragen muss ich noch,

dass ihm das Täubchen eingeschärft hat, gelänge ihm der Kleiderraub, das Gewand einzig und allein jener von den dreien zurückzugeben, die ihn unter Anrufung des Namens Gottes beschwören sollte. Während sich die Mädchen fröhlich im Wasser tummelten, glückte dem Jüngling der Kleiderraub. Nach dem Bade entstiegen die drei Jungfrauen dem Wasser, um sich wieder anzukleiden, fanden jedoch ihre Gewänder nicht mehr vor, bemerkten aber in deren Besitze den Jüngling und huben ihn inständigst um die Rückstellung der Kleidungsstücke zu bitten an. Sie beschworen ihn bei Sonne, Mond und bei allen übrigen Himmreichen, bis endlich die eine ihm zurief: „Gieb mir im Namen Gottes meinen Anzug wieder her!“ Der Jüngling folgte nun die Gewänder aus und die zwei anderen kleideten sich flugs an und verschwanden im Nu, nur die dritte blieb zurück, die ihn beim Namen Gottes beschworen hatte. Sie sprach ihn so an: „Leg jede Furcht ab und sei voll Zuversicht. Ich bin meines Vaters ältestes Töchterlein und mich liebt er am meisten, doch gehöre ich nicht mehr ihm, sondern Gott an. Nun aber schwing dich auf mich herauf, damit wir uns zu meinem Vater verfügen! Sobald wir vor ihm erscheinen, sprich zu ihm: ‚Ich bin also da, o Herr! Du hast wohl gedacht, ich werde mich nicht einstellen!‘“

Der Jüngling schwang sich, wie ihm von ihr geheissen ward, rittlings der Maid auf die Schultern und sie machten sich auf den Weg. Als sie an dem Orte eintrafen, blieb das Mädchen draussen, indem der Jüngling in das Haus eintrat und den Herrn begrüßte: „Du wähtest wohl, ich werde mich nicht einfinden, doch siehe, ich bin wirklich da!“ – „Ganz recht so, bist mir willkommen zur rechten Zeit. Begieb dich nur gleich hinab ins Feld, beackere es, besäe es, schneide die Halme, drisch die gefechserte Frucht aus, mahl das Getreide und bring mir zu Mittag zum Imbiss einen frisch gebackenen Brodfladen her!“ Zu Tod bestürzt über den Auftrag verliess der Jüngling die Stube und teilte vor dem Hause dem Mädchen mit, was für eine unmögliche Aufgabe ihm ihr Vater zu lösen aufgegeben. „Wenn's nur weiter nichts ist“, bemerkte sie dazu, „schwing dich wieder auf mich hinauf!“ Der Jüngling ritt auf, sie trug ihn ins Gefilde fort. Dort angelangt hiess sie ihn: „Da leg dich bäuchlings nieder und fang zu zählen an!“ Als er bei der Zahl sieben hielt, rief sie ihm zu, er möge den Kopf erheben. Er richtete sich mit dem Kopfe auf, siehe da, es war schon alles vollendet! Er nahm von ihr den Fladen und überbrachte ihn rechtzeitig dem Herrn: „Hier, o Herr, der Fladen! Ich habe deinen Befehl ausgeführt!“ – „Gut“, erwiderte ihm der Herr, „begieb dich nunmehr ins Hochwaldgebirge, rode die Tannen aus, pflanze daselbst einen Weingarten, lass die Trauben reifen, halte die Lese ab und bring mir Wein von den jungen Trauben her!“ – Der Jüngling entfernte sich und berichtete seiner Beschützerin vor dem Hause, was er für einen neuen schweren Auftrag bekommen. Sie sagte nichts als bloss: „So steig denn wieder auf meinen Rücken auf!“ Er schwang sich auf sie hinauf und sie trug ihn huckepack federleicht ins Hochwaldgebirge hin. Dort angelangt, gebot sie ihm, sich bäuchlings auszustrecken und laut zu zählen. Als er bei vierzehn war, erhob er auf ihren Zuruf sein Haupt und schaute um sich. Er sah sich in einem endlosen Weinberg und die

Maid reichte ihm einen vollen Humpen vom neuen, ausgegorenen Wein dar. Er übernahm ihn aus ihrer Hand und überbrachte ihn dem Herrn: „Hier die Labung, o Herr, wie du befohlen!“ – „Gut. Nun begieb dich ins Hochwaldgebirge und bring mir aus einem dort befindlichen Brunnen ein Fass voll Wein her! Der Brunnen ist dreissig Meter tief. Aus diesem Brunnen wächst eine Tanne heraus, deren Wipfel über den Brunnen emporreicht. Unter ihren Wurzeln liegt das Fass. Du darfst jedoch bei der Hebung des Fasses weder ein Wasser verspritzen, noch die Tanne umstürzen. Dann musst du mir das Fass herschaffen!“

Der Jüngling verliess ihn und teilte seiner Helferin mit, was für einen Auftrag er nunmehr erhalten habe. Sie bemerkte zu ihm: „Das wird ein gar schweres Stück Arbeit sein!“ und sie begaben sich ins Hochwaldgebirge. Als sie an Ort und Stelle angelangt waren, sagte das Mädchen zum Jüngling: „Jetzt nimm ein Gefäss, ergreif dein Messer und schlachte mich über seiner Öffnung ab, doch gib dabei wohl acht, dass kein Tropfen Blutes daneben fällt!“ – Er zog sein Messer und begann sie damit abzustechen, doch leider spritzte dabei ein Blutropfen auf den Rasen hin. Trotzdem erhob sich die Maid, als ob ihr nichts widerfahren sei und sprang in die Brunnentiefe hinab. Das Wasser im Schlunde zischte auf und trübte sich, die Tanne aber schüttelte sich erschrecklich. Den Jüngling befiel namenloser Schreck, doch plötzlich tauchte die Maid mit dem Fass aus der Tiefe aus, überreichte es ihm und sagte: „Da hast du das Fass und trag es zu meinem Vater hin. Bei der Übergabe wird es dir mein Vater anheimstellen, eine von uns dreien seiner Töchter zur Frau auszuwählen, ganz nach Belieben. Du entscheide dich nur für mich, weil ich des Vaters ältestes Töchterlein bin und er sich von mir nicht trennen mag. Beharre du jedoch steif und unerschütterlich auf deiner Wahl, worauf er alles Erdenkliche aufbieten wird um dich irre zuführen. Wir drei Schwestern gleichen einander an Wuchs, Gestalt und nach dem Angesicht, wie ein Ei dem andern und du kannst dich unmöglich zurechtfinden. Da werde ich dir mit dem kleinen Finger das Erkennungszeichen geben und du weist darauf mit dem Zeigefinger auf mich hin und sprichst: ‚Die mag ich, die älteste und keine andere!‘ Mein Vater wird sich weigern und wird uns in seinen dreiteiligen Schrein einschliessen, damit du so aufs Geratewohl deine Wahl treffen sollst. Das braucht dich auch nicht zu entmutigen. Weis sicher auf die Abteilung hin, aus welcher dir ein Geraschel ans Ohr klingen wird. Dort bin ich darin. So wird denn meinem Vater nichts erübrigen, als mich dir zu geben!“

Unter solchen Gesprächen kamen sie heim nach Monte Gabriele. Der Jüngling übergab dem Herrn das Fass mit Wein und der Herr stellte es ihm anheim, eine seiner drei Töchter, welcher er, der Jüngling in Liebe gewogen sein, zur Ehefrau zu erköhen. Antwortete ihm der Jüngling: „Mir ist die Älteste allerliebste!“ Erwiderte ihm der Herr: „Die gebe ich dir nicht her!“ Gegen Abendanbruch führte er ihm die vollkommen gleich gekleidete und reich geschmückte Töchter vor und sagte zu ihm: „So nimm dir diejenige, welche du liebst!“ Seine ihm zugetane Auserwählte winkte ihm mit dem kleinen Finger und er deutete mit dem Zeigefinger auf sie hin: „Diese eine will ich oder keine!“ Der Herr

wiederholte: „Daraus wird nichts! Die gebe ich nicht her!“ Darnach schloss er die Töchter in einen dreiteiligen Schrein ein und sprach zum Jüngling: „Nun sei es zum letztenmal. Errätst du, in welchem Teile sich die deine verbirgt, so sei sie dein!“ Der junge Mann horchte gespannt von Tür zu Tür und als er an einer Geraschel vernahm, rief er aus: „Die drinnen mag ich!“ Der Vater öffnete den Verschluss, liess die Tochter heraustreten und überliess sie dem Freier zu eigen.

Das Brautpaar begab sich in eine eigene Stube und legte sich zur Ruhe nieder. Als sämtliche übrige Hausleute im tiefen Schläfe lagen, sprach die junge Frau zu ihrem Ehegatten: „Steig jetzt in den Kellerstall hinab, wo drei Rosse eingestellt sind und führ eines herauf, damit wir auf ihm die Flucht ergreifen. Das eine Ross ist so schnell wie der Wind, das andere wie der Gedanke oder der Verstand, das dritte aber nicht schneller als irgend ein anderer Renner. Triffst du mit deiner Wahl den Wind oder den Gedanken, so ist wohl uns, wenn aber das gewöhnliche Ross, so sind wir unrettbar verloren! Also pass gut auf!“ Der Jüngling stieg in den Keller hinab und begann zu überlegen, für welches der drei Rosse er sich entscheiden solle. Endlich wählte er das mittlere und führte es herauf in den Hof. Die junge Frau sagte ihm, er habe gerade auf den Wind getroffen und sie schwangen sich unverzüglich aufs Ross hinauf und ergriffen die Flucht. So flüchteten sie die ganze Nacht hindurch.

Als der Morgen zu grauen anfieng erwachte jener Herr und weckte seine Frau auf. „Geh, steh auf und weck mal dein Töchterlein, damit es uns das Frühstück bereite!“ Es war nämlich bei ihnen der Brauch eingeführt, dass es der ältesten Tochter oblag, die Küchenwirtschaft zu betreuen. Antwortete ihm die Frau: „Geh, leg dich nur noch aufs Ohr und lass unsere Kinder sich ausschlafen! So war es ja auch uns lieb beisammen zu liegen, als uns wir uns zum erstenmal gefunden!“ Nach einer geraumen Weile rief sie der Herr neuerlich an, die Alte erhob sich vom Pfühl und verfügte sich in die abgesonderte Stube des Brautpaares. Wie sie sich darin umschaute, war von den Zweien keinen Spur mehr zu sehen! Sie schrie auf: „O weh! Die sind nicht mehr hier!“ Drauf der alte Herr: „Lauf schnell in den Keller hinab und schau mal nach, welches Ross fehlt!“ Als sie im Keller drüben war, schrie sie hinauf: „Wind fehlt!“ – „Gut, gut!“ sagte er, „wenn nur der Gedanke zurückgeblieben ist. Schwing dich auf den Gedanken auf und jag den Flüchtlingen solange nach, bis du sie einholst!“ – Die Alte bestieg das Ross und nahm die Verfolgung unverzüglich auf. Die Tochter schaute sich um und sagte zum Jüngling: „Ei, da jagt meine Mutter hinter uns einher! Ich werde mich zu Salat verwandeln, du aber geh im Beete herum und pflücke Salat. Sollte dich meine Mutter um etwas befragen, so antwort ihr mit der Gegenfrage, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, einen Salat zu essen.“ Wie gesagt, so getan. Während sich der Jüngling mit dem Salatpflücken beschäftigte, traf die Alte atemlos bei ihm ein und befragte ihn: „Heda, Bürschlein! Sahst du nicht etwa einen Mann und ein Frauenzimmer hier vorbeieilen?“ Antwortete er: „Möchten Sie nicht etwa einen frischen Salat essen?“ Erwiderte sie: „Ein Trottel hat mich vom Hause abgeschickt und ein anderer begegnet mir auf dem Wege!“ und machte gleich kehrum.

Als sie daheim wieder eintraf, fragte sie der Alte: „Nanu, hast du die Ausreisser erwischt?“ Versetzte sie: „Aber nein, nur ein Bürschlein, bei dem ich mich erkundigte und der Kerl fragte mich, ob ich nicht Salat essen möchte. Na, so bin ich halt wieder heimgekehrt!“ – „Das eben waren sie ja! Flieg ihnen auf der Stelle nochmals nach!“ rief der Alte aus und die Alte wendet ihr Ross gleich um und setzt den Kindern wieder nach. Die Tochter blickte nach rückwärts, erschaute in der Ferne die Verfolgerin und sprach zum Jüngling: „Da kommt neuerdings meine Mutter hinter uns einher. Nun will ich mich in einen Weinberg verwandeln und du wirst zum Traubenleser. Frägt sie dich, antworte ihr mit der Frage, ob es ihr nach Trauben gelüste!“ Die Verwandlung geschah im Nu, die Alte zu Ross war auch bald da und befragte den Jüngling: „Hast du nicht ein Mannsbild mit einem Frauenzimmer hoch zu Ross vorbeijagen gesehen?“ Antwortete er ihr mit der Frage: „Hast du vielleicht Lust in Weinbeeren zu naschen?“ Entgegnete sie ihm verärgert: „Ein Dummerian hat mich auf den Weg hinaus gezwungen, ein andere wieder auf dem Weg empfangen!“ und sie machte gleich kehrtum. Daheim angelangt berichtete sie ihr Erlebnis dem Manne. Er fuhr sie an, schwang sich selbst aufs Ross hinauf und nahm die Verfolgung auf seine Tochter erblickte ihn von der Ferne aus und sagte: „O weh! Jetzt ist uns mein Vater selber auf der Spur. Jetzt fängt die Qual für uns an. Im Augenblick wird er uns überholt haben, doch ist noch nicht alles verloren! Nimm dies Fläschen mit Wasser und schütt es über unseren Rücken hinweg aus!“ Er tat so und hinter ihnen eröffnete sich ein ungeheurer Schlund aus dem mächtige Wasserwogen hervordrangen. Mit harter Mühe gelang es dem grimmigen Alten um dies Hindernis herumzukommen und den Gehetzten nachzubrausen. In ihrer Not gab die junge Frau dem Jüngling ihren Kamm und er schleuderte ihn nach rückwärts, worauf gleich im Rücken der Flüchtlinge zwischen ihnen und ihrem Verfolger ein riesiges Hochgebirge entstand, über welche er nur mit grössten Schwierigkeiten hinübersetzen konnte. Zuletzt reichte sie dem Jüngling eine Nadel dar, er schleuderte sie hinter sich und aus der Nadel entstand ein ganzer Wald scharfgespitzter Eisenpfähle jeglicher Art. Der Verfolger erreichte dies Hindernis, kam jedoch nur bis zu Hälfte, konnte nimmer weiter vorwärts und musste unverrichteterdinge umkehren.

Endlich war das Paar gerettet. Die junge Frau beschwor nun ihren Gatten: „Wohlan, Brüderlein fein, wann du heimkommst, mögst du alles vergessen, was du bisher an Abenteuern bestanden, wofern du jemand daheim küssen solltest!“ So ritten sie weiter, bis sie daheim in der Stadt anlangten. Dasselbst eingetroffen, brachte er sie als seine Braut einstweilen in einem Einkehrghasthofe unter und begab sich heim, um einen Hochzeitzug aufzubieten. Daheim bat er Vater und Mutter, sie mögen einen Gevatter und Brautführer beauftragen die Braut heimzuführen. Der Vater gieng ab und die Mutter sagte zum heimgekehrten Sohne: „Bist du also doch einmal heimgekommen, liebster Sohn?“ – „Ei, freilich, mein Mütterlein!“ – „Bei Gott, in deiner Abwesenheit gebar deine Mutter noch ein Söhnchen. Nun hast du auch einen Bruder!“ Vor Freuden vergass er sich, küsste das

Brüderlein, doch im selben Augenblick verlor er auch schon völlig das Gedächtnis für alle bestandenen Abenteuer. Als bald darnach der Vater in Gesellschaft des Gevatters und des Brautführers erschien und ihn aufforderte, mit ihnen zu gehen, fragte der Jüngling verwundert den Vater: „Wohin denn?!“ – „Wohin? Nun, um die Braut heimzuführen!“ – „Davon aber ist mir rein nichts bekannt! Wäre etwas davon, so müsste ich davon als erster etwas wissen!“ Also kehrten die zwei Hochzeitanführer wieder heim, sowie sie gekommen waren.

Eines Tages erging sich der Jüngling mit zweien seiner Altergenossen in der Stadt, kamen vor jenen Gasthof hin und erblickten am Fenster ein gar feines, allerliebstes Mädchen stehen. Sie kamen zu ihr und begrüßten sie, wann sie es ihnen erlaubte, wieder bei ihr als Freier zu erscheinen. Sie beschied den einen für den Abend desselben Tages, den anderen für den zweiten Abend, ihren Auserwählten jedoch für den dritten Abend. Als sich der erste einfand und sie einlud, sich mit ihm zu Bett zu begeben, ersuchte sie ihn, vorher die zwei elektrischen Lichter abzustellen, die im Zimmer brannten. Er löschte das eine ab, wie er aber das andere abstellte, entzündete sich wieder das erste. So gieng es ihm damit die ganze liebe Nacht hindurch bis zum hellen Morgen. Nun verlangte er, dass sie doch mit ihm zu Bett gehen möge, doch sie wies ihn mit dem Bedeuten ab, das wären Nacht- und nicht Taggeschäfte und hiess ihn, am dritten Abend wiederzukommen. Am nächsten Abend fand sich der andere Freier ein und forderte sie auf, sich mit ihm zu Bett zu begeben. Sie bat ihn, vorher einen Krug voll Wasser, der auf dem Tische stand, zum Fenster hinaus auszuleeren. Er ergreift den Krug, entleert ihn zum Fenster hinaus und wie er ihn auf den Tisch hinstellt, ist der Krug wieder voll Wasser. Also leert er ihn gleich nochmals aus und das gleiche Spiel hält ihn bis zum Morgen in Atem. Dann fertigt sie ihn, wie den ersten ab und vertröstet ihn auf den folgenden Abend. Am dritten Abend erschien ihr wahrer Auserkorene bei ihr und wollte gleich mit ihr zu Bett, doch sie ersuchte ihn, er möge vorher die Fenster schliessen. Das Zimmer war zweifenstrig und sobald er das eine schloss, gieng das andere auf und so mühte er sich die ganze Nacht damit ab und wurde nicht fertig. In der Früh beschied sie ihn gleichwie seine zwei Vorgänger und lud ihn für denselben Abend ein, um ein Taube abzubraten und darnach werde sie zuverlässig mit ihm liebko-sen (*i da je se ševiti za sigurno*).

Bei Abendanbruch stellte sich ihr Jüngling bei ihr ein. Sie hatte bereits einen Täuberich eingefangen, briet ihn ab und bat den Jüngling, ihr Wort für Wort nachzusingen, was sie ihm vorsingen werde. Er willigte ein und sie sang: „Weisst du noch, mein Täuberich, wie du zu Monte Gabriele geweiht hast, wie dir meine Mutter und mein Vater nachgesetzt und wie ich dich verwunschen, das Gedächtnis der erlebten Abenteuer möge dir schwinden, solltest du daheim angelangt irgend wen küssen?“ Da sprang der Jüngling jählings auf und rannte zur Türe davon, ohne sich auch nur mit einem ‚Gott befohlen‘ zu verabschieden, kam daheim an und sprach: „Vater! Biete Hochzeitleute auf!“ – „Nanu, es soll mir damit nur nicht wieder geschehen wie jüngsthin!“ bemerkte der Vater. „Sei unbesorgt, diesmal

ist's richtig!" versetzte der Sohn. Der Alte versammelte einen Brautzug, man zog zum Gasthof hin und führte die Braut ins Haus des Bräutigam heim. Da gab es ein fröhlichen Hochzeitschmaus. Jener fremde Herr war der Satan mit seinem Weibe und seinen drei Töchtern. Mit der Ehelichung der ältesten Satanstochter hatte sich der Jüngling aus der Macht des Unheilrotten losgekauft.

Anmerkung: Die Alten vom Berge sprechen von einer getauften Seele im Sinne einer Menschenseele. Dem Erzähler fällt es nicht auf, dass ein Begensohn ein Ungetaufter ist. An zwei Stellen milderte ich in meiner Verdeutschung den Ausdruck so, dass daran das überaus keusche, von geschlechtloser Tugend triefende Gemüt eines auf die Heiligkeit des § 182 StGB. eingeschworenen Staatsanwaltes und kein polizeilicher Schnapphohn der Sittlichkeitwacht Liliasiens in Aufruhr geraten dürfte und einen Anlass zur Beschlagnahme haben soll. – Die Erzählung schickte mir im Juli 1920 mein ehemaliger Schüler Stevo M. Gjukic ein, der im Dörfchen Kuvjak, in einer Mulde bei Udbina im Sikaer Karstlande heimt. Unter meinen Schülern während des Weltkrieges hatte ich ihrer fünf des gleichen Vor- und Zunamens. Wie er aussieht, ist mir nicht in Erinnerung, weil er mir in der Menge nicht auffiel, trotzdem er mir noch in der Zeit seines Wiener Spitalaufenthaltes viele Erzählungen, Schreibübungen übergab. Ich brachte ihm, wie tausenden seiner Volkgenossen das Lesen und Schreiben bei und er behielt, wie sein Brief zeigt, genau meine gut leserliche lateinische Steilschrift bei, nur beachtet er keinerlei Trennungzeichen, weil ich mit derlei Kleinigkeiten und mit der Grammatik meine wundenbeladenen Schüler grundsätzlich nicht behelligte. Ich gebe als Beispiel seinen dem Märchen angeschlossenen Brief hier wieder:

Drugi Nio, evo ti šaljem jednu pjesmu što sam spevo i jednu priču za ovaj put. Drugi ću ti put više opraviti, ako ovo bude valjalo! Sada mi odma od piši. Sada te pozdravlja tvoj učenik Stevo. Molim da mi odma od pišeš. Pozdravi ženu i ćerku; da ste živi.

(Teuerstes Lehrerlein! Hier schicke ich dir ein Lied, welches ich gedichtet habe und ein Märchen für diesmal. Ein andermal werde ich dir mehr herrichten und zusenden, wofern das da taugen sollte. Jetzt antworte mir sogleich. Jetzt grüsst dich dein Schüler Steffel. Ich bitte dich, dass du mir sogleich antworten sollst. Grüße die Ehefrau und das Tochterlein. Ihr mögt leben.)

Meine Frau und meine damals noch sehr junge Tochter besuchten ständig meine Schützlinge und verteilten unter sie Liebegaben. Daher die Bekanntschaft mit ihnen. Wie man aus dem Märchen ersieht, eignet dem Bauern eine beachtenswerte Erzählergabe. Sein Gedicht ist eine Verherrlichung der landschaftlichen Reise seiner felsreichen Hochgebirgheimat, die es ihm angetan hat, doch erkennt er zum Schluss des Liedes auch ihre unerfreuliche Seite, weil so manchen die Not ins fernste Ausland treibt:

*jerga vodna gruda ne ogrjeva
u dalekoj zemlji Kolumbije*

(Weil ihn die heimische Scholle nicht erwärmt [deshalb weilt er]
ins fernen Lande von Kolumbien).

Er schliesst so:

*Idu ljudi u daleke zemlje,
jerbo, brate, živiti ne mere.
Kiša pada, ladan vjetar puše
a u kući jadne gole duše.*

*Gola djeca po snegami skaču
od nemile golotinje plaču.*

Nach fernen Landen die Leute wandern aus
denn, Bruder, leben kann man nicht all hier
ein Regen fällt, es weht ein kalter Wind
im Haus dazu armselige, nackte Seelen
im Schnee umher die nackten Kinder springen
sie weinen vor erbarmungsloser Not.

Südslaven wandern massenhaft nach allen Teilen Amerikas aus. In Nordamerika giebt es mehrere grosse serbische und chrowatische Tagblätter und ansehnliche Buchhandlungen. Im März 1925 wies die australische Regierung von 150 serbischen Einwanderern ihrer hundert zurück. Australien und die Inselwelt sind klein und eng, ganz klein und ganz eng jedoch Herz und Verstand der australischen Behörden.

26. Von neun Brüdern und ihrer Schwester der Lamie

Es waren einmal im Hause des Vaters und der Mutter ihrer neun Brüder; eine Schwester hatten sie aber nicht. Einmal rief die Mutter aus: „Ach, HERR! Gewähre mir ein Mädchen und sollte sie selbst zur Lamie werden.“ Gott erhörte ihr Flehen und schenkte ihr eine Tochter. In ihrem fünften Lebensjahre wurde das Mädchen zur Lamie und frass alle ihre Brüder bis auf einen auf. Da sprach der Vater zu dem Sohne: „Geh, flüchte, lieb Söhnchen, die frisst am Ende auch dich noch auf!“ Der Sohn schwang sich aufs Pferd und der Vater gab ihm drei Zwetschken auf die Reise mit. Er ritt und ritt dahin und traf eine Zauk mit Hündchen an. Zu ihr sagte er: „Ich töte dich, gibst mir nicht ein Hündchen!“ Antwortete sie ihm: „Wähl dir eines, nimm es mit!“ Er nahm eines zu sich aufs Ross und ritt weiter. So ritt und ritt er, bis er eine Bärin mit Jungen antraf: „Ich töte dich, gibst mir nicht ein Junges!“ – „Wähl dir eines aus, nimm es hin!“ Er nahm eines aufs Ross mit und ritt und ritt weiter, bis ihn dürstete. Hier ass er die eine Zwetschke auf, dort die zweite und nahe dem Dorfe, dem er zuritt, die dritte (und steckte die Kerne in den Boden ein). Er zog ins Dorf ein und verheiratete sich dort. Einmal ergriff ihn Sehnsucht nach seinem Mütterchen und Väterchen und er sagte zu seinem Weibe: „Ich gehe zu meinem Väterchen auf Besuch. Wann ich dir zurufen werde, sollst du dies Hündchen loslassen!“ Daheim fand er weder seine Mutter, noch sonst wen vor, nur die Schwester allein. Er trat ins Haus ein, während seine Schwester das Pferd übernahm, es unterbrachte und dann zu ihm, dem Bruder, hinaufkam.

Sie gieng zum Pferd nachschauen und meldete dem Bruder: „Das Pferd steht auf drei Beinen!“ – „Das ist des Pferdes Sorge!“ erwiderte er. Sie gieng wieder hin und meldete ihm dann: „Das Pferd ist nicht mehr da!“ – „Das ist des Pferdes Sorge!“ entgegnete der Bruder. Sie sassen noch eine Weile und hernach sagte sie zu ihm: „Ich frass das Pferd auf. Ich habe

Hungergefühl, ich werde auch dich aufessen!" Sprach der Bruder zu ihr: „Kehre vorerst aus und breite eine Decke auf, ich aber will zuerst baden, dann iss mich auf, fällt des Bruders Blut, so falle es auf einen reinen Ort!“ Er entfernte sich, um zu baden und ergriff die Flucht. Sie lief ihm nach, rannte bis ins Waldgebirge, holte ihn ein und schrie ihm zu: „Wart mal, will dir etwas sagen!“ Dort befanden sich drei Zwetschkenbäume (die aus den Kernen gewachsenen). Er stieg auf den einen hinauf, sie machte sich daran, ihn umzuhauen; er flüchtete auf den zweiten hinauf; sie begann auch ihn zu fällen, so auch den dritten, auf dem er eine Zuflucht suchte. Da aber rief er seinen Hund herbei; der Hund kam gelaufen und frass sie auf.

27. Der Zauberlehrling

Eines Bauern Weib erkrankte einmal sehr schwer und kränkelte fortwährend dahin, wie man zu sagen pflegt, war sie weder zum Leben noch zum Sterben. Sie hatte ein einziges Kind, einen Knaben, und eines Tages sagte sie zu ihrem Manne, dem Bauern: „Bei Allah, o Mann, ich würde sicher wiedergenesen, schlachtetest du unser Kind ab, weidetest ihm die Leber aus und ässe ich sie auf!“ Dem Vater tat es um den Sohn unsäglich leid und er sann lange nach und überlegte sich ernstlich und reiflich, was er da tun sollte, und er kam zum Schluss, mit dem Weibe könne er ja doch wieder einen Sohn erlangen, sei es, wie es sei, und so führte er denn eines Tages seinen Sohn in den Wald hinaus und begann dort angelangt, ein Messer zuzuschleifen. Das Kind befragte ihn: „Ei, Väterchen, wozu schärfst du denn unablässig dieses Messer?“ – „O mein Söhnchen, um damit einen Hasen abzuschlachten, falls wir wo einen erjagen sollten“, antwortete ihm der Vater, dem es nun auch noch mehr leid tat, den Sohn aus der Welt zu schaffen. Und er führte ihn noch tiefer in den wilden Wald hinein, bis da auf einmal vor ihnen ein Greis mit schneeweissem Barte erschien und den Vater fragte: „Was hast du mit diesem Kinde vor?“ Erwiderte er ihm: „Ich will dies mein Kind schlachten, denn mein Weib, seine Mutter, ist schwer erkrankt, und ehe sie nicht seine Leber verzehrt hat, kann sie nicht gesunden und am Leben bleiben.“ Bemerkte der Greis darauf: „Bist du aber ein rechter Tor! Gib doch dein Kind mir in die Lehre. Dort hinter dem Berge haben Jäger einen Fuchs getötet. Geh hin und gib die Fuchsleber deinem Weibe zu essen und sie wird wieder genesen, nach Jahr und Tag aber komm wieder auf dieselbe Stelle her, stosse denachteulenzruf aus und ich werde auch gleich erscheinen.“ Also vereinbarten sie es mit einander, der Vater übergab seinen Sohn dem Alten in die Lehre, versorgte sich mit der Fuchsleber, sein Weib ass sie auf und wurde davon wieder gesund.

Nach Verlauf von Jahr und Tag traf der Bauer am selben Fleck im Walde ein, stieß ein Uhuerschrei aus und gleich war jener Greis an seiner Seite. Der Vater erkundigte sich nach

dem Wohlbefinden seines Sohnes und ob er schon die Lehre ausgelernt habe, worauf der Greis antwortete: „Bei Allah! Wahrhaftig, der hat soviel erlernt, dass er auch schon mich lehren könnte.“ Fragte der Vater weiter: „Und wo weilt mein Sohn? Wir wollen zu ihm hingehen.“ Sprach der Greis: „Blinzle mit den Augen zu“, lud ihn sich auf den Rücken auf und nach einer kurzen Weile befanden sie sich in irgendwelchen Felsenwohnungen, die gleich wie ein Serail ausschauten. Hier setzte ihm der Greis eine Tafel mit auserwählten Speisen vor, führte vor ihn neun einander auf ein Haar ähnliche Knaben hin und sprach zu ihm: „An drei aufeinander folgenden Morgen werde ich dir je drei dieser Knaben vorführen und errätst du, welches dein Sohn ist, so führ ihn mit dir heim, triffst du es jedoch nicht, so wirst du ihn nie heimführen und auch selber da bleiben müssen.“

Am nächsten Morgen führte er ihm drei Knaben vor und sagte zu ihm: „Nun denn, erkenne dein Kind!“ Er wies mit dem Finger auf einen der Knaben hin und bemerkte: „Der da ist mein Sohn.“ Doch der Greis entgegnete: „Das ist nicht dein Kind, hast nicht das richtige getroffen.“ Am anderen Morgen traten die zweiten drei gleichen Knaben auf und wieder verfehlte der Vater seinen Sohn, am Abend aber, als der Greis eingeschlafen war, erschien der wahre Sohn vor seinem Vater und sagte zu ihm: „Morgen, wann du mich wieder herauszuerkennen haben wirst, so merk dir, dass ich einen meiner Stiefelschäfte umgestülpt haben werde, und ob du mich auch daran ohne weiteres erkannt haben wirst, so schmiege dich doch nicht sogleich an mich an, sondern spiel den Unschlüssigen und von Zweifeln Gepeinigten, bis du endlich kurzweg auf mich zutreffst und entschieden sagst: ‚Der da ist mein Sohn!‘“ Am dritten Morgen führte ihm der Greis die dritte Reihe der drei Knaben vor, der Vater aber zögert und säumt, bedenkt und überlegt schwer hin und her, merkt wohl, welcher seine Stiefelschaft umgestülpt trägt, verrät sich jedoch nicht, bis er endlich entschlossen auf ihn hinweist: „Das ist mein Sohn und keiner sonst.“ Darauf der Greis: „Hast ihn ganz richtig herausgefunden! Nimm dir ihn hin!“

Nur war der Bauer erst recht in Verlegenheit: „Was fang ich aber jetzt an, denn ich bin des Heimwegs völlig unkundig!“ Entgegnete ihm der Knabe: „Sei nur unbesorgt, Väterchen, ich führe dich schon hinaus. Schliess nur mal die Augenlider!“ Nicht länger als er brauchte, um einmal zuzublinzeln, dauerte es und er sah sich bereits auf der Heerstrasse mit seinem Sohne auf dem Heimweg begriffen. Da sprach der Sohn zum Vater: „Schau mal die Jäger, die pirschen gehen. Kannst gleich für mich ein schönes Stück Geld einnehmen.“ – „Wie denn das?“ fragte ihn verwundert der Vater und er erwiderte ihm: „Nun, leichterding. Ich werde mich zu einem Jagdrüden verwandeln, das Wild tüchtig aufstöbern und es dir zutreiben. Wann die Jäger dann von dir verlangen werden, dass du mich ihnen verkaufen sollst, so verkauf mich ihnen um zwanzig Golddukaten und führen sie mich weg, so entlaufe ich ihnen und kehre wieder nach Haus zurück.“ Sagte der Vater zu ihm: „Nun wohl, das möchte ich mal sehen.“ Und richtig verwandelte er sich in einen Jagdrüden, begann zu bäfzen und das Wild aufzustöbern. Dem einen Jäger trieb er ein Reh

zu und der streckte es mit einem Schuss nieder, dem andern eine Hindin und der zweite Waidmann erlegte sie leicht in seinem besten Schussbereiche. Huben die Jäger den Fall mit einander zu besprechen an: „Ei, welch wunderbarer Spürhund das! Wem er wohl gehören mag?“ Kam der Bauer dazu und sagte: „Der gehört mir!“ Sie fragten ihn, ob er ihn nicht etwa ihnen verkaufen möchte und er erwiderte: „Unter zwanzig Golddukaten ist er mir nicht feil!“ Sie feilschten mit ihm um den Hund gar nicht, vielmehr zog der eine Waidmann gleich seinen Geldbeutel herauf und überreichte ihm den für den Hund geforderten Preis. Die Jäger nahmen ihren Hund mit und der Bauer gieng heim.

Nach einer Weile riss der Rüde den Jägern aus, verwandelte sich zurück in einen Menschen und traf zu Hause beim Vater ein. Die Jäger suchten überall nach ihrem entlaufenen Hunde und gelangten auch ins Haus des Bauern, dem sie ihn abgekauft hatten und befragten ihn, ob wohl der Hund wieder heimgekehrt sei. Der Bauer verneinte es, während doch der Gesuchte in menschlicher Gestalt am Feuer sass. Die Jäger zogen unverrichteter Dinge ab.

Das trug sich gerade zur Osterzeit zu. Alles Volk strömte zur Kirche. Hie und da sprach der Knabe zu seinem Vater: „Vater, heute kannst du für mich viel Geld einheimsen.“ – „Ja, wie denn?“ – „Mit aller Leichtigkeit. Ich werde mich in ein Ross verwandeln, desgleichen man noch keines je ersehen hat, du aber, wann sich Käufer einfinden, heisch für mich zwei mit Golddukaten gehäuft volle Rucksäcke, nur gib nicht die Halfter mit, denn gibst du auch die Halfter mit, so wirst du mich nimmer mehr wieder erschauen.“

Der Junge verwandelte sich in ein Reitross, der Vater bestieg es und ritt zur Festfeiernversammlung hin. Dort angelangt band er sein Pferd an einen Pfosten an, als da auch jener Greis erschien, um das Pferd herumgieng, seine wahre Art erkannte und den Vater fragte: „Wessen Apfelschimmelchen ist dies?“ – „Mir gehört der Schimmel!“ – „Und möchtest ihn losschlagen?“ – „Warum denn nicht?“ – „Und was für einen Preis heischtest du wohl für ihn?“ – „Drei Hafersäcke voll blankes Golddukaten!“ – „Aber hör auf! Beim Allah, da nimm mit zweien vorlieb!“ Und sie wurden mit zweien Hafersäcken voll Dukaten handeleinig, doch bei der Übergabe behält der Verkäufer die Halfter zurück, der Greis aber schreit: „Ohne Halfter brauche ich kein Ross!“ Und hin und her, der Greis rückte noch mit einem Hafersack voll Dukaten für die Halfter heraus. Hierauf bemerkte der Greis: „Beim Allah! habe ich schon so einen Schatz für das Pferd hergegeben, so darf ich wohl auch in die Schenke eintreten und mir einen guten Trunk vergönnen!“ Er bog um die Ecke in die Weinschenke ab, das Ross aber löste sich los, streifte sich vom Kopf die Halfter ab, verwandelte sich in einen Hasen und rannte querfeldein davon. Der Greis bemerkte noch rechtzeitig die Verwandlung, verwandelte sich selber in einen Spürhund und verfolgte den Hasen. Als nun der Spürhund dem Hasen bedenklich näher an den Leib rückte, verwandelte sich der Hase in einen Täuberich und erhob sich unter die Wolken, der Hund verwandelte sich in einen Hühnergeier und jagte dem Tauber nach.

So flog der Tauber lange und lange vor dem Hühnergeier, der ihm unermüdlich nachsetzte und sie kamen über die Kaiserliche Hofburg geflogen. Dem Schauspiel sah die Kaiserliche Prinzessin zu und sie, die Sultanin, rief aus: „Wüsste es doch der Täuberich oben in der Luft, so flüchtete er zu mir in meinem Schoss herab, ich entrisse ihn den Hühnergeierkrallen sicher!“ Das vernahm der Tauber und flüchtete in den Schoss der Sultanin herab. Unverrichteter Dinge kehrte der Hühnergeier um, verwandelte sich in Menschengestalt und verdung sich beim Kaiser als Diener. Er diente gar so treu und hingebend, dass er damit des Kaisers Aufmerksamkeit erregte und der Kaiser zu ihm sprach: „Fürwahr, da du mir so vortreffliche Dienste leistest, so wollen wir deine Monatbezüge festsetzen!“ Erwiderte ihm der Diener: „Ich fordere keinen anderen Lohn von dir, als dass du mir einen Tauber für ein volles Dienstjahr geben mögst.“ Darauf der Kaiser: „Ich werde dir einen bestimmten Monatlohn aussetzen und dir auch den Tauber geben, den du dir aussuchst.“

Als das volle Jahr abgelaufen war, da sagte der Diener zum Kaiser: „Zahl mich jetzt aus!“ Der Kaiser zu ihm: „So komm und such dir nach Belieben aus meinem Taubenschlag einen Tauber aus!“ Er verlangte den Tauberich der Sultanin, die aber erklärte ganz entschieden: „Meinen Tauberich gebe ich nie und nimmer her!“ Darauf sagte der Diener: „Ich aber mag gar keinen anderen als just den deinen, denn dafür habe ich dem Kaiser ein volles Jahr hunderoh gedient und es war ausdrücklich vereinbart worden, ich dürfe mir nach eigenem Belieben einen Tauber aussuchen!“ Die Sultanin brach in Tränen aus, dass einem darüber das Herz bräche und der Kaiser bot dem Diener ungezählte Schätze als Ersatz an, doch der Diener beharrte auf seiner Forderung nach seinem Tauber. Da sprach der Kaiser, weil er ja sein kaiserliches Wort nicht umstossen konnte, zu seiner Prinzess-Tochter: „So nimm dir meine sämtlichen anderen Tauben hin, diesen einen Tauberich aber gebe ich ihm!“ Im Nu verwandelte sich der Diener in einen Hühnergeier, ergrappte mit seinen Krallen den Tauberich und flog mit ihm auf, doch im selben Augenblick verwandelte sich der Tauberich zu Hirsekörnern und rieselte zu des Kaisers Füßen nieder, der Hühnergeier nahm dagegen die Gestalt eines Hahnes an und begann hastig die Körner aufzupicken. Der Kaiser steht verdutzt da, während der Hahn ihm um die Beine die Körner aufpickt und ihm mit ungeduldigem Gekrähe auch noch das letzte Körnlein unter dem Stiefel wegpicken möchte. Da verwandelte sich das Körnlein in eine Füchsin, packte den Hahn und frass ihn auf. Darnach verwandelte sich die Füchsin gleich wieder zu einem Menschen und kehrte zu seinem Vater heim. Und wenn ihn inzwischen nicht ein Donnerschlag getötet hat, so lebt er noch heutigentags.

Bosnien

28. Die Mär von den dreizehn Brüdern und dem Menschenfresser

Es war einmal eine sehr, sehr arme Frau, die hatte bloss dreizehn Söhne und der dreizehnte hieß Dreizehner (*Trinaestko*). Ihr Ehemann war bereits längst verstorben, gerade damals als sie den jüngsten Sohn unter ihrem Herzen trug. Und so blieb sie eine hilflose Witib bar alle Mittel mit den unmündigen Kindern auf sich selbst gestellt zurück. Alle dreizehn Söhne erzog sie mit Müh und Not, unter Leiden und Qualen, bis sich ihre Kinder nicht selber mit Kraft umgürten und sich selber ernähren konnten. Die übrigen acht waren schon erwachsene Burschen als der jüngste erst neun Jahre zählte. Da sprachen einmal alle zu ihrer Mutter: „Liebste unsere Mutter, wir ziehen in die Welt hinaus, um unser Glück zu suchen und einen Unterhalt fürs Leben zu finden. Wir sehen ein, dass wir hier ohne Arbeit und Beschäftigung nicht auf die Dauer bestehen können!“ Sie hiengen sich ihre Schnappsäcke um, machten sich reisefertig und sagten zu ihrer Mutter: „Nun bleib mit Gott, alte Mutter!“ und zogen ab. Tiefbetrübt verblieb die Mutter daheim, klagte und jammerte um die Söhne, weil sie sich ohne jede Stütze und Hilfe sah und starb darnach, weil sie sich vor Gram und Harm verzehrte.

Die neun Brüder wanderten nun lange Zeit in der Welt umher, verspäteten sich eines abends auf dem Wege, während der Regen herabströmte, als hätte der Himmel einen Bruch erlitten, und sie schritten in dem Guss und Unwetter immer weiter und weiter fürbass, bis sie in weiter Ferne einen Feuerschein gewahrten. Da berieten sie, ob sie nicht zu jenem Lichte hingehen, um dort zu übernachten oder ob sie nicht lieber in irgend einem anderen Heime einen Unterschlupf suchen sollen und sie beschlossen, doch auf jenen Lichtschein loszusteuern. Das Feuer leuchtete aber aus einem Hause im Walde und sie hielten dafür, es sei das Haus eines Waldhegers. Als sie dort ankamen, pochten sie die Türe an und da sich niemand meldete, traten sie ungebeten ein. In der Küche erblickten sie ein Riesenweib, die hielt einen mächtigen eisernen Feuerstier in der Hand und ihre langen Brüste hatte sie sich über die Schultern geworfen und war dabei mit Brodbacken beschäftigt. Sie befragten sie nun, ob sie hier zur Herberg nächtigen dürften, doch die Riesen erwiderte: „Nein, das dürft Ihr nicht, denn mein Mann, der ist ein Menschenfresser und wenn der heim kommt und euch hier antrifft, so frisst er euch mit Haut und Haaren auf!“ Darauf entgegneten sie: „Lass du uns nur ein, mag er uns immerzu auf der Stelle verzehren!“ Als sie sah, dass es nicht anders sein kann, gab sie sich einverstanden und liess sie im Haus verbleiben. Sie reichte ihnen ein Nachtessen dar und als sie genachtmahl hatten, giengen sie schlafen und schliefen sogleich in Müdigkeit bummfest ein, nur Dreizehner blieb wach und sann darüber nach, wie er seine Brüder davor bewahren könnte, dass sie jener Menschenfresser nicht vertilge.

Nach geraumer Zeit kehrte jener Ehemann der Frau heim, die das Brod in der heissen Asche gar buk, als die dreizehn Gebrüder bei ihr in dem Heim eine Zuflucht suchten.

Kaum war er ins Haus eingetreten, war seine erste Frage: „Weib, wen haben wir zur Herberge?“ – antwortete sie: „Wen sollen wir wohl haben? Niemand haben wir bei uns!“ Versetzte er: „Es muss wer da sein, ich schmecke Menschenfleisch!“ Sie sah ein, ein längeres Verleugnen nütze nichts, und gestand: „Nun ja, wir haben zur Herberge neun Brüder, doch bitte ich dich, tu ihnen kein Leid an!“ Erwiderte er: „Na, dir zu Liebe will ich sie bis zur Mitternacht noch schonen, bis ich mich noch etwas mehr ausgehungert haben werde, doch sag du mir, was haben sie für Erkennungszeichen?“ Entgegnete sie: „Sie tragen rote Mützchen auf dem Haupte.“ – Darauf bemerkte er: „Ei, woran erkenne ich aber meine Töchter, deren ich just dreizehn auch habe und ich besorge, ich könnte mich vergreifen und sie aufessen?“ Antworte sie: „Die sind leicht an den goldenen Medaillen zu erkennen, die sie unterem Halse tragen!“

Diese ihre Unterredung belauschte der kleine Dreizehner Wort für Wort und als die Mitternacht herannahte, erhob er sich sachte, sachte von seinem Lager, nahm den Töchtern des Menschenfressers ihre goldenen Medaillen vom Halse ab und hieng sie seinen Brüdern um, die roten Mützchen aber stülpte er den Schläferinnen aufs Haupt auf, dann begab er sich ruhig, als ob nichts geschehen sei, auf seine Schlafstelle zurück. Nach Mitternacht kam der Menschenfresser gestiegen, um die dreizehn Brüder zu verschmausen und als er bei ihrem Geläger war, betastete er sie um den Hals, ertastete die goldenen Medaillen und sagte zu sich: „Vorsicht, das sind ja meine Töchterchen!“ schritt ein wenig weiter, fand richtig seine dreizehn Töchter und auf dem Haupte einer jeden eine rote Mütze. „Ei“, so sagte er, „das sind die Richtigen!“ frass alle bis auf eine bei Putz und Stengel auf und machte sich darnach gleich wieder ins Hochwaldgebirge auf.

Nachdem sich die dreizehn Gebrüder von ihrem Lager erhoben, richteten sie sich zur Weiterreise her, um irgendwo einen Dienst zu suchen, bloss der Dreizehner mochte sich ihnen nicht anschliessen, um zurückzubleiben, doch nachträglich überlegte er es sich und entschied sich allein auf eigene Faust in der Welt herumzuwandern, um sich irgendwo als Laufbursch zu verdingen. Und so gelangte er auf seiner Wanderung bis zu den kaiserlichen Gehöften und hier traf es sich gut, dass man ihn zum kaiserlichen Kammerdiener aufdang. Als seine Brüder davon vernahmen, was er für einen Dienst gefunden, frass sie der Neid auf, dass er, der allerjüngste von ihnen, gerade die allerschönste Stellung gewonnen und sie verabredeten unter einander, sich zum Kaiser hinzubegeben und ihm zu stecken, ihr Brüderlein sei ein so tüchtiger Held, dass er sich wohl unterfinde, zum Menschenfresser hinzugehen und von ihm den goldenen Teppich zu holen, mit dem er sich zuzudecken pflege. Und so gieng denn einer von ihnen zum Kaiser hin und bliess ihm die Ohren voll: „Ach, wüsstest du, o Kaiser, was für ein wunderbarer Held dein Kammerdiener ist! Der vermöchte dir vom Menschenfresser den goldenen Teppich herzuschaffen. Einen solchen Teppich hast weder du in deinem Besitz noch ist ein gleicher in deinem ganzen Kaiserreiche aufzutreiben!“ Kaum war der tückische Bruder fort, berief der Kaiser auf der

Stelle seinen Kammerdiener, den Dreizehner vor sich und redete ihn an: „Ich habe von dir sagen gehört, du seist ein so kühner Held, der sich wohl getraute, mir vom Menschenfresser den goldenen Teppich herzubringen, mit dem er sich nachts zudeckt, einen Teppich, wie weder ich in meinem ganzen Reiche vorfinde. Falls du mir ihn nicht herschaffst, so sollst du wissen, dass ich dich aufhängen lasse, holst du ihn jedoch, so werde ich dich bestens dafür entlohnen. Nun geh, sofern dir dein Kopf lieb ist!“

Der kleine Dreizehner brach mutig zur Behausung des Menschenfressers auf und als er daselbst eintraf, schlich er sich verstohlen ins Haus ein und verkroch sich in einen Stiefel des Menschenfressers hinein. Als der Unhold gegen Abend heimkehrte, schmeckte er es sofort, es weile irgend ein Unbekannter bei ihm in seiner Wohnung, fieng überall im Hause herumzusuchen an, und spürte ihn schliesslich im Stiefel auf und zerrte ihn heraus aus dem Stiefelschaft, um ihn ohne weiteres auf der Stelle zu verzehren. Doch der kleine Dreizehner sprach zu ihm: „Was willst du von mir herunterbeissen, wenn du doch selber siehst, dass ich bloss aus lauter Haut und Knochen bestehe? Gescheidter wäre es, du füttertest mich vorerst einen Monat hindurch, bis ich ein wenig zu Fleisch und Fett komme und dann magst mich meinerwegen verspeisen!“ – Solche Rede leuchtete dem Menschenfresser ein. Sogleich rief er sein Eheweib herbei, gebot ihr, dem Jungen zu essen zu reichen und ihn einen vollen Monat hindurch ausgiebig zu mästen, damit er so ziemlich dick und fett werden soll, und dann gedenke er, ihn sich munden zu lassen.

Nachdem sie selbdritt zu Nacht gegessen, begaben sie sich zur Ruhe, der Menschenfresser mit seinem Weib legte sich zu Bett, der Dreizehner in einen Winkel hin. Als die zwei halb eingeschlummert waren, zerrte Dreizehner ihnen zu Füßen den Deckteppich vom Leib herab, doch merkte dies der Menschenfresser und sagte zu seinem Weibe: „Du Weib, reiss mir nicht die Decke weg, mir ist's kalt!“ Der Kleine liess nach, doch nach einer kleinen Weile zerrte er wieder, worauf der Menschenfresser ausrief: „Ich sag dir, Weib, hör auf zu ziehen, denn wenn du noch einmal mir zu Possen ansiehst, so schmeiss ich die Decke weit weg auf den Boden hin und dann wirst weder du noch ich dich mehr mit ihr zudecken! Verstanden?“ Als diese Drohung der Knirps Dreizehner vernahm, so zerrte er auch noch ein drittes Mal heftig an dem goldenen Teppich, worauf der Menschenfresser im Zorn aufbraute und mit einem Ruck den Teppich weit vom Bett weg zur Erde hinschleuderte. Das eben bezweckte der kleine Dreizehner und als er merkte, der Wüterich sei fest eingeschlafen, rollte er den goldenen Teppich ein und überbrachte ihn dem Kaiser. Beim Anblick des überaus prächtigen Teppichs lachte dem Kaiser das Herz auf und überhäufte seinen treuen Diener mit Lob und Geschenken jeder Art.

Wie nunmehr die acht Gebrüder vom Ausgang des Abenteuers ihres Brüderleins beim Menschenfresser erfuhren, dass der Junge seinen Kopf heil heimgebracht und den Teppich zur Stelle geschafft habe, barsten sie rein vor Gift und Galle, weil ihnen der Anschlag wider ihn misslungen war und wieder suchte einer verabredetermassen den Kaiser auf und sagte

zu ihm: „Jetzt hast du es selber gesehen, was für ein auserlesener Held dein kleiner Kammerdiener ist. So einen kriegst du nicht alleweil, der kann noch ganz andere Dinge leisten. Wir sagen nichts als bloss, was wahr ist. Der Menschenfresser besitzt auch noch ein Papagei, der kann reden wie ein Mensch und auch der Vogel ist von Gold. Der Junge könnte ihn mit Leichtigkeit herbringen. Du brauchst es ihm bloss anzubefehlen und ihm ein kleinwenig zu drohen!“

Darauf liess der Kaiser den Knaben sofort vor sich rufen und sprach zu ihm: „Es ist mir zu Ohren gekommen, der Menschenfresser besitze auch noch einen Papagei, der da wie irgend ein Mensch sprachbegabt ist. Überdies ist er goldig und schillert in allen erdenklichen Farben. Ich will, du sollst mir ihn herschaffen, wofern du mir ihn jedoch nicht herholst, so kannst du dir lieber gleich die Rückkehr ersparen! Also troll dich und erfüll deine Pflicht!“ Bat nun Dreizehner: „O Kaiser, gewähr mir ein Zehrgeld zur Reise bis zu ihm hin!“ Ohne weiteres bewilligte ihm der Kaiser einen mehr als ausreichenden Betrag und Dreizehner reiste ab. Als er beim Hause der Menschenfressers anlangte, traf er zu seinem größten Glücke niemanden daheim an und konnte sich darum heimlich und unbeobachtet in die Wohnung einschleichen und in die Stube eindringen, in welcher sich der Papagei befand. Kaum erblickte er ihn, trat er auf ihn zu und reichte ihm ein Stück Zucker. Als der Papagei auf den süssen Geschmack kam, rief er entzückt aus: „Wüsste ich, dass du mich mit solchen Bissen atzen wirst, ich folgte dir gern in dein Haus nach!“ Dem kleinen Dreizehner kam dies wie gewünscht und er erwiderte dem Vogel: „Komm du mir getrost mit mir mit und ich verspreche es dir, dich alleweil mit Zucker zu atzen!“ Auf das gieng der Papagei gern ein und verliess mit ihm das Haus. Draussen erhob sich der Papagei auf seinen Fittichen in die Höhe, während Dreizehner unter ihm gemächlich auf seinen eigenen Füßen vorwärts trabte. So gelangten sie am dritten Tag in den kaiserlichen Hof. Der Kaiser war nicht wenig verwundert, dass Dreizehner heil und mit dem Leben davongekommen sei und belohnte ihn überreich.

Als seine acht Gebrüder vernahmen, was er für ein höchstes Lob und was für Geschenke er wegen seiner Tat eingeheimst, ward ihnen vor lauter Neid und Bosheit schon sein blosser Anblick verhasst und sie versammelten sich eines Tages und beratschlagten mit einander, wie sie ihn von neuem beim Kaiser anschwärzen könnten. Und sie verabredeten einen fein ersonnenen Plan, was und wie sie es anstellen müssten, um ihn zu verderben. Sie begaben sich ihrer alle acht zugleich zu Hof, traten vor den Kaiser in seinen Thronsaal ein und ihr Sprecher redete so den Kaiser an: „Es wäre wohl eitle Worteverschwendung, wollte einer den Ruhm und die Kraft deines getreusten Kammerdieners, des wackersten Helden Dreizehner vor deinem Angesichte preisen, o Kaiser, mit dir sei das Glück! Du selber hast seine Taten erlebt und seinen Mut erkundet. Nunmehr beauftrage ihn, er möge dir auch noch den Menschenfresser, wie er leibt und lebt, vorführen!“ Auf diesen Vortrag hin beschied der Kaiser seinen Dreizehner vor sich und gebot ihm kurz und bündig:

„Wofern du mir den Menschenfresser lebend nicht herschaffst, so hat dein Haupt zulängst auf deinen Schultern geweilt!“

Als der kleine Dreizehner solchen Befehl erhielt, ward ihm Wind und Weh ums Gemüt und er überdachte bei sich: „Leicht ist's den Teppich herzutragen und den Papagei herzubringen, doch wer vermöchte es, den Unhold selber lebend einzufangen und dem Kaiser vorzuführen?“ Nach einer kleinen Weile fasste er sich, besann sich, was da zu tun wäre, und sagte zum Kaiser: „O Kaiser, dein Wille geschehe, doch gewähr mir genügend Geldmittel, damit ich einen festen Behälter erbaue, darin ich ihn einschliessen soll!“ Der Kaiser bewilligte ihm Geld soviel als er nur brauchen kann und Dreizehner kaufte einen schweren Rüstwagen und zwölf Lastrosse und gieng zu einem Grobschmied. Der Schmied schmiedete eine Truhe von spanndicken Eisenwänden und bereifte die Truhe mit dreizehn Stahlreifen und brachte auch noch dreizehn feste Eisenschlösser an, damit der Menschenfresser, wenn ihn Dreizehner eingefangen haben wird, nicht ausreissen können soll.

Dreizehner liess die fertig geschmiedete Truhe auf den Rüstwagen aufladen, spannte die zwölf Zugrosse vor und fuhr zur Behausung des Menschenfressers ab. Kaum gewahrte ihn der Unhold, so brüllte er ihn schon an: „Aha, das bist du ja, der Dreizehner! Diesmal wirst du mir nicht entwischen! Jetzunder fresse ich dich ohne weitere Flausen auf!“ Der kleine Dreizehner schaute sich gleichsam ausser sich vor Erstaunen nach allen Seiten um, als ob die Rede nicht ihm wäre und fragte den Menschenfresser: „Ei der tausend, wo steckt denn dieser vermaledeite Dreizehner? Den eben suche ich! Sieh mal her, was ich für eine Truhe für ihn schmieden liess, um ihn darein einzuschliessen. Mein Vater will ihn darin eingesperrt halten und für immer unschädlich machen!“ – „Und mir wieder hat er einen goldenen Teppich entwendet und einen goldenen Papagei entführt! Doch halt, lass mich mal versuchen, ob denn diese Truhe auch wirklich genug fest und stark ist, um ihm zu widerstehen. Ist sie nicht ausreichend stark gebaut, so sprengt er sie, mir nichts dir nichts, und reisst aus. Dem muss man rechtzeitig vorbeugen. Darum sei so freundlich und sperr vorerst mich in sie hinein, damit ich sehe, ob ich sie mit meiner Kraft aus den Fugen breche. Vermag ich's nicht, so kann er es meiner Treu und Seligkeit, auch nicht zu Wege bringen. Dann helfen ihm seine Kniffe und Pfiffe einen Schmarrn!“ Dieser Vorschlag kam Dreizehner überaus nach Herzenwunsch gelegen. Nicht sobald stak der Menschenfresser geduckt und gekrümmt in der Truhe, als Dreizehner die Decke zuklappte, die dreizehn Eisenreifen noch fester aufschlug und den Deckel mit dreizehn Eisenschlössern vorhieng, die er samt und sonders fürsorglich versperrte. Nach getaner Arbeit sprach er zum Menschenfresser: „He, ich bin's wirklich, der Dreizehner! So komm doch hervor und friss mich auf!“ Als der Menschenfresser dies hörte, ergrimmte er fürchterlich und brüllte: „Lass mich heraus, ich bitte dich drum!“ Antwortete ihm Dreizehner: „Jetzt nützt dir all dein Gebrüll einen Pfifferling! Schrei nur zu, soviel als es dich freut!“ Und trieb die Zugrosse an und langte mit seiner Fracht am anderen Tage in der Kaiserpfalz an. Als seine Majestät der

Kaiser auch diese gewaltige Heldentat vollbracht sah, schenkte er seine Tochter, die Prinzess und sein halbes Kaiserreich dem Dreizehner. Auf solche Weise ist der kleine Dreizehner späterhin nach dem Ableben seines Schwiegervater selber zum Kaiser worden und falls er noch lebt, so herrscht er auch noch heutzutage als Kaiser in seinem Reich.

Lika

29. Die Vilenbraut

Das Dorf dehnt sich wie ein Regenbogen aus und mitten durch das Dorf gleitet, wie ein Blutegel flink, ein klares Bachwasser dahin. Es trug sich am Vorabend des Philipptages zu, dass sich das Wasser trübte und darin ein noch allwärts hörbares Geplätscher entstand. Alles im Dorfe ist über diese Erscheinung ausser sich vor Verwunderung, niemand sieht, niemand begreift die Veranlassung dazu, bis auf den einzigen Sohn einer gar armen, doch frommen, gar gottesfürchtigen Witib. Auch er starrt das Wunder an, nimmt jedoch wahr, wie da zwölf Mädchen, zwölf Schwestern, lauter wunderschöne Vilen baden. Leise schleicht der einzige Sohn heran, ergreift hurtig das Hemde des allerjüngsten Schwesterleins, trug es zu seiner Mutter heim und sprach zu ihr: „Da nimm, o Mütterlein, dies als Geschenk entgegen, behüt es wie deine Gesundheit und gib es niemand, sei es um welchen Preis immer, her!“

Es währte nicht lange, da kommt schon ein Mädchen daher, – o Gott schön ist sie, du kannst deine zwei Augen von ihr nicht abwenden, – und bittet die Witib, sie möchte ihr doch das Hemde zurückgeben, das deren Sohn ihr, während sie badete, weggestohlen habe. „Ei, mein Töchterlein, das darf ich dir nicht ausfolgen ohne meines Sohnes Zustimmung. Doch scheint es mir, als ob du von weit daher kamst. Möchtest du nicht vielleicht einen kleinen Imbiss zu dir nehmen?“ – „Nun, so gib mal, Mütterlein, Milch her, um mich ihrer sattzuschlürfen.“ – Die Alte ging um die Milch ab. Inzwischen gewahrte die Vila auf dem Bette ihr Hemde liegen, raffte es zusammen, und hüpfte flugs zum Fenster hinaus und sprach zum Mütterlein, das da eben in die Stube zurückkehrte: „Melde deinem Sohn, er könne mich im gläsernen Hochwalde aufsuchen!“

Am anderen Tag rüstete sich der Jüngling zur Wanderung aus. Lange wanderte er in der Welt umher, bis er sich eines Tages am Fusse eines Hochwaldgebirges sah, dessen Gipfel eine gläserne Burg krönte. Er klomm hinan und trat in die Burg ein, da sass aber ein uraltes Weib und an ihrer Seite jene zwölf Mädchen. Erklärte der Jüngling, was für Angelegenheit ihn herführe, er wünsche, man möge ihm die jüngste Tochter antrauen. Sprach die Greisin zu ihm: „Dienst du mir drei Jahre lang nach Wunsch, so führ sie heim, sie ist dein!“

Am ersten Tag, – das eben war das erste Jahr – bekam er die Aufgabe, einen halben Joch Waldes auszuroden, und dazu stellte man ihm eine hölzerne Krampe zur Verfügung! Ohne

Werkzeug gibt es kein Handwerk und daher vermochte der einzige Sohn nicht einmal einen Strauch geschweige denn erst den Wald auszuroden. Er setzte sich unter einer Eiche nieder und beklagte sein Geschick. Auf einmal tauchte vor ihm die Vila auf, es war die jüngste und trug ihm ein Mittagessen herbei. Sein Sinn ist aber nicht auf eine Mittagsmahlzeit gerichtet und er lehnt das Essen ab, doch die Vila muntert ihn auf zuzugreifen. Er sättigte sich, legte sich nieder und schlief ein. Da liess die Vila einen Pfiff ertönen und im Nu eilte eine ganze Schar Vilen herbei. Ehe du mit den Wimpern zucktest, hatten sie schon den ganzen Wald ausgerodet. Als sich der einzige Sohn erhob, sah er das Werk bereits vollbracht und fröhlichen Mutes begab er sich zu Hofe, um der Alten zu melden, der Wald sei ausgerodet. Am zweiten Tag galt es, einen Wald von anderthalb Morgen zu bewältigen. Die Vilen rodeten ihn gleich wie den ersten aus. Am dritten Tag ist der Wald am grössten, das Rodeland von schwierigster Art, doch wiederum leistete ihm die jüngste Vila hilfreichen Beistand. „Gewähr mir nun, o Altmütterlein, was du mir versprochen hast!“ – „Gerne, o Söhnchen, errätst du in drei Tagen unter dreien meiner Töchtern die Auserkorene, so führ sie heim!“ Die Mutter kleidete drei ihrer Töchter vollkommen gleich an, so dass sie wie ein Apfel dem anderen glichen. Der einzige Sohn hätte nimmer die richtige herausgefunden, hätte ihm das Mägdlein nicht gesagt: „Ich werde einen Dukaten am Halsband haben!“ Daran erkannte er sie. Am anderen Tage verwandelte die Alte alle ihre Töchter zu Stuten. Die allerjüngste hatte sich inmitten der Stirne eine Handvoll Haare ausgerauft und daran erkannte er sie. Am dritten Tage waren alle Schwestern zu schwimmenden Enten verwandelt. Wer sollte da gerade die eine unter ihnen herauszufinden vermögen? Doch die Jüngste hub der Verabredung gemäss auf dem Wasser zu plätschern an und daran erkannte er sie.

Leid tat es der Mutter um die Tochter, doch gab es keinen Ausweg mehr für sie, weil ihr ja der Jüngling die Zeit über gedient und die Tochter jedesmal richtig erkannt hatte. So zog denn das Liebepaar heim zum Hause des Bräutigams. Sprach die Vila auf der Flucht zu ihm: „Männchen, schau mal meine rechte Wange an!“ – „Sie glüht dir, wie von Blut unterlaufen, o Weibchen!“ – „Mein Vater verfolgt uns, doch sei du nur ohne Furcht! Dich verwandle ich in einen Greis, mich aber in ausgesäte Hirse. Er wird dich befragen: ‚Sind allda zwei Leutchen, Bursche und Mädchen vorbeigezogen?‘ Du antworte ihm: ‚Ich weile hier, seitdem die Hirse ausgesät worden ist. Ich erblickte niemanden!‘“ So geschah es auch. Der Vater kehrte unverrichteter Dinge in die Burg zurück, das Paar aber setzte seine Reise nach dem Dorfe fort. Berichtete der Vater in der Burg der Mutter, wie er einen alten Mann angetroffen und wie ihn der Alte beschieden habe. „Stumpf und steif sollen dir die Zähne werden, wo stak dein Gehirn, dass du dich so heimschicken liessesst! Das eben war ja das Pärchen!“ Und die Alte nahm die Verfolgung selber auf.

Es erglühte der Vila linke Wange und die Vila sagte zum Jüngling: „O mein Gemahl! Meine Mutter brach zu unserer Verfolgung auf!“ Sie verwandelt ihren Mann zu einem

Wurm und sich zu Staub. Die alte Mutter holte sie ein, erblickte den Wurm, wusste gleich, das sei ihr Eidam, stach ihm beide Augen aus, legte sie in einen Tuchzipfel, verknotete den Zipfel und wand sich das Tuch wieder ums Haupt um.

Nichtsobald traf die Mutter in der Burg wieder ein, war auch schon die jüngste Tochter zur Stelle. Dachte die Mutter halt, des blinden Jünglings ist sie überdrüssig geworden und darum wieder heimgekehrt, doch war die Tochter von gar kluger Art. Sie ergrappte die ausgestochenen Augen und wickelte an ihrer Statt Hasenkügelchen in den Zipfel hinein, flog zum Wurm zurück, setzte ihm seine Augen wieder ein und bestrich sie mit Hasenfett. Sie verwandelte ihn zu einem Menschen zurück und dann giengs weiter.

Auf der Flucht bemerkte der Bräutigam zur Braut: „O weh, Feinslieb mein, es steht mit uns nicht gut. Deine Wange flammte wie lodernnd Feuer auf!“ – „Das ist ein Zeichen, dass die Mutter hinterdrein uns nachsetzt. Da hilft halt nichts, als dass ich mich in ein mächtig Gewässer, dich aber zu einem Enterich verwandle, nur musst du dich hüten, dich dem Ufer zu nähern, sondern halt dich nur in der Mitte auf, damit sie dich nicht einfange!“ Die alte Mutter trifft beim Teich an. Sie lockt den Enterich an, sie wirft ihm gute Bissen zu, sie schleudert Steine nach ihm, alles umsonst, der Enterich mag nicht ans Ufer. Da beugte sich die Alte, so müde sie auch war, übers Wasser und hub es auszusaußen an. Je mehr sie davon aufgesaugt, um so höher steigt die Wasserflut. Die Alte quoll immer stärker vom Wasser an und plötzlich zerplatzte sie. Nunmehr war das Liebepaar des Todfeindes los und ledig geworden und langte glücklich zu Hause im Dorfe ein, allwo es in Frieden und Freuden sein Leben verbrachte.

Slavonien

30. Die Nachtwache

Es war einmal ein Jüngling, der wanderte so für sich auf der Landstrasse umher und dachte fortwährend darüber nach, wie er wohl am ehesten in die Lage käme, sich, sei was immer, ein Häuschen zu bauen. Bald gesellte sich zu ihm ein steinaltes Grossväterchen und fragte ihn: „Ei was bist du nur gar so tief in Gedanken versunken? Worüber grübelst du so sehr nach?“

„Oh du mein guter Vater, ich sinne Tag für Tag drüber nach, wie ich mir wohl am ehesten ein wenn auch noch so bescheidenes Häuschen erbauen könnte!“ – „Gut, mein Söhnchen, gut“, bemerkte der Alte, „zu einer guten Stunde sagtest du, ich sei dein Vater. Lass ab von deinem Nachgrübeln und Müssiggang und folge mir!“ – „Vater mein“, erwiderte der Jüngling, „haben wir weit zu gehen?“ – „Wir begeben uns in jenes Dorf, wo die Königtochter verstorben ist und wo man sie vor dem Hochaltar bestattet hat. Vor ihrem Tod nahm sie dem König, ihrem Vater, das eidliche Versprechen ab, ihr nacht für nacht

eine Schildwache beizustellen. Der Mann, der da abends in der Kirche die Schildwache bezieht, kehrt jedoch am Morgen nicht wieder zurück, denn sie frisst ihn auf“.

Sie treffen dort ein, doch das halbe Dorf ist bereits aufgeessen worden. Stellt man ihr keine Schildwache bei, so erscheint sie selber im Dorfe und bringt sämtliche Einwohner des Hauses um, das sie heimsucht.

Da sprach der Wahlvater zu seinem Wahlsohne: „Begib dich mal zu diesem König und befrag ihn, ob er dir wohl erlaube, eine Nacht hindurch Schildwache zu stehen“. Er meldete sich beim König an und fragte: „O Vater König, erlaubet Ihr mir wohl, dass ich die Schildwache beziehe?“

Da antwortete ihm der König: „Ei, du Söhnchen, noch erfanden sich in meinem Reiche bis nun keine solcher Helden, die sich aus eigenem Antrieb zu diesem Dienst gemeldet hätten, halte getrost Schildwache und ich werde dir zur Belohnung einen Teller voll Dukaten schenken!“

Da entgegnete ihm der Jüngling: „Gut, gut, ich habe aber einen greisen Vater, den gehe ich vorerst zu befragen, ob ich die Dukaten annehmen darf“.

Als er zu seinem Wahlvater zurückkam, fragte er ihn: „Vater mein, der König bietet mir einen Teller voll Dukaten an“.

„Söhnchen, wird der Gewinn halbpart sein?“ – „Vater mein, der ganze Teller Dukaten soll dir gehören“. – „So geh denn, mein Söhnchen, zur Kirche hin, bleib vor ihr stehen und harre, bis ich komme“.

Er begab sich vor die Kirche hin und wartete und wartete. Es wird schon zehn Uhr nachts, da endlich naht der Wahlvater und sprach zu ihm: „Nun tritt ein und setz dich oben zur Orgel hin“.

Als die elfte Stude schlug, öffnete sich der Totenschrein vor dem Altar und die Prinzessin entstieg ihm. Sie schaute sich überall um und erblickte ihn nicht. Sie rief: „Ich finde dich schon noch und verkröchst du dich in ein Mäuseloch hinein!“ Sie suchte überall in der Kirche nach ihm, warf alles drunter und drüber, doch vergeblich, es gelang ihr nicht, ihn zu entdecken.

Schlag Mitternacht legte sie sich wieder in ihren Totenschrein zurück und schloss den Deckel über sich.

Da meldete sich der Wahlvater an der Kirchentüre: „Söhnchen, bis du noch irgendwo am Leben?“ – „Ja, mein Vater, doch nur in deinem Namen“. Sie verfügten sich zum König hin und er überreichte dem Jüngling einen Teller voll Dukaten, der aber bot ihn ganz und gar seinem Wahlvater an. Darauf sagte der Greis: „Söhnchen, behalte sie, du bist Schildwache gestanden, dir allein gebühren sie, ich wollte bloss deine Treue versuchen“. Da sprach hernach der König: „Da hast du zwei Teller voll Dukaten, geh und behaupte auch noch heut zu Nacht die Schildwache“. Er antwortete: „Weiss nicht, ehe ich nicht meinen Vater befrage“. Er gieng zum Greis und der sagte zu ihm: „Willige ruhig darauf ein,

betritt nur ja nicht die Kirche, ehe ich es dich nicht heissen werde“. Gegen zehn Uhr nachts kommt auch der Wahlvater daher und trifft ihn vor der Kirche an. „Mein Söhnchen, weilst du da?“ – „Hier bin ich, o Wahlvater“. – „Begib dich ruhig in die Kirche hinein, doch gleich hinter den Altar und setz dich dort nieder. Sie wird auf dich Schrecken jeglicher Art werfen; du aber bewahre bei allem nur Schweigen, denn sie wird dir nicht das geringste anhaben können“.

Der Sargschrein sprang auf, das Fräulein tritt heraus und spricht: „Ich werde dich schon entdecken, du magst wo immer auch sein“. Als sie ihn hinter dem Altar erblickte, bewarf sie ihn mit allerhand Schrecken, doch fügte sie ihm nicht den allergeringsten Schaden zu. Wieder schlug die Mitternachtstunde und sie stieg in den Sarg hinein und verschloss sich.

In der Früh rief ihn wieder der greise Wahlvater: „Söhnchen komm, bis du noch am Leben?“ – „Jawohl, Vater, doch in deinem, nicht in meinem Namen“.

Nun stellte er sich wieder dem König vor und der ruft aus: „Na, mein Sohn, bist denn noch allerweil am Leben?“ Er gab ihm zwei Teller voll mit Dukaten und fragte ihn: „Magst du noch heute zur Nacht Schildwache halten, ich will dich dafür mit drei Tellern voll Dukaten entlohnen“.

„Weiss nicht, ehe ich nicht meinen Vater befrage“. Als er dem Wahlvater berichtete, der König biete ihm diesmal drei Teller voll Dukaten an, sprach der Greis zu ihm: „Ohne weiteres, doch gilt es halbpant?“ – „Vater mein, dir gehöre alles, mir gar nichts“. – „Nun geh hin, Söhnchen, und leg dich neben dem Totenschrein nieder. Sie wird sich erheben und mit einem Satz hinausspringen. Im Augenblick darauf steig du aber in den Schrein hinein und leg dich an ihre Stelle nieder. Verlass deinen Platz nicht eher, als bis sie dir nicht beim lebendigen Gott schwört, dir kein Leid zuzufügen“.

Die Prinzessin fuhr jählings aus dem Schrein heraus, und er verbarg sich gleich darin. Sie fahndete nach ihm überall in allen Ecken und an allen Enden, doch konnte sie ihn rein nirgends entdecken. Nach dem zwölften Schlag der Uhr, kehrte sie zu ihrem Schrein zurück, fand jedoch ihren Platz bereits von ihm eingenommen vor und begann, ihn mit Schrecken jeder Art zu bewerfen, doch er lag und lag unbeweglich, ohne sich zu mucksen, bis sie nicht endlich sagte: „Ich beschwöre dich beim lebendigen Gotte: ich werde dir nichts antun (dies schwur sie ihm dreimal an) und will deine getreue Ehegattin werden“. Er trat aus dem Schrein heraus, fasste sie an der Hand an und stellte sich mit ihr vor den Altar hin. Sein Wahlvater kam auch in die Kirche hinein, verwandelte sich in einen Pfarrer und vollzog die Trauung.

Nach der Trauung begaben sie sich zum Vater, dem König. Sprach der Jüngling zum König: „Vater König, kennst du dies Mädchen hier?“ Rief der König aus: „Wie sollte ich sie denn nicht kennen? Das ist doch mein Töchterlein, das so viel von meinem Volke umgebracht und verzehrt hat“.

„Siehe, ich habe mich mit ihr in der Kirche ehelich trauen lassen“. – „Wieso geschah dies, mein Söhnchen, dass ich bei meinem so grossen Königreich von eurem Hochzeitsfeste

nichts erfuhr? Doch da hast du die Hälfte des Königsreiches und die versprochenen drei Teller voll Dukaten und lebt glücklich miteinander und seid mit Kindern gesegnet“. Doch der Jüngling erwiderte ihm: „Alles verdanke ich einzig und allein meinem Vater. Ich nehme die drei Teller mit den Dukaten nicht an, ich gehe zu meinem Vater, er möge selber herkommen und den wohlverdienten Lohn einheimsen“. Der greise Wahlvater erschien, übernahm die Entlohnung und führte das junge Ehepaar mitten in ein ebenes Gefilde fort, wo kein Haus und kein Wirtschaftshof zu schauen war. Dasselbst zauberte er ihnen eine noch prächtigere Hofburg hin als es die königliche war und, nachdem er sie darin wohl untergebracht hatte, erteilte er ihnen den Segen und sprach: „O meine Kinder, Gott hat euch gesegnet, der euch auch vor dem Altar eingesegnet hat, ich aber ziehe anderswohin in die weite Welt hinaus“. Der Abschied tat ihnen im Herzen weh und sie flehten ihn an: „O Vater unser! O Vater unser! Verweile für immer bei uns auf der Burg!“

Sprach da der Greis: „O meine Kinder! Wollt ihr wissen, wer ich bin? Ich bin der liebe Gott, der ich euch vom Unheil erlöst habe. Als Gott besitze ich hiernieder weder Haus noch Herberge, wandere vielmehr auf der ganzen Welt umher, gleich der heissglühenden, liebtrauten Sonne, die jeden Erdenwinkel mit ihrem Licht erhellt“.

31. Von der Vila in der Goldorange

Es war einmal ein lediger Prinz, der hatte es sich in den Kopf gesetzt, sich nicht eher zu vermählen, als bis er sich ein Mädchen aus drei Goldorangen fände. Weil aber derartige Früchte gar nicht so leicht zu bekommen sind, am allerwenigsten aber bei den Orangenverkäufern auf dem Obstmarkte, zog er in die Welt aus, um die richtigen drei Goldorangen zu suchen. Nach mannigfachen abenteuerlichen Irrfahrten zu Wasser und zu Lande gelangte er endlich in das Haus einer argen Hexe, die im glücklichen Besitze der drei von ihm so sehnüchtig gesuchten Orangen war. Sie wollte sich selbstverständlich von ihrem Gute nicht so ohne weiteres trennen und der Prinz musste alle erdenkliche Mühe und viele Geschenke aufwenden, bis sich die Alte bereit fand, ihm ihre drei Goldorangen ins Eigentum zu überlassen. Überglücklich trat er die Heimreise an. Auf dem Wege geriet er in einen wüsten Wald hinein. Weil es an einem heissen Sommertage war, drückte ihn furchtbar die schwüle Hitze, es befahl ihn ein arger Durst und als er sich schon nimmer zu helfen wusste, um seinen Durst zu löschen, schälte er die erste Orange auf, um sich an deren Saft zu erlaben. Siehe da, aus der Orange sprang ein wunderholdes Mädchen heraus, das den Prinzen sogleich um einen Schluck Wasser bat. Dieweilen aber der Prinz kein Wasser zur Hand hatte, um ihr zu willen zu sein, so verschwand die Maid urplötzlich vor seinen Augen. Was nun? Der Prinz litt entsetzlich unter der Durstqual und so entschloss er sich, auch die zweite Orange anzugehen. Augenblicklich entsprang auch ihr eine Vila, noch

holdseliger anzuschauen, und die heischte auch einen Wassertrunk von ihm. Woher nehmen, wenn man selber schier verschmachten muss! Er konnte also ihrem Wunsche gleichfalls nicht willfahren, und sie versand im Nu vor seinen Blicken. Man kann sich denken, wie untröstlich der Prinz darüber ward. Keine zwei Orangen mehr und keine Vilen obendrein. In seinem Unglück entschied sich der Prinz dafür, möge es ihm ergehen wie immer, die dritte Orange aufzusparen und sie erst, daheim angelangt, zu öffnen. Inzwischen kam er, wie er so weiter wanderte, an ein Bächlein und da versuchte er sein Glück zum dritten und letztenmale, spaltete die dritte ihm noch verbliebene Goldorange und der Orange entstieg eine wunderbarschöne Vila.

Ihr Angesicht erglänzte wie heller Vollmondschein, ihre Augen funkelten wie zwei klare Gebirgquellen, die Wangen waren rosigrot, die Zähne zwei Perlenreihen, gebaut war sie wie die schlanke Tanne des Hochwalds und vom Haupt bis zu den Fersen kräuselten sich in dichten Strähnen ihre wallenden Goldhaare. Auch diese Vila verlangte von ihm einen Labetrunk Wasser. Der Prinz fühlte sich überglücklich, auf der Stelle ihr den Wunsch erfüllen zu können, reichte ihr zu trinken, behielt sie bei sich und litt es nicht, dass sie sich verabschiede. Er setzte sich mit ihr in den Schatten eines alten Eichenbaumes und hüllte sie in seinen kostbaren Mantel ein, denn die Vila war splitternackt und hatte nichts anzuziehen an. So wie sie war, konnte der Prinz sie nicht schon der Leute wegen mit sich führen und er liess sie vorerst allein unter dem Baume zurück, um für sie vor allem in der nächsten Stadt ein womöglich kostbares Gewand, wie schon einer Prinzessin eines taugt, einzukaufen.

Während seiner Abwesenheit stellte sich jene alte Hexe unterm Baume ein, verwandelte die Vilenmaid in ein Vöglein, liess es davonfliegen, hüllte sich selber in des Prinzen Mantel ein und setzte sich unterm Eichenbaum nieder und harrte auf des Prinzen Rückkunft. Als der Prinz zurückkam, war er ganz paff über die merkwürdige Veränderung, die in der Zwischenzeit mit seiner wunderlieblichen Vila vor sich gegangen war, und ausser sich vor Erstaunen fragte er sie seltsame Gestalt: „Wie hast du dich nur so verändert! Nicht mehr zu erkennen!“ Sagte die Alte: „Ach ja, die Sonne hat mich halt so verbrannt!“ Was war zu machen, der Prinz musste eben, ob es ihm behagte oder nicht behagte, die plumpe Lüge für bare Münze hinnehmen und so führte der denn schweren Herzens die widerliche Strunsel heim zu sich auf seine Kaiserburg. Es währte jedoch gar nicht allzulange, so kam der Prinz der Betrügerin auf ihre Schliche und Pfiffe und Kniffe, ersah ihr frevles Spiel, das sie mit ihm getrieben, liess sie als eine böse Hexe bestrafen und nahm das Vöglein zu sich, das ihm zugeflogen war und von dem er die ganze Geschichte, wie sie sich zugetragen erfahren hatte. Darnach geschah noch das grösste und schönste Wunder, das Vöglein verwandelte sich wieder zurück zu einer überaus holden Vilemaid, wie sie es ursprünglich gewesen, als sie der Goldorange entstiegen war. Du müsstest dein Augenpaar verzweifachen, nur um dich an sovieler Schönheit und Anmut sattsehen zu können! Der Prinz kannte sich vor Freunden nimmer aus, dass seine Sehnsucht in Erfüllung gegangen war

und er veranstaltete ein herrliches Hochzeitsfest, an dem das ganze Volk und alle Könige der Welt einen vollen Monat in Fröhlichkeit teilnahmen. Sie hatten Nachkommen und zwar vier Prinzen und zwei Prinzessinnen und sie lebten noch lange, lange Jahre in Glück und in Frieden bis an ihr seliges Ende. Das ist dir, mein Kind, die Mär vor der Goldorangenvila und ihrer Verwandlung zu einem Waldvöglein.

Bosnien

32. Die Stockrose

Sanko, ein Jüngling kaufte zu Markte in Prizren drei Wassermelonen (*Karpuze*). Auf dem Wege befiel ihn Durst und er schnitt eine Melone auf, um sich zu erlaben. Auf einmal sprang aus dem Inneren der Frucht ein feines Mädchen und rief: „Reich mir Wasser, damit ich mich antrinke!“ Doch er hatte kein Wasser und das Mädchen verstarb vor Durst. Die Sonne brannte sengend hernieder und Sanko zerschnitt die zweite Wassermelone und wieder sprang ein wunderlieblich Mägdlein hervor und begehrte: „Gib mir Wasser zur Labung, sonst komme ich um!“ Doch er hatte ja kein Wasser zur Hand und so verschied auch sie.

„Die dritte Wassermelone schneide ich fürwahr nicht eher auf, als bis ich an ein Wasser gelange!“ sagte Sanko und als er an eine Quelle kam, schnitt er erst die dritte Melone auf und siehe da, auch ihr entsteigt ein wunderholdes Mädchen und bittet ihn: „Gib mir Wasser zu trinken!“

Er bot ihr einen Trunk Wasser und sie schlürfte es mit Wohlbehagen hinab und sie verschönte sich noch mehr als sie es schon war. Gleich hub sie einen Eintanz (*čoček*) zu tanzen an und sagte, sie heiße Grozdana. Sie dankte Sanko herzlichst und er sprach zu ihr: „Setz dich hier auf den Kirschbaum hinauf, ich aber will indessen ins Dorf, um Hochzeitsleute aufzubieten, damit wir dich zu meinem Hause heimführen!“ – Sie erklimm den Kirschbaum und der Jüngling entfernte sich.

Da nahte eine alte Angängerin (*Susretnica stara*). Sie setzte sich unter demselben Kirschenbaume nieder und nahm eine Backpfanne vor, um einen Fladen zu backen. Doch was immer sie angreift, greift sie verkehrt (*naopako*) an, als ob sie es nicht verstünde, wie man einen Fladen anrührt: sie salzte die Backpfanne und salzte nicht das Mehl, sie rührt das Wasser und rührt nicht das Mehl an und dreht die Backpfanne wie eine Verblödete um.

Grozdana kann diesem tollen Treiben nicht länger mehr ruhig zuschauen und schreit ihr zu: „Nicht doch so, Mütterchen! Nicht doch so!“ – „Bin schon stark gealtert, mein Kind, und kenne mich nicht mehr so recht aus, doch steig mal herab und zeig mirs, wie mans machen muss!“

Grozdana stieg ab und die Hexe Angängerin (*Strisca susretnica*) erwischte sie, o weh! und schleppte sie in ihre Höhle mit sich fort, ihre eigene hässliche, schwarze Tochter setzte

sie auf den Kirschenbaum hinauf, damit sie dort oben die Ankunft des Hochzeitszuges abwarte.

Sanko traf bald in fröhlichster Stimmung mit seinen Genossen im Geleite ein. Sie kamen gern, um das reine, wunderbar weisse und rosige Mädchen zu begrüßen, dem die blonden Haare bis zur Erde hinabwallen und dessen Arme sich wie volle Pölster runden. Doch siehe da! auf dem Kirschbaume kauert eine russchwarze hinkende Maid mit gerstendünnen Beinen und Händen wie Nudelwalker. Die Haare kurz und gestäubt, wie die einer pfuchenden Nachtule und die Blicke wie Blitze stehend!

Die Burschen brechen in ein Gelächter aus und Sanko schwindelte es. – „Wie hast du dich verwandelt, Grozdana, ach und wehe mir!“ jammerte er auf. – „Ei, es kamen Waldvögel geflogen (*ptice ormanske razburjale me*) und zerzausten mich, es brannte die Sonne und schwärzte mich!“

Sanko führte sie als Gattin heim, doch gab es kein Glück im Hause. Unausgesetzt schwebt Sanko das Bild der blondhaarigen Heldin mit dem schneeweissen Angesicht vor Augen. Einmal sassen sie vor dem Hause, tranken Kaffee und sprachen kein Wort miteinander, als auf dem nahen Kirschenbaum ein Plundervöglein (*ptica dilkušica*) lieblich zu trillern anhub. Sanko sprang auf, um das Vöglein zu haschen, da schrie die Schwiegermutter: „Da liegt es! Es fiel ins Gestrüpp hinab! Gottes Pfeil erlegte es!“ In Wahrheit aber hatte die Angängerin einen Zauber angestellt.

Grozdana war es, die erschienen war, um Sanko zu sehen, doch die alte Hexe gab ihr den Tod. Und wo das Vöglein zu Boden sank, wuchs die Blume Stockrose empor. Sanko pflückte sie zu jener Zeit und trug sie an seinem Herzen. Einmal aber riss er in die Welt aus und schlug sich zu den Hajduken ins Gebirge.

Sein Haus starb aus.

Anmerkung: Smail, ein muslimischer Landmann aus Altserbien, erzählte im Mai 1925 diese Mär als brühwarmer Neuigkeit meinem jungen Freunde, dem Komponisten Vladimir Bernadrowacki, der sie gleich vormerkte und mir mit der Frage zusandte, ob sie gut sei. Sie ist so gut, dass ich sie meinen Lesern weiter mitteile, zumal uns aus dem schwer zugänglichen, immer aufrührerischen Stari Pazar fast keine Folkloreerhebungen zufließen. Die Kus ist türkisch ein sprechender Vogel. So heisst man auch den Papagei. Welchen Vogel der Erzähler meinte, ist mir unbekannt. *Tranodiflje evijet*, *triantaphyllon*, *altea rosea* ist unsere Stockrose. Den Hajduken, den freien Faustrechtkämpfern des wilden Waldes gesellt sich einer zu, der die Gemeinschaft mit der sesshaften Bevölkerung, die in Drang und Zwang dahinlebt, abbricht und die Unabhängigkeit über alles hochschätzt. Häuptlinge von Hajdukenrotten werden unter günstigen Umständen zu Staatengründern und Volkbeglückern. Näheres darüber mag man im I. Band meiner Slavenart nachlesen.

33. Von drei edlen Wasservilen

In alter, alter Zeit hausten in einem einsamen Gebirgsee drei Wasservilen. Alle drei waren von einer grossen leiblichen Hässlichkeit. Es geht jedoch die Sage, diese Vilen habe in ihrer Jugend Blütejahren eine ungewöhnliche Schönheit geschmückt, mit dem zunehmenden Alter sei sie aber von ihnen geschwunden und mit ihr haben sie auch ihre Vilenmacht eingebüsst und seien zu garstigen Gestalten eingeschrumpft. Nur die Gabe Gutes zu tun und ihre Menschenfreundlichkeit war ihnen auch im hohen Alter verblieben. Davon erzählt man eine schöne Mär.

Zu jenen Tagen lebte und herrschte ein König, der hatte eine einzige Tochter Milica geheissen. Als Milica noch ein unmündiges Kindlein war, verstarb ihre Mutter, die Königin. Weil nun der König allein die königliche Haus- und Hofwirtschaft nicht zu führen vermochte, so blieb ihm nichts übrig, als eine zweite Ehe einzugehen. Die neue Königin, Milicas Stiefmutter war aber nichts anderes als eine alte Hexe, die sich allnächtlich aus der Hofburg heimlich entfernte, um einen alten Zauberer (*carobnjak*) aufzusuchen und mit ihm zu beratschlagen, auf welche Art und Weise sie einmal im geeigneten Augenblicke die Burg überrumpeln und deren Bewohner samt und sonders zu Stein verwandeln könnten.

Als die Hexe eines morgens vom Besuche aus der Behausung des argen Zauberers heimkehrte, gewahrte sie ihre Stieftochter mit einem Jüngling im vertraulichen Gespräche. Sie schlich unbemerkt heran und belauschte ihre Unterredung. Die Prinzess und der Jüngling waren zu einander in heimlicher Liebe entbrannt und eines konnte sich ohne das andere kein glückliches Leben mehr einbilden. So waren sie letztlich übereingekommen, der Jüngling solle am nächsten Morgen beim König, dem Vater erscheinen und um ihre Hand freien. Sie, die Prinzess, wolle ihm, ihrem Herzliebsten überall hin folgen und müsste es sein, selbst ins schwarze ‚Indien‘, wo der siebenköpfige Schwarzaraber sein Reich hat.

Nicht sobald hatte die böse Hexe Stiefmutter diese Abmachung und Vereinbarung erhört, so rannte sie, so schnell sie ihre Füsse nur trugen, eigentlich fliegen sonst die Hexen durch die Lüfte, zu ihrem Zauberer hin und sprach zu ihm: „Erheb dich unverzüglich von deinem Schlafgeläger, denn Morgen kommt in aller Früh zum König ein gewisser Jüngling mit der festen Absicht, um die Hand der Prinzessin anzuhalten, Milica, und sie heimzuführen. So nimm denn dein Zauberbuch und deinen Zauberstab, damit wir alle die Bewohner der Burg zu Stein verwandeln.“ Der Zauberer erkannte, es gelte keine Zeit zu verlieren, sprang behende auf die Beine auf, hüllte sich in seinen Zaubermantel ein, ergriff sein Zauberbuch und seinen Zauberstab. Sie eilten Hals über Kopf, über Stock und Stein zur Burg dahin und machten sich ohne Verzug an die Ausführung ihres ruchlosen Werkes. Der Zauberer verlas aus seinem Buche greuliche Sprüche und jeder Hofbedienstete, den er mit seinem Zauberstabe nur berührte, verwandelte sich sogleich zu

einem steinernen Standbild am Orte, wo er sich gerade befand und in der Haltung, die er eben einnahm. Bei diesem Anblick bemächtigte sich aller anderen, die doch auch drankommen mussten, ein unaussprechlicher Schreck und es entstand ein furchtbares Gejammer und Wehgeheul unter ihnen, dass die ganze Burg davon widerhallte.

Vom heillosen Getobe und Wirrwarr der Hofburg erschreckt fuhr Prinzess Milica aus ihren Träumen auf, überblickte im Nu die Gefahr, so da ihr drohte, schwang sich kurz entschlossen aufs hohe Fenstergesims ihrer Stube hinauf und sprang mutig in den Hofraum hinab, wo sie den besten Zelter zur Flucht bestieg. Die Prinzess flüchtete hoch zu Rosse, das wie der Wind dahinflog, bis zum Gebirgsee, doch hinterdrein jagte ihr mit nicht minderer Schnelligkeit die Hexe, ihre Stiefmutter nach, um sie zu einem Standbild aus Stein zu verwandeln. Richtig erteilte sie die Flüchtende hart am Seeufer und holte mit ihrem Zauberstab zum Schlag aus, doch traf sie nur den Renner in die Kruppe und verwandelte ihn zu Stein während Milica über die Mähnen ihres Zelters in den See hinabfiel. Wie ich dir schon anfangs erwähnte, lebten auf dem Seegrunde die drei uralten, verrunzelten Wasservilen. Ihr Palast bestand aus klarsten Bergkristall, wie die Brillen eines ehrwürdigen Klerikers und des greisen Abtes auf dem Heiligen Berg und alle Hausgeräte im Vilenheime waren wie dünnes Berges durchsichtig, die Gefäße aber aus Demanten und lauterstem Gold und Silber. Das glitzerte und funkelte im Morgenrot und Abendsommerschein, nicht zu sagen wie lieblich schön. Milica war ohnmächtig zu Boden gesunken, die Vilen aber hatten sie gleich bemerkt und in ihren prächtigsten Saal hineingetragen, wo sie, Milica, alsbald wieder zu sich kam. Sie musste haarklein alle ihre Schicksale und ihre Leiden erzählen und genau den Vilen von den Nachstellungen der Stiefmutter Hexe berichten. Die Vilen erbarmten sich der Prinzessin und erklärten ihr, sie möge nur guten Mutes sein, die weil sie die Vilen die Kraft besäßen, mit ihrer höheren Macht die Macht des Zauberers, seiner Beschwörungen und seines Zauberstabes zu lösen und zunichte zu machen. So lebte Milica eine geraume Zeitlang im tiefen Seegrunde im Vilenpalaste, bis sie sich wieder wohl fühlte und erstarkt war. An einem wunderschönen Sommermittag erhoben sich dann die drei Vilen, legten ihre Flügel an, flogen mit Milica hinauf, belebten ihr Ross wieder, setzten sie aufs Ross und eilten zur Königburg hin.

Sie flogen in die Burg hinein und im selben Augenblicke kehrte in den König und in den Freier, in all das Hofgesinde und alle Geschöpfe in der mächtigen Burg ein neues Leben ein. Alles setzte seine Geschäfte weiter fort, als ob nichts vorgefallen sei und auch der Jüngling, der Freier, brachte sein Anliegen vor. Der König war natürlich einverstanden, weil er seine einzige Tochter unendlich liebte und man feierte alsbald die Vermählung. Als der alte König nach hundert Jahren verschied, ward der Eidam zum König ausgerufen und er herrschte an der Seite seiner Königin Milica in Glück und Frieden bis ins hohe Alter. Als die Stiefmutter Hexe ersehen hatte, dass ihre Zauberkunst vergeblich gewesen sei, da entlief sie mitsamt ihrem Ratgeber und Helfer und verschwand auf

Nimmerwiederkommen. Nach der Hochzeit Milicas waren die Vilen wieder zu ihrem See zurückgekehrt, wie sie aber in den Wasserspiegel hineinschauten, erblickten sie sich verjüngt und wunderschön, wie einst in ihrer Jugend Tagen. Kommst du einmal an den See hin, so kannst du sie dort tanzen sehen und singen hören, doch dies Glück ist dir nur beschieden, wenn du immer ein guter Mensch bleibst.

Bosnien

34. Die entzauberte Schlange

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die hatten keine Kinder, so sehr sie sich auch nach einem Kindersegen sehnten. Eines Morgens schritt das Weib traurigen Gemütes über den Hof und trat unversehens auf eine Schlange auf. Die Schlange wimmerte wie ein Kind auf und das Weib sagte wehmütig: „O, besässe ich doch ein Kind, selbst sähe es wie diese Schlange da aus!“ Kaum waren die Worte ihr über die Lippen gekommen, so fühlte sie sich schon im selben Augenblicke in gesegneten Umständen. Neun Monate darnach, als sie in die Wochen kam, genas sie einer Schlange ganz so, wie sie sich es gewünscht hatte. Es war ihr aber in der Seele zuwider, ebenso ihrem Ehegatten, es vermag ja niemand, weder Mütterchen, noch Väterchen, mit dem Kindlein Schlange zu kosen oder es zu herzen. Alleweil pflegte ihr der Mann zu sagen: „Erwürg doch, du Weib, diese Ausgeburt! Bescherte uns Gott keinen Nachwuchs, wie anderem Volk, so soll auch das da nicht fortbestehen!“ Die anderen Weiber redeten jedoch der Mutter zu: „Still das Kind, wie es sonst Mütter tun und ernähren!“ und sie zog es wirklich auf.

So gedieh die Schlange neun Jahre lag, je älter, umso grösser und beliebter, umso furchtbarer anzuschauen. Die Schlange merkte, Vater und Mutter halten sich von ihr abseits, scheuen sie anzuschauen, sie wispelten einander immer etwas geheimnisvoll zu und all dies Gehaben und Gebahren tat der Schlange gar sehr weh und darum sprach sie zum Vater: „Papachen, ich sehe schon, dass ihr mir soviel gram seid und mich je eher, je lieber beseitigt, doch wozu solltet ihr euch versündigen, ich verlasse euch auch aus freien Stücken. Gebt mir meinen Anteil heraus, das, was mir gebührt, und ich ziehe in die Welt hinaus!“ Ei, war das dem Vater recht genehm, das konnte er kaum erwarten und so sprach er zum Sohne: „Und was für einen Anteil begehrt du, sprich, ich gewähre dir ihn!“ – „Gebt mir die Zuchtsau, die Ihr habt und ich fordere sonst keinen Anteil!“ Der Vater übergab ihm die einzige Zuchtsau, die er besass, der Sohn Schlange streckte sich der Sau über dem Rücken aus, pfiß und zog seines Weges fort.

Sie gelangten in einen mächtigen, dichten Wald, wo es immer im Überflusse Eichel gab. Die Sau nährte sich hier bestens und warf ständig junge Ferkeln. Im selben Walde verweilten sie volle vier Jahre und hier zog er vierhundert Schweine gross. Eines Tages pirschte

der König mit seinem Gefolge in diesem Walde und sie verirrt sich. Sie wanderten und wanderten im Walde umher, stiessen auf die grosse Schweineherde, erblickten aber nirgends einen Schweinehirten. Da sagte der König: „Ist das eine gewaltige Schweineherde! Welchem König mögen sie wohl gehören, welchen meiner Kameraden? Aber ich sehe keinen Schweinehirten bei ihnen.“ Da meldete sich vom Rücken der Zuchtsau her die Schlange: „Hier, ich bin der Schweinehirt.“ – „Und bei welchem König bist du Schweinehirt?“ fragte ihn der König. „Die gehören keinem König an, sondern sie sind mein Eigentum.“ Verwunderte sich der König über die Schlange als Schweinehalter und Besitzer einer so gewaltigen Schweineherde und fragte weiter: „Könntest du uns, o Schweinetreiber, aus diesem Walde hinausführen? Wir haben uns verirrt.“ – „Das vermag ich, o König, gewährst du mir, was ich verlange.“ – „So sag, was du haben möchtest.“ – „Du, o König, hast eine einzige Tochter. Du wirst sie mir zur Ehefrau geben, wann ich um sie freien komme.“ Der König sicherte sie ihm zu und die Schlange forderte ihn auf: „Also folg mir!“ Er führte die Jagdgesellschaft die längste Zeit durch den Wald dahin, führte sie zu einem alten Weibe und sprach: „Jetzt geh mit dieser Alten und du kommst geradewegs zur Schwelle deiner Burg hin, doch gedenke wohl, o König, deines Versprechens! Fliehe vor deinem Glück nicht, wann ich bei dir erscheine!“ – „Mein Ehrenwort ist unwandelbar!“ antwortete ihm der König und zog von dannen.

Es naht der andere Tag, da gerät ein zweiter König in den Wald hinein, auch er verirrt sich, stösst auf die Schweineherde und den Schweinehirten und auch ihn geleitet der Hirte zum Wald hinaus und auch vom ihm erlangt der Hirte die Zusicherung, sollte er als Freier auftreten, die Hand der Prinzessin zu gewinnen. Am dritten Morgen verirrt sich noch ein dritter König. Auch der erblickte die Schweine und deren Hirten und bittet ihn um Wegweisung. Die Schlange ist einverstanden und der König verpfändet ihr sein unerschütterlich Ehrenwort, die Prinzess gehöre nur ihr und sonst niemand, sie möge nur erscheinen, um sie heimzuführen. Also geleitete die Schlange glücklich auch den dritten König zum Wald hinaus.

Am vierten Morgen rüstete sich die Schlange und trat den Heimweg ins Elternhaus an. Sie legte sich auf die Zuchtsau hinauf, pfiiff, die Sau lief voraus und das ganze Rudel ihrer Zucht hintennach. Als sie im Dorf vor dem Vaterhause eintrafen, fanden sie es bereits halb verfallen vor, die Umzäunung eingerissen und das Haustor faul und morsch. In aller Breite rannten die Schweine in den Hof hinein. Wie das der Vater erschaut, ergreift er einen Stecken und will die Schweine hinaustreiben, doch ruft ihm der Sohn von der Zuchtsau herab zu: „Jag sie doch, lieb Papachen, nicht hinaus, es sind doch keine fremde, sondern unsere eigenen Säue. Die alle sind die Aufzucht der Zuchtsau, die Ihr mir als meinen Anteil hingegeben und ich habe sie alle grossgenährt.“ Dem Vater ist die Menge Schweine sehr lieb und darnach ist ihm auch sein Sohn schon etwas lieber geworden. Hub der Sohn an: „Weisst du, lieb Väterchen, warum ich eigentlich gekommen bin?“ – „Du wirst es schon selber sagen, mein lieb Söhnchen.“ – „Papachen! ich wünsche, du sollst mich verheiraten

und für mich um die Hand der königlichen Prinzessin werben. Ich rettete ihm in schwerer Bedrängnis sein Haupt und er versprach sie mir zu geben. Doch ehe wir die Hochzeitleute aufbieten, treib, Väterchen, hundert Stück Schweine zu Markt, damit wir unser Wohnhaus und alle Wirtschaftsgebäude wieder in guten Stand versetzen.“

Nach Besorgung aller Vorarbeiten, versammelt der Vater ein gewaltig Hochzeitgeleite und zieht um die Braut aus. Die Schlange gieng nicht mit. Als der Hochzeitzug die Braut bis vors Haus geführt, da sass sie, die Braut, im Wagen an des Gevatters Seite und es kam auch er, der Bräutigam, ihr bis zu Hoftor entgegengekrochen. Sprach der Gevatter zur Braut: „Schau mal hin, Gevatterin, dort naht dir dein Bräutigam!“ Sie kreischte auf: „Was? ich, die einzige Tochter des Königs, sollte mich einer Schlange hingeben? einem solchen kriechenden Gewürm?“ Die Schlange vernahm die Reden der Braut im Wagen und sprach: „Pack dich, du nichtsnutzige Person, vom Wagen herab und troll dich spurlos vom dannen. Ich bedarf deiner nicht!“ Das Mädchen stieg vom Wagen ab und musste zu Fuss nach Haus ins andere Königreich wandern, die Schlange aber berief die Hochzeitleute in die Stube hinein und alle schmausten nach Lust und Laune.

Am anderen Tag versammelten sich die Hochzeitleute wieder, begaben sich zum zweiten König und führten auch diese Braut heim. Doch sobald der Gevatter zu ihr sagt: „Dort ist dein Auserkorener“, brach sie in ein mächtig Jammergeschrei aus: „Wie, ich sollte mich in dieses Unglück und mächtig Scheusal wegwerfen?“ Die Schlange vernahm das, trieb die Braut vom Wagen herab und jagte sie davon, die Hochzeitleute aber traten wieder in die Stube ein und taten sich an Speisen und Getränken bis zum Morgenrot gütlich.

Am folgenden Tage schickte die Schlange ihre Hochzeitleute zum dritten König um das Mädchen ab. Gegen Nachmittag zu nahten die Hochzeiter und führen die Braut heim, das war von allen die allerschönste und allerbeste. Sie mussten vor dem Haustor anhalten, denn die Köchinnen hatten eine Kette gebildet und liessen die Wagen nicht in den Hof einfahren, bevor man sich nicht von jedem Wagen aus mit einem oder zwei Zehnersilbermünzen den Eingang von ihnen erkaufte. Die Köchinnen eilten von Wagen zu Wagen, um das Lösegeld einzuheben und ihnen nach schleicht die Schlange. Sprach da der Gevatter: „Schau mal hin, Gevatterin, das dort ist dein Auserwählter!“ Die Gevatterin Braut erblickte die Schlange und sprach: „Nun, gelobt sei Gott, wahrscheinlich hat er es mir so beschieden, ich solle mit einer Schlange leben!“ Inzwischen war auch die Schlange bis zum Brautwagen herangekrochen, wand sich von Radspeiche zu Radspeiche bis hinauf in den Wagen und ringelte sich der Braut im Schoss zusammen. Sie liebkost und streichelt zärtlich ihre Schlange und während dessen fuhren sie in den Hof hinein. Man hob die Brautleute vom Wagen herab und man trat in die Stube ein.

Nach dem Nachtmahl und den Tänzen führten sie das Brautpaar ins Schlafgemach im Nebenhaus ab und brachten es zu Bette. Das wunderholde Fräulein legte sich neben der eisigkalten Schlange zur Ruhe nieder. Nachdem der Gevatter zwischen sie einige Münzen

hingeworfen und der Fiedler sein letztes Stück aufgespielt hatte, giengen die Leute hinaus und sperrten die Türe ab, da aber erhob sich plötzlich die Schlange von der Lagerstatt und streifte sich vom Leibe ihr grünes Hemdchen ab. Sieh da, sie verwandelte sich zu einem Jüngling, wie seines gleichen an Schönheit nicht wieder einer in der Welt zu finden ist! Das Mädchen schaut ihn an und kann die Augen von ihm nicht abwenden. Der Jüngling umhalste und herzte sie ab und sprach zu ihr: „O mein liebtreuues Eheweib! Du siehst, was für ein Jüngling ich bin, doch nur bei Nacht kann und darf ich in solcher Gestalt erscheinen, denn zeigte ich mich derart bei Tage, die Leute zertrügen mich mit ihren Blicken. Du weisst nun, wie ich wirklich ausschaue und ich bin dir teuer, liebenswert, doch verrät es keiner Sterbenseele auf der Welt!“ Das grüne Hemdchen barg er zu Häupten unterm Kopfkissen und dann schliefen sie selig ein.

Als am Morgen der Brautführer die Brautleute weckte, da sprang die junge Frau, wie ein Hirschkalb so fröhlich auf. Das Herz lacht ihr und hüpfet ihr im Leibe vor lauter Lieb und Lust. Grossmächtig schauen sie die Hochzeitleute an, es schaut der Schwiegervater und die Schwiegermutter drein und alle wundern sich über alle Massen, wie nur eine so schöne, holde junge Frau an seiten einer Schlange nicht bloss nicht hinwelken, sondern sogar noch so fröhlich sein kann.

Die junge Frau brach nun geleitet von den Brautführern und den Brautführerinnen zum Umzug ins Dorf auf, um jeden Begegnenden und die Leute in den Häusern abzuküssen und Brautgeschenke einzusammeln. Sowie sie in ein Haus eintritt, ist jeder sprachlos beim Anblick sovieler Schönheit, jeder staunt sie an, wie schön und wohlbeleibt sie ist, und jeder bedauert sie, dass sie nur einen Schlangenjüngling zum Lebensgefährten gewonnen. Bei alledem ist die junge Frau heiter und fröhlichen Sinnes. Wieder übernachteten sie im Nebenhouse und wieder verwandelt sich die Schlange in einen schmucken Jüngling, so dass einem seine Schönheit die Augen blendet. Auch am anderen Morgen ist die junge Frau fröhlich und aufgeräumt und so auch am dritten. Befragte die Schwiegermutter ihre Schnur: „Sag mir mal, du meine holde, anmutige Schwiegertochter, wie kannst du nur so fröhlich und aufgeweckt neben der eisigkalten Schlange sein? Mein Sohn ist es zwar, ich habe ihn ernährt und grossgezogen, doch an seiner Seite möchte ich mich niemals betten wollen!“ Da quoll der jungen Frau zur Unzeit und zur bösen Stunde das Herz über und sie platzte mit der Wahrheit heraus: „O Mütterchen, mein Mütterchen, wie sollte ich denn nicht fröhlich sein, habe ich doch einen Jüngling zu eigen, wie noch keinen je die Welt erschaut hat! Ei, Mütterlein, er streift sein grünes Hemdchen ab und verwandelt sich in einen holden Jüngling, wie noch nie die traute Sonne einen beschienen und erwärmt hat!“ – „So hör mal, Schnürchen, lass uns doch dies Hemdlein vernichten! Morgen backe ich ohnehin Brod. Du zerr ihm unbemerkt von unter dem Polster seinen Leibüberzug hervor, wirf es mir zum Fenster hinaus zu und ich werde ihn bis zum Morgenrot verbrennen, ehe mein Sohn noch erwacht!“

Die Schnur befolgte den Rat ihrer Schwieger und als er eingeschlafen war, zog sie sachte, sachte das Hemdchen hervor, warf es hinaus und die Schwieger verbrannte es. Als er am Morgen aus dem Schlafe auffuhr und sich erhob, wollte er sich ankleiden, doch sein Schlangenhautüberzug war nimmer da! Er erriet, was vorgefallen und sprach zu seinem Weibe: „Du hast daran schlimm gehandelt, o mein Ehelieb! Wohl weiss ich, dass dich meine Mutter dazu beschwätzt hat, nur damit auch sie mich in meiner jetzigen Gestalt erschau, doch ich kann nimmer hier verbleiben, mich zertrüben die Leute mit dem Neid und der Missgunst ihrer Blicke. Ich muss weit dorthin ziehen, in die weite Entfernung, allwo Geschöpfe meiner Art hausen und heimen. Du, mein Ehelieb, hast ein männlich Kindlein empfangen, doch ehe du mich nicht wieder findest, wirst du dich seiner nicht entledigen können!“ Und er zog von seinem Finger den Ring ab, steckte ihn ihr an, nahm ihren Ring an sich und sprach: „Wann sich einmal diese zwei Ringe zusammenfinden, dann soll man dich vom Sohn entbinden!“ Und er begab sich in die gute Stube hinein und sagte zu Vater und zur Mutter: „Wohlan, jetzt schaut mich an, schaut euch meiner satt an, denn Ihr werdet mich nimmermehr erschauen!“ Damit nahm er Abschied von ihnen und alle weinten um ihn, am herbsten aber sein Ehelieb.

Ja, bei Gott, es verstreichen die Tage und Monate, die Zeit wandert ihres Weges weiter und wartet auf niemand. Es kam die Zeit zur Niederkunft des Weibes, doch sie kann nicht! Es geht so auch der zehnte und der elfte und der zwölfte Monat vorüber und sie hatte noch immer nicht das Kind geboren. Was bleibt der tiefbetrübtten Frau sonst übrig, als sich in die Welt hinaus auf die Suche nach ihrem Ehemann zu begeben. Sie pilgerte bereits drei volle Jahre lang umher, doch fand sie ihn nirgendwo auf. Sie war auch schon sowohl bei der Sonne als beim funkelnden Monde, doch konnte man ihr selbst dort keine Kunde von ihm gewähren. Zu ihrem Glück gelangte sie auch zum Winde, der sogar ins entlegenste Winkelchen einzudringen weiss, klagte ihm ihr Leid und weinte sich vor ihm aus. Der Wind sprach zu ihr: „Wohl weiss ich von einem solchen Manne zu sagen. Er ist ein König, doch hättest du von da aus bis zu ihm hin noch gut sieben Jahre lang zu wandern. Schwing du dich aber auf meine Fittiche hinauf, ich trage dich innerhalb einer Stunde dahin!“ So gelangten sie vor das Schloss hin und der Wind lagerte sie sanft auf einem Heuschober nieder und zog wehend ab. Früh morgens erblickten die Diener auf dem Heuschober eine Christenseele und enteilten mit der Meldung zum König. Der König erriet gleich, das dürfte wohl nur seine Gemahlin sein und begab sich auf der Stelle dahin. Kaum nahte er dem Heuschober, befahlen sie die Wehen und kaum überreichte er ihr vom Finger den Ring und kaum vereinigte sie ihn mit dem ihrigen, so genas sie schon eines Knäbleins; schön war es und schmuck, glatt des Vaters Ebenbild. Augenblicklich hob sie der König vom Schober herab, trug sie ins Schloss hinein und sie freuten sich miteinander unendlich und lebten von da an in Glück und Frieden.

35. Prinz Ross

Es war einmal eine Königin, der fehlte ein Herzkind zu ihres Lebens Freude und sie grämte sich darob gar mächtig vor dem König, ihrem Gemahl, ab. Eines Tages erging sie sich im Freien, erblickte ein sich munter tummelndes Ross und stiess einen Seufzer aus: „Ach! Genäse ich und wäre es der Sohn eines Rosses, käme es nur vom Herzen!“ Kaum waren die Worte ihren Lippen entflohen, fühlte sie sich schon gesegneten Leibes und als ihre Zeit eintrat, genas sie wirklich eines Füllens. Sie und ihr königlicher Gemahl waren auch darüber hoch erfreut. Als Prinz Ross sein vierundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte, sprach er eines Tages: „Ich will jedenfalls ein Mädchen heiraten!“ Darauf entgegneten ihm die Eltern: „Wie willst du dich, o unser leidbeladen Söhnchen, verheiraten und welches wird dich wohl mögen?“ Über solche Reden ergrimmete Prinz Ross dermassen, dass er im Zorn beinahe seine Eltern niedertrampelte. Um seinen Unmut zu besänftigen, sprachen die Eltern so zu ihm: „Von nun sei dir die Erlaubnis dazu gewährt; nun wähle dir eine möglichst bald aus!“ Auf diese Worte hin verlautbarte Prinz Ross im ganzen Königreich, er wüschte sich zu verehelichen und es möge sich jede melden, die bereit sei, ihn zu heiraten.

Und schon erschien ein armes Mädchen und bot sich ihm als Frau zur Ehe an. Prinz Ross verschloss sich mit ihr in seinem Stall und tötete sie. Wieder erliess er eine Kundmachung, er wolle sich mit einem Mädchen vermählen. So erschien auch ein zweites Mädchen, das sich einverstanden erklärte, seine Frau zu werden, und er schloss sich mit ihr in seinem Stall ein und erwürgte auch sie. Zum dritten Mal liess er im Reiche bekannt werden, er sei ein Freier für jede, die sich ihm von selber antrüge. Davon erfuhr auch eine verlassene Waise. Sie begab sich auf ihrer Mutter Grab hin, begoss es mit Tränen und beriet sich mit der Toten. Die Mutter antwortete ihr aus dem Grabe: „O du mein Töchterlein! Wann du vor den Prinzen kommst, verneig dich vor ihm mit dem Antlitz bis zur Erde und auf alles, was er zu dir reden sollte, erwidere immer nur das eine: ‚Was du sprichst, ist wohlgesprochen!‘“

Das Mädchen befolgte der Mutter Rat, stellte sich dem Prinzen vor und tat alles, was ihr eben die Mutter gesagt hatte. Kaum graute der Morgen, ordnete der Prinz ein grosses Hochzeitmahl an, lud dazu sämtliche Hofleute und Minister ein, seiner Braut jedoch untersagte er es strengstens, während des Mahles auch nur ein einzig Wörtchen zu sprechen. Alle Gäste, die setzten sich an die Tafeln, nur einer fehlte, Prinz Ross selber, weil er hinter dem Wandschirm lauschte, ob sein Mädchen nicht doch ein Wort reden werde. Die Minister begannen allerlei böszüngige Reden über den abwesenden Prinzen zu führen, er sei so und sei so geartet und es erschiene einem verständigen Menschen rein unbegreiflich, wie sich ein so prächtiges Mädchen habe entschliessen können, solch ein misstratenes Wesen zu erküren. Das Mädchen schwieg zu alledem mäuschenstill und verschlief denn das Festmahl in Ruhe. Am nächsten Tag veranstaltete der Prinz desgleichen ein himmlisch

herrliches Festmahl, lud dazu sämtliche Grossen des Reiches und die Minister ein, und wieder musste das Mädchen all den hämischen, boshaften Tratsch und Klatsch mitanhören, doch sprach sie kein Sterbenswörtchen dazu. Als der Prinz dies sah, bestimmte er ein drittes Festmahl, lud alle dieselben Gäste dazu ein und horchte neuerlich hinter dem Wandschirm. Sobald der Wein den Ministern in den Kopf gestiegen war, löste er ihre Zungen und sie scheuten sich nicht, den schwersten Schimpf und Glimpf lautwerden zu lassen. Das Mädchen muckste sich nicht, doch endlich bekam sie solche Verleumdungen und Ehrbeschneidungen derart satt, dass sie nimmer an sich halten konnte und den Schmähern zurief: „Gott sei gelobt und gedankt! Wie er ist, so ist er, mein Gemahl ist er!“

Nicht sobald waren ihr diese Worte entschlüpft, als schon sämtliche Fensterscheiben klirrend in Trümmer giengen, Prinz Ross mit aller Gewalt und ungezügelt herbeistürmte, alles im Nu zerstampfte und niedertrat, dass ein wüster Haufe entstand und schnaubend und pustend in der Dunkelheit der Nacht nach der Richtung zum grünen Waldgebirge hin entwand. Nach diesem unheilvollen Auftritte befahl die Unglückselige masslose Traurigkeit, doch raffte sie rasch ihren Mut zusammen und zog mutterseelenallein ihn zu suchen aus. Als sie sich mitten im grünen Hochwald befand, begegnete ihr ein altes Mütterlein und zu dem sprach sie so: „Gott gewähre dir Gutes, mein Töchterlein! Wohin des Weges und was hast du vor?“ Das Mädchen antwortete ihr, das und das hat sich so und so ereignet und die Alte schenkte ihr einen Stab und belehrte sie: „Magst du wo immer hin deine Schritte lenken, so brauchst du nur mit diesem Stab sacht auf den Boden anzupochen und es wird sich vor dir der Weg eröffnen!“

Das Mädchen zog weiter durch den dicken Urwald und auf ihr Pochen hin erschloss sich vor ihr mitten durch die Bäume ein Weg, gleich wie eine Allee in einem Parke. Am Ende ihrer Wanderung gelangte sie auf einen hohen Berg hinan und an ihr Ohr drang ein wild Gebrause und Getöse. Wie sie sich der Stelle näherte, erschaute sie vor sich ein fürchterlich loderndes Feuermeer, darin Menschen von allerlei Art brannten und mitten in den Flammen befand sich Prinz Ross, ihr Ehegemahl! Bei diesem Anblick wimmerte sie auf, brach in einen Strom von Tränen aus, setzte sich voll Kummer und Gram nieder und betrachtete jene Qualen, bis der Schlaf sie endlich überwältigte. Als sie wieder erwachte, erblickte sie an ihrer Seite eine Vila, deren Augen gnädig auf ihr ruhten. Das Mädchen beschwor sie um Errettung ihres Gemahls. Die Vila entgegnete ihr: „Mein Herzblättchen! Hättest du nur nicht jene paar Worte ausgesprochen. Dein Gemahl segelt nun in anderen Gewässern. Heil dir aber, dass du dem alten Mütterlein begegnetest. Das ist dein Glück!“ Nachdem sie so geredet, ergriff sie den Stab und schleuderte ihn über siebenundneunzig Quellen hinweg, damit er noch anderen Glück verschaffe. In demselben Augenblick, wo der Stab über die siebenundneunzigste Quelle hinüberfiel, verschwand auch die Vila, Prinz Ross kam aus dem Feuer hervor, verwandelte sich in einen wunderbar prächtigen Jüngling, lief auf seine Verlobte zu und herzte sie ab und sprach zu ihr: „Teuerstes, mir vom Schicksal

bestimmtes Weib! Hättest du damals nicht die paar Worte ausgesprochen, ich verwandelte mich schon nach dem dritten Festmahle in die Gestalt, in der du mich jetzt schaust und alle Minister wären vor Neid und Wut geborsten, doch das erlaubte deine Mutter nicht!“ Darnach traten sie beglückt und fröhlich den Heimweg an und gelangten wohlgenut, heiter und gesund in ihrem Königreich an. Die Königin war ob dieser Wandlung der Dinge ungemein erfreut und mächtig verwundert, der König aber dankte vom ganzen Herzen gern von seinem Throne ab und ernannte zu seinem Nachfolger seinen Sohn, auf dass er an der Seite seiner geliebten Gemahlin das Königreich beherrsche.

Dalmatien

Anmerkung: Das alte Mütterlein im Walde tritt hier als Srećafrau (Saelde) im allgemeinen auf, die nicht einer einzigen Person zugeteilt ist. Ihre Natur als die eines Waldgeistes ist offenbar, umso mehr als die Vila sie anerkennt.

36. *Wie einem arbeitscheuen Menschen aus allen Nöten geholfen ward*

Es war einmal ein blutarmer Mensch, der da bitterste Not litt, weil es ihm vor jeder Arbeit grauste. Es freute ihn bloss das Essen und Trinken und sich gehörig auszuschlafen. Lieber wollte er betteln gehen, als sich Tag für Tag abzumühen und fleissigen Leuten das Geldverdienen zu verleiden. Darum suchte er einen steinreichen Mann auf, von dem er wusste, er teile vom Herzen gerne Wohltaten aus. Er hörte sich die Jammerklage des Faulrians an und sagte zu ihm gütig: „Ich gewähre Unterstützungen lediglich Hilflosen, die nicht im Stande sind, sich selber ihr Stückchen Brod zu erwerben, also Kranken, bedürftigen Witwen und unmündigen Waisen. Du dagegen bist ein kräftiger Lackl und als arbeitscheu bekannt im ganzen Orte. Dir wäre mit einer ein- oder auch mehrmaligen Unterstützung auf die Dauer gar nicht aufgeholfen und ich hiesse ein Vergeuder meines mir von Gott anvertrauten Gutes, erfüllte ich deinen Wunsch!“ – „Du sprichst wahr“, erwiderte ihm der Bettler, „doch mit deinen schönen Reden kann ich mich nicht sättigen. Ich mag mich nicht wie ein Rindvieh ins Joch der Arbeit einspannen lassen, sondern will nach wie vor mein Leben mit Nichtstun verbringen. So gib mir denn einen guten Rat, wie ich es anstellen soll, um weder arbeiten noch betteln zu müssen und doch für alle Zeit ausgesorgt zu haben!“ – „Gerne. Geh über sieben Berge und sieben Stromfurten weiter und du wirst endlich auf einen Mann stossen, der noch jedem Menschen deiner Art werktätig aufgeholfen hat!“ Der Faulpelz bedankte sich und machte sich unverzüglich auf die Reise, trotzdem ihm der weite Weg beschwerlich fiel.

Auf seiner Wanderung gelangte der Faulpelz an einen grossen, breiten Strom. Er watete an der seichtesten Stelle aufs andere Ufer hinüber, als er plötzlich eine Stimme vernahm.

Ein riesiggrosser schrecklicher Fisch rief ihn an: „Mensch, wohin des Weges?“ Der Mensch blieb stehen und gab dem Fische bereitwillig Auskunft. „Gut“, sagte der Fisch zu ihm, „Kommst du zu dem Helfer, so überbring ihm auch meinen Gruss und meine Bitte, er möge dir angeben, wie mir in meinem Elend zu helfen wäre, denn auch ich leide stark Hunger!“ Der Reisende versprach es und zog ruhig weiter. Wie er so dahinwanderte, erblickte er eines Tages in der Mitte eines Gefildes einen Han. In diese Herberge kehrte er zur Rast ein und bat den Wirten um eine Erquickung gegen Entlohnung auf jener anderen Welt. Seit langem war er der erste Gast, den der Herbergvater in seinem Haus sah und darum begrüßte er ihn sehr freundlich, bewirtete ihn gern und befragte ihn, wohin er des Weges ziehe. „Ich bin willens jenen Mann aufzusuchen und mir seinen Rat einzuholen, der sich damit beschäftigt, den Menschen aus ihren Nöten herauszuhelfen!“ – „Schön. Wenn du ihn antriffst, so sag ihm, ich lasse ihn bestens grüssen und bitten, er soll mir auch nur angeben, wie mir zu helfen wäre. Denn schau, ein Tag verstreicht nach dem anderen, kein Gast lässt sich bei mir blicken und ich heisse mich den Wirten ‚Zum öden Han‘! Wovon soll ich denn leben?“ – „Sei getrost, ich werde ihn auch deinethalber befragen und dir seinen Ausspruch vermelden!“ Darnach verabschiedete er sich vom Wirten und wanderte weiter.

Nachdem unser gute Freund glücklich über sieben Berge und sieben Stromfurten gekommen war, traf er endlich am Ufer eines Flusses jenen Mann an, den er suchte und trug ihm sein Anliegen vor. Der hörte ihn ruhig an und beschied ihn: „Kehre getrost um und dir wird geholfen werden!“ Darauf bestellte der Wanderer dem Manne noch die Grüsse und Wünsche des Fisches und des Hanvaters. „Melde dem Fische, er möge einen ganzen Esel verschlingen und dem Hanwirten, er soll die Wand seines Hauses durchbrechen, denn in der Mauer werde er einen Schatz vorfinden. Damit wird auch dem Fisch und dem Wirten geholfen sein!“

Unser Wanderer bedankte sich und traf den Heimweg an. Er bestellte dem Wirte die Auskunft des Menschenhelfers, der Wirt riss gleich die Wand seines Haus ein und entdeckte die darin verborgenen Schätze. Damit war ihm endlich geholfen. Als unser Bote an den Fluss kam, berichtete er getreulich dem Riesenfische, er möge einen ganzen Esel verschlingen und ihm werde geholfen sein. Da schnappte das Ungetüm nach ihm und verschlang ihn samt Haut und Haaren.

Anmerkung: Der Menschenhelfer am fernen Flusse ist der Usad, der Schicksalbestimmer, der uns auch noch in anderen Sagen begegnet. Hier erlaubt er sich gegen Hilfe- und Ratsucher einen argen Witz, indem er ihn als einen magarac, Esel hinstellt. Der Esel, ein sehr nützliches, unendlich abgeplagtes Haustier bei den Südslaven hat nur wegen seiner Gutmütigkeit und Genügsamkeit den Ruf, dumm und schlecht zu sein. Andauernde fleisige schöpferische Arbeit zu leisten, das überlässt der Südslave mit Vorliebe den Frauen und den Kindern bis zu ihrer Reife. Mit der Feldbestellung befasst sich der Mann sehr ungerne. Geraten die Baumfrüchte, die keiner Wartung bedürfen und gedeiht das liebe Vieh, das sich seine Nahrung selber zu suchen und zu finden weiss, so

hat der Mann ausgesorgt. Im äussersten Falle wird er zum Hajduken oder Staatengründer im kleinen oder Beamter oder Berufssoldat, wendet sich also Berufen zu, welche geringste Anforderungen an geistige und leibliche Arbeit stellen. Als gelungenster Ausdruck eines gesunden Humors erschien mir aber stets das Wort Rad, Arbeit, mit welchem die chrowatischen Akademitscharen ihre unsagbar albernen Götter-, Königsgeschichten- und Zitatenerfindungen belegen.

37. Stieftochter und Tochter in der Wassermühle

Stand da mal eine Wassermühle mitten im Dorfe. Wer oder was dort übernachtete, Irgendetwas erschien und frass es auf. Hatte dort ein Weibsen eine Stieftochter, ein liebes Mädchel, und entsandte sie in diese Mühle. Das Mädchen brach auf, nahm ein Nachtessen mit und führte eine Hündin, eine Katze und einen Kikirikihahn mit. Als die Dämmerung eintrat, pochte es gar seltsam an die Türe. Das Mädchen rief eine Wahlbruderschaft auf – „lass mich nicht im Stiche Bruder vor Gott, liebster Gesangfreund!t Lass mich nicht im Stiche, oh Katze, Du meine Wahlschwester vor Gott! Steh mir bei, oh du teuerste Hündin, Du meine Wahlschwester vor Gott!“ Der Hahn hub an zu krähen, die Katze fing an zu miauen, und die Hündin schlug ein Gebell an. Jenes unheimliche Etwas verstummte. Das Mägdlein schob ihren Gefährten ihr eigenes Nachtmahl zu. So ging es die ganze Nacht daher. Sobald jenes Unheimliche zu klopfen begann, beschwor das Mädchen ihre Genossen zur Wahlverwandtschaft vor Gott; bis zum Morgengrauen ging es immer so zu. So erlebte die Maid den frühen Morgen und niemand hatte sie aufgeessen. Im frühen Morgenlicht erblickte sie einen Geldhaufen zum Lohn für ihre Mühewaltung vor sich. Sie steckte das Geld ein. In der Frühe schwang sich ihre Stiefmutter auf ein Roß, sie freute sich darüber, die Stieftochter sei von irgendeinem Gespenst aufgeessen worden. Wie sie da in der Mühle eintrifft, siehe da: das Mädchen froh, frisch und munter, hat Geld vorgefunden, Gott hat es ihr geschenkt. Beide begaben sich heim.

Am nächsten Abend, will das Weib wieder zur Mühle, doch diesmal bestimmt sie ihre eigene Tochter: „Geh auch Du heute nacht zur Mühle!“ Die Mutter versorgte sie reichlich mit Allem, bereitet ihr ein ausgiebiges Nachtessen; auch sie nahm die Hündin, die Katze und den Sänger mit sich. Sie trafen in der Mühle ein und schlugen ihre Herberge auf. Setzt sich hin zum Nachtmahl, um sie lauern die Hündin, die Katze und der Hahn. Sie giebt ihnen nicht einen Bissen davon. „Trollt Euch von hinnen, das hat mir meine Mutter zuge-dacht!“ Da auf einmal ein unheimliches Geklopfe an der Türe, das Mädchen hebt an zur Wahlbruderschaft anzurufen: „Sei bei Gott mein Bruder Sänger, behüte und geschütze mich, Wahlschwester bei Gott, oh Miezchen, lass mich nicht verderben, beschütze mich vor dem Unheil, oh! liebtraute Hündin!“ Da wollte keines von ihnen anfangen, weder zu krähen, noch zu miauen, noch zu bellen. Jenes Unheimliche drang ein und frass das Mädchen mit Haut und Haar auf.

Frühmorgens brach die Mutter zu ihr, so wie im Tage vorher zur Stieftochter auf, und wieder hoch zu Roß. Sie betritt die Mühle, siehe da: die Tochter mit Haut und Haar weggefressen, nirgends von ihr eine Spur noch zu sehen. Sie schrie Ach und Weh, und heulte vor Schmerz – aber vergeblich!

Anmerkung: Man hat sich das übliche Karstdorf vorzustellen, das aus weit von einander abliegenden in Bergensenkungen, den sogen. Dolinen, liegenden kleinen Gehöften besteht. An einer Stelle bricht aus dem Felsen ein Bach hervor, der nach kürzeren oder längeren Lauf wieder im Erdboden verschwindet. An einer hierzu geeigneten Stelle errichten die Dorfleute zum allgemeinen Gebrauch eine Wassermühle. Sie gilt als der nächtliche Tümmelplatz der Vampire, Werwölfe, der Nacht-Hexen, und der bösen Vilen, oder auch der Teufel und Gespenster. Hahn und Katze gelten als geistersichtige, allen übrigen Geistern überlegene Wesen.

38. *Katica das Goldmädchen*

Es war einmal ein Mann, der lebte in einem kleinen Dorfe als Witwer, denn sein Eheweib war gestorben. Nach dem Eheweibe verblieb ihm nur das Töchterlein Katica. Katica war ein sehr schönes Mädchen, überdies auch ungemein fleissig und ebenso höflich. Der Vater liebte überaus seine Tochter Katica und er sann häufig darüber nach, wie und mit wem er sich am besten verheiraten sollte, um ins Haus eine tüchtige Schaffnerin und zugleich mit ihr für Katica eine seelengute Stiefmutter zu bringen. Katica pflegte öfters ihre Nachbarin zu besuchen, die verwitwet war und mit ihrer Tochter Milka die Wirtschaft führte. Milka war nur um weniges älter als Katica. Die Mädchen hielten mit einander gute Freundschaft. Die Nachbarin Witwe unterliess es keinmal, so oft Katica zu Besuch kam, sie wegen ihres Fleisses und ihrer Tüchtigkeit im Haushalt zu loben und ihr mit Essen aufzuwarten, an ihrer Milka hatte sie dagegen immer etwas zu benörgeln und sie sparte nicht mit Strafreden.

Katica besuchte oftmals die Spinnstubenabende im Heime der Witib, die ihr auf jede Art und Weise schmeichelte und ihr das Godell kratzte, so dass Katica wenig darauf achtete, wenn sie wohlmeinende Nachbarn vor dem Weibe warnten, die eigentlich der Zauberei ergeben sei. Bei einer Gelegenheit, als Katica wie gewöhnlich am Kunkelabende teilnahm, sagte zu ihr die Witwe gleichsam im Scherze so leichthin: „Käthchen, Käthchen, mein schönes Töchterchen, du tätst ein noch schöneres Leben führen, wählte mich dein Väterchen zur Ehefrau!“ – Als Katica wieder heimkam, erzählte sie davon ihrem Vater und sagte: „Mein liebster Vater, verheirate dich mit der Nachbarin. Sie ist ein rechtschaffenes Frauenzimmer. Ich werde es bei ihr gut haben und du nicht minder, wenn du sie ehelichst!“ – Und der Vater antwortete: „Mit unserer Nachbarin steht es aber nicht am allerbesten, denn die Leute im Dorfe münkeln von ihr, sie sei ein Zauberweib!“ – Darauf Katica zu ihm: „Liebster Vater, acht du nicht aufs Geplausch der Dummköpfe im Dorfe, denn die

Nachbarin ist eine würdige, tüchtige Frau, auf die man bauen kann!“ – Endlich liess sich der Mann von seiner Tochter überreden und heiratet die Witib, nur um den Wunsch seiner Tochter zu erfüllen.

Sobald die Hochzeit vorüber war, veränderte sich das Verhalten der Frau gegen Katica, ihre Stieftochter, recht empfindlich. Sie verwandelte sich in eine böse Stiefmutter, der Katica rein nichts zu recht machen konnte. Sie benahm sich gegen sie voll Bosheit und Tücke, trieb sie unter wüsten Geschrei zur rastlosen Arbeit an, und jagte sie in aller Früh vom Lager auf und gab ihr bis in die späte Nacht vollauf zu tun. Im Gegensatz dazu verhätschelte sie ihre eigene Tochter Milka, die ein stinkfaules Mensch dazu auch hässlich war, kochte und buk für sie, was gut und teuer war, schob ihr die besten Bissen in den Mund und kleidete sie schmuck heraus, während sie Katica was immer zum Essen hinwarf, ihr Milkas abgelegte Kleider überliess und sie auch selbst bei geringfügigen Anlässen mit Schlägen reichlich bedachte. Zu essen gab sie ihr, wenn was gerade übrig blieb oder bloss einige Brodrinden. Als sie einmal von der Stiefmutter arg durchgebläut worden war, setzte sich Katica im Hofe auf einen Holzklotz nieder und beweinte bitterlich ihre Jahre und Tage. Zufällig kam ihr Vater dazu und sagte zu ihr: „Habe ich dir denn, Katica, nicht im voraus gesagt, die Sache werde nicht gut ablaufen, weil das Weibsbild eine Zauberin sei, doch du hast mir ja nicht glauben mögen. Du hast es dir halt selber eingebrockt und musst es selber auslöffeln!“ Katica fieng herzbrechend zu schluchzen an und bat den Vater, er möge sie frei geben, sie wolle in die weite Welt hinauswandern und sich ihr Brod irgendwo als Magd verdienen, denn daheim hielte sie es nimmermehr aus. Der Vater sah das wohl ein, stimmte zu, Katica verabschiedete sich von ihm und wanderte in die Ferne fort.

Lange, lange wanderte Katica dahin, bis sie an einen tiefen Bach gelangte, über den nur ein Stegbalken hinüberführte. Als sie des Balkens ansichtig ward, begrüsst sie ihn artig mit: „Guten Tag, mein lieber Balken!“ Denn sie war von recht freundlicher Gemütart und bot jedem einen freundlichen Gruss dar. Darauf sagte der über den Bach gelegte Stegbalken zu ihr: „Geh, du schmuckes Mädchen, wend mich auf die andere Seite um. So viele Leute gehen da vorüber und schreiten über mich hinweg, doch keinen fällt es ein, mich umzuwenden!“ Katica wandte den Balken um und schritt dann über ihn hinüber. So geht sie und geht sie immer weiter, als sie dort am Wegrain ein räudiges Ross krank liegen sah. Katica begrüsst es mit einem: „Mögst du gesund sein!“ und das Ross erwiderte: „Geh, bring mir mal von der Quelle dort ein klares Wasser her und wasch mir damit die Augen rein! Es giengen schon so viele Leute vorüber und kein Mensch wollte mir die Augen auswaschen!“ Katica schöpfte etwas Wasser aus der Quelle und wusch ihm damit die Augen rein und setzte ihre Wanderung weiter fort. Alsbald stiess sie auf einen Brodofen und begrüsst ihn. Im Ofen brannte ein heftiges Feuer und der Ofen sprach zu ihr: „Soviele Menschen als da vorbeikamen, keiner wollte das Feuer aus mir entfernen. Geh, sei du so

freundlich!“ Katica erwies ihm gern den Gefallen und zog dann weiter. Sie wanderte nicht lange mehr, als sie ein wunderschönes Schösschen vor sich erblickte. Dort sah sie eine schöne Frau, die zu einem Stubenfenster herausschaute. Sie wollte auch ihr einem ‚Guten Tag!‘ zurufen, als sie wahrnahm, der Frau ragten gewaltige Zähne zum Munde heraus, und darum wollte sie schnell vorbeieilen, die Frau jedoch hielt sie auf, verdeckte sich mit einem Tüchel die Zähne, lud sie zum Eintreten ins Haus ein, redete ihr Mut zu und versicherte ihr, sie brauche keinerlei Angst zu hegen, es werde ihr gar nichts Übles widerfahren. Diese Frau hiess mit Namen Frau Sermage.

Das Mädchen fasste zu ihr Vertrauen, trat furchtlos ins Haus ein und die Frau setzte ihr eine Erfrischung vor. Darnach befragte sie sie: „Woher und wohin des Weges, mein schönes Kind und was führt dich gerade in diese Gegend her?“ Antwortete ihr Katica: „Ich zog in die Welt aus, um mich irgendwo als Hausmagd zu verdingen!“ Frau Sermage trug ihr an, bei ihr zu verbleiben. Es werde ihr gut ergehen und sie werde alles haben, was immer ihr Herz begehren mag. Schliesslich willigte Katica ein, hier zu verbleiben. Frau Sermage sagte nun zu ihr: „Viele Arbeit wirst du bei mir nicht haben. Hier in meinem Schösschen giebt es zwölf Stuben; elf davon hast du jeden Tag rein zu fegen, in die zwölfte darfst du aber nicht einmal hineingucken!“ So hat denn Katica Tag für Tag die ersten elf Stuben reingefegt und niemals fiel es ihr auch nur ein, in die zwölfte hineinzuschauen. Mehrmals in der Woche weilte Frau Sermage ausser Hause, indess versah Katica gewissenhaft ihre Arbeiten.

Bei einer Gelegenheit als die Hausfrau wieder abwesend war, dachte Katica darüber nach, was wohl dahinter stecken mag, dass es ihr verwehrt sein konnte, in die zwölfte Stube auch nur hineinzuschmecken. Endlich konnte sie ihre Neugierde nicht länger bezähmen und sie schloss die Türe zur zwölften Stube auf. Sie war nicht wenig überrascht, als sie in der Stube gar keine Einrichtung, sondern bloss drei Bottiche erschaute. Sie trat an den ersten heran, hob von ihm den Deckel ab und sah ihn voll Silberwasser. Sie zog schnell ihre Beschuhung von den Füssen und legte ihre Kleider ab, stieg in das Silberwasser hinein, badete darin Füsse, Leib, Arme, Hände und Gesicht tüchtig ab und ward davon immer schöner und schöner, bis sie silbern und auf den Wangen rot wie ein reifer Apfel erglänzte. Dann stieg sie aus dem Bade heraus, deckte die Kufe wieder mit dem Deckel zu und schaute in die zweite Kufe hinein, die aber voll Goldwasser war. Flugs versenkte sie ihr langes Haar hinein, tränkte es weidlich satt mit und deckte mit dem Sturz wieder die Kufe. Wie sie darauf den Deckel der dritten Kufe aufhob, strömte ihr wie eine Dampf Wolke ein Staub lautersten Goldes ins Gesicht entgegen. Sowie sie schon angekleidet gieng und stand, sprang sie in den Bottich hinein, wälzte sich voll Lust und Behagen im Goldstaub solange herum, bis ihr ganzes Gewand und die Schuhe wie von Gold aussahen, denn der Goldstaub klebte fest daran. Zum Schluss deckte Katica den Bottich wieder zu und verliess die Stube. Da erst fiel es ihr ein, Frau Sermage werde doch wieder heimkehren, was

geschehen gleich merken und sie wegen der begangenen Ungehörigkeit scharf züchtigen. Darauf aber wollte Katica nicht ankommen lassen. Sie packte hurtig ihre sieben Zwetschken zusammen und verliess fluchtartig das Schlösschen.

Inzwischen trat Frau Sermage daheim ein und bemerkte sogleich, was für einen üblen Streich ihr Katica gespielt habe. Sofort zog sie ihre Stiefel an und schwang sich rittlings auf ihren Besen, um der flüchtigen Dienerin nachzujagen. Diese Stiefel besaßen eine recht wunderbare Eigenschaft. Wer sie an seinen Füßen an und den Besen als Reiter bestiegen hatte, der setzte jedesmal, gleichviel ob er das rechte oder das linke Bein bewegte, einen Weg von einem Kilometer zurück. Frau Sermage versah sich über dies mit einer eisernen striegelartigen Bürste, nahm die Verfolgung auf und holte Katica bei dem Brodofen ein. Katica erschrak zu Tod und schrie wehvoll auf, der Brodofen liess aber aus seinem mächtigen Bauch das Feuer herausfahren und gegen Frau Sermage loszüngeln, so dass sie gar nicht vorwärts konnte, ausser sie wollte im Brand vergehen. So sperrte ihr das Feuer das Vordringen ab. Endlich gelang es aber dennoch Frau Sermage das Feuer zu umgehen, der Flüchtigen nachzueilen und sie neuerdings einzuholen. Wieder erschrak Katica und schrie um Hilfe, denn bereits holte die Strunsel mit ihrer Striegelbürste aus, um von Katicas Gesicht und Gewand das Gold und Silber abzukratzen. In der Umgebung aber graste das räudige Ross, das auf Katicas Hilferuf herbeirannte, sich im Nu in ein Vilenrennpferd verwandelte und Katica aufmunterte, sich aufzuschwingen. Katica liess es sich nicht zweimal sagen, sprang dem Vilenrenner auf den breiten Rücken hinauf, der Renner erhob sich dank seiner Fittiche himmelhoch in die Wolken, liess die Alte auf der Erde blindlings weiter laufen, so weit es ihr nur behagte und lud lange bevor sie eintraf, Katica vor dem Balken über den Bach ab. „Jetzt setz du deinen Weg getrost allein weiter fort!“ sprach das Vilenross zu ihr und flog in sein Gefilde zurück. Katica flüchtete weiter, als sie sich jedoch mitten auf dem Stegbalken befand, vernahm sie hinter ihrem Rücken ein schauerliches Windgebräuse. Sie sah sich um und bemerkte zu ihrem Entsetzen, dass ihr die grausame Zauberin fast auf der Ferse nachfolge. Sie schrie Zeter und eilte behende über den Balken und weiter, immer weiter in wilder Hast dahin. Schon war die Vettel auf dem Balken hinterdrein, da schnellte der Balken unter ihr plötzlich empor, schmiss die Alte in den Bach und Sumpf hinab und hub mit dem dicken Ende auf sie dreinzuschlagen an, dass ihr darüber das Sehen und Hören vergieng und dass ihr der Besen samt den Kilometerstiefeln im tiefen, zähen Lehm stecken blieben. Mit der Verfolgung war es daher aus und vorbei. So glückte es Katica, ihren Fangen zu entrinnen und Frau Sermage humpelte keuchend zu ihrem Schlösschen zurück.

In der Zwischenzeit erreichte sie gemächlich, weil nicht mehr verfolgt die Nähe ihres Vaterhauses, wo gerade im Hofe im Schatten eines Baumes ihre Stiefmutter ihrem trägen und garstigen Töchterlein Milka die wirren Haare kämmte. Auf einmal flog der Haushahn auf den Hofzaun hinauf und fieng lustig zu krähen an:

Kikeriki! Kikeriki!
 Die schmücke Maid ist hie!
 Katie! Katie!
 Ei sieh, da naht
 In lautrem Golde schillert sie!
 Kikeriki! Kikeriki!

Weil der Hahn gar nicht zu krähen aufhörte, geriet darüber die Stiefmutter in Zorn, ergriff einen Stein und schleuderte ihn nach ihm, um ihn zu verschleuchen. „Na freilich“, so schrie sie „kommt sie daher in lauterem Golde gestiegen, wahrscheinlich ist sie ganz beschmutzt, verlaust und zerlumpt, das ekelige Mensch!“ Doch nach einer Weile gieng die Hoftüre auf und Katica trat in, Golde ergleissend in den Hof ein. Die Stiefmutter war geblendet, starr vor Erstaunen beim Anblick der Erscheinung, erkannte aber gleich die Stieftochter, fasste sich rasch und heuchelte eine ungemein grosse Freude übers Wiedersehen. Sie änderte ihr Benehmen von da ab gegen Katica und tat ihr alles Liebe und Gute an, was sie ihr von den Augen abgucken konnte. Dagegen mäkelte sie beharrlich an ihrer eigenen Tochter herum, hielt ihr Unfähigkeit und Unwissenheit vor, schalt sie eine faule Dirn, die rein zu nichts taue und nichts erwerbe, sie könnte aber ebensogut wie Katica in die Welt ausziehen und wie Katica in lauterem Golde wieder heimkehren.

Endlich und letztlich bekam Milka das ewige Gepenze satt und sie sagte eines Tages: „Liebe Mutter, hör doch mal auf zu schimpfen, das was die eingebildete Nocken, die Katica, kann, kann deine Milka noch alleweil. Lass du nur auch mich in die Welt ausziehen!“ – Das eben war der Stiefmutter recht und sie drang in Katica ein, sie soll doch gestehen, wie sie zu solch grossem Glück gekommen sei. Arglos erzählte Katica von ihren Mühseligkeiten auf der weiten Reise und von ihrer Tätigkeit im Dienste der Frau Sermage, doch aus Bescheidenheit gieng sie mit Stillschweigen über ihre Begegnungen mit dem Bachstegbalken, dem rüdigem Rosse und dem Backofen hinweg, denn sie machte aus ihrer Gutmütigkeit kein Aufheben, weil sie nicht ruhmredig war.

Milka zog also in die Welt hinaus und schlug den gleichen Weg ein, den Katica gewandert war. Ohne Gruss betrat sie den Stegbalken am Bache und der Balken bat sie flehentlich: „Ei du gutes Mädchen, erweis mir doch die Wohlthat und wend mich um, denn die vielen Leute, die über mich hinweggeschritten, haben mich auf der Oberseite schon wundgetreten und kein Mensch hatte noch den Einfall, mich umzulegen!“ Die hochmütige Milka antwortete ihm trotzig und protzig: „Ei, was scher ich mich um dich! Von mir aus sollen sie dich nur zertreten! Ich habe keine Zeit dazu, mich mit dir zu beschäftigen. Justament tu ich's nicht und damit basta!“ Sagte es und setzte ihre Reise fort. Sie traf auch das rüdiges Ross an und das Ross begann, sie anzuflehen, sie möge ihm doch die Augen reinwaschen. Wie sie das Ross so im Schmutz erschaute, ekelte es sie vor ihm und sie lief mit raschen Schritten von ihm weg. So benahm sie sich auch, als der Brodofen sie

beschwor, sie möge doch das Feuer aus seinem Innern herausschüren. Sie wollte ihn nicht einmal eines Blickes würdigen, sondern eilte nur schnell weiter.

Als bald erschaute Milka das Schösschen der Frau Sermage. Die Frau nahm sie ohne weiteres in ihren Dienst auf, erklärte ihr ihre Obliegenheiten und schärfte es ihr ein, ja nicht die Türe der zwölften Stube zu öffnen und hineinzuschauen. So hat um jeden Tag Milka saumselig und mit Widerstreben ihre Arbeit verrichtet. Sie konnte es kaum erwarten, bis einmal Frau Sermage das Haus verliess. Sobald die Frau draussen war, hatte Milka nichts eiligeres zu tun, als in die zwölfte Stube einzubrechen, die erste, zweite und dritte Kufe aufzudecken, sich im Silber und Goldwasser zu baden und im Goldstaube solange herumzuwälzen, bis sie über und über vergoldet war. Dann aber ergriff sie die Flucht, um möglichst bald wieder zur Mutter heimzukommen.

Als am Abend Frau Sermage von ihrem Ausfluge in ihr Schösschen zurückgekehrt war, nahm sie sogleich auf den ersten Blick wahr, was ihr sauberer, neuer Diensthote angestellt hatte. Sofort griff sie nach ihrem eisernen Striegelzeug, schwang sich rittlings über ihren Besen und flog mit ihren Stiefeln an den Füßen gar schnell dahin, denn, so wie sie ein Bein hob, war sie auch schon um einen vollen Kilometer weiter nach vorwärts. Beim Backofen erwischte sie bereits die goldstrotzende Ausreisserin Milka, die erschrak tödlich und erhob ein Mordgeschrei. Frau Sermage machte aber nicht viel Federlesens mit ihr, sondern hub erbarmunglos, ihr vom Gesicht und vom Gewand mit der eisenborstigen Striegelbürste das Gold und Silber abzukratzen an. All das greuliche Geheul und Gewimmer bewog indessen den Backofen nicht, helfend einzugreifen, weil doch Milka auch niemandem in seinen Nöten beizustehen gemocht hatte. Und so half auch das räudige Ross ebensowenig der Zeter und Mordjoh rufenden Milka. Nicht anders wie der Backofen und das räudige Ross verhielt sich auch der Bachstegbalken, als Milka weheklagend und von schlimmsten Schmerzen gequält dahergelaufen kam, denn Frau Sermage wich ihr nicht von der Seite, sondern riss ihr mit der Stiegelbürste unausgesetzt Gewand und Haut vom Leibe und raufte ihr auch die Haarsträhne aus, dass die Büschel nur so herumflatterten. Sie wollte halt ihr ganzes Gold bis aufs letzte Stäubchen wieder hereinkriegen und das muss man ihr nachsagen, sie hat sich auf ihr Geschäft vortrefflich verstanden. Wie nun die unglückselige Maid mitten auf dem Stegbalken war, schleuderte der Balken unwillig sie von sich ab und sie plumpste hinab in den Morast der Bachsumpfes, kugelte sich im Kot und Schmutz herum und fand kaum noch den Ausweg ans feste Ufer. Da erst liess Frau Sermage von ihr ab.

Vor grimmigen Schmerzen sich krümmend und windend hinkte und wankte Milka ruckweise nach Haus. Ihre Mutter sass eben zur selben Stunde im Hofe und kämmte zum erstenmal in ihren Leben Katica das Haar. Es machte ihr ein Vergnügen, darin zu wühlen und freute sich im Stillen unbändig beim Gedanken, wie sie so ihr Herzenskind auch schön machen werde. Urplötzlich fliegt der Haushahn auf den Zaun hinauf und fängt aus aller Kraft zu krähen an:

Kikeriki! Kikeriki!
 Die faule Dirn ist wieder hie!
 Milka, wie schaust du aus? Püh!
 Dreckig und Fleckig, du dummes Vieh!
 Kikeriki! Kikeriki!

Sobald die Mutter dies hörte, langte sie nach einem Stein und warf ihn nach dem Hahn. Sie fluchte ihm: „Was gröhlst du Ekel so abscheulich! Vermutlich naht meine Milka ganz vom Gold umflossen einher!“ Doch da gieng auch schon die Türe zum Gehöfte auf und hereinschlich Milka zu leidigen Tagen zerschunden und zerschlagen, mit keinem ganzen Lappen am Leibe und vor Gram mit blutunterlaufenen Augen. Was ihre Mutter bei dem Anblick gesagt hat, das kannst du dir, mein Bester, schon selber denken. Die stinkfaule und überdies nunmehr erst recht garstig gewordene, im Gesicht entstellte Milka kam nicht an den Mann, denn jedem graute vor dem Scheusal, während sich die wunderschöne und edelherzige Katica mit einem angesehenen, bildhübschen Jüngling alsbald vermählte und, wenn sie nicht schon gestorben sein sollte, so lebt sie mit ihrem Ehegatten noch heutigentags in Glück und Frieden.

Dalmatien

Anmerkung: Das Märchen erzählte mir am 20. April 1918 mein Schüler Angjelko Valerijov aus dem Dörfchen Lozisce auf dem Eiland Brai (Brazza), der damals in der 15. Baracke des K. u. K. Kriegspitals in Wien XIX Grinzing als Genesender weilte. Er erzählte sie gleichwie eine brühwarme Neuigkeit von vorgestern und fragte mich zum Schluss: „Gefällt meine Geschichte besser als die früheren?“ – „Sie lässt sich gut anhören. Ich habe sie in mehreren Fassungen aus verschiedenen Gegenden. Sie kommt wohl unter allen Völkern Europas und Asien vor“ – „Soll ich sie also nicht aufschreiben?“ – „Merk sie mir für meine Sammlung immerhin vor. Ich will sie einmal in meine Bücher einreihen.“ Er sah mich befriedigt an und sang mir halblaut als Draufgabe folgendes Volkliedchen, das er auch aufzeichnete und dem er noch zwei gereimte Liebeliedchen seiner eigenen dichterischen Beflissenheit anschloss, die eines Abdrucks in einer südslavischen Frauenzeitschrift nicht unwürdig wären.

Das Volkslied lautet:

Tužila se ljubica posestrimi ruži:
 – Blago tebi sestrice na visokom busu
 Teško meni siroti na travici nidkoj!
 – oko tebe lepiri svoje Kolo vode,
 oko tebe gušteri leže i prohode
 – Tvoje lice rumeno njezne pcele ljube,
 Moje lice žalosno gnjudni Kukci grde.
 (Oko tebe ptičice svoja gnjizda vijuju,
 oko mene pauci svoju pregju predu!
 – Posestrimo ljubice, ruža odgodara,
 Ti u travi sazriješ do sjemena svoga,
 Ja u cvetu najljepšem otrgnuta venem!

'S Veilchen klagte aus sein Weh zur Wahlschwester Rose:
 – Heil dir ward, mein Schwesterlein auf dem hohen Strauche,
 Unheil mir dem Waisenkind in dem niedern Gräslein!
 Falter führen um dich auf ihre frohen Reigen,
 Eidechsen um mich herum steigen durch und lagern.
 Dein Gesicht so lieblich rot zarte Bienen kosen,
 Mein Gesichtchen tiefbetrübt ekle Käfer schänden!
 Vöglein winden um dich auf ihre trauten Nester,
 Spinnen um mich wiederum ihr Gespanste spinnen!
 – Wahlgeschwister Veilchen klein, antwortet die Rose,
 Du im Grase reifst heran bis zu deinem Samen,
 Ich in schönster Blütenpracht abgepflückt verwelke!

Solcher Gedichte habe ich in meinen Sammlungen eine schwere Menge, eines anmutiger als das andere. Sie sind für die feinsinnige Nahbetrachtung des südslavischen Bauernvolkes bezeichnend. Hätten mich die Inquisition in Berlin und ihre Zweigniederlassung in Halle an der Saale nicht bis auf die Knochen ausgeraubt, so läge ein Band dieser Lieder schon längst im Drucke vor.

39. Der Zwerg als Retter

Es war einmal ein Müller, der hatte eine wunderschöne Tochter. Einmal begegnete er dem Kaiser, und der Kaiser erkundigte sich leutselig, wie es ihm, dem Müller wohl ergienge. Der Müller sagte: „Es geht mir, o Herr Kaiser, in der Mühle sehr gut, doch das beste, dessen ich mich berühmen darf, das ist meine Tochter. Die versteht rein alles. Was sie angreift, ist tausendfältig gesegnet und unter ihren Händen verwandelt sich sogar ausgedroschenes Stroh zu lauterem Golde. Ja, sie ist mein Prachtmädel!“ Darauf antwortete der Kaiser: „Wenn deine Tochter so geschickt ist und schön auch noch dazu, so will ich sie zu meiner Kaiserin erheben, denn ich bin noch ledig und halte just nach einer Braut Ausschau, die zu mir taugt. Ich bitte dich, führe mir gleich morgen deine Tochter auf meine Burg zu, damit ich mich von ihrer Kunst überzeuge!“

Was blieb nun dem Müller anderes übrig als zu folgen. Als der Morgen graute, begab er sich denn mit seiner aufs beste herausgeputzten Tochter zu Hof und stellte sie dem Kaiser vor. Dem Kaiser gefiel das Mädchen auf den ersten Blick und er beschloss im Stillen, sich mit ihr zu vermählen, wenn sie ihm nur viel Gold herbeischaffen kann, denn er war gar sehr goldgierig, weil er viel davon zu allem möglichen benötigte. So führte er sie gleich in eine Stube hinein, in welcher viel, viel Stroh aufgeschichtet lag und liess sie allein, nachdem er ihr aufgetragen hatte, das Stroh bis zum nächsten Tage zu Gold umzuspinnen. Dazu stand ein Stühlchen neben einem Spinnrad für sie bereit gestellt.

Der Kaiser versperrte sorgsam hinter sich die Türe. Das verlassene Mädchen beklagte heftig ihr Geschick und begann jämmerlich zu schluchzen. Auf einmal stand vor ihr ein kleines Menschlein, sah sie gross an und befragte sie: „Warum weinst du, Mädchen?“ Entgegnete sie ihm: „Wie sollte ich Ärmste nicht klagen und jammern, wenn nur der Kaiser befiehlt, ich solle bis zum Morgen all dies Stroh zu Gold umspinnen? Und wenn ich seinen Auftrag nicht vollführe, so lässt er mich umbringen!“ Da sprach das Zwerglein zu ihr: „Weine nicht, sondern sei getrosten Mutes. Das kann immerzu geschehen. Was willst du mir geben, falls ich die Arbeit für dich verrichte?“ „Dann kriegst du von mir mein Halsband zum Lohn!“ sagte die Jungfrau. „Gut.“ Der Zwerg setzte sich zum Spinnrad und im Augenblick, ehe du dich dessen versehen hättest, war all das Stroh in reinstes Goldgespinnst verwandelt! Nach getaner Arbeit verschwand das Menschlein urplötzlich so, wie es unverhofft aufgetaucht war.

Als der Kaiser am nächsten Tage in der Früh die Stube aufschloss und den mächtigen Goldgespinnsthaufen vor sich erblickte, gewann er die Müllertochter noch lieber, doch hieng sein Herz über alle Massen am Golde und er sagte zur Maid: „Ja, ich will dich zu meiner Kaiserin machen, nur sollst du mir eine andere Stube voll Stroh zu Gold umwandeln, denn das war bloss ein Versuch, weil ich mich vorher vergewissern wollte, ob dein Vater die Wahrheit gesprochen habe!“ Sie schwieg dazu und seufzte nur auf, denn sie wusste am besten woran sie war. Der Kaiser schenkte ihr ein herrliches mit Silberblumen ausgesticktes, weitärmeliges Kleid und silberne Schuhe und auf den Kopf setzte er ihr einen mit Silberblättern geschmiedeten Kranz auf. An dem Tage bewirtete er sie mit köstlichsten Speisen und tat mit ihr ungemein freundlich, so dass auch sie ihn lieb zu haben anfieng. Wie jedoch der Abend schummerte, geleitete er sie in den grössten Saal seiner Hofburg hinein, der bis zur Decke mit lauter ausgedroschenen Fruchtarten ausgefüllt war. „Meine Teuerste“, so sprach er zu ihr, „spinnst du auch dieses Stroh zu Goldfäden um, dann weiss ich, dass dir kein Weib im weiten Reiche gleicht und dass nur du würdig bist, des Reiches Herrscherin zu sein!“ Es liess sie bei der Krückel sitzen und versperrte hinter sich die Türe.

So blieb die Müllertochter wieder ganz allein und wieder brach sie in ein jämmerliches Geweine aus. Auf einmal erschien jener Zwerg vor ihr und befragte sie: „Mädchen, was hast du? Warum weinst du so bitterlich?“ Antwortete sie ihm: „Wie soll ich nicht mein Leben beweinen, weil ich bis zum Morgen diese Menge Stroh zu Gold umspinnen muss, was ja kein Menschenkind vermag! Bring ich das Kunststück nicht zuwege, so lässt mich der Kaiser, unser Herr, enthaupten!“ „Weine nicht, Mädchen“, erwiderte der Zwerg, „das kann ich für dich leicht besorgen, doch was giebst du mir dafür zum Lohne, wenn ich die Arbeit verrichte?“ „Dann kriegst du meinen Ring vom Finger!“ „Bin damit einverstanden“, versetzte der Zwerg, das Spinnrad hub zu surren an und unter seinen Fingerchen spann sich unglaublich schnell alles Stroh zu Goldfäden um. Darauf verschwand er ebenso schnell, wie er gekommen war.

Wie nun am Morgen der Kaiser den unermesslichen Schatz vor sich sah, umarmte er die Müllertochter vor lauter Freude und setzte ihr noch einen zweiten Kranz aufs Haupt auf und bekleidete sie mit einem Samtkleide und einer Jacke, von der die Ärmel bis zum Boden herabhiengen. Und das ganz Gewand war über und über mit Goldblumen kunstreich ausgestickt. Er bewirtete sie noch herrschaftlicher als am Vortage und gab ihr als seiner kaiserlichen Braut die schönsten Kosenamen.

Aber des Kaisers Goldsucht war unersättlich. Er sagte zu seiner Braut: „Weisst du, meine liebste Seele und mein Herzlein, wir wollen ehebald unsere Hochzeit feiern, nur möchte ich dich bitten, noch ein drittemal deine Kunst und Gunst nur zu erweisen. Es ist uns noch etwas Stroh übrig geblieben und das kannst du am Vorabend des Vermählungstages leicht auch zu Goldfäden verspinnen!“ Darob ward sie in ihrem Sinn tieftraurig und sie wäre am liebsten wieder daheim in ihres Vaters Mühle gewesen. Der Kaiser liess sogleich im ganzen Lande durch seine Herolde ausrufen, jeder Landmann möge innerhalb acht Tage sein leeres Stroh in die kaiserlichen Burgkeller, die seine Marställe waren, einbringen, und zum Lohne werde jeder zu Gast zur kaiserlichen Hochzeit gebeten, die volle fünfzehn Tage währen soll. Du kannst dirs denken, mein *Liebhardt*, wie sich jeder Bauer gern tummelte, dem kaiserlichen Wunsche zu willfahren. Manche Bauern, die ihrem König sehr ergeben waren, deckten sogar ihre Strohdächer ab und seither siehst du im Lande da und dort mit Schindeln oder gar mit flachen Ziegeln eingedeckte Häuser. Was soll ich dir sagen, die Marstallungen fassten mit Müh und Not die Fülle des eingelieferten Strohs. Da führte der Kaiser seine Braut in die unteren warmen Keller hinab zu Kunkel und Spinnrad und bat sie, auch noch diese Kleinigkeit zu Gold zu verwandeln. Und tut sie das, so fände gleich morgen ihre Vermählung statt, versage sie jedoch, so müsste er sie, und bräch ihm das Herz darüber, von der Burg angesichts des Volkes enthaupten lassen. Dann sperrte er hinter sich die Kellertüre ab und wälzte noch einen schweren Stein davor.

Als die leidbeladene kaiserliche Braut so ganz allein dasass, hub sie zu schluchzen an, wie niemals vordem in ihrem Leben. Urplötzlich stand jener Zwerg wieder vor ihr und befragte sie wie an den ersten zwei Abenden. „Was krieg ich diesmal, wenn ich dir die Arbeit abnehme?“ Sie versprach ihm dies und das, doch nichts war ihm recht, bis sie ihm in ihrer grossen Angst hoch und heilig gelobte, ihm ihr erstes Kind, das sie als Kaiserin gebären werde, zum Lohn zu geben. Der Zwerg setzte sich flugs an das Spinnrad, und ob du es mir glaubst, es ist doch wahr, so schnell erzähle ich es dir nicht, als schon der grosse, hochgewölbte Keller, so lang und so breit er war, in reinstem Golde ergleiste. Und schon war er, so wie er gekommen, auch wieder verschwunden!

So war der Kaiser reicher als alle die sieben Könige der Welt geworden und er setzte seiner Braut aufs Haupt einen dritten Kranz, an welchem die grössten Diamante prangten, die Hochzeitkleidung war aber so kostbar, dass man sich mit seinen zwei Augen daran nicht satt sehen konnte. An den Stickereien hatten vierzig der geschicktesten Stickerinnen

vierzig Tage lang von morgens frisch bis in die sinkende Nacht hinein gearbeitet und in jedem Blumenkelch leuchtete ein Diamant hervor. Die Hochzeit währte aber einen vollen Monat lang und jeder zog glücklich und reich von der schönen Kaiserin wieder heim.

Es war noch nicht ein Jahr vergangen, da gebar die junge Kaiserin ein Knäblein mit einem goldenen Stern auf der Stirne und dunklem Haar. Das war auch nicht garstig anzuschauen. Der Kaisersohn gedieh Tag für Tag besser und je mehr sich der Vater Kaiser dieses seines Sprösslings freute, zuvornmehr war die Kaiserin täglich niedergeschlagener, denn sie gedachte betrübten Gemütes ihres Versprechens, das sie jenem Zwerge gegeben. Richtig erschien er eines Sommertages, als sie sich mit dem Kinde allein in ihrer hohen Warte in dem Frauengemache befand und sprach zu ihr: „Jetzt aber gib mir dein Kind her!“ Sie hub gar jämmerlich zu weinen an und beschwor ihn bei Himmel und Erde, er möge sich ihrer doch erbarmen und sie ihres Gelöbnisses entheben. Er mochte lange nicht, aber endlich liess er sich erweichen und sagte spöttisch zu ihr: „Es sei, doch stelle ich dir eine Bedingung. Wenn du mir meinen wahren Namen errätst, so behältst du dein Kind. Du darfst dreimal raten und ich will mich an drei Tagen bei dir einstellen. Errätst du jedoch meinen Namen nicht, so fährt der Junge mit mir in die Tiefe der Erde hinab!“ Und schon war er fort, wie vom Sturmwinde weggeblasen.

In ihrer Ratlosigkeit berief die Kaiserin alle ihre Dienstleute zu sich ein und erkundigte sich bei ihnen nach dem Namen des Zwerges. Alle gestanden ein, sie wüsste ihn nicht und haben ihn niemals nennen gehört. So verlegte sich die Kaiserin selber aufs Raten. Als dann an einem anderen Tage am frühen Morgen der Zwerg bei ihr erschien und sie befragte: „Nun, meine Liebste, wie heisse ich?“ erwiderte sie auf gut Glück: „Balthusar!“ – „Gefehlt! Balthusar heisse ich nicht! Ich werde noch zweimal herkommen!“ Und wieder war er im Nu verschwunden. Als er sich ihr an einem anderen frühen Morgen zeigte, fragte er sie: „Nun, hast du schon meinen richtigen Namen erkundet?“, beantwortet sie: „Du heisst Pekerchen!“ (Perica). „Wieder gefehlt! Merk gut auf, denn jetzt werde ich bald zum dritten und letztenmale hier erscheinen und zwar schon morgen zeitlich. Bis dahin hast du also noch eine Frist, dann aber mache ich Schluss!“ Und wieder war er ihren Augen blitzschnell entschwunden.

Gleich darnach berief die Kaiserin wieder all ihr Gesinde zu sich und beschwor die Leute, sofern sie von Gott zu sagen wüssten, ehestens den Namen des Zwerges zu ermitteln, sonst gäbe es keine Hilfe mehr für sie. Und sie weinte schwere Tränen. Jeder weinte zu Tod betrübt mit, doch keiner konnte ihr in der Not beispringen. Alle entfernten sich, doch da trat auf einmal ein Nachzügler ein, ein alter Diener, der sich bei der Arbeit auf dem Felde verspätet hatte. Er entschuldigte sein spätes Erscheinen. „Euere Majestät verzeihe mir, aber der Weg ist weit und meine alten Beine sind schon schwer. Als ich gestern im Abendsonnenschein heimgieng und an einer Feldhüterhütte vorbeikam, gewahrte ich im hohen Grase ein Menschlein, das hüpfte gar lustig herum und sagt übermütig:

„Jetzt koche ich, jetzt backe ich,
 Im Walde jetzt ergeh ich mich,
 Weil die Kaiserin nicht weiss, wie ich heiss,
 Sie weiss es nicht, dass Coilitreta ich heiss!“

(Sada kuham, sada pijem,
 Sada se po šumi šećem,
 Jer carica ne zna kak se zovem ja,
 Ne zna de se zovem Coilitreta!)

Die Kaiserin war überaus fröhlich geworden, als sie nun den richtigen Namen des Zwerges erfahren hatte und schenkte dem alten Diener vor Freuden gleich eine Schüssel voll Golddukaten. „Geh hin, guter Mensch, und trink auf deine und auf meine Gesundheit. Sollst mir noch lange leben!“ So sagte sie zu ihm.

Wie nun in aller Früh der Zwerg vor ihr auftaucht und sie um seinen wahren Namen befragte, versetzte sie: „Du heisst wohl Schneeglöckchen!“ (Gjurgjica). „Ei, weit gefehlt!“ rief aufjauchzend der Zwerg aus. „So heisst du vielleicht Coilitreta?“ bemerkte auflachend die Kaiserin. Kaum hörte der Zwerg seinen richtigen Namen, stampfte er zornig mit dem Fuß auf dem Estrich auf und verschwand wie einen Maus im Loch auf Nimmerwiedersehen!

Anmerkung: Das Märchen erzählte eine alte Bosnierin ihrem Enkel, einem vierzehnjährigen Jungen. Zwerggeschichten sind im südslavischen Kreis grosse Seltenheiten. Sonst heisst man einen Zwerg patuljak. Der gespenstische Zwerg, der die nächtlichen Wanderer schreckt oder narrt, ist eine häufigere Erscheinung. Das ist eine rückkehrende Kinderseele, der Zwerg unseres Märchens aber eine Gewächsseele. In einer anderen Fassung des Märchens heisst der Zwerg – hier als patuljak bezeichnet – Svil i dretu. Auch das sind keine slavischen Worte. Ich möchte in ihnen das deutsche Wort Zwirndreher oder Zwirndreher erkennen, mundartlich: Zwitterdrahts.

40. Die Männerfalle

Es war einmal ein Schiffkapitän, der die Gewohnheit hatte, an jedem Sonntag nach Möglichkeit auf seinen Reisen der Heiligen Messe beizuwohnen. Einmal, während einer Seefahrt, liess er gerade in einer Hafengebucht die Anker auswerfen, wo auf dem Lande keine lebende Menschenseele geschweige denn ein Wohnhaus oder gar eine Kirche weit und breit zu sehen war. Der Kapitän setzte es sich aber in den Kopf, eine heilige Messe zu hören, nahm sein Gebetbuch zur Hand, stieg mutterseelenalleine über drei Berge, erblickte im Tale eine hellschimmernde Kirche, war darüber hoch erfreut, eilte hinab und betrat demütigen Sinnes das Heiligtum des Herrn. Er betete inbrünstig, doch nach der Kelcherhebung, schaute er neben sich und sah an seiner Seite eine junge Frau von bezückender Anmut und Schönheit, als ob sie aus Himmelhöhen herabgestiegen sei. Der Teufel der Sinnlichkeit

gewann über ihn Macht, er unterbrach sein Gebet und verguckte sich voll feuriger Neigung in die Frau, die mit schmachttenden Blicken und buhlerischer Weiberart seine Aufmerksamkeit noch feuriger erwiderte.

Nach Schluss der Messe verliess die Edelfrau die Kirche, wandte sich nach ihm zwei, dreimal noch um und er folgte betört ihren Schritten. Sprach zu ihm die Schöne: „Höre, mein Teuerster, hier sind wir eben vor meinem Palast.“ Sie hielt vor einem wunderbar herrlichen Palaste und er trat auf ihre Einladung hinein, stieg über die weissen Marmorstufen in die Burgwarte mit hinauf und erklärte ihr in ihrem Prunkgemache gleich seine stürmische Liebe, die sie mit Gegenliebebezeugungen erwiderte. Um die Mittagstunde trat er mit ihr ans Fenster und gewahrte am Fusse der Warte einen überaus herrlichen Garten und darin eine Unzahl vorher noch nie erschauter, prächtiger Orangenbäume. Er bat die Edelfrau, sie möchte ihm doch eine Orange pflücken, sie aber entgegnete mit Liebenswürdigkeit: „So komm doch, mein Liebster, und du sollst ihrer soviel selber pflücken als es dir nur immer behagt!“

Unten im Garten pflückte er recht viele der schönsten Orangen ab, doch da fiel sein Blick auf eine im Gebüsch versteckte Höhle, über deren Eingang zu lesen stand: „VON-HIER-KEHRTE-NOCH-KEINER-ZURÜCK!“ Schauer ergriff ihn, als ihn die Edelfrau mit aller Gewalt zum Eintritt in die Höhle bewegen wollte. Er bat sie aber dringend um Aufschub bis nach dem Mittagmahl und Abendessen, bis auch er ihr welche Geschenke dargebracht haben werde. Sie gestattete es ihm, und er bat sie noch, einen ihrer Boten zu seinem Schiffe hinszuschicken, damit er zur Erhöhung der Tafelfreuden zwanzigjährigen, abgekochten Schillerwein herbeibringe. Auch damit war die Edelfrau wohl einverstanden, er aber schrieb in italienischer Sprache ein Briefchen, das da die Weisung enthielt, man möge ihm auf der Stelle vierzig Schläuche vom allerbesten abgekochten Wein zu mitteln, auf der Rückseite jedoch vermerkte er: „Ich befinde mich in äusserster Lebensgefahr. Die gesamte Mannschaft eile zu meiner Rettung sofort herbei!“

Die Mittagmahlzeit begann und er gab sich alle erdenkliche Mühe, die Edelfrau mit seinen Erzählungen hinzuhalten, um das Mahl auszudehnen. Als es schummerte, vernahm man plötzlich ein Gelärm und Getöse, er erriet, was da vorgehe und eilte ans Fenster, die Edelfrau ihm nach. Den Kapitän fasste ein fröhlicher Mut, die Edelfrau dagegen, die sich in ihrer Falle gefangen sah, schrie auf: „Ich bin verraten!“ Im selben Augenblick läutete sie mit ihrem Glöcklein und es stürzten drei Henker herein, der Kapitän aber sprang zu seiner Deckung in einen Winkel und zückte sein Schwert, als die Edelfrau ihren Helfern befahl, ihn zu töten. So hielt er sich die Kerle vom Leibe, bis seine Schiffgenossen wohl bis an die Zähne bewaffnet eindringen und die Mordgesellen niedermachten. Die Edelfrau fesselten sie an Händen und Füßen, schleppten sie in den Garten zu jener Höhle hinab, drangen hinein und machten den dort lauernnden Blutknechten unbarmherzig den Garaus. In der Höhle fanden sie haufenweis gebleichte, zerbrochene Menschengeliebte umherliegen und

an den Wänden ganze Ketten voll kostbarer Ringe. An diesen Ringen erkannten sie, dass in dieser Mörderhöhle auch so mancher Prinz von königlichem Geleit und viele Söhne vornehmsten Adels ihren Tod gefunden. Als dies alles die Mannschaft des Kapitäns entdeckte, so bereitete sie hier auch der Edelfrau ein grausiges Ende. Dann liess der Kapitän die Raubburg in Brand stecken, kehrte wieder mit seinen Getreuen auf sein Schiff zurück und dankte Gott und der Mutter Gottes für die Rettung aus der furchtbaren Gefahr in den Schlingen der grausamen Schönen, die da hunderte edelblütige Männer hingemordet hatte.

Dalmatien

Anmerkung: Der Erzähler bezeichnete die Schöne als eine geschiedene Frau. Warum, das ist ein Geheimnis geblieben.

41. *Neid schafft Leid*

Es waren einmal drei Burschen, die schlossen mit einander gute Freundschaft und zogen selbdritt gemeinsam in die Welt aus, um einen Erwerb zu suchen. Auf ihrer Wanderschaft gelangten sie einmal auf einen Kreuzweg und machten halt. Der eine Bursche sagte: „Ich bin recht hungrig geworden!“ Der andere bemerkte dazu: „Ich wieder bin sehr durstig“, und der dritte sprach: „Und ich bin vom Wandern überaus ermüdet!“ „Wir wollen einander nach Kräften helfen“, sagten sie und so gaben sie dem ersten ihren Vorrat an Nahrung zum Essen hin, dem zweiten fiel ihr Trank aus den Flaschen zu und dem dritten stellten sie es anheim, sich unter dem Baum am Kreuzwege zur Rast und Ruh auszustrecken und sich gehörig auszuschlafen. Als der Jüngling erwachte, sah er zu seiner Überraschung, dass ihn seine Gefährten treulos verlassen hatten. So blieb ihm nichts übrig als auf gut Glück allein weiterzuwandern. Und sein Glück war ihm günstig. Noch ehe der Abend dunkelte, kam er auf ein Feld, wo viele Leute unter Aufsicht ihres Herrn, eines steinreichen Gutbesitzers, wacker schafften. Dem Herrn gefiel der stramme Bursche und er befragte ihn, woher er komme und was er suche. Der Jüngling sagte ihm, wer er sei, woher er stamme und dass er in der Welt eine ihm zusagende Beschäftigung suche, um sich redlich zu ernähren. Solche Rede gefiel dem grossen Herrn gut und er sagte zu ihm, er möge ihm auf sein Gut folgen, gerade solche Menschen brauche er und er stellte ihn in seinen Diensten als einen Koch an. Auf ähnliche Weise traten aber auch die zwei ungetreuen Freunde des Jünglings beim selben Herrn in Dienst ein. Als die drei Gesellen einander eines Tages zufällig trafen, befragten sie einander, was für Obliegenheiten ein jeder von ihnen auf sich genommen habe. Der erste sagte: „Ich bin auf dem Gute ein Kälberhüter geworden“, der andere versetzte: „Ich bin unseres Herrn Stiefelputzer“ und der dritte

bemerkte: „Mich hat er zum Koch bestellt!“ Das erweckte den Neid der boshaften zwei Burschen und sie verabredeten mit einander, ihm ein Bein zu stellen. So giengen sie eines Tages zum Herrn, traten vor ihn hin und sprachen so zu ihm: „Unser Gefährte, den du zum Koch bestellt hast, versteht noch einen ganz andere Kunst. Er kann ein Haus aus lauter Perlen erbauen!“

Das war dem Herrn gar lieb zu hören und er berief sogleich den jungen Mann, seinen Koch vor sich und gebot ihm: „Du musst mir ein Haus aus lauter Perlen erbauen, sonst haue ich dir dein Haupt ab!“ Der Jüngling war fassunglos über diese Zumutung und er wusste nicht ein noch aus. In seiner Verzweiflung begab er sich auf den Kreuzweg unter jenen Baum, unter dem er geschlafen hatte und dort erschien ihm die Vila, die im Baume heimte und befragte ihn nach seinem Begehr. Er klagte ihr, was für ein Ungemach ihn heimgesucht habe, und erbat sich ihren hilfreichen Beistand in seiner argen Not. Die Vila sprach ihm Trost zu und hiess ihn, sich ruhig im Schatten ihres Baumes vorerst auszuschlafen. Als er frühmorgens erwachte, hiess ihn die Vila sich in den königlichen Garten zu begeben. Wie war er aber erstaunt, als er daselbst ein herrliches Gebäude aus lauter Perlen erschaute. Und die Diener kamen heraus und begrüßten ihn als den Baumeister, dem das feine Haus gehöre. Da eilte er zu dem Gutherrn zurück, lud ihn zur Besichtigung des Wunderwerkes ein und trat es an ihn ab. Der Herr war davon entzückt, sah wohl ein, dass dieser Jüngling doch etwas mehr gelernt hat als bloss süsse Kuchen zu backen und einen schmackhaften Braten am Spiess herzurichten und gab ihm seine einzige holde Tochter in die Ehe, jene zwei schändlichen Neidhammel liess er zur Strafe für ihre böse Absicht hinrichten.

Bosnien

42. Die Maid im Goldhaar (Zlatokosa)

Es war einmal ein Bürschlein, das verdang sich frühzeitig in fremden Dienst und diente seinem Herrn viele und viele Jahre hindurch so treu und redlich, dass sein Brodgeber mit reiner Seele auch nicht den allergeringsten Anlass fand, um ihn aus den Dienste zu entlassen. Um ihn aber doch loszuwerden, sagte er zu ihm: „Mein Söhnchen! Begib dich ins Waldgebirg und find mir daselbst die Maid im Goldhaar auf!“ Er gehorchte dem Auftrag, ohne zu ahnen, der Herr schickte ihn nur darum aus, damit ihn die Löwen zerfleischen sollen. Im Waldgebirge angelangt erblickte er ein Haus, näherte sich ihm und wie er hinein schaute, sah er das Haus voller Löwen. Kühn trat er ein, zerbröckelte seinen Brotfladen, beteiligte mit den Brocken die Löwen und sie fiengen ihn zu umschmeicheln an.

Er kehrte zu seinem Herrn heim und berichtete ihm alles wahrheitsgetreu. Darauf befahl ihm der Herr: „Hast du sie nicht in jenem Waldgebirg angetroffen, so suche nach ihr

in der weiten grossen Welt umher!“ Der Jüngling zog in die weite Welt hinaus, begegnete einem Ameisenzuge, einem Falken und einen Bienenschwarm und die sprachen ihn an: „Gott helfe dir, o Jüngling! Wohin des Weges?“ Antwortete er ihnen: „Ich ziehe in die weite Welt hinaus, um die Maid im Goldhaar zu finden!“ Sprachten die Ameisen zu ihm: „Du wirst in grosse Gefahren geraten. Nimm darum dies unser Beinchen an und bedien dich seiner, wenn schweres Ungemach über dich hereinbrechen sollte!“ Der Falke sagte zu ihm dasselbe und übergab ihm eine Feder, die Bienenkönigin aber schenkte ihm eines ihrer Flügelchen. Der Jüngling legte alles dies in sein Schächtelchen und deckte es gut zu, dann wanderte er weiter in die weite Welt hinaus.

Nach geraumer Zeit gelangte der Jüngling wohlbehalten im Dorfe der Goldhaarmaid an und trat bei ihr als Freier auf. Sprach zu ihm die Mutter der Maid im Goldhaar: „Schau mal her mein Söhnchen! Ich streue jetzt vor dir fünf volle Säcke Sommerweizens aus und misch darein einen vollen Sack Hirsekörnlein. Vermagst du heute über nacht alle die Körner auszusondern, so nimm die Maid im Goldhaar und führ sie heim!“ Der Jüngling begann nachzusinnen, fasste alle seine Gedanken zu einem zusammen, nahm aus seinem Schächtelchen das Ameisenbeinchen heraus und liess es auf den Boden fallen. Auf einmal wimmelten in unübersehbaren Zügen Ameisenscharen herbei und machten sich auf die Sichtung des Sommerweizens von der Hirse, ihm aber sagten sie, er möge sich schlafen legen. Als er am Morgen erwachte und hinschaute, da war der Sommerweizen von der Hirse bis auf das letzte Körnlein feingeschieden und die Ameisen waren spurlos verschwunden! Darüber höchlich erfreut rief der Jüngling des Mädchens Mutter herbei und sprach zu ihr: „Siehe her, ich habe alles vollbracht. Jetzt kannst du mir deine Goldhaarige übergeben!“ Damit war jedoch die Mutter noch lange nicht zufrieden, denn sie sagte zu ihm: „Mein Söhnchen! Hier nimm dies Glasfläschchen, begib dich damit ins grüne Waldgebirge und schöpf es voll Vilenwasser an!“ Der Jüngling überlegte ein wenig, öffnete sein Schächtelchen und liess daraus die Falkenfeder zu Boden fallen und im selben Nu erschien ihm der Falke und befragte ihn: „Da bin ich schon, was für einen Bedarf hast du nach meiner Hilfe?“ Der Jüngling erzählte ihm, in was für einer schwierigen Lage er sich befinde und übergab ihm das Fläschchen der alten Frau. Der Falke flog davon und kehrte nach kleiner Weile mit dem Vilenwasser zurück. Sobald der Jüngling im Besitz des Wassers war, legte er sich nieder und schlief fest ein.

Inzwischen nahte die Goldhaarmaid zu ihm hin, entwendete ihm das Fläschchen mit dem Vilenwasser und ersetzte es durch ein ganz gleiches, das sie mit Zisternenwasser angefüllt hatte und schlich wieder auf den Zehenspitzen davon, während er unausgesetzt schlief. Als er erwachte, übergab er das ihm unterschobene Fläschchen der Alten, die auch nichts von dem Betrug merkte, die ihm zwölf einander in Wuchs, nach Gestalt und von Angesicht vollkommen gleiche Mädchen vorführte, denen das üppige Goldhaar bis zur Erde hinabwallend das Antlitz verhüllte und dabei sprach sie zu ihm: „Nun erkenne mein

Söhnchen, die richtige Maid im Goldhaar, und erkennst du sie, so sei sie deine Verlobte mit meinem Segen!“ Der Jüngling dachte ein Weilchen nach, schloss sein Büchlein auf und lies das Flügelein der Bienenkönigin zu Boden niederfallen. Im Augenblick war die Biene da und befragte ihn summend: „Was für Ungemach bedrückt dich wohl, o Bürschlein?“ Er klagte ihr wahrheitsgetreu seine Verlegenheit, worauf sie surrend ohne Verzug auf das Haupt der wahren Maid im Goldhaar hinflog. Der Jüngling erklärte da klar und deutlich: „Diese da ist diejenige, die mir das Schickal zgedacht hat!“ Darauf zu ihm die Schwiegermutter: „So war sie dir vom Schicksal zur Ehefrau bestimmt und sie folge dir mit meinem Segen!“

Der Jüngling liess sich mit der Maid im Goldhaar vermählen und dann führte er sie in seinen Wohnort heim. Sein Herr kam ihm schon von weitem entgegen und freute sich gar sehr, wie er sah, er bringe ihm die Goldhaarmaid zu. Der Jüngling jedoch setzte ihm einen Dämpfer auf mit den Worten: „Mein lieber Herr! Die habe ich für mich heimgeführt und trete sie dir für dein gesamtes Vermögen nicht ab!“ Auf solche Rede riss der Herr sein Schwert aus der Scheide heraus und hieb den Jüngling in Stücke. Bei diesem Anblick bemächtigte sich der Goldhaarigen unsägliche Traurigkeit und sie hub kläglich ihren Gatten zu beweinen an, als sie sich aber müde geweint hatte, zog sie jenes Glasfläschchen mit dem Vilenwasser hervor und begann damit die zerstückelten Glieder ihres Ehegemahls einzureiben. Und siehe da, die Gliedmassen fügten sich wieder von selber aneinander an, doch der Jüngling blieb tot, mausetot! Da hatte sie den glücklichen Einfall, ihm die übrigen Tropfen des Vilenwassers in den Mund einzuträufeln. Er sprang auf einmal frisch und munter vom Erdboden auf, ergriff das Schwert, zerhieb seinen Herrn in lauter kleine Stücke, von denen das Ohr das grösste war, nahm von Hab und Gut des gewesenen Herrn Besitz und verblieb in dessen Palast mit seinem Goldhaarweib bis an sein seliges Ende.

Dalmatien

43. Die dankbaren Tiere

In einem weit entfernten Lande liess der König kund machen, er werde demjenigen seine Tochter die Prinzessin zur Ehe geben, der es vermöchte, heil durch den Vorhof in den königlichen Palast einzutreten. Diese Kunde verbreitete sich über das ganze Königreich und gelangte auch in andere Lande. Davon vernahmen auch in einem anderen Reiche drei arme Gebrüder, von denen zwei gewaltige Helden waren, der dritte aber war schwächlicher geraten, jedoch schön von Antlitz und Gestalt und gottfürchtig. Zuerst entschloss sich der älteste Bruder, sein Glück bei jenem König zu versuchen. Er bat die Mutter: „Mutter, knet für mich einen Brodfladen zur Reisezehrung an. Ich gehe mein Glück zu suchen!“ Die Mutter buk ihm einen Brodfladen aus und er brach auf den Weg auf. Er wanderte rüstig

dahin und erkundigte sich fleissig nach dem Sitz jenes Königs, bis er endlich dort eintraf. Vor dem Vorhofe seines Schlosses hatte der König eine Wachmannschaft aufgestellt, im Vorhof selbst aber befanden sich reissende Tiere jeder Art. Wer da sein Glück versuchen wollte, um durch den Vorhof ins königliche Schloss vorzudringen, dem gab die Wacht die Wahl frei, sich zu seinem Schutze mit einem Stock zu bewehren, ja nach Belieben mit einem aus Eisen oder von Holz. Der älteste Bruder entschied sich für einen eisernen Stock und trat in den Vorhof ein. Kaum jedoch war er drinnen, liessen ihm die wilden Tiere nicht einmal Zeit umzuwenden, indem sie sogleich gierig über ihn herfielen und ihn zerfleischten. Zu Hause wartete man vergeblich auf seine Heimkehr, es war alles Zuwarten vergeblich.

Nun machte sich der zweitälteste Bruder auf den Weg auf, um nach dem Verschollenen zu suchen, doch es ergieng ihm gerade so, wie dem älteren und auch kehrte nicht mehr heim. Darnach kam es dem jüngsten in den Sinn, auch selber sein Leben dranzuwagen oder sein Glück zu versuchen. Umsonst redete es ihm die bekümmerte Mutter aus: „Geh nicht weg, mein Herzenkind, denn weisst du, wenn es nicht einmal deinen Brüdern gelungen ist, die doch wahrhaftige Helden waren, umwieviel weniger wirst du ans Ziel gelangen!“ Er beharrte jedoch auf seinem Entschluss und sprach zu ihr: „Mütterchen, knet du für mich nur ruhig den Brodfladen an und ich ziehe in Gottes Namen in die Welt aus, soweit mich meine Füsse tragen!“ Schliesslich blieb der Mutter nichts übrig, als sich seinem Wunsch zu fügen. Sie bereitete für ihn einen Brodfladen, er barg ihn in seinen Schnappsack, verabschiedete sich von der Mutter und zog in die Ferne fort. Nach mehreren Tagereisen machte er vor Müdigkeit halt, setzte sich zur Rast nieder und entnahm seinem Ranzen den Brodfladen, um sich einen Bissen davon zur Stärkung schmecken zu lassen. Während er ass, gewahrte er in der Nähe einen Ameisenbau, in welchem es von Ameisen wimmelte. „Ihr seid gar einzige Geschöpfchen und hungrig seid ihr auch wohl!“ so sagte er und zerbröselte für sie ein Stück seines Brodfladens. Die Ameislein stürzten sich auf die Krümmel und jede schleppte ihre Ladung in den Bau durch die winzigen Einganglücken hinein. Er sah ihnen eine Weile lang zu, erhob sich gekräftigt und ersetzte seine Wanderung fort.

Wie er so ruhig weiter vorwärts dahinschritt, drang an sein Ohr ein gar seltsames Hilferufen. Es schrie jemand, man möge doch um Himmelswillen herbeieilen, um ihm einen Dorn aus dem Fuss zu ziehen. Er gieng rasch nach der Richtung, woher die Stimme klang und erblickte alsbald den König der Tiere, den Elefanten. Vergeblich war alles Schreien des Elefanten, denn aus Furcht getraute sich kein Wesen in seine Nähe zu kommen. Sobald der Bruder das Weh des Elefanten erkannte, sagte er zu sich: „Ich gehe im Namen Gottes zu ihm hin!“, lief zum geplagten Elefanten hin und zog ihm geschickt mit einem Ruck den Dorn aus dem Fuss heraus. Der Elefant sprach zu ihm: „Ich danke dir für den Liebedienst und ich werde dein nicht vergessen, solltest du je in Not und Gefahr geraten!“ Darauf schlug er sich in die Büsche, der Bruder aber setzte seinen Weg fort. Auf sei-

ner ferneren Wanderung gelangte er an einen mit Eis bedeckten Fluss. Dort bemerkte er einen Fisch, dem ragte aus dem Eis bloss der Kopf hervor, während der übrige Leib ins Wasser hineinragte. Der gutherzige Bruder ergriff nun einen Stein, schlug damit rund um den Kopf des Fisches das Eis los und der Fisch sank befreit ins Wasser hinab.

Endlich traf der Jüngling vor dem königlichen Gehöfe ein. Der Oberwächter fragte ihn: „Was führt dich Gutes hieher? Möchtest etwa auch du dein Glück versuchen?“ – „Ei ja doch“, entgegnete ihm der Ankömmling, „in Gottes Namen will ich's auch wagen!“ – „Nun gut denn, so wähl dir einen Stock zu deinem Schutz hier aus!“ – Antwortete er ihm: „Danke recht sehr, ich benötige keinen weiter, mir genügt schon mein Wanderstab!“ Also liess ihn die Wächter frei durchs Tor in den Vorhof hinein. Sobald ihn da die reissenden Tiere erschauten, stürzten sie sich auf ihn, doch im selben Augenblick ersah ihn auch schon jener Elefant, dem er den Dorn aus dem Fuss gezogen hatte und rief den Tieren zu: „Haltet ein, Brüder! Den da lasst mir in Frieden und Ruh! Der hat mir eine Wohltat erwiesen!“ Die Tiere wichen gleich zurück, taten ihm nicht das geringste zu Leid an und so kam er glücklich unversehrt ins königliche Schloss hinein.

Als der König seiner ansichtig ward, sprach er zu ihm: „Also bist du der einzige, der mit heiler Haut zwischen den wilden Tieren hindurch kamst!“ – „Wie denn nicht, gnädigster König Gebieter, habe ich ihnen doch nichts Böses zugefügt!“ – „Ist mir ganz recht. Jetzt aber folge mir!“ Und er führte ihn in eine sehr geräumige Stube hinein und sprach zu ihm: „Nun sollst du mir ein Werk verrichten. Vollbringst du es untadelhaft, so gebe ich dir meine Tochter in die Ehe!“ Darnach liess der König hunderterlei verschiedene Samenarten in selbige Stube hineinschaffen und alle die Samen zu einem einzigen Haufen durcheinander aufschütten, dann aber sprach er zu seinem Gaste: „Jetzt und liegt es dir ob, über Nacht alle diese Samen jeden Art gemäss sauber zu sondern, und erst, wann du deine Aufgabe erledigt haben wirst, ist es dir gestattet, dich zur Ruhe zu begeben, eher nicht!“ Und er zeigte ihm ein gar prächtiges königliches Bett, wünschte ihm gute Verrichtung, sperrte ihn in die Stube ein und entfernte sich.

Der junge Mann sah sich eingeschlossen, ohne jede Hilfe und begann im Selbstgespräche zu überlegen, indem er um den gewaltigen Samenhaufen herumgieng: „Ach, du mein lieber Gott, mich überwältigt schier der Schlaf vor Müdigkeit, und selbst wäre ich frisch und munter, so könnte ich die Auslese nicht innerhalb eines Monats bewältigen, geschweige denn in dieser einen einzigen Nacht!“ Da auf einmal bemerkte er, wie sich ein riesig langer Zug von Ameisen durch ein Mauerloch in die Stube herein schlängelt und geradenwegs auf den Samenhaufen lossteuert. „Geh ruhig schlafen, guter Mensch!“ sprachen zu ihm die Ameisen, „du hast uns Hungrige gesättigt; nun wollen wir es dir mit Dank vergelten, was du an uns Gutes getan hast!“ Somit streckte er sich beruhigt auf das Pfühl hinaus, und, so wahr mir Gott helfe, so ein Bett gab es bei ihm zu Hause nicht.

Frühmorgens erhob sich von seinem Lager der erhabenste König und rannte gleich in diese Stube, um mal nachzuschauen, ob und was der Jüngling ausgeführt habe. Sowie er die Türe eröffnete, blieb er vor Verwunderung stehen, weil er alle Sämereien ihrer Art gemäss zu Häuflein gesondert erblickte, den Jüngling aber im tiefsten Schläfe vorfand. Er weckte ihn nicht, sondern schloss die Türe wieder von aussen ab, begab sich zu seiner Gemahlin, der Königin und zu seiner Tochter, der Prinzessin und sprach zu ihnen: „Meine Teuersten! Das ist wahrhaftig ein Wundermensch, den wir beherbergen. Sämtliche Sämereien hat er über Nacht ihrer Art gemäss fein säuberlich abgesondert und jetzt schläft er einen harten Schlaf wie ein gefällter Baumstamm im Walde! Was sollen wir nun beginnen?“ – und zur Tochter gewandt bemerkte er noch: „Ja, magst du ihn denn zum Ehegenossen?“ – „Liebster Vater! Mir gefällt er ausnehmend gut!“ – „Also“, versetzte der König zur Antwort, „wollen wir ihm noch eine Aufgabe stellen und löst er auch die zu unserer Zufriedenheit, so möge er dir zufallen!“ Er nahm seinen Ring, begab sich wieder zurück in die Stube, weckte den Schläfer auf, führte ihn zum Fluss hinab und sagte zu ihm: „Ich schleudere nunmehr diesen meinen Ring weit in den Fluss hinein, auf dass er versinke. Bringst du mir ihn wieder auf mein Schloss zurück, so soll meine Tochter deine Verlobte werden!“ sprach es, warf den Ring weit in den Fluss hinein und liess den Jüngling am Ufer allein stehen. Der Unglückselige überdachte nun im Stillen seine trostlose Lage: „Was fange ich nun an? Des Schwimmen und Tauchens bin ich ganz unkundig; somit kann ich nun und nimmer diese Aufgabe erfüllen!“ Derart in Grübeleien versunken schaute er verzagt aufs Wasser hin, als er zu seiner unsäglichen Freude einen Fisch erblickte, der da im Munde den Ring festhielt, schnurstracks zu ihm her schwamm, ihm den Ring aufs trockene Land überbrachte und zu ihm redete: „Da hast du ihn, du guter Mensch, du! Eine Liebe ist der anderen wert. Wie du mir, so ich dir!“ Sprach und glitt wieder in die Tiefe des Flusses hinab.

Hoherfreut begab sich nunmehr der Jüngling aufs Schloss zum König und überreichte ihm den Ring mit den Worten: „Hier o allergnädigster Gebieter, hier ist der Ring. Ist's der eurer Herrlichkeit?“ – Antwortete ihm der König: „Ja wohl! Jetzt gehen wir zum Mittagmahl!“ So wahr mir Gott helfe, das Mittagessen war etwas reichhaltiger und besser, als er es daheim gewohnt war. Nach der Mahlzeit sprach so zu ihm der König: „Jetzt aber musst du mir haarklein erzählen, auf welche Weise es dir möglich geworden, die gestellten Aufgaben so spielend leicht zu lösen!“ Darauf berichtete ihm der Jüngling getreulich: „Allergnädigster Herrscher! In allen den Stücken verleihe mir der liebe Gott, den ich allezeit verehere, seinen Beistand!“ Und er erzählte ihm alles genau, wie er die Ameisen gesätigt, wie er dem Elefanten den Dorn aus dem Fusse herausgezogen und wie er den Fisch aus der Eisumklammerung befreit habe. „Der Elefant schützte mich vor dem Angriff eurer wilden Tiere, die mich zerreißen wollten, die Ameisen sonderten allein zu Haufen die Sämereien, der Fisch endlich überbrachte nur euren Ring. Und dies alles geschah mit

Gottes Hilfe, denn ohne ihn geschieht nichts Gutes hienieden und wer ihn liebt, der ist sicher, dass er ihn in keinen Nöten im Stich lassen wird!“ – „Also, mein liebes Söhnchen, ich ersehe aus dem allen, dass du ein ehrenwerter Mann bist. So sei dir denn die Hand meiner Tochter gewährt!“

Und die Vermählung fand statt. Nach dem Hochzeitfeste sagte der Jüngling: „Nun müssen wir aufbrechen, um meine alte Mutter abzuholen, welche bei meiner Verabschiedung von ihren bitteren Tränen des Leids vergass!“ Sprach der König: „Mir ist das vom ganzen Herzen recht so!“ Und er befahl seiner Dienerschaft, die Rosse vor die Staatskutsche einzuspannen und zugleich für die Frau ein königliches Gewand mitzunehmen. Sie zogen ab. Als die Alte, seine Mutter, den Zug von der Ferne aus gewahrte, war sie aufs höchste darüber erstaunt und verwundert, warum denn der königliche Prachtwagen die Richtung zu ihrer armseligen Hütte einschlage. Als aber aus dem Wagen ihr Sohn herausprang, sank sie ihm um den Hals und auch er umarmte sie. Es schwang sich auch die junge Frau aus der Kutsche heraus und schloss die Alte in ihre Arme. Sodann kleideten sie die Alte in das königlich herrliche Gewand um, setzten sie in den Wagen hinein und fuhren mit ihr in das königliche Schloss ab. Auch der König und die Königin küssten die Alte ab. Weil sie alle gottfürchtig waren, lebten sie in Frieden und Eintracht immerdar mit einander bis in ihr hohes Alter hinein. Und wenn sie nicht gestorben sind, so erfreuen sie sich auch heute noch ihres Lebens.

Istrien

44. Feuerstein, Stahl und Zunderschwamm

„Als ich in deinen Jahren war, mein trautes Kind, gab es noch keine Eisenbahnen, keine Zweiradfahrzeuge, keine Automobile. Solche Fahrwerke brachten uns ins Land die Schwaben, die es immer so eilig haben. Jetzt fliegen sie auch schon in den Lüften herum. Ehedem gehörte der Luftbereich allein den Vögeln, den Vilen, Hexen und Drachen an, o Gott, o Gott, man kommt aus dem sich verwundern gar nicht mehr heraus. Aber bei alledem geschahen in alten Zeiten noch grössere Wunder, wie sich solche in unseren Tagen selten wo zutragen.“

„Erzähl mir, liebstes Grossmütterlein davon!“

„Horch auf, mein Kind! Es war einmal in alter Zeit ein Krieger, der kehrte nach beendtem Feldzuge gesunderheit wieder heim. Er wanderte zu Fuss von Ort zu Ort, wie es dazumal Brauch war, wenn einer kein Ross, keinen Esel und keinen Wagen besass, um zu reiten oder zu fahren. Dem Krieger begegnete eines Tages auf einsamer Strasse ein altes Weib. Sie begrüßte ihn sehr freundlich und er erwiderte ebenso ihren Gruss. Fragte sie ihn unter anderem: ‚Tapferer Krieger, möchtest du mir wohl eine Gefälligkeit erweisen? Es soll

nicht zu deinem Schaden sein!' Entgegnete er ihr: ‚Mütterlein, wenn's möglich ist, warum sollte ich nicht?‘ Sie führte ihn zu einem uralten hohlen Baume im Walde und sprach zu ihm: ‚Dieser Baum ist inwendig ganz hohl. Ich will dir um den Gurt ein Seil spannen und dich in die Höhlung hinablassen. Wann du auf dem Grunde anlangst, so wende dich nach rechts zu, öffne das erste Tor, das du erblickst und du wirst in dem Raume auf einen riesigen Hund geraten, dessen Augen wie Mühlräder gross sind. Der Hund liegt auf einem Goldschatze von Geldstücken und hat ein Feuerzeug vor sich. Erschrick nicht im geringsten vor ihm, sondern tritt mutig an ihn heran, breit vor ihm mein Vortuch aus, häuf darauf für dich von dem Golde soviel auf als dir nur behagen mag und du tragen kannst, für mich jedoch nimmst du bloss das Feuerzeug aus Feuerstein, Stahl und Zunderschwamm mit. Damit wird uns beiden wohl geholfen sein!‘ Unser lieber Krieger war unerschrocken, hatte genug Zeit und war ohne weiteres willig, das Abenteuer zu bestehen. Er liess sich hinabgleiten, fand die Türe und dahinter in dem Raume richtig den riesigen Hund, breitete vor ihm das Vortuch der alten Frau aus, häufte darauf möglichst viele Goldstücke, band die Züpfel des Tuches zusammen und stopfte sich auch noch den Ranzen, den Busen und alle Taschen voll an. Zu guter Letzt nahm er das Feuerzeug mit. So verliess er ungefährdet die Höhle und die Alte zog ihn durch den hohlen Baumstamme wieder ans Taglicht hinauf.

Als er der Alten das Feuerzeug darreichte, griff sie ausser sich vor Freuden darnach und er befragte sie: ‚Mütterchen, wozu brauchst du denn das Feuerzeug?‘ Antwortete sie ihm: ‚Das geht dich einen Schmarrn an. Genug, dass ich es sehr gut verwenden kann!‘ Neugierig, wie er war, wollte er es durchaus erfahren, drang in sie um Auskunft, doch je mehr er sie bestürmte, um so entschiedener wies sie ihn mit seinem Ansinnen ab und wurde immer gröber. Ein Wort gab das andere, bis unser Krieger darüber in Wut geriet, sein Messer zog und die Alte niederhaute. Er steckte auch das Feuerzeug ein und setzte mit seinem Schatze die Wanderung fort. In einer grossen Stadt liess er sich nieder, kaufte sich das schönste Haus und lebte als einer der reichsten Männer in Saus und Braus in den Tag hinein. Aber, mein liebstes Kind, das Gold hat gar flinke Beine und liebt es, seinen Besitzer zu wechseln. So kam es, dass es mit dem Wohlstand des Kriegers rasch bergab gieng und sich unser Verschwender aufs Geldausleihen und auf Betrügereien verlegte, um seinen Aufwand zu bestreiten. Wie gewonnen, so zerronnen. Es dauerte nicht allzulange, so verarmte der Reiche gar kläglich und alle seine Freunde verleugneten ihn, ja einige hassten ihn so sehr, dass sie ihn dem Gerichte anzeigten und das Gericht sperrte ihn ins Gefängnis ein. Weil er weder seine grossen Schulden begleichen noch verschiedene Missetaten, die man ihm nachsagte, bestreiten konnte, verurteilte ihn das Gericht zum Tode. Am Morgen des Hinrichtungstages zog eine Menge schaulustigen Volkes am Gefangenenhaus, wo hinter Gittern der vormalige Krieger sass, zur Richtstätte hin. Einem eilig mitlaufenden Lehrjungen fiel die Kappe vom Kopf herab und der Wind kollerte sie bis zum Fuss des Gefängnisfensters hin, aus dem der Krieger eben hinausschaute. Der rief nun den Jungen

zu sich herbei und sagte zu ihm: ‚Du, Kleiner, ich will dir einen blanken Golddukaten geben, schaffst du mir aus meiner früheren Wohnung mein Feuerzeug herbei, nämlich den Feuerstein, den Stahl und Zunderschwamm, die zu unterst in der Schublade beim Bett geborgen liegt. Tummel dich nur, mein guter Junge!‘ Das Bürschlein liess sich das nicht zweimal gesagt sein, rannte fort und überbrachte ihm alsbald das Feuerzeug. Nach einer kurzen Weile darauf führten die Schergen den Verurteilten zur Richtstätte ab, um ihn ins Jenseits zu befördern. Vor der Hinrichtung befragten sie ihn, ob er noch einen letzten Wunsch habe, den man ihm nach Brauch erfüllen könne. Er sagte: ‚Ja, lasst mich noch ein Pfeifchen Tabak gemütlich schmauchen!‘ – ‚Das sei dir gewährt!‘ erwiderten sie ihm. Der Krieger nahm da sein Feuerzeug heraus und schlug mit dem Stahl auf den Feuerstein, doch statt der Funken stoben auf dem Steine drei gewaltige Hunde heraus, die sich auf die Leute stürzten, die Henker, Schergen und das gesamte Volk zerfleischten und dann wieder verschwanden. Als der Kaiser Kunde von dem Geschehnis erhielt, ergriff ihn Angst und Beben vor dem schrecklichen Krieger. Um ihn zu versöhnen und für sich zu gewinnen, gab er ihm seine Tochter, die Prinzessin, zur Frau in die Ehe und das Paar lebte in Glück und Frieden bis an ihr seliges Ende.“

Bosnien

45. *Wie sich die Bora von ihrem Bedränger losgekauft hat*

Es war einmal ein Mann, der führte ein recht armseliges Leben. Sein an und auf an Besitzungen bestand in einem notdürftig mit einem Strohdach überdachten Häuschen, wie man solche ehemals bei uns in Istrien zu errichten pflegte, aber auch gegenwärtig giebt es ihrer viele in anderen Ländern. So habe ich z. B. in Galizien derart bedeckte Häuser gesehen.

Da schau, was sich einmal ereignet hat. Es erhob sich ein mächtiger Sturmwind, eine Bora; sie hob das Dach des armen Mannes ganz ab und trug das Dachstroh glatt mit sich fort. Jetzt blieb der Arme gleichsam ohne Haus als ein Obdachloser zurück, ein anderes Stroh, um das Haus damit einzudecken, stand ihm nicht zur Verfügung.

In seiner Verzweiflung über das Ungemach verfiel er auf den Gedanken, die Bora aufzusuchen und sie einzusperren, damit sie nie wieder blasen und wehen können soll; denn, wenn es ihm glückt, sein Haus neuerlich mit Stroh einzudecken, so kann doch der Borasturm wieder gleich ausbrechen und ihm das Strohdach wegblasen und dann bleibt er wieder ohne Dach überm Kopfe. Also muss er vernünftigerweise vor allem die Bora einsperren und nachher erst sein Haus neu eindecken.

Also nahm er einen Gespinstbund in die Hand und machte sich auf den Weg in der Richtung gegen den Norden, um den Eingang zum Borawind aufzufinden und die Bora in ihrer Höhle einzuschliessen, damit sie nimmermehr zu den Menschen auf die Welt her-

vorkomme und einen Schaden anrichte. Er wandert und wandert weiter und gelangt zuletzt nach dem Rand des Nordens und begegnet richtig dort in der Nähe der Bora. Die Bora befragt ihn: „Wohin des Weges, o Mensch mit deinem Bundgespinst?“ Antwortete er darauf bekümmerten Gemütes der Bora: „Geradenwegs ziehe ich auf deine Höhle zu los, um sie zu verschliessen, damit du auf keine Weise jemals wieder auf diese Welt heraus kommen sollst und wie bisher Schaden anzurichten vermögst. Auch mir hast du mein Haus mit deinem Sturmgebraus abgedeckt und deswegen muss ich mich namens der ganzen Welt an dir rächen, um deine Verheerungen unmöglich zu machen!“

Auf das hin begann ihn die Bora himmelhoch zu bitten, er möge es ihr nur noch das einmal verzeihen, sie werde ihm niemals wieder einen so argen Schaden zufügen und sei bereit, ihm, um ihn für die erlittene Unbill schadlos zu halten, etwas zu geben, wodurch er aufhören wird ein armer Mann zu heissen, nur möge er ihr die Untat gnädigst vergeben und sie ja nicht in ihre Höhle einsperren. Antwortete ihr der Mann: „Na meinerwegen, ich will dir den Streich nachsehen, doch bloss nach der Bedingung, wenn du mir etwas gibst, womit du mir meinen Schaden reichlich wettmachst!“ Erwiderte ihm die Bora: „Ich danke dir schönstens für die Gnade. Nun aber gedulde dich ein kleinwenig hier oder komm lieber gleich mit mir zu meiner Höhle. Ich werde dir auf der Stelle etwas geben, dass du niemals meiner vergessen und für ewig aufhören wirst, ein Armer zu sein!“ Der Arme folgte ihr lieber gleich zu ihrer Höhle nach, weil er darauf gespannt war zu sehen, womit sie ihn eigentlich abzufertigen gedenke.

Als sie dort eintrafen, zog die Bora einen Esel hervor, übergab ihn ihm und sprach: „Da nimm den Esel da und so oft als du einen Geldbedarf vonnöten haben sollest, so brauchst du ihn nur so anzureden: *Eri, caga daneri!* und augenblicklich wird dir der Esel soviel Geld anfangen zu sch...en, als du nur brauchen kannst!“

Versuchsweise zog der Mann den Esel bei Seite und rief ihm wirklich zu: *Eri, caga daneri!* und richtig hebt der Esel ohne weiteres lauter gutes Geld zu sch...en an! Der Mensch stopfte sich vor allem mit Geld die Taschen voll an, bedankte sich aufrichtig bei der Bora und trat den Heimweg an. Auf dem Wege wandelte ihn wieder die Neugierde an und wieder rief er dem Esel die Worte zu: „*Eri, caga daneri!*“ und der Esel hub neuerlich tüchtig Geld zu sch...en an. Der Mann mochte es natürlich nichts liegen lassen, las es säuberlich auf, füllte es in den Schnappsack und Rucksack und zog fürbass weiter.

Gegen Abendanbruch langte er mit seinem Goldesel vor einem Gasthof an, und kehrte daselbst ein, um sich ein wenig mit Speise und Trank zu stärken und daselbst zur Herberg zu nächtigen. Der Esel sch...t ihm ja ständig auf Wunsch übergenuß Geld, ist selber ein grosser Herr und es schickt sich darum, dass auch er sich wie ein Herr gastlich gütlich tue und ausschlafe.

Als es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben, sagte der Mann zum Gastwirt: „Sie, mein Bester, merken Sie mal gut auf, was ich Ihnen sagen werde. Ich bezahle Ihnen meine Zeche

und die Herberge ohne aufs Geld zu schauen, dafür aber dürfen Sie weder mir noch meinem Esel etwas Ungebührliches antun, am allerwenigsten aber meinem Esel anzurufen: *Eri, caga daneri!*“

Antwortete ihm darauf der Wirt: „Sei mir ohne Sorge, mein guter Freund auch dein Esel soll genug Futter zu essen kriegen, dass er zufrieden sein kann und in eine Unterhaltung lassen wir uns mit ihm schon gar nicht ein!“

Unser Wandermann begab sich hierauf beruhigt in sein Gemach, um der Ruhe zu pflegen, der Wirt dagegen sah in den Stall, um dem Esel noch ein Nachtfutter zuzulegen und um zu erfahren, was denn der Esel für ein Kunststück zeigen werde, sobald er ihm *Eri, caga daneri!* zurufen würde. Nicht sobald hatte der Wirt die Worte ausgesprochen, als der Esel Geld zu sch...en anfieng, dass es eine Pracht war. Bei diesem Anblick geriet der Wirt ausser sich vor Verwunderung, doch fasste er sich schnell und klaubte das Geld auf. Weil er, der Wirt aber einen ganz ähnlichen Esel besass, so meinte er, es sei wohl ein leichtes, den Wanderer, diesen Narren, zu übertölpeln und die Esel zu vertauschen, so dass der Betrug dem Betrogenen nicht gleich auffallen werde.

Wie gedacht, so getan. Als der Wanderer in aller Früh aufstand, beglich er seine Schuld fürs Essen und die Herberge und gab noch viel mehr dem Wirten drauf, weil er ja Geld im Überfluss hatte. Dann ergriff er den Esel beim Zaun und zog weiter, doch nicht mit seinem, sondern mit dem Esel des Wirten. Er merkte tatsächlich den Tausch nicht, weil ja ein Esel dem andern täuschend ähnelt und weil er bei seinem Überfluss an Geld den ganzen Tag über keine Veranlassung hatte, den Esel anzureden.

Bei Abendanbruch kam er wieder in der Nähe eines grossen Ortes und weil er es vermeiden wollte, dass es die Leute bemerken, wie ihm sein Esel Geld sch...e und weil er seine Taschen für jeden Fall bis zum Platzen mit Geld zu füllen gedachte, sollte es ihm passen, einen grösseren Einkauf zu besorgen oder gar sich im selben Orte für ständig niederzulassen, so zog er den Esel von der Strasse abseits ins Gebüsch und rief ihm zu: „*Eri, caga daneri!*“ Doch der Esel tut nichts dergleichen, was einem Geldsch...en ähnlich wäre und nun merkte der Mann, er besitze auf der Welt nichts mehr als nur den einen gewöhnlichen Esel und dass da kein Ach und Wehe aus den Nöten helfen könne.

Er überlegte sich die Sache hin und her und kam zum Schlusse, es sei am Geratensten, wieder den Stromwind die Bora aufzusuchen und sie in ihrer Höhle einzuschliessen. So nahm er denn wieder seinen Gespinstbund in die Hand, machte kehrtum und begegnete wiederum der Bora am selben Orte, wie umlängst. Er sprach zu ihr: „Na wart nur, einmal hast du mich zum Narren gehalten und nimmer wieder! Jetzt aber werde ich dich fest einsperren, so dass du mich nie wieder anstreichen wirst!“

Die Bora beschwor den aufgebrachten Menschen bei allem, was ihm heilig sei, ihm dafür etwas zu geben, was ihm am liebsten sein werde. „Nun meinetwegen“, so antwortete ihr der Mann, „ich will dich freigeben, nur um zu sehen, ob mir das auch etwas taugen

wird, womit du mich abzufertigen gedenkst!“ Die Bora kehrte in ihr Heim zurück und war bald wieder mit einem Tischlein da, dem man bloss zuzurufen brauchte: *Tavoline pronta da mangiare!* und es erschienen augenblicklich auf dem Tischlein Speisen und Getränke jeder Art, die eines Menschen Herz begehren mag. Man brauchte bloss zuzulangen, um Hunger und Durst nach Belieben zu befriedigen. Der Mann stellte gleich in Gegenwart der Bora mit dem Tischlein eine Probe an, fand, dass es seinen Erwartungen vollkommen entspreche und bedankte sich aufs herzlichste bei der Bora und verabschiedete sich von ihr.

Das war diesmal wahrhaftig eine recht vergnügliche Wanderung. Sie dauerte nur etwas länger als das vorige Mal, weil der Mann immer wieder nach einigen Stunden das Bedürfnis empfand, seinem Tischlein freundlich zuzurufen: *Tavolina pronta da mangiare!* und siehe, jedesmal war er sofort mit den auserlesensten Speisen und Getränken zum Brechen voll gedeckt und alles geschah ohne jeden Aufwand von Mühen. Er liess sich alles vortrefflich munden und setzte darnach gesättigt und gekräftigt in heiterster Stimmung seinen Weg weiter fort. Es dunkelte bereits, als er eines Tages gerade vor jenem selben Gasthof eintraf, wo ihm der Wirt den Esel vertauscht hatte. Weil der Mann von dem Wirten eine solche Schlechtigkeit nicht im entferntesten mutmasste, sondern den Betrug auf Rechnung der Bora setzte, so kehrte er arglos wieder im selben Gasthof ein. Übernachten muss er ja sowieso, denn die Nacht war stockfinster und er war darauf angewiesen, in einer sicheren Herberge der Ruhe zu pflegen. Er trat also in die Wirtstube ein und weil er schon übersatt war, bestellte er kein Nachtessen, um aber doch eine Zeche zu machen, liess er sich einen halben Liter Wein vom besten Jahrgang vorsetzen und fragte während des Trinkens so nebenbei dem Wirten, ob er ihm wohl eine Schlafstube für die Nacht einräumen könnte. Der Wirt erkannte ihn auf den ersten Blick, tat sehr freundlich und erklärte, er gebe ihm mit Vergnügen sein schönstes Zimmer, wo er seine müden Glieder in Ruhe zu Bett legen dürfe. So plauderten sie noch von diesem und jenem bis es Zeit zum Schlafengehen geworden. Bevor sich nun unser Mann zum Schlafengehen erhob, sagte er noch zum Wirten: „Jeztunder gehe ich doch schlafen, Sie aber, lieber Wirt, möchte ich recht schön bitten, nehmen Sie mein Tischlein in besondere Hut, damit ihm ja nichts geschehe. Sie dürfen zu ihm reden, was immer Sie wollen, nur das eine ihm nicht sagen: *Tavolina pronta da mangiare!*“ – Antwortete ihm der Wirt: „Mein guter Freund, sei ausser Furcht und Sorge, geh du nur ruhig auf dein Zimmer und schlaf dich aus. An dein Tischlein darf niemand rühren. Übrigens gehe auch ich selber sogleich mit meinem Gesinde zu Bett. Auch wir müssen uns ausruhen!“

Nicht sobald wusste der Wirt den Gast auf seiner Stube auf seinem Lager, war es sein erstes, das Tischlein vorzunehmen, um sofort zu erkunden, warum er denn die bewussten Worte ans Tischlein nicht richten dürfe. Also trug er es zu sich in seine Stube, wo er allein war und rief ihm zu: „*Tavolina pronta da mangiare!*“ Im Augenblick war das Tischlein

prachtvoll mit allen möglichen guten Sachen höchst einladend gedeckt und der Wirt brauchte bloss zuzugreifen. Bei diesem Augenblick war der Wirt mit sich im klaren, es sei am besten, er behalte dies Tischlein des Wanderers für sich und versorge den Wanderer mit einem ähnlichen, dem nur die Eigenschaft der Speisengewährung abgieng. Zufällig waren die Tischchen des Wirten von solcher Art. Wie gedacht so angespäht. Er behielt also das Tischlein des Wanderers für sich, weil er es auch für sein Geschäft mit gutem Nutzen zu verwenden gedachte und stellte für den Wanderer ein anderes, ähnliches bereit, das auch ganz schön anzuschauen war.

In der Früh erhob sich unser Wanderer nach einem erquickenden Schläfe, frühstückte, bezahlte, was zu bezahlen war, dankte freundschaftlich dem Wirten, dass er das Tischlein sorgfältig behütet und bewacht hatte, nahm ohne Argwohn das ihm unterschobene Tischlein freudig entgegen und setzte seelenvergnügt seine Heimwanderung fort. Gegen Mittag befand er sich einsam auf einem Waldwege, verspürte eine frische Lust zu essen, stellte sein Tischlein auf und rief ihm munter zu: „*Tavolina pronta da mangiare!*“ Auf dem Tischlein erscheint nichts! Er ruft zum zweitenmal, es geschieht nichts, er schreit zum drittenmal, dass das Laub in den Bäumen erzittert: „*Tavolina pronta da mangiare!*“ Aber auch das hilft einen Schmarrn. Das Tischlein giebt nichts zum Essen her!

Darüber stieg der Mann in Saft und er begann nachzudenken: „Da schau mal her! Wieder hat sie mich betrogen! Zuerst gab sie mir einen Esel, der mir nur einen Tag lang Geld sch... und hernach dies Tischlein, das mich auch nur einen Tag lang mit Nahrung versorgte!“ Und weil ihn der Zorn und die Galle übermannten, ergriff er das Tischlein und schleuderte es weit von sich weg ins Gebüsch hinein.

Darauf suchte der Arme wieder seinen Gespinstbund aus dem Schnappsack heraus, machte sich wieder gegen Norden zu auf den Weg zur Borahöhle, fest entschlossen, die Bora wegen des wiederholten Betruges für immer unschädlich zu machen.

Er schlug den Rückweg wie das vorigemal ein, begegnete an derselben Stelle der Bora und fuhr sie an: „Na wart nur, wart, du Bora! Du hast mich gut hineingelegt, schon zweimal nacheinander mit Dingen, die mir nicht länger als je einen Tag lang Vorteil schaffen, doch jetzt sollst du mich nicht mehr herumkriegen. Diesmal sperre ich dich unweigerlich ein, dass du nimmermehr auf diese Welt herauskommen kannst, um Unheil zu stiften! Hast auch mich schon genug oft gefoppt und das wird dir nimmermehr gelingen!“

Als die Bora solche Drohworte vernahm, entgegnete sie dem Menschen: „O Mensch, nicht *ich* habe dich betrogen, sondern der Gastwirt in dem Einkehrwirthshaus, indem er dir den Esel und das Tischlein umgetauscht hat. Doch sollst du deine Sachen wieder zurückkriegen, sowohl den Esel als das Tischlein und wirst mit ihnen zeit deines Lebens glücklich sein. Gleich werde ich dir einen Stock überreichen und so oft du oder irgendwer anderer zu dem Stock sagen wird: ‚*Bastone bastona!*‘ wird der Stock dreinzuhauen anfangen und damit nicht eher aufhören als bis man ihm nicht zuruft: ‚*Mio bastone, adesso basta!*‘ Dann

erst wird er sich beruhigen und dreinzuschlagen aufhören. Also wirst du mit diesem Stock bewehrt wieder in jenem Gasthof einkehren und vor den Schlafengehen dem Wirte einschärfen, er möge den Stock sorgsam aufbewahren, sich mit ihm nach Belieben unterhalten, doch ihm bei Leibe nicht zurufen: „*Bastone bastona!*“ Warne ihn so, wie du ihn bei Übergabe des Esels und des Tischleins gewarnt hast! Sobald du dich zur Ruhe begeben haben wirst, wird es der Wirt nicht verabsäumen, den Stock vorzunehmen und ihm zuzurufen: „*Bastone bastona!*“ Der Stock wird darauf sogleich den Wirten und sein Gesinde windelweich durchzubläuen anfangen und damit nicht eher aufhören als bis du ihm zurufst: „*Mio bastone, adesso basta!*“ Der Wirt wird dich gleich beim Empfang der ersten Hiebe rufen, du mögst doch den wütenden Stock beruhigen, doch du stellst dich zunächst stocktaub und tust nichts dergleichen, als ob du nicht wüsstest, was los sei, dann ersuchst du ihn, er möge dir vor allem deinen richtigen Esel und dein echtes Tischlein ausfolgen und dann seist du bereit zu schauen, ob und was sich noch zu seinen Gunsten tun lasse. Nur auf solche Art und Weise wirst du wieder in den Besitz deines Eigentums gelangen und bis an dein Lebensende glücklich sein!“

Das leuchtete dem Menschen als zweckmässig und vorteilhaft ein und er erklärte sich mit dem Ausgleich zufrieden. Darauf überreichte ihm die Bora den Stock, der Mensch bedankte sich bei ihr aufs herzlichste und verabschiedete sich von ihr aufs freundschaftlichste. Darauf nahm er den Weg unter die Füße und langte, weil ihn die Wut zur Eile antrieb, noch am selben Abend vor Nachtanbruch im bewussten Einkehrwirthshause an. Es wickelte sich die Geschichte genau so ab, wie es ihm die Bora vorausgesagt. Der Wirt begrüßte ihn als seinen lieben Gast mit unverhohlener Freude, setzte ihm ein üppiges Nachtmahl vor und als es zu der Zeit geworden war, das Bett aufzusuchen, geleitete er ihn sogar in die Stube hinauf. Bevor aber der Gast die Gaststube verliess, stellte er seinen Wanderstock in einen Winkel hin, empfahl ihn der besonderen Obhut des Wirten und bat ihn, wenn er sich schon mit dem Stock unterhalten sollte, ihm alles mögliche nach Belieben zusagen, doch ja nicht die Worte: „*Bastone bastona!*“

Der Wirt versicherte ihn bei seiner Ehre, er möge ohne Angst und Bangen zu Bette gehen, denn es sei nicht seine, des Wirten Gepflogenheit, die ihm von Gästen in Verwahrung übergebenen Gegenstände anzurühren. Kaum aber hatte er seinen Gast zu Bett gebracht, tummelte er sich wieder in die Gaststube hinab, weil er von Neugierde zu erfahren brannte, was für eine wunderbare Tugend den unscheinbaren Knüttel auszeichne. Er stellte sich darum sogleich vor den Stock hin und rief ihm ein kräftig: „*Bastone bastona!*“ zu.

Nicht sobald waren seinem Munde die Worte: *Bastone bastona!* entschlüpft, als Leben und Bewegung in den Stock hineinfuhr. Und der Stock begann mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Wirten loszudreschen, dass dem darüber Hören und Sehen vergieng. Auf sein wildes Geschrei hin stürzten sein Weib und seine Gesinde herbei und jetzt nahm der Stock zur Abwechslung sie in Arbeit. Diesen Augenblick benützte der Wirt, um in den

Oberstock hinaufzurrennen, und den Wanderer aufzuwecken und ihn zu bitten, er möge doch um des Himmels Willen den Stock beruhigen. Der Gast hatte aber einen sehr festen Schlaf und wurde erst wach, als der Wirt jämmerlich zu heulen anfieng, denn der Stock war ihm bald nachgefolgt, um die versäumten Hiebe nachzuholen. Der Wanderer bemerkte zum Wirten: „Es tut mir wirklich sehr leid, dass sich mein Stock so unartig auführt, doch gibst du mir meinen echten Esel und meinen richtiges Tischlein wieder zurück, so will ich beim Stock ein gutes Wort einlegen, damit er dich in Ruhe lasse. Magst du den Tausch nicht wett machen, so will ich nichts gesagt haben!“ – „Aber o weh, liebster Freund, glaub's mir, ach und o weh! aufs Ehrenwort, weh mir! bei meiner Seele und Seeligkeit, au, tut das weh! ich habe niemals etwas vertauscht, au weh! beruhige deinen Stock, ach wie tut mirs weh, au! au!“ – „Dann bedauere ich. So behalt dir den Stock, der doch zum Esel und Tischlein gehört und find dich selber mit ihm ab, so wie du es verstehst, nur stör nicht weiter meine Nachtruhe!“ – Inzwischen unterbrach der Stock seine Tätigkeit nicht einen Augenblick lang und der Wirt merkte, dass ihm bis zum Morgen kein Knochen im Leibe heil bleiben wird, falls dem Eifer des Stockes kein Einhalt geboten wird. Er eilte darum unablässig, von Stockhieben zur grössten Schnelligkeit angetrieben, zur Kammer, nahm das Tischlein heraus und dann zog er aus dem Kalberstall den dort versteckten echten Esel herauf und übergab Tischlein und Esel dem rechtmässigen Eigentümer. Als sich nun der Wanderer wieder im Besitze seines Tischleins und Goldmachersesels sah, da sprach er leise vor sich hin: „*Mio bastone, adesso basta!*“ und der Stock beruhigte sich auf der Stelle. Sodann sagte er zum Wirten: „Bleib mit Gott!“ und zog froh und glücklich heim ab, die Schläge liess er dem Wirten und seinem Hausvolk zurück.

Anmerkung: Die Erzählung habe ich von meinem Musterschüler dem istrischen Slovenen Jovan Božić, der meine Sammlung mit neunundsechzig Stücken bereicherte. Ihm widmete ich im I.B. der Slavenart eine ehrende Erinnerung. Die Gegend, in der er aufwuchs, ist zweisprachig, sowohl italienisch als slovenisch. Daher die italienischen Einschläge, die ich in der Verdeutschung der slovenischen Niederschrift beibehalten musste. Ein deutsches Wort schrieb ich nicht aus, weil seine Verwendung vom Lilia inquisitiontribunal als unzüchtig und unwissenschaftlich mit der grossen Acht und Aberacht belegt ist. Jedes Buch, darin es vorkommt, verfällt nach dem unerbittlichen Naturgesetz des unerschütterlichen Lilia urteils vom 15. Oktober 1913 der Beschlagnahme und Vernichtung, der verwegene Mensch aber, der es gebraucht, sofern er ein Reichdeutscher ist, kriegt mindestens sechs Monate Zuchthaus zuerkannt, wenn ein Ausländer, so zeigt ihn das hohe Berliner Tribunal bei der ausländischen Heimatbehörde als einen wegen Unzucht in Berlin bestraften Verbrecher an, wie dies z. B. mir widerfahren ist.

46. *Der Goldvogel des Niko Balti*

Es waren einmal zwei Brüder, der eine war Goldschmied, der andere Besenbinder. Eines Tages gieng der Besenbinder in den Wald, um Holz zu klauben, als er plötzlich auf einem Baume ein herrliches Nest erblickte und im Neste einen Goldvogel. Er hob vom Boden ein Steinchen auf, holte damit aus gegen das Nest, traf glücklicherweise den Vogel und schlug ihm vom Fittich eine Feder ab. Er nahm die Feder zu sich, trug sie zu seinem Bruder dem Goldschmied heim und befragte ihn: „Lieber Bruder, sollte das nicht Gold sein?“ – Der Bruder besah die Feder und antwortete ihm: „Freilich ists Gold. Schau mal Bruder dazu, ob du nicht vielleicht den Vogel selbst einfangen kannst!“ Am nächsten Tag begab sich der Bruder Besenbinder wieder in den Wald, und erspähte denselben Vogel in seinem Neste, doch nicht sobald gewahrte ihn den Vogel, so flog er auf und davon. Der Mann klonm auf den Baum hinauf, schaute ins Nest hinein und gewahrte darin ein goldenes Ei. Er steckte das Ei ein und tummelte sich damit heim zu seinem Bruder. Der richtete gleich an ihn die Frage: „Hast du, Bruder, den Vogel eingefangen?“ – „Das ist mir zwar missglückt, lieber Bruder, doch dafür fand ich in seinem Neste dies Ei vor. Ist es vielleicht Gold?“ – Sobald der Goldschmied einen Blick darauf warf, erkannte er dessen wahren Wert und sagte: „Allerdings, mein guter Bruder“ und gab ihm fürs Ei einige Geldstücke, nur empfahl er ihm, sich unter allen Bedingungen des Vogels selbst zu bemächtigen, denn er hatte sagen gehört, wer da diesen Vogel erlangte und dessen Leber und Herz aufässe, der fände jeden Morgen unter seinem Kopfkissen oder unter seinem Haupte einen Golddukat vor. Doch verrief er von diesem Geheimnis kein Wörtchen dem Bruder Besenbinder, sondern band es ihm bloss ans Herz, den Vogel, gehe es wie immer, einzufangen und ihm zu überbringen. Und dafür versprach er ihm eine Entlohnung von baren hundert Golddukaten.

Wer war vergnügter als der arme, einfältige Besenbinder! Er gab sich daher alle erdenkliche Mühe, des Vogels habhaft zu werden und den dafür ausgesetzten Preis von hundert Dukaten zu gewinnen. So stellte er Tag für Tag im Walde dem Vogel nach, bis er ihn endlich eines Tages auf einem Baume sitzen sah. Sachte las er vom Boden einen Stein auf, schleuderte ihn gegen den Vogel und traf ihn. Der Vogel fiel vom Bäume tot nieder. Voll Freuden hob er ihn auf und brachte ihn seinem Bruder Goldschmied heim. Kaum erblickte er ihn, so stürzte er begierig auf ihn zu und fragte ihn: „Nun, Bruder, hast den Vogel schon eingefangen?“ – „Ei freilich, freilich, lieber Bruder!“ erwiderte er fröhlich, „da hast du ihn schon, jetzt aber rück mit den Dukaten heraus!“ Ohne ein Wort mehr zu verlieren, zählte er ihm die hundert Dukaten auf die Hand auf.

Sobald der Besenbinder aus dem Hause draussen war, trug der Goldschmied zu seinem Weibe in die Küche den Vogel hin und sagte zu ihr: „Weibchen, rupf dem Vogel da fein säuberlich die Federn aus und brat ihn mir am Spiess, nur bitte ich dich sehr, gieb ja dar-

auf obacht, dass Herz und Leber nicht verloren gehen, denn sonst wäre es mit dem Glück vorbei!“ Die Frau richtete kunstgerecht den Vogel her und steckte ihn in den Ofen zum Braten hinein. Inzwischen kamen zu ihr die zwei Knaben des armen Bruders Besenbinders, ihres Schwagers zu ihr auf Besuch, desselben, der den Vogel getötet und heimgebrachte hatte. Die Frau hatte indessen, wie schon Frauen in der Wirtschaft, alle Hände voll Arbeit. Sie musste ins Zimmer, um irgend ein häusliche Angelegenheit zu besorgen und sagte zu den Kindern: „Haltet mir, Kinder, den Spiess da und passt beim Drehen sorgsam auf, dass er nicht anbrennen soll!“ – Die Kinder waren gleich dabei, der Braten rötete sich und ein lieblicher Duft stieg ihnen in die Nase. Auf einmal fallen dem Vogel aus dem Leibe zwei Fleischstückchen heraus. Da langte behend jeder von den Knaben nach einem der Stücke und liess es flugs als gefundenen Bissen im Munde verschwinden. Gleich darnach kehrte die Muhme wieder in die Küche zurück, die beiden Knaben aber hielten es für geratener, statt noch ein Weilchen zu bleiben, rasch zu verduften. Die Frau schöpfte Verdacht, schaute ins Innere des Vogelbratens hinein und erkannte zu ihrem Schrecken auf den ersten Blick, was aus dem Vogel heraus verschwunden sei. Was aber soll sie jetzunder anfangen? Jetzt wusste sie bestimmt, dass die Dingerchen aus dem Vogel herausgefallen seien und dass ihre lieben Neffen sie gemütlich weggeputzt haben. Indes war sie sich nicht auf den Kopf gefallen, denn sie war ein geriebenes Weib und gedachte sich gleich aus der Patsche herauszuhelfen. Sie fieng sogleich im Hofe ein Kücklein ab, schlachtete es und weidete ihm Herz und Leber aus und flugs damit in den Braten hinein! So trug sie ihn ihrem Ehemanne auf, er liess sich ihn gut schmecken und streckte sich darnach seelenvergnügt auf seinem Lager zum Schlafen aus. In der Früh griff er zu allererst unter sein Kopfkissen und entdeckte darunter nicht einmal eine entzwei gebrochene Para, geschweige denn einen Dukaten. Er schrie wie ein Tobsüchtiger auf: „Ja, was soll das heissen?“ und rief sein Eheweib herbei und fragte sie: „War nicht vielleicht irgendwer bei dir, als du den Vogel abbriest? Gesteh mir die lautere Wahrheit!“ Sie erklärte: keine Seele sei zu ihr gekommen, nur des Bruders Fratzen wären auf einen Augenblick da gewesen und hatten den Braten am Spiess gedreht, während sie auf einen Sprung in die Nebenstube gegangen sei, um drin Ordnung zu machen, ehe eine Besucherin auftaucht, die sie ausrichten würde, falls sie etwas zu bemängeln fände. „Wie ich dann in die Küche zurückkam, machten sich die Kinder hurtig aus dem Staube, wenn dir etwa nicht recht ist, nur heraus mit dem Federwisch, du Duckmäuser! Hättest den Braten nicht so heisshungrig verschlingen müssen, du Fressack! Wenn du dann das Magendrücken kriegst und unruhig schläfst, soll dein geplagtes Eheweib deine Laune ertragen?“ Und sie hub gottjämmerlich zu heulen an und stellte sich kampfbereit vor ihn hin. Der Goldschmied stiess einen greulichen Fluch aus, hätte sie in seiner Wut lendenlahm geschlagen und ihr das Rückgrat gebrochen, wenn er sich nur getraut hätte, denn er war im Vergleich zu ihr ein unmassgeblicher Schwächling, sie dagegen starkknochig, wie ein Zugstier, und es war nicht geheuer mit ihr anzubandeln.

Während Mann und Frau einander so ihre Meinungen über den Fall auseinandersetzen, öffnete sich die Türe und es stolperte der Bruder Besenbinder herein. „Gott helf dir, Bruder, was brauchst du schon wieder von mir in aller Früh?“ fuhr ihn der Goldschmied an. „Bruder, bin zu dir hergeeilt, um dir eine Wundermär zu erzählen. Wie mir heute morgens meine Rangen aus dem Bett herausspringen und wie gewohnt mit ihren Pölstern einen Zweikampf auszufechden, findet jeder unter seinem Kopfpolster einen blanken Golddukaten liegen! Ei, was ist denn da los? frage ich mich und weil ich mir die Sache nicht enträtseln kann, komme ich zu dir, dem Gescheiteren her, du sollst mir die Geschichte ausdeuten!“ sagte der Bruder Besenbinder. Dem Goldschmied gieng jetzt ein Licht auf und der Zusammenhang ward ihm klar und offenbar. Das unsagbare Leid hatten ihm die nichtsnutzigen Neffen bereitet und das mussten sie ihm entgelten. Überdies packte ihn massloser Neid darüber, dass der arme Schlucker, sein einfältiger Bruder nach und nach ein schwerreicher Mann werden sollte. Darum verdrehte er scheinheilig die Augen, tat bestürzt vor Angst und sprach. „Ach und wehe, mein trautes Bruderherz, das ist ein Fluch, der über dich ausgegangen ist! Diese deine Kinder darfst du, so lieb dir deine Seele und dein Leben ist, keinen Tag länger noch unter deinem Dach beherbergen. Nimm sie, wie sie gehen und stehen, verführ sie in den wilden Wald hinaus, wo er am dicksten ist und dort lass sie zurück. Du aber renn ihnen davon, so schnell dich nur deine Beine tragen. Möge sich ihr Schicksal an ihrem, nicht an deinem Haupte erfüllen!“

Ob solcher wohlmeinend vorgebrachter Rede des Bruders wurde dem leichtgläubigen Besenbinder gar Angst und Bange ums Gemüt. Von Sorge beschwert lockte er seine Knaben, es waren Zwillinge, in den unheimlichen Wald hinaus und überliess sie dort aller Unbill und jeglicher Gefahr, nur auf sein eigenes angeblich bedrohtes Heil bedacht. Die Nacht brach allmählig heran und die verlassenen Zwillinge huben kläglich zu plärren und zu jammern an, weil sie weder ein noch aus wussten. Ihr Geschrei vernahm auf einmal ein Weidmann, der gerade dort pirschte und auf dem Heimweg war. Er fand die Schreier auf und fragte sie: „Ihr lieben Jungen, warum greint Ihr hier? Wieso kommt Ihr in diese Gegend her?“ – „Ach, Herr Jäger, das hat sich so zugetragen. Weil wir unter unserem Kopfkissen jeder am Morgen einen Golddukaten vorfanden und weil sich das Wunder an jedem Morgen wiederholen werde, so sagte zu unsrem Vater sein Bruder, unser Oheim, seien wir verflucht und verwünscht, hat er gesagt.“ – „Ei, meine lieben Kinder, weint nicht, denn Ihr seid nicht ein bisschen verflucht und verdammt, vielmehr seid Ihr gesegnet und beglückt! Möchtet Ihr nicht mit mir gehen?“ so fragte er sie und sie antworteten ihm freudig: „Und ob, o wie gerne, wenn Sie uns nur mitnehmen wollen!“

Sie folgten ihm in seine Waldhütte. Dort bewirtete er sie und legte sie zu Bette und wollte sich überzeugen, ob was Wahres an dem sei, was sie ihm erzählt hatten. Siehe da, als der Morgen graute, entdeckte er unter dem Kopfkissen eines jeden der Knaben je einen blanken Golddukaten! Da sprach er zu ihnen: „Kinder, wollt Ihr für immer bei mir ver-

bleiben?“ – „Ach, ja, ja!“ riefen die Kinder hocheufreut aus. So behielt er sie eine Reihe von Jahren bei sich und erzog sie, ihr Geld aber bewahrte er gewissenhaft auf, bis sie schon ziemlich zu Jünglingen herangewachsen waren. Dann kaufte er jedem ein Schiessgewehr und nahm sie mit auf seine Jagdzüge. Gar bald gewöhnten sie sich an dieses Leben, das ihnen recht sehr behagte und sie wurden so tüchtige Weidmänner, dass ihnen kein Schuss fehl gieng und sie jedes Wild sicher zur Strecke brachten. Ihre Treffsicherheit erfüllte selbst den alten Jäger, ihren Ziehvater mit reiner Bewunderung ihrer Geschicklichkeit.

Als die Zwillingsbrüder in ihrem Heimatdorfe eintrafen, erkundigten sie sich bei den Leuten: „Lebt noch der alte Niko Baltić?“ und man beschied sie, er sei am Leben und wohlauf. Sobald sie vor ihrem Elternhause anlangten, legten sie ihr Reisegepäck ab und setzten sich wie müde Wanderer im Schatten des alten Lindenbaumes nieder, der vor ihrer Eltern Hütte grünte und blühte. Bald zeigte sich auf der Haustürschwelle ihr Vater. Sie begrüßten ihn mit „Gelobt sei Jesus!“ und er erwiderte: „In alle Ewigkeit! Von wannen kommt Ihr Wanderleute?“ – „Wir kommen von recht weit daher. Habt Ihr im Hause irgend einen Imbiss, so täten wir darum schön bitten, denn wir sind sehr hungrig und durstig.“ – Antwortete er ihnen: „Ich habe im Hause rein nichts als bloss ein Stückchen Schwarzbrot und ein Glas Most!“ – „So bringen Sie uns, was sie haben, nur her damit!“ Er brachte ihnen heraus, was er hatte und sie begannen, nachdem sie sich erlabt und gestärkt hatten, ihn auszuforschen, was er für ein Leben führe und was er für ein Handwerk betreibe. Drauf erzählte er ihnen umständlich seine ganze Geschichte: „Meine lieben Wanderer! Ich bin nur ein blutarmer Besenbinder, bin arm und einsam mit meinem Eheweibe. Sie geht auf Taglohn zu den Leuten ins Dorf. Ich hatte wohl zwei Söhne, Zwillingskinder mein eigen. Es sind schon viele Jahre daher, als ich eines morgens in ihren Betten unter ihren Kopfkissen je einen Golddukatens vorfand und ich erzählte vom Fund meinem Bruder, der seines Zeichens Goldschmied. Und er sagte mir, das sei mein Unglück, die Kinder seien verwünscht und verflucht und ich solle sie in den wilden Wald verführen und sie dortselbst ihrem Schicksal überlassen. In meinem Unverstand befolgte ich zu meinem endlosen Leidwesen seinen Rat und darum bin ich so arm und elend, habe weder Kinder noch irgend einen Trost und Halt im Leben!“ Befragten sie ihn, ob er sie wohl erkennen würde, begegnete er ihnen zufällig wo. Erwiderte er, das sei wenig wahrscheinlich, dieweil sie schon grossgewachsen sein müssten, wofern sie überhaupt noch lebten. Da vermochten sie nicht länger ihre Tränen zurück halten und beide sprangen gleichzeitig auf einmal vom Boden auf, fielen dem Vater um den Hals, küssten ihn ab und riefen aus: „Hier, Vater, sind deine Söhne!“ Da besann er sich gleich und erkannte sie als seine Kinder.

Während sich die drei unablässig umhalsten und freuten, kam unverhofft auch die Mutter heim. Sie konnte sich vor Erstaunen über den seltsamen Auftritt vor ihrer Hütte kaum fassen. „Was soll das bedeuten?“ fragte sie verwundert. Sogleich liefen ihre Söhne auf

sie zu und busselten sie ab. Sie erzählten ihr ausführlich, wie es ihnen die langen Jahre hindurch ergangen, bei wem sie gewesen und wie gütig und schön sie der Weidmann erzogen und beraten habe. Nunmehr rissen sie ihr Gepäck auf und legten es an einem sicheren Orte an. Nach einiger Zeit erbauten sie an der Stelle der Hütte ein herrliches Haus und führten aus guten Sippen Mädchen heim. Sie erwarben noch dazu ein stattliches Vermögen, erzogen ihre Kinder in Gottesfurcht und besaßen alles in Hülle und Fülle. Niemals aber liesen sie einen armen Menschen unbeschenkt von ihres Hauses Schwelle weggehen. Und der liebe Herrgott lohnte ihr Tun, indem er ihnen alles was gut und schön ist, reichlich bescherte, so dass sie sich nimmer ein schöneres und besseres Leben wünschen konnten, falls sie nicht inzwischen gestorben sind, so leben sie noch heutigentags.

Anmerkung: Erzählt von meinem Schüler, dem Kriegerverwundeten Ivan Boljurčić aus dem Dörfchen Modnišani in der Gemeinde Žminj in Istrien. Von ihm habe ich siebenzehn Erzählungen, darunter einige folkloristisch sehr bemerkenswerte. Kaum hatte er das Lesen und Schreiben inne, so verlegte er sich mit ratlosem Eifer aufs Studieren der chrowotischen Bücher über Landwirtschaft, mit denen ich ihn beschenkte. In der Schulbaracke wandte er kein Auge von mir. Damals mochte er vierzig Jahre alt sein. Lobte ich seine Niederschriften und lohnte ich seinen Fleiss mit einer Hand voll Zigaretten, so schaute er mich jedesmal so treuherzig an, als ob ich sein grösster Wohltäter wäre.

47. Festgemacht – Losgelöst

Ein Schafhirte traf beim Weiden auf zwei Vilen, die mit ihren Haaren im Dorngesträuch hängen geblieben waren. Die Vilen wiesen ihn an: „Löst Du unser Haar los, ohne nur ein einziges Härchen auszureißen, so geben wir Dir ein Wort an, wonach sich die Rinder und die Schafe von selber festmachen und loslösen.“ Er wand ihr Haargeflecht aus dem Dorngesträuch los. Darauf sprachen sie zu ihm: „Abends, kehrt Du heim, sprich: spenga (mach' dich fest) und morgens raspenga (lös dich los)!“

Ein Greis saß in der Nähe des Hirten und schmauchte aus einem Tschibuk (langes Pfeifenrohr). – Der Hirte rief – spenga aus und schwups klebte dem Greise der Tschibuk an der Lippe an. – „Was fang ich jetzt an, Gott steh mir bei“, so fragte er den Hirten. „Was tatest Du mir wohl geben“, sagte der Hirte, „wenn ich es anstellte, dass der Tschibuk von deiner Lippe fiele?“ Kommt die Alte dahergelaufen, um nachzuschauen, was mit ihrem Grossväterchen los sei; doch siehe da! ist er nicht schon an ein Rind angeklebt! Dazu der Tschibuk an der Lippe und er kann sich nicht loslösen. Die Alte zerrte an dem Greis, um ihm vom Rindvieh und vom Tschibuk loszukriegen, der Hirte rief – spenga – aus! Und schon klebt die Alte am Greis fest! So zerrten und rissen sie aneinander hin und her. erinnerte sich der gute Alte, da steckt wohl ein Wunder und Verzauberung dahinter und sprach also zum Rinderhirten: „Was ist das für ein Ding, sei bei Gott beschworen?“

Höchstwahrscheinlich kennst du eine Abhilfe, du kriegst ein kostbares Geschenk, schaff mir Rettung!“ Darauf rief der Hirte aus – raspenga – ! Alles löste sich voneinander los.

Anmerkung: Die Geschichte besteht aus zwei Bestandteilen; einem einheimischen und einem entlehnten. Wer eine Vila aus ihren Nöten befreit, dem erweist sie sich dankbar. So erhielt Prinz Marko z. B. von einer dankbaren Vila übermenschliche Heldenkraft. Anknüpfend an diesen Glauben, erzählt der Herzogländer eine Wundermähr, die er im dalmatischen Küstenlande von Italienern gehört hatte. Er behält das Schlagwort „spenga“ und „raspenga“ bei, die dem vulgäritalienisch angehören; nur ändert er das „dispenga“ in „raspenga“. Dadurch bekommen sie die Kraft von Zauberworten, mit denen ihn die Vilen für den ihnen erwiesenen Liebesdienst entlohnen.

48. Von den Höchstleistungen dreier Brüder

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne. Er war bereits ein bejahrter Mann und sah seinem Lebensende mit Bedacht entgegen. Darum berief er seine drei Söhne vor sich und sprach zu ihnen: „Meine teuersten Kinder! Ich bin schon betagt und mein Tod kann unverhofft eintreten. Ihr werdet mich beerben. Ich möchte aber, dass Ihr wegen der Erbschaft nicht in Streit und Unfrieden geraten sollt. Ihr seid euer drei, ich aber habe nichts als bloss dies eine Haus zu vermachen. Das lässt sich nicht gut aufteilen. Ihr seid euer drei und es soll dem tüchtigsten von euch ganz allein zufallen. Zieht denn selbdritt in die Welt hinaus und wer von euch das beste Handwerk erlernt, dem soll allein das Haus und Gehöfte gehören!“

So wanderten die drei Gebrüder gleichzeitig in die Welt hinaus, nachdem sie es vorher miteinander verabredet hatten, nach einer gewissen Zeit an einem bestimmten Orte zusammenzutreffen, um gleichzeitig zum alten Vater zurückzukehren. So geschah es auch. Der älteste Bruder erlernte das Schmiedehandwerk, der zweite bildete sich zu einem Barbier aus und der jüngste wurde ein Schwertfeger. Als sie nach überstandener Lehrzeit wieder glücklich heimgekehrt waren, freute sich ihr Vater ihrer Heimkunft und gieng mit ihnen vor den Ort hinaus auf die Felder. Da auf einmal sprang in grossen Sätzen ein Hase über die Ackerfurchen dahin, der Barbier aber nicht faul schlägt ein Seifenluder in aller Geschwindigkeit, rennt dem Meister Lampe nach seift ihn im Laufe ein und rasiert ihm das Hasenfell ratzekahl. „Dein Kunststück lässt sich sehen“, sagte befriedigt der Vater, „hast wirklich was rechtes erlernt!“ Kommt da nicht plötzlich der König in seiner Hofkutsche vierspännig einhergefahren und die Rosse fliegen wie Vilen dahin. Der junge Schmied erschaut dies, eilt der Kutsche nach, zwickt jedem Rosse im vollen Lauf die alten Hufeisen ab und beschlägt dann alle vier Rosse mit neuen Hufbeschlägen. Sagte der Alte: „Das war gar nicht so übel getan, mein Kind! Bist auch nicht der letzte in deinem Fache! Mit deiner Kunst wirst du überall in der Welt dein Brod ehrlich verdienen!“ Weil sie doch vom

Herumgehen etwas ermüdet waren, setzten sie sich am Wegrain zur Rast nieder. Auf einmal hub es ganz gehörig zu regnen an. Sobald dies unser lieber Schwertfeger merkte, erhob er sich, zog sein Schwert aus der Schneide, begann damit oberm Haupte zu fuchteln, fieng jeden Regentropfen auf und blieb vollkommen trocken, während Vater und Brüder waschelnass wurden. Wie der Vater dies Kunststück sah, sprach er zum Sohne: „Mein Herzensjunge, dein Gewerbe ist das vortrefflichste! Darüber ist weiter nichts zu sagen. Wenn einem, so gebührt nur dir das Haus!“ Damit gaben sich der ältere und mittlere Bruder gern zufrieden, denn sie erkannten gerechterweise die Überlegenheit des jüngsten an und nach dem Hinscheiden des Vaters lebten sie brüderlich in Glück und Frieden und übten ihre Künste weiter aus.

Bosnien

49. Von einem reichen Pilgram und seinem armen Bruder

Es lebten einmal zwei Brüder, von denen der eine ein sehr vermögender Pilgram, der andere aber ein blutarmer Schlucker und noch obendrauf verheiratet und obdachlos war. Einige Tage lang verbrachte der Arme notgedrungen bei seinem reichen Bruder als Gast, weil er jedoch merkte, er stehe den Hausleuten überall im Wege und man wolle ihn je eher je lieber los werden, hielt er im Orte Umschau und fand für sich und sein Weib ein verlassenes Häuschen, das er gleich mit ihr bezog. Es haperte aber an der Miete und dem unentbehrlichsten Hausrat. In seiner Zwanglage kehrte der Arme wieder zu seinem reichen Bruder zurück, schilderte ihm seine herbe Not und bat ihn inständig, als einen gottfürchtigen Mann sich seiner zu erbarmen und ihm einen kleinen Geldbetrag für den Anfang leihweise vorzustrecken. Der reiche Pilgram antwortete ihm: „Ja, mein lieber Bruder, ich helfe immer gerne den Armen, doch wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Habe ich dir nicht abgeraten zu heiraten? Jeder ist seines Glückes Schmied. Vorgetan und nachbedacht, hat schon manchen zu Fall gebracht. Auf eigene Kraft bau und deinem Ross vertrau. So kommst du heraus aus dem Verhau! Soll ich etwa mit dir meine ehrlich erworbenen Paras teilen? Bei dir hiesse es: Wie gewonnen, so zerronnen. Selbst ist der Mann. Nur wer sich selber hilft, dem hilft auch der liebe Gott. Ich habe es immer mit dir gut gemeint, aber deine Pfade will ich nicht wandeln, weil ich nicht deinesgleichen werden mag. Mir bricht es das Herz, wenn ich dich nur anschau und darum bitte ich dich, halte mich und dich mit deinen Reden und Tränen nicht länger auf. Sei des gewiss, dass ich dich in mein Gebet einschliessen werde und solltest du dich gebessert haben, so will ich dich jederzeit an mein Bruderherz drücken!“

Verzagt gieng der Arme weg und suchte fremde Leute auf, um von ihnen ein kleines Darlehen zu erlangen. Überall zuckte man bedauernd die Achseln und verwies ihn auf sei-

nen reichen Bruder, den wegen seiner Frömmigkeit und Gerechtigkeit hochgeachteten Mann, der, wie er selber sagte, im Stillen viele Wohltaten übt, nur um Gotteslohn, nicht um Ruhm und Ehre dafür einzuheimsen, wie es dieser und jener zu tun pflegte. Entmutigt beschloss der Arme in seiner Verzweiflung, seinem elenden Leben ein Ende zu bereiten. Zu diesem Zwecke begab er sich in den wilden Wald hinein, weil er hoffte, es werde ihn irgend ein wildes Tier überfallen und auffressen oder eine giftige Natter beißen. Er irrte bereits drei volle Tage und Nächte herum und noch immer begegnete ihm nicht das geringste Missgeschick und kein reissendes Waldtier. Da erblickte er von fern eine hohe steile Felswand und dachte bei sich: „Es ist am gescheitesten, ich steige hinauf und lasse mich von oben hinabkollern. Dann ists mit aller Not und allem Leid gleich aus und vorbei!“ Bevor er auf den Felsen hinaufstieg, sprach er: „*Hickata mamun! Huckati mamun! Kapa, kapa mamun!*“ Auf einmal öffnete sich vor ihm die Felswand und er sah vor sich einen Höhleneingang. Neugierig schritt er hinein und erblickte in der Höhle eine Unmenge Gold aufgehäuft, und was ihn im Augenblick noch unendlich mehr erfreute, ein gebratenes Lamm, sonst aber kein lebendes Wesen. Vor allem stillte er seinen nagenden Hunger und nachdem er sich weidlich angegessen hatte, stopfte er seine Taschen und seinen Busen voll mit Gold an und kehrte frohgemut heim. Seine Frau war ausser sich vor Freude, ihn wiederzusehen und überglücklich beim Anblick des grossen Schatzes. „Weisst du was, meine liebste Seele“, sagte er zu ihr, „jetzt gehe ich und kaufe uns dies Häuschen samt dem Grund und Boden an und dann wollen wir uns hier ein stattliches Haus erbauen!“ Gesagt, getan. Bald erhob sich an Stelle der halbverfallenen Hütte ein prächtiges Landhaus mit einer herrschaftlichen Einrichtung. Nachdem sie darin eingezogen waren, sagte der Mann zu seiner Frau: „Nun pass auf, meine Seele, ich will mal meinem reichen Bruder Pilgram telephonieren, er soll uns doch auch besuchen und sich mit uns unseres Wohlstandes erfreuen, den uns Gott beschieden hat.“ Der Pilgram kam wirklich zu Besuch, war über den Reichtum seines Bruder ausser sich vor Erstaunen und befragte ihn: „Na das freut mich herzlich, dass es euch so gut ergeht. Ich habe es immer gesagt, der alte Gott lebt noch und er lässt die Seinigen nie verderben. Jetzt aber erklär mir, wohin deine Armut geraten ist und auf welche Art und Weise du dich so schön aufgeschwungen hast?“ Arglos entgegnete ihm der Bruder: „Wollte mich von einem Felsen im Walde hinabstürzen, als sich vor mir eine Höhle eröffnete, darin unermessliche Goldschätze aufgespeichert lagern!“ – „Ei der tausend“, versetzte darauf der reiche Pilgram, „diese Gelegenheit möchte ich mir doch auch selber näher besichtigen. Wenn schon, denn schon. Wir nehmen uns aber jeder einen leeren Sack mit und füllen uns ihn an, damit sich der Weg uns beiden verlohnen soll!“ – „Ist mir auch recht!“ erwiderte der gutmütige Bruder. So begaben sie sich denn selbender in den Wald, fanden den Eingang zur Felsenhöhle, traten ein und begannen ihre Säcke mit Gold anzufüllen. Der früher arme Bruder hatte seinen Sack bald voll, während der reiche Pilgram fortwährend nachstopfte, denn soviel er auch in

den Sack Gold hineinwarf, der Sack wollte sich nicht genügend ausfüllen lassen. „Ich will voraus gehen, damit mein Weib nicht zu lange auf mich warten muss“, sagte der jüngere Bruder, „du kommst mir ja ohnehin bald nach. Gelt ja?“ Und er kehrte heim, während der reiche Bruder Pilgram unausgesetzt sich abmühte, um doch seinen Sack vollzukriegen. Er plagt sich wohl noch immer in der Höhle ab, denn man hat nie wieder von ihm etwas gehört oder gesehen.

Bosnien

Anmerkung: Der Spruch des Armen vor den Felswand ist wohl ursprünglich ein Satz aus einem türkischen Gebete. Der Erzähler wusste seine Bedeutung nicht anzugeben. So sind viele Gebete und Beschwörungen für den, der sie anwendet, unverständlich, die Hauptsache dabei bleibt, dass die Geister sie verstehen, an die man sich wendet.

50. Die Mär von den drei wunderbaren Schwestern

In der Kaiserlichen Hauptstadt eines Landes brach fast allnächtlich irgendwo ein Brand aus. Über nacht brannten gewöhnlich mehrere Hauser nieder. Da erliess der Kaiser einen Befehl: es dürfe niemand mehr bei Dämmerunganbruch weder ein Feuer entzünden noch ein Licht anstecken. Die kaiserliche Verfügung musste jedermann hochhalten und befolgen und daher war jedermann von da an gezwungen nachts im Finstern zusetzen. Nacht für Nacht streiften Wachen in der Stadt umher, um darauf zu achten, ob nicht wer ein Feuer unterhielte oder ein Licht brennen liesse. Eines nachts machte sich der Kaiser sogar selber auf, um sich davon zu überzeugen, ob das Volk seiner Weisung getreu dahinlebe. Er wandert die ganze liebe Nacht umher, doch nirgend auch nur der Merkwürdigkeit wegen eine Spur von einem Licht zu gewahren. Davon war der Kaiser hoch befriedigt, doch als er gegen Morgen heimkehrte, erblickte er linker Hand des Weges ein niedrig von Obstbäumen umwachsen Häuschen, durch dessen kleines mit einem Papier verklebtes Fensterchen ein schwacher Lichtschein schimmerte.

Dorthin lenkte der Kaiser seine Schritte um doch zu sehen, wer sich denn vermessenem Sinnes getraue, sich wider seinen Befehl aufzulehnen. Wie er sich dem Häuschen nähert, vernimmt er ein Gespräch. Er bleibt stehen, um zu lauschen. Die Stimmen von drinnen klangen so laut, dass der Kaiser jedes gesprochene Wort deutlich auszunehmen und zu verstehen vermochte. Er schlich sich näher ans Fensterchen hinan, lugte durch einen Spalt hinein und bemerkte darin drei Mädchen. Das waren drei Schwestern im Gespräche mit einander. Er beobachtet sie und behorcht sie, sie aber haben keine Ahnung vom Lauscher.

„Wollte mich der Kaiser zu seiner Gemahlin erklären, so webte ich ihm einen Teppich so breit und so weit, dass darauf sein gesamtes Heer des Gebet verrichten könnte!“ sprach die Älteste der Schwestern.

„Wählte er mich, so bereitete ich ein Mittagessen, an dem sich sein gesamtes Heer sättigte und doch bliebe davon noch eine Menge zu essen übrig!“ so sagte die mittlere Schwester.

„Ich aber, fiele seine Wahl auf mich, würde ihm einen Sohn gebären von grünen Augen und goldenem Haarkopf und wann der Sohn weinte, so tropften ihm statt der Zähnen lauter Demanten aus den Augen. Ich tät ihm auch eine Tochter gebären von grünen Augen und goldenem Haar und wann die lachte, so entfielen ihrem Munde lauter rote Röslein!“ fügte die jüngste der Schwestern hinzu.

Der Kaiser prägte alle diese Reden seinem Gedächtnisse ein, merkte sich das Häuschen und zog still ab. Am anderen Morgen berief er aber alle drei Schwestern vor sich.

„Erzählt mir haarklein alles wieder, was ihr in der vorigen Nacht mit einander gesprochen habt!“ befahl ihnen der Kaiser. Sie fiengen Stein und Bein zu läugnen an, sie hätten überhaupt etwas geredet, als ihnen jedoch der Kaiser eine schwere Strafe androhte, gaben sie klein bei und erzählten ihm alles genau.

„Gut! Ich habe das alles bereits gewusst und werde eueren Wunsch erfüllen! Vorher aber müsst Ihr euer Versprechen ausführen!“ Der Kaiser sagte es lachenden Mundes, dann wandte er sich neuerdings an die Älteste der Schwestern: „Ich räume dir eine Frist von einem Monat zur Anfertigung des Gebetteppiches ein!“ – „Das will ich gerne tun, antwortete sie ihm, aber stell mir einhundert Helfer zur Seite bei!“ – „Ei, auf solche Weise kann ein jeder das Kunststück zuwege bringen!“ sagte der Kaiser und sprach die mittlere Schwester an: „Wohlan, bald ist es Zeit zum Mittagmahl, so geh denn und stell mir für mein Heer das Mittagessen fertig!“ – „Gerne“, so erwiderte sie ihm, „nur gesell mir alle die Köche bei, die sonst täglich das Essen fürs Kriegervolk bereiten!“ – Antwortete ihr der Kaiser: „Das habe ich schon von mir selber gewusst, dass es so zu machen ist!“

Darnach vermählte sich der Kaiser mit der jüngsten der drei Schwestern, zur Strafe aber für ihr Maulmachen verfügte der Kaiser, die älteren zwei Schwestern müssten ihrer jüngsten Dienerinnen sein.

So lebten sie schon ein Jahr lang im ungetrübten Eheglück dahin. Aber die zwei älteren Schwestern barsten darüber schier vor Neid und fassten einen unsinnigen Hass gegen die bevorzugte Schwester, der sie untergeben waren und darum trachteten sie insgeheim, sich dafür an ihr zu rächen.

Nach Ablauf des Jahres fasste der Kaiser den Entschluss, das neue Jahr mit einer Wallfahrt nach der Kaaba anzufangen.

Bevor er nun seine Pilgerschaft antrat, ermahnte er seine Schwägerinnen, eben diese zwei Schwestern seiner Gemahlin, auf sie sorgsam zuschauen und sie allzumal bei und nach ihrer bevorstehenden Niederkunft zu hegen und pflegen, bis er von Mekka und Medina wieder heimkehre.

Einige Zeit nach der Abreise des Kaisers genas die Kaiserin eines abends Zwillinge, nämlich eines Sohnes und einer Tochter ganz von jener Art, wie sie sie vorausgesagt hatte.

Kaum hatten dies ihre Schwestern bemerkt, als sie gleich die Gelegenheit zur Kühlung ihrer Rachegeleüste erspähten, umsomehr als die Zeit in Abwesenheit des Kaisers der Ausführung ihrer schlimmen Absichten sehr günstig war. Sie schafften noch in selber Nacht ein altes Weib herbei, das da zwei junge Hündchen von irgendwoher zur Stelle brachte, ein Männchen und ein Weibchen und dies Hundejungenpaar schoben sie der Schwester Wöchnerin unter. Die Strunsel fand eine taugliche Schachtel, bettete die Zwillinge hinein, schloss den Deckel und schmiss die Schachtel in den Strom hinab, der vor dem Kaiserlichen Hofe dahinfloss.

Eine geraume Weile darnach traf der Kaiser von der Kaaba wieder daheim ein. Die Höflinge beeilten sich dienstbeflissen, ihm sogleich zu vermelden, was für Geschöpfe die Kaiserliche Gemahlin zur Welt gebracht habe. Sobald der Kaiser solche Mär vernahm, gebot er, man solle die Frau vor dem Kaiserliche Palaste bis zum Gurte lebend in die Erde eingraben und das Hundejungenpaar ihr unterlegen, damit es an ihren Brüsten sauge. Ferner verfügte er, es möge jedweder, so da des Weges einherkam, sie ansucken. Es ward eine eigene Wache aufgestellt, die jeden Vorübergehenden, gleichgiltig ob er wollte oder ob er nicht wollte, dazu verhielt, auf die Frau zu spucken.

Jene Schachtel mit den Kindlein darin war solange stromabwärts geschwommen, bis sie an eine Mühle hingelange, deren Räder eben dies Stromwasser bewegte. Das Wasser trug die Schachtel gerade in den Rinneneinfluss hinein, weil der aber etwas eng war, rannte sich die Schachtel in ihm fest ein, lenkte damit den Zufluss ab, und die Mühle hörte zu mahlen auf, ihr Gang blieb stehen.

Kaum merkte der Müller, irgend etwas habe seiner Mühleräder Lauf gehemmt, lief er hinaus, um nachzuschauen, was denn plötzlich losgeworden sei. Wie er da in der Rinne die Schachtel erschaute, zog er sie schnell heraus und trug sie zu seiner Müllerfrau in die Mühle hinein, um nachzusehen, was wohl drinnen sein mag. Als nun die Müllerin die Schachtel erblickte, rief sie freudig bewegt aus: „Die Schachtel gehört schon dir, als Müller hast du ja sowieso für sie eine gute Verwendung, mir jedoch gehört das, was die Schachtel enthält!“

Wie sie die Schachtel aufschlossen, entdeckten sie darin die wunderschönen Zwillingkindlein!

Das Knäblein hub gleich zu weinen an, doch statt der Tränen perlten ihm über die Wängelein lauter Demanten herab. Der Müller und die Müllerin tummelten sich, diese Edelsteine sorgsam aufzulesen. Darauf übergab der Müller die Kinder seiner Frau zur Pflege und Erziehung, wozu sie gerade besonders berufen war, da sie selber erst neulich das Wochenbett verlassen hatte. Nach diesem Ereignis vermehrte sich des Müllers Reichtum dermassen, dass er selber bald nimmer wusste, was er alles und wo er was besitzt.

So verbrachten die Kinder in der Mühle beim Müller ihre ersten sieben Jahre. Eines Tages rief der Müller die Zwillinge vor sich und sagte zu ihnen: „Ich bin gar nicht euer richtiger Vater, wofür ihr mich bisher alle weil gehalten habt.“ Und dann erzählte er ihnen, wie er sie

aufgefunden und bei sich grossgezogen habe. Ferner redete er noch so zu ihnen: „Jetzunder geht aber weg von mir, wohin euch eure Füsse tragen und eure Augen hinleiten. Ich habe euch bis zu eurem achten Jahre grossgezogen und ihr habt mich hoch beglückt!“

Darüber wurden die Kinder gar sehr traurig, weil sie weggehen mussten, doch sie wussten sich nicht anders zu helfen, es blieb ihnen halt nichts übrig, als sich auf die Wander zu begeben, und sie ahnten gar nicht, wohin sie sich wenden sollten. Alsdann beschlossen sie stromaufwärts zu gehen, weil ihnen ja der Müller erzählt hatte, sie seien stromabwärts in einer Schachtel angeschwommen worden, – und so hofften sie, auf ihrer Wanderung ihre richtigen Eltern irgendwie und irgendwo aufzuspüren. So schritten sie auf gut Glück bis um Mittag dahin und sie verspürten bereits starken Hunger, als ihnen ein Bäck begegnete, der auf dem Kopf ein mit Brodfladen bedecktes Brett trug. Sobald sie sich ihm genähert hatten, sprachen sie ihn um einen Fladen an. Er reichte jedem einen, damit sie das Brod vorerst besehen, sie aber bissen gleich wacker hinein, weil es sie so recht hungerte, ohne vorher abzuwarten, was er sagen werde, um welchen Preis er das Brod feil habe. Wie er dann von ihnen eine Bezahlung heischte, sagten sie zu ihm, sie hätten kein Geld, nicht einmal eine Para in der Tasche. Darüber ist er wild ergrimmt und schrie sie an: „Ihr Landstreicherpack über einander, wie habt Ihr euch nur erfrecht ein Brod zu verlangen, wenn Ihr keine Para besitzt!“ und begann auf sie fest loszuschlagen. Die Kinder brachen in ein Geweine aus, wie aber nun der Bäck merkte, dass der Knabe statt Tränen zu vergiessen lauter köstlich Edelgestein ausstreue, liess er das Brett mit den Broden auf den Boden nieder und fieng die Demanten aufzulesen an, die auf der Erde herum kollerten, die Zwillingkinder aber tröstete er mit mildem Zuspruch: „Beruhigt euch, liebe Kindlein, weint nicht mehr, ich will euch alle diese Brode schenken!“ – Die Kindlein hörten zu weinen auf und der Bäck klaubte noch alle die Edelsteine vom Boden sehr sorgfältig auf, bedachte die Kindlein noch mit einigen Fladen und schlug sich frohgemut in die Büsche.

Die Kinder setzten ihren Weg weiter fort und begegneten einem Juden. Als er an ihnen vorbei wollte, bemerkte er hinterm Gürtel des kleinen Jungen einen Diamanten von ungewöhnlicher Schönheit, der dem Knaben dahingefallen war, als ihn der böse Bäck verhaute. Der Jude trat an ihn nahe heran und fragte ihn: „Kleiner, was hast du da?“ – Der Knabe antwortete: „Du siehst es doch, meine Träne!“ – „Wie teuer magst du sie mir verkaufen?“ – „Ganz gerne, wieviel willst du mir dafür geben?“ – Der Jude kannte sich in Edelsteinen gut aus und schätzte den Wert des Steines hoch ein und wollte unter jeder Bedingung und um jeden Preis diese Kostbarkeit erstehen. Der Kleine tat so, als ob er sich sträubte, der Jude steigerte wie versessen immer höher den Preis, bis sie zu guter Letzt mit hundert Dukaten handeleinig wurden. Der Jude zog rasch seinen Geldbeutel heraus, zählte ihm das Geld auf die Hand auf, empfing dafür vom Knaben dessen Träne, nämlich den Diamanten und setzte, da er ein so gutes Geschäft gemacht hatte, vergnügt weiter seinen Weg fort.

Die Zwillingkinder wanderten wieder weiter immer stromaufwärts und als sie zu einer grossen Stadt gelangten, – das war eben die Stadt, in welcher ihr Vater als Kaiser herrschte – beschlossen sie, an diesem Orte zu verbleiben. Der Kleine hackte gleich von Bäumen genug Äste ab, baute aus ihnen eine Laubhütte und hier in der Hütte schlugen die Geschwister ihr Heim auf. Eine Weile darnach drückte den kleinen Jungen seine Verlassenheit, sein Gram und Leid das Herz derart ab, dass ihm die Tränen aus den Augen stürzten. Er sammelte sie auf und trug sie zu einem Juden in die Stadt hinein und bekam von ihm für jede diamantene Träne je fünfzig Golddukatn bar ausbezahlt.

Als er sich im Besitze eines so gewaltigen Schatzes sah, bestellte der Knabe die vornehmsten Baumeister und liess sich von ihnen einen Palast aufführen, der bei weitem noch viel grösser und noch viel schöner als sogar der Kaiserliche Serail war. Der Ruf davon drang durch die ganze Stadt und er drang auch zu Ohren seiner beiden heimtückischen Tanten und die beschlossen, ihn aus der Welt zu schaffen; ohne Verzug liessen sie wieder jenes alte Weib kommen und gaben ihr den Auftrag, sich zum Eigentümer jenes Prachtpalastes im Gefilde vor der Stadt hinzubegeben und ihn zu irgend einem gefährlichen Abenteuer zu verleiten, bei dem er gewiss seinen Kopf verlieren müsse, den Dienst aber würden sie ihr ganz gehörig entlohnen.

Die Strunsel suchte den Jüngling auf und sprach so zu ihm: „Hei, mein geliebtes Söhnlein, hast einen recht schönen Palast, es fehlt dir bloss noch ein Ross dazu, ich aber will dir verraten, so sich so ein Prachtross für dich vorfindet!“ – „Wo gibt es wohl ein solches, o Mütterlein!“ rief er freudig ergriffen aus. „Ich tät mir das Reitross herschaffen, denn ich ziehe jeden Tag auf die Pirschjagd aus und da könnte ich es sehr gut gebrauchen!“ Beschied ihn die Vettel: „In einem Hochwaldgebirge, dort lebt ein Divenross, das ist beflügelt und der Sprache kundig.“ – „Ei, wie soll ich es denn herbekommen?“ fragte er die Alte. „Ganz leicht, mein Söhnlein, horch nur zu, wie ich dich beraten werde. Im selben Hochgebirge befindet sich ein Bergsee, doch ist dieser See dormalen von wegen der grossen Sonnenhitze völlig ausgetrocknet. Darum nimm, wann du von hier dorthin aufbrichst, drei Schläuche voll Wasser mit und schütte es in jenen See aus. Sodann verbirg dich und lauere auf das Ross. Wann es dann zu trinken anhebt, lauf behende hinzu, erwisch es bei der Mähne und rufe aus: ‚Halt! Du gehört mir bis in alle Ewigkeit!‘“

So um die Mittagstunde herum tauchte urplötzlich jenes Ross am See auf, witterte das Wasser, beschnüffelte es und sprang sogleich wieder zurück. Trat dann zum zweitenmal an den See heran, beschnüffelte neuerdings das Wasser und prallte wieder davon zurück, weil ihm aber der Durst Qualen schuf, kam es auch noch ein drittesmal an den See hin und setzte zum Trinken an. Im selben Augenblicke sprang der Jüngling hinterm Busch hervor, ergriff das Ross bei den Mähnen und rief aus: „Halt du! Gehört mir bis in alle Ewigkeit an!“ Entgegnete ihm das Ross: „Du hast mich überlistet, denn hätte ich dich früher gewahrt gehabt, ich hätte dich mit meinen Hufen zertreten. Kaum hatte ich dies Wasser

beschnüffelt, so erkannte ich, es sei nicht echtes Seewasser von hier, weil mir jedoch der Durst lästig geworden war, musste ich davon trinken.“ Das Ross sagte noch weiter zu ihm: „Ich werde mit dir nicht zu deinem Hause fortziehen, denn ich müsste bei deiner Nahrung und deinem Wassertrunk verschmachten, reiss du jedoch aus meiner Mähne einige Haare aus und sollte ich dir mal irgendwie vonnöten sein, so zünd bloss ein Härchen an und ich werde im Nu zu dir hingeflogen kommen!“ Es war schon in später Schummerstunde, als der Jüngling mit harter Mühe daheim eintraf.

Noch graute nicht recht der Morgen, da war schon jene garstige Strunsel zur Stelle. Er erzählte ihr auf ihre Frage, ob er das Ross eingefangen, das Unternehmen sei ihm wohl geglückt und er wies ihr jene ausgerupften Mähnehaare vor und schilderte ihr genau sein ganzes Erlebnis. Darauf sagte die Vettel zu ihm: „Ei, mein Söhnlein, das Ross hast du dir freilich herbeigeschafft, nun solltest du aber auch deinem Schwesterlein das Zweiglein besorgen!“ – Schrie er der Alten zu: „Was ist das für ein Zweig, rasch heraus damit!“ Die Strunsel lächelte vor sich boshaft hin und dachte bei sich im Stillen: fürwahr, bist du nicht schon gestern umgekommen, als du das Ross einfiengst, so wirst du heute aber gewiss den Kopf verlieren, wann du dich dranwagen wirst, den Zweig zu brechen!

Alsdann hub ihm das schlimme alte Weib vom Zweig zu vermelden an: „In dem und dem Hochwaldgebirge wächst ein goldener Zweig und der Zweig ist der Gabe der Rede kundig und er kann sich auch mit deinem Schwesterlein unterhalten, da du doch Tag für Tag auf die Jagd ausziehst und dein liebes Schwesterlein weint sich inzwischen die Äuglein heraus, weil ihr allein so bange ist und sie mit niemandem zu plaudern hat.“

Nicht sobald hatte sich das alte Weib entfernt, so zog er sogleich ein Mähnenhaar heraus und zündete es an und kaum war es angebrannt, vernahm man ein brausend Getöse und schon erschien jenes Ross vor dem Palaste herbeigeflogen. Sogleich wie es da war, rief es ihm zu: „Wozu bedarfst du meiner?“ Er sagte ihm vom Zweige alles, was er von der Alten erfahren hatte. Darauf antwortete ihm das Divenross: „Da macht sich irgend einer ein Geschäft daraus, dass wir uns beide sowohl ich wie du unseren Hals und unser Genick brechen sollen. Es hält nicht leicht zu jenem Zweig zu gelangen, denn du weisst nicht, an was für einem Orte er wächst. Er ist nämlich zwischen zwei übermächtigen Felswänden eingesetzt und diese Felsen gehen jeden Augenblick auseinander und schlagen wieder jeden Augenblick aneinander wieder an. Wann die Felswände auseinandergehen, so fliege ich dazwischen in die Klamm hinein, du aber greifst flugs nach dem Zweig und reisst ihn ab und kannst du dich seiner nicht bemächtigen, so lass mich nur ja nicht im Stich, denn klappen die Felsen wieder zusammen, so erschnappen sie uns beide und zermalmen uns die Knochen im Leibe!“

Darnach schwang er sich aufs Ross hinauf, das Ross aber flog wie ein Pfeil schnell dahin und kam im Augenblick in jenes Hochgebirge hinaufgeflogen. Wie sie dort eintrafen, sahen sie, wie sich die Felswände manchmal von einander entfernten und wie sie zuweilen wieder aneinanderstiessen. Das Ross erspähte einmal den günstigen Augenblick des

Auseinanderfahren der Felsen, breitete seine Fittiche aus und flog so rasch als wie nur möglich zwischen ihnen in den Spalt hinein. Sobald sie sich dem Zweig genähert hatten, beugte sich der Jüngling vom Ross hinab und riss am Zweig, konnte ihn aber nicht herausreißen, sondern knickte ihn bloss unter mehr als der Hälfte ab. Fast war er schon wieder herausgeflogen, als die Felsenwände wieder an einander prallten, wobei sie dem Rosse die Kruppe zerquetschten. Als der Jüngling den Blick nach rückwärts wandte, bemerkte er zu seinem herbsten Leidwesen, sein Ross schleppe den Hinterleib nur so nach, wie sie nun ins Flachgefilde hinausgingen. Sprach das Ross so zu ihm: „Du bist schuld daran, dass mir meine Kruppe gebrochen worden, denn nachdem wir hineingeflogen und zum Zweige vorgedrungen waren, hast du den Zweig angepackt, um ihn samt seinen Wurzeln herauszuziehen, doch weil du zu schwach dazu warst, fasstest du ihn von oben an und brachst ihn in der Mitte ab. Damit hast du mich doch ein bisschen zu lang hingehalten und wir konnten nicht noch rechtzeitig entweichen. Ich vermag dich darum nicht wieder bis zu deinem Hause zu tragen, sondern du musst mich freilassen und du sollst mich innerhalb der nächsten dieser Monate nicht rufen, ich aber ziehe mich ins Hochgebirge zurück, um mich auszuheilen und werde in der Zwischenzeit wieder gesunden!“ So liess er denn das Ross freilaufen, selber aber gieng er zu Fuss heim, nahm den Zweig mit und traf mit Mühe und Not bei Nachtanbruch zu Hause ein.

Kaum hatte er sich am Morgen vom Lager erhoben, war auch schon die Strunsel da. Sie fragte ihn: „O mein Söhnlein, hast du das bewusste Zweiglein herbeigeholt?“ – Erwiderte er ihr: „Jawohl“, brachte den Zweig herbei und berichtete ihr alles, was ihm und seinem Ross zugestossen sei. Sodann sagte die unglückselige Alte weiter zu ihm: „Nunmehr hast du alles herbeigeschafft, es fehlt dir nur noch, dass du dich auch glücklich verheiratest!“ Antwortete er ihr: „Freilich möchte ich gerne heiraten, fände ich wo ein zu mir passendes Mädchen!“ Darauf bemerkte die Alte: „In dem und dem Blachgefilde steht eine Auslugwarte und in dieser Warte lebt ein Fräulein von einer unvergleichlich hohen Schönheit, die nirgend in der Welt ein Widerpart hat, und selbiges Fräulein wird mit Namen Pendel Hanuma geheissen!“ Nach Abgang der Alten wollte er schon ein anderes Mähnenhaar anzünden, als es ihm noch zur rechten Zeit einfiel, was ihm das Ross eingeschärft hatte, nämlich es vor Ablauf dreier Monate nicht wieder einzuberufen.

Wie die drei Monate verstrichen waren, zündete er ein Mähnenhaar endlich an und kaum fieng das Haar zu brandeln an, war auch schon das Zauberross zur Stelle. Der Jüngling erzählte ihm alles, was er von der Sache wusste, weil ihn das Ross befragte, warum er es denn berufen und darauf sagte es zu ihm: „Auch zu diesem gefährlichsten Abenteuer reist und stiftet dich irgend ein geheimer Feind an, damit wir allebeide, sowohl ich als auch du, niemals wieder zurückkehren sollen, weil sich ja noch jeder, der sich dorthingewagt und Pendel Hanuma aufgefordert hatte, ihm zu folgen, in eine steinerne Säule verwandelte. Wann wir zum Fuss der Warte hingelangen, so wirst du sie zum erstenmal anrufen; wofern sie sich aber auf den Ruf nicht meldet, so werden uns die Beine bis zu den Knien hinauf versteinert.

Meldet sie sich auf den zweiten Anruf nicht, so wirst du bis zum Gürtel, ich jedoch bis zum Bauch hinein, zu Stein werden. Und wenn du sie auch noch zum drittenmal anrufst und sie schenkt dir selbst da kein Gehör, so werden wir beide ganz und gar versteinern. Ich möchte dir anraten, lass uns lieber nicht hingehen, das wäre gescheidter, es giebt ja auch noch ausser jener etwelche andere Mädchen auf der Welt!" Da sagte der Jüngling: „Ich ziehe dahin und wie es der liebe Gott fügen mag!" Antwortete ihm hierauf das Ross: „Du hast über mich zu gebieten und ich muss mich dorthin begeben, wohin dir belieben mag und wäre es selbst ins Feuer!"

Der Jüngling bestieg das Ross und brach auf den Weg auf. Als sie in jenes Blachgefilde in Gesichtweite der Auslugwarte gelangten, erblickten sie das gesamte Gefilde weit und breit gedrückt voll versteinerner Menschen und Tiere; sobald sie sich nahe genug bei der Warte befanden, zügelte der Jüngling seinen Renner und rief aus: „O Pendel Hanuma!", doch sie meldete sich nicht. Wie er dazuschaute, da waren seine und seines Rosses Beine bis zu den Knien versteinert. Er schrie zum zweitenmal: „O Pendel Hanuma!", doch meldete sich aus der Warte keine Seele. Wie er hinab zum Rosse schaute, da sah er das Ross bis zum Bauche versteinert, sich selber aber bis zum Gürtel im gleichen Zustande. Als er dann noch zum drittenmal ausrief: „O Pendel Hanuma!", vernahm man aus der Warte die Stimme: „Was begehrt du, Kaiserlicher Prinz?" Er gab ihr zur Antwort: „Komm mit mir, sei mir ein treuer Genoss bis an unser Lebensende!" Rief sie ihm zurück: „Bin damit einverstanden, o Kaiserlicher Prinz!" Sie trat aus der Warte heraus ins Freie und er hob sie aufs Ross hinter sich herauf. Im selben Augenblicke, wo sie sich mit Gegenanruf angemeldet hatte, löste sich von ihm und seinem Rosse der Steinbann und beide verwandelten sich zurück zu Fleisch und Blut, wie sie vordem gewesen und gleichzeitig kehrte in alle die übrigen versteinerten Rosse im Gefilde und in ihre Reiter ein neues, frisches Leben zurück. Der Jüngling zog mit seinem Bräutchen heimwärts und alle die neu belebten Männer folgten ihm hoch zu Rosse als sein Brautgeleite.

Als der festliche Zug bei seinem Prachtpalaste anlangte, empfing er sie insgesamt herrlich und veranstaltete ein grossartiges Hochzeitmahl von vieler Tage Dauer. Eines Abends sagte nun die Braut zu ihm, ihrem Bräutigam, er möge hingehen und den Kaiser zu ihrem Hochzeitschmause zu Gast bitten. Sie fügte noch hinzu: „Wann du dich auf den Weg machst, so nimm ein Umhängtuch mit dir mit und wann du vor des Kaiserliche hohe Tor hinkommst, wirst du auf die Kaiserliche Wache und auf ein bis zum Selignot in den Erdboden eingegrabenes Weib stossen, an dessen Brüsten zwei Rüden saugen. Du säble sogleich die gesamte Wachmannschaft und die beiden Jagdhunde nieder, die Frau aber bedecke mit diesem Umwurfuche. Sodann tritt zum Tor ein und begieb dich zum Kaiser auf seine Stube hinauf!"

Der Jüngling nahm ihr unverzüglich das Umhängtuch ab und tat so wie sie es ihn geheissen. Als er sich vor dem Kaiserlichen Hoftor befand, zog er sein Schwert aus der

Scheide heraus und säbelte die Wachmannschaft samt und sonders nieder, haute darnach die zwei Rüden zu Stücken, jene eingegrabene Frau jedoch bedeckte er mit dem Umhängtuche übern Kopf. Er hatte von seiner jungen Gemahlin zu dem Zwecke das Tuch empfangen, damit sie ihn nicht als ihren Sohn zu früh erkenne und aufseufze, was sie ja nicht tun konnte, war sie überdeckt. Ohne vorherige Anmeldung trat er also beim Kaiser in seiner guten Stube ein, lud ihn zur Hochzeitfeier am selben Abend ein, und kehrte wieder zu seinen Gästen heim.

In der Abenddämmerung erschien der Kaiser mit seinen Hofstaate. Die Nacht hindurch ergab man sich der Lustbarkeit und um Morgenanbruch erhob sich auch der Kaiser und trank gemeinsam mit dem Jüngling seinen Morgenkaffee. Da trat unerwartet Pendel Hanuma mit ihrer Schwägerin in die Feststube ein. In der einen Hand trug sie eine Tablette und darauf einen silbernen Vogel und rings um den Vogel herum war die Tablette mit Weizen bedeckt, in der anderen Hand aber hielt sie eine goldene Gerte. Beide Frauen küssten dem Kaiser die Hand und Pendel Hanuma stellte vor ihn die Tablette mit dem Silbervogel und den Weizen hin, drückte ihm die goldene Gerte in die andere Hand und sprach zu ihm: „So schlag nun mit dieser Gerte auf den Vogel los, dass er diesen Weizen aufpicke!“ Antwortete ihr der Kaiser: „Bist du etwa nicht recht bei Trost? Wie soll denn der Vogel, der doch nicht lebt, den Weizen aufpicken?!“ Darauf versetzte sie: „Schlag du immerzu drauflos!“ – Der Kaiser schlug nun mit der goldenen Gerte dem Silbervogel über den Rücken, doch der Vogel rührte sich nicht einmal. „Da siehst du!“ rief der Kaiser aus. Bemerkte sie dazu: „Na, da siehst auch du, wie ich dich dranbekommen habe. Warum glaubst du dagegen, deine Gemahlin habe zwei Rüdenjungen zur Welt gebracht? Das haben dir die anderen zwei Schwestern einfach vorgelogen, du hast ihnen blindlings Glauben geschenkt und darzu konnten sie dich hinters Licht führen. Nun aber wisse, der Jüngling, der hier an deiner Seite sitzt, das ist dein leiblicher Sohn und die hier deine leibliche Tochter“ – sie zeigte dabei mit der Hand auf ihre Schwägerin – „ich aber bin deine Schnur!“ Sodann erzählte sie ihm der Reihe nach alles, was sich nach seiner Abreise zur Kaaba mit seinen beiden Kindern gleich nach ihrer Geburt ereignet habe. Sobald der Kaiser den wahren Sachverhalt erfahren, befahl er unverzüglich, man habe jene zwei Schwestern vor dem grossen Hoftore seinen Palastes aufzuknüpfen und dann beeilte er sich, seine Frau aus der Erde herauszuheben und sie wieder in den vormaligen Stand einer Kaiserlichen Gemahlin einzusetzen. Nachher lebte der Kaiser noch einige Jahre in Glück und Frieden und segnete als alter Mann das Zeitliche. Der Prinz erbte von ihm die Kaiserherrschaft und wurde somit selber zum Kaiser. Jenen Müller aber liess er holen und reichte ihn in den Hofstaat ein, damit er bei ihm, dem Kaiser, seine Tage sorgenfrei und ohne Plagen verleben möge.

3. Religiöse Märchen

51. *Wie man sein einem vom Schicksal bestimmtes Geschick zum Guten wenden kann*

Es lebten einmal in einer Stadt drei Gebrüder. Die zwei älteren waren verheiratet, der jüngste aber noch ledig und ein flotter Geselle. Da er keinem guten Rate zugänglich war, so zweigten seine Brüder seinen Anteil von der väterlichen Erbschaft ab und sprachen so zu ihm: „Da hast du dein Vermögen, tu damit was du willst, wie du dich bettest, so wirst du dich strecken, wir zwei wollen jedoch mit dir keinerlei Gütergemeinschaft pflegen.“

Der jüngste Bruder übernahm seinen Anteil, verblieb bei seiner ihm zusagenden Lebensweise, zehrte frohgemut sein Bargut auf und wich jeglicher Erwerbstätigkeit vorsätzlich aus. Nachdem er schon sein ganzes Vermögen verklopft hatte, hieng er sich wieder seinen Brüdern an die Arme. Sie beschworen ihn, endlich einmal sein Lotterleben aufzugeben und sie werden ihn wie schon ihren leiblichen Bruder ernähren und in Ehren halten. Schön, nur liess er trotz alledem von seinen Gepflogenheiten der Arbeitscheu nicht ab. Endlich sagte zu ihm der ältere Bruder: „Troll dich, wohin es dich freut, wir mögen dich nicht länger ausfüttern!“ Wie ihn so die Brüder zum Haus hinausgejagt hatten, überlegte er bei sich seine Lage: „Arbeiten kann ich nicht und mag ich nicht, habe ja sowieso kein Handwerk und kein Gewerbe je erlernt. Am gescheitesten ist wohl, ich schlage mich in die Welt hinaus und der liebe Gott wird schon weiter helfen!“ Wie er nun so durch einen Hochwald zu hinwanderte, ohne zu wissen, wohin des Weges und was er suche, gewahrte er auf einem Berge einen greisen Mann, der in vorgebeugter Haltung irgend etwas aufliest. Dachte sich unser Wanderer: „Will mich doch mal jenem Menschen dort anbieten, vielleicht weiss er mir ein Heilmittel für mein Leid zu sagen!“ So kam er zu ihm hin, rief ihm einen Selam! zu und der Greis erwiderte ihm mit Selam!, ohne sich dabei auf ihn auch nur umzuschauen, sondern setzte unverdrossen seine Arbeit fort, indem er irgendwelche Kräuter aus der Erde herausrupfte und sie in seinen Rucksack hineinstopfte, den er auf den Schultern hängen hatte.

Bei Anbruch der nächtlichen Dunkelheit machte sich der Greis auf den Heimweg und hinterdrein folgte ihm der arme Junge und sie sprachen miteinander kein Wörtchen. Der Greis schreitet voraus und der andere ihm nach und der denkt bei sich im Stillen: „Beim Allah, wohin sich immer dieser Greis wenden mag, ich will ihm nachsteigen, vielleicht schaut dabei doch irgend ein Heil für mich heraus!“ So einhergehend gelangten sie auf und sie traten beide ein. Dann zog der Greis aus dem Wandschrank ein Stückchen Brod hervor, brach es in zwei gleiche Teile, gab die eine Hälfte dem Armen, behielt für sich die andere und jeder ass seinen Bissen auf.

Als es Zeit zum Schlafengehen war, legten sich beide zur Ruhe nieder. Um die Mitternachtstunde erwachte der arme Wandermann und hörte, wie jemand, dessen Stimme gleichsam aus der Tiefe der Erde zu dringen schien, den Greis ruft und ihm mitteilt, in selber Nacht seien so und so viele tausende Kinder zur Welt gekommen, worauf der Greis jener Stimme zugewandt, ausrief: „Es sei! Gebe es Gott, es werde ihnen ein solches Schicksal zu Teil wie mir heute zu Nacht!“ Der Arme hörte dies Gespräch mit an ohne sich zu mucksen, nur damit der Greis nicht merke, er habe gelauscht.

Bei Taganbruch erhoben sich beide von ihrem Lager, der Greis machte sich auf den Weg und der Arme folgte ihm, doch sie wechselten mit einander kein Wörtchen im Verkehr, sondern wanderten geruhsam selbender dem Hochwaldgebirge zu. Im Gebirge sammelte der Greis Kräuter gerade so wie am Vortage ein und jener Arme folgte ihm unverdrossen auf Schritt und Tritt nach. Bei Abendanbruch trat der Greis den Heimweg an und hintennach der Arme und so gelangten sie vor ein einsam stehendes Häuschen, in welchem sich keine lebende Seele befand. Sie treten ein, siehe da! Mitten in der Stube ist ein Becken aufgestellt und auf dem Becken ein wenig Suppe und ein Stück Brot. Der Greis rief dem Armen zu: „Bujrum! (Belieben Sie!)“ Und sie setzten sich beide ans Becken hin zum Mahl. Darnach begaben sie sich zur Ruhe. Um Mitternacht vernimmt der Arme wie in der Vornacht, wie irgend einer den Greis anruft und hört dessen Antwort! „Es sei! Möge Gott es geben, dass ihnen das gleiche Schicksal beschieden sei, wie mir heutzunacht!“

In der Früh erheben sie sich, der Greis bricht auf den Weg auf, der Arme schliesst sich ihm an und wieder gehts ins Hochgebirgswaldland, wieder sammelt der Alte Kräuter ein und der Junge bleibt ihm treu wie der Schatten bis zum Abend an der Seite. Am Abend kehrte der Greis um und der Arme folgte ihm hinterdrein nach. Sie trafen vor einem herrlich schön erbauten Hause ein. Viele Dienerschaft bereitete ihnen einen festlichen Empfang und geleitete sie in eine mit allem erdenklichen feinsten Hausrat ausgestattete Stube. Als es Zeit zur Abendmahlzeit war, tragen die Diener ein überaus herrschaftliches Nachtessen den beiden auf. Der Arme kannte sich vor Staunen schier nicht mehr aus, wohin er geraten sei, doch weder getraut er sich an den Greis eine Frage zu richten noch giebt ihm der Greis aus eigenem Antrieb einen Aufschluss.

Nach dem Nachtmahl und nachdem sie das Jat-su-Gebet verrichtet hatten, bereiteten die Hausdiener die Daunenlagerstätten, für jeden eine eigene, und die zwei legten sich darauf zur Ruhe. Um die Mitternachtstunde herum vernahm der Arme wiederum, wie irgend eine Stimme dem Greise zurufe, es seien so und so viele tausende Kinder geboren worden, worauf der Greis antwortet: „Es sei, gewähre es Gott, ihr Schicksal gestalte sich derart, wie das meine dieser Nacht!“ In der Früh, nachdem sie sich erhoben und Kaffee getrunken hatten, redete der Greis den armen Wanderer also an: „Nun sind es schon drei Tage und drei Nächte, dass du hergekommen bist. Weder sagst du mir, warum du auf Reisen ausgezogen und was du suchst, noch befrage ich dich darum!“

Hierauf hub der junge Mann alle seine Erlebnisse dem Greis zu erzählen an, wie er mit den Brüdern in Hausgemeinschaft gelebt und sich später von ihnen abgeteilt, sein ganzes Vermögen leichtsinnig vergeudet und sich zuletzt auf die Wander in die weite Welt hinaus gemacht habe. „Und dich, ehrwürdiger Greis, traf ich als den ersten an und schloss mich dir an, um vielleicht von dir einen heilsamen Rat zu gewinnen!“

Nachdem der Greis des armen Menschen Leid begriffen, sprach er so zu ihm: „Kehr du getrost heim zu deinen Brüdern ins Haus, leb weiter bei ihnen und verheirat dich mit jener ihrer Dienstmagd, so da Habiba geheissen wird und du wirst in allen Stücken beglückt sein!“

Darüber verwundert fragte ihn der Gast: „Wie soll ich deren Hausmagd ehelichen, ich, der ich von guter Familie bin, sie dagegen von einer recht fragwürdigen, überdies liessen so was meine Brüder überhaupt nicht zu!“ Entgegnete ihm der Greis: „Hör du nicht auf sie, denn du bist an einem solchen Abend geboren worden, wie jener war als wir in der ersten Nacht in der Keuschen nächtigten und daher ist dir ein so gestaltetes Geschick beschieden, dagegen kam jene Hausmagd, die bei deinen Brüdern im Gedinge steht, an einem solchen Abend zur Welt, wie der unsrige nächstens beschaffen war und darum wirst du mit ihr glücklich werden.“ Der Greis fügte noch hinzu: „Wann du mit Habiba verheiratet sein wirst, sage nie, euer Vermögen sei dein, sondern immer nur es sei ihr Vermögen!“

Diese Erklärung des Greises versetzte den armen jungen Mann in große Freude. Er sprang behende vom Estrich auf die Beine auf, küsste dem Greis zum Abschied die Hand und zog singend in sein Heimatland zurück. Als er daheim eintraf, empfingen ihn die Brüder mit Freuden, wie schon ihren lieben jüngsten Bruder und nahmen ihn herzlich gern auf, damit er bei ihnen sein Leben verbringen soll.

Erst nachdem er einige Tage hindurch der Erholung gepflegt, begann er seinen Brüdern von seinen Reiseabenteuern zu erzählen und wie ihn da so ein seelenguter lieber Greis überredet habe, sich mit deren Dienstmagd Habiba zu vermählen. Als die Brüder dies vernahmen, da gieng ihnen der Gedanke gar sehr wider den Strich, ihren Bruder mit der Dienstmagd zu verheiraten, vielmehr redeten sie ihm das aus und redeten ihm wieder zu, irgend ein ihm beliebiges anderes Mädchen auszusuchen und sie werden ihn ohne Verzug mit ihr vermählen und ihm ein eigenes Haus aufrichten; doch war alles vergeblich, er hatte es sich eben in den Kopf gesetzt, keine als nur die eine, die Habiba heimzuführen. Wie da nun die Brüder einsahen, er lasse sich unter keiner Bedingung von ihnen von seinem Vorsatz abbringen, so verheirateten sie ihn denn mit besagter Habiba und stellten für beide auf einem Ackerfelde ein kleines Häuschen her, damit er dort mit seinem Weibchen seine Tage fern von ihnen verbringe, den Feldwinkel beackere und mit dem Ertrag sich und seine Ehegenossin ernähre und am Leben erhalte.

Nachdem sich unser Freund beweiht hatte und ins Häuschen mit seinem Weibchen eingezogen war, hub er auf dem Felde Ackerfurchen zu ziehen an und pflügte bei dieser

Gelegenheit einen großen Henkeltopf voll Dukaten heraus. Das ganze Dorf war vor Verwunderung ausser sich, dass ihm das Glück derart freigebig an die Hand gegangen war.

Nachdem er das Stück Feldes aufgeackert hatte, fieng er Weizen auszusäen an, weil ihm aber der Same nicht ausreichte, so nahm er Dukaten her und säete sie statt des Weizens aus.

Während bei den anderen Landleuten die Saat auf den umliegenden Feldern erst in die Halme zu schiessen anfieng, war sein Weizen bereits voll ausgereift und stand in goldenen Ähren da.

Darnach berief er aus dem Dorfe freiwillige Hilfarbeiter zur Weizenfechtung ein und nach dem Schnitt begann er die Frucht in Garben zu binden, das vorübergehende Volk aber staunte die wunderherrliche Weizenernte in goldenen Ähren an. Als sie damit anhuben, die Garben zu binden, kam so von ohngefähr ein fremder Mensch des Weges daher und fragte den Hausvorstand:

„Wem gehört der Weizen da?“ Der antwortete: „Nun mir!“ Als der Alte vorüber war, liess Gott einen Wirbelwind entstehen, der da alle die Garben zu zerzausen, in die Wolken hoch zu erheben und zu verstreuen begann. Jetzt fiel ihm erst ein, was ihm jener Greis eingeschärft hatte, jeweilig zu sagen und er rief dem enteilenden Wandermann nach: „Nicht mir gehört der Weizen, vielmehr einzig und allein Habiba!“ Inzwischen legte sich rasch der Wind und der Mann konnte noch einige Garbe für sich vor den Verderben erretten.

Späterhin hütete er sich wohl, je wieder einmal zu sagen, irgend etwas gehöre ihm, sondern er redete immer nur von Habibas Gut und er ist zu so gewaltigem Reichtum aufgestiegen, dass er in der Stadt so herrliche Seraile erbaute, wie solche nicht einmal der Pascha sein eigen nannte. Und in diesen Palästen gebar ihm seine Frau drei Söhne, von denen einer zum Rang eines Veziers aufstieg. Von der Zeit an kam es ihm gar nicht mehr in den Sinn, er dürfe faulenzten und müssig herumlungern, vielmehr eiferte er jeden beschäftigungslosen Menschen zur Arbeit und Tätigkeit an und wirklich war er jedermann mit seinem Fleisse und seiner Betriebsamkeit zum leuchtenden Vorbild geworden. Das merkte man an seinen Söhnen und an seinem wachsenden Besitztum.

Bring deine Handflächen in Schweiss, so schwindet nie das Glück von dir, sagt unser Sprichwort.

52. *Wie der hl. Sabbas den Ärmsten hilft.*

Als der hl. Sabbas einmal über ein ebenes Gefilde hinzog, gelangte er zu einem Strom, allwo er auf einem Mann stieß, der mit einem Stock auf das Wasser losdrosch. Der Heilige bot ihm Gott zum Grusse an, worauf der andere Gegengruss bot: „Glück begegne dir auf deinen Wegen!“ – „Was treibst du denn da?“ – „Ich schlage mit dieser Gerte auf's Wasser

los.“ – „Ja wie denn“, – bemerkte der Heilige – „du schlägst mit der Rute das Wasser?“ – „Ich habe leider sonst nichts zu tun.“ – „Na, sag mal was fängst du an, bescherte dir Gott alles in Hülle und Fülle?“ fragt ihn der hl. Sabbas. Antwortete er – „Ich beteiligte den Bettler, den Lahmen und den Verkrüppelten.“

Der hl. Sabbas ging nun weiter. Er begegnete einem anderen, der auf einer Wiese die Vögel schreckte. Der Heilige bot ihm Gott zum Grusse an. Er erwiderte: „Glück auf deine Wege!“ – „Was treibst du da?“ – Der andere meint – „Ich habe doch keinen anderen Beruf, als diesen.“ – „Was aber tätest du, schwelgst du im Überfluss?“ – So fragt ihn der hl. Sabbas. – „Ich täte“ – sprach jener – „den Krüppel, den Lahmen und den Bettler reichlich bedenken!“

Von hier wanderte der Heilige wieder weiter. Da fiel sein Blick auf eine Felsenhöhle, aus der Rauch aufstieg. – „Schau mal her“ – meint der hl. Sabbas – „da qualmt ja ein Feuer – die Nacht nötigt mich eine Herberge aufzusuchen.“ – Vor der Höhle angelangt, trat er ein, hockt nicht dort ein Bursche mutterseelenallein und hat ein Feuer angefacht! – „Guten Abend, Bürschlein“ – „Ein gut Glück auf deinen Pfaden!“ – „Kann man hier übernachten?“ – „Freilich kann man, doch haben wir nichts zum Nachtmahl da!“ – „Ja wie fristest denn du dein Leben?“ – fragt ihn der heilige Sabbas. – „Ja, ich frett' mich so durch, einmal erleg' ich einen Hasen, manchmal eine Hindin, dann wieder einen Hasen oder eine Wildgans!“ – „Nun also“, sprach der Heilige, „geh mal hinaus und schau nach, ob nicht zufällig etwas hierher gekommen ist und schlag's nieder!“ – Der Jüngling trat vor die Höhle. Eine Wildziege stelte von ungefähr daher, er schlägt sie nieder – und jetzt schmausen beide zur Nacht!

Als es morgens zu dämmern begann, sagte der hl. Sabbas zum Jüngling: „Geh folge mir, als mein Schüler!“ Er schloss sich ihm an; trafen beide in ein Dorf, vor einem Hause ein. – „Guten Abend!“ – „Gut Glück!“ – „Kann man hier nächtigen?“ – fragt der Heilige. – „Bei Gott man kann!“ – Sie treten ins Haus ein, just als Hochzeiter eintrafen um die Braut abzuholen. Sprach der hl. Sabbas den Hausvater an. – „Sind die Hochzeiter gekommen um dein Mädchen heimzuführen?“ – „Jawohl“, entgegnete der Gefragte. – „Möchtet ihr mir dies Mädchen nicht für diesen meinen Schüler abtreten?“ – „Nein, beim Allah, so Gott mir helfe!“ – Der Heilige wiederholte seine Frage: „Wollt ihr sie mir wirklich nicht geben?“ – „Aber nein“ – erwiderte der Vater. Der hl. Sabbas fragte weiter – „Würdet ihr sie mir aber zusprechen, ließe ich da reife Trauben wachsen und kelterte ich daraus Wein?“ – „Dann freilich, wenn du das zuwege brächtest, aber das kannst du ja nicht!“ – Der hl. Sabbas schritt vor's Haus, schlug mehrmals mit dem Wanderstabe das Kreuz übers Gebäude und kehrte wieder ins Haus zurück. Hierauf wandte er sich zu seinem Schüler: „Geh mal hinaus, sieh' nach, ob was los ist?“ Der Schüler tritt ins Freie, sieht, kehrt zurück und meldet. – „Bei Gott, Geistlicher Herr, da sind irgendwelche Rebenstöcke emporgesprossen.“ – „Hängt was an diesen Stöcken“ – fragt ihn der Heilige. – „Wahrhaftig, so Gott

mir helfe, geistlicher Herr, alles ist mit Trauben behangen, mehr als genug!“ – „Lese mir von diesem Segen.“ – Der Schüler brockte eine Menge Trauben für ihn ab. – „Bring du mir einen Weinbecher und einen Seiber her!“ Der hl. Sabbas bereitete einen vollen Becher Weines. Worauf ihm der Hausvater die Tochter übergab und der Heilige das Mädchen samt dem Jüngling in die Höhle führte und sprach also zu ihnen: „Bleibt hier weiter hausen, ich ziehe aber meines Weges fort!“

Der hl. Sabbas verwandelt sich nun in einen Bettler. Er traf einen Armen, der weidete an die zehn Schafböcke. – „Gott helfe dir, oh Hirte!“ – „Gut Glück mit dir!“ – „Möchtest du mir einen deiner Böcke schenken, ich bin auf Bettelwegen!“ – „Bei Gott gerne“, – erwiderte der Arme – „da hast du die Böcke, wähle dir einen!“ – Der Mann übergab ihm einen Bock, den der hl. Sabbas nun vor sich hintrieb; er gab sich für einen Bettelmann aus. Er geriet zu dem Hause jenes, der auf das Wasser losgedroschen hatte und fand bei ihm vor dem Hause eine Herde von drei Hunderten von Schafen vor, die der Mann inzwischen erworben hatte. – „Gott helfe dir, Hofbesitzer!“ – „Gut Glück mit dir!“ – „Möchtest du mir wohl diesen Bock da schenken, ich bettle, du aber hast übergenug.“ – „Nein so wahr mir Gott, und besäße ich neun mal soviel!“ – „Ja warum solltest du mir, dem Bettler, bei solch einem mächtigen Überfluß nicht einmal einen einzigen Bock schenken?“ – „Aber nein“, sagt der Bauer, „wärest du arbeitsam gewesen, hättest du einen Besitz gleich mir, doch du warst arbeitscheu!“ – Er gibt ihm nichts und läßt ihn nicht in die Nähe.

Darauf stieß der Heilige auf jenen Mann, der die Vögel aufgescheucht hatte. Auch der da hatte an die Dreihunderte erworben, die er in der Hürde vor dem Hause hielt. Sprach der Bettler: „Hofherr, schenk mir doch einen Schafbock!“ – „Nein, bei Gott nein!“ – „Was heisst das“, begehrte der hl. Sabbas auf, „ich bin doch ein Bettler!“ – „Du, wärest du“, versetzte der Besitzer, „so fleissig gewesen wie ich, hättest du ebensoviel wie ich! Ich geb’ dir nichts bei Gott.“ – Daraufhin hat der hl. Sabbas jene gesamten Viehbestände hinter sich nachziehen lassen, damit er sie jenem Höhlenbewohner zuführe. Nachdem er die Herden an den Fuss der Höhle gebracht, machte er dort halt; betrat die Höhle und fand die jungen Leute dort sitzend vor. Er rief ihnen zu: „Gott helf’ euch!“ – Sie darauf – „Gut Glück mit dir!“ – Sie sitzen da, bar jeder Habe. – „Könnte man hier sein Nachtlager aufschlagen?“ – „Nächtigen könntest du wohl, doch ein Nachtmahl haben wir dir leider nicht vorzusetzen!“ – „Ja, aber wie lebst denn du mit diesem Weibe hier?“ Fragt ihn der hl. Sabbas. – „Wir bringen uns halt so notdürftig durch, ich gehe auf die Pirsch und müh mich ab.“ – „Ja wie du doch lebst“, sagt der Heilige, „und hast dabei eine so riesige Herde vor deiner Höhle stehen!“ – „Aber Geistlicher Herr, bei mir ist von Gottes Gaben gar nichts zu finden!“ – „Aber doch“, erwiderte der hl. Sabbas, „geh nur hinaus und hol’ einen Widder herein, damit wir ihn abschlachten!“ – Als er hinaustrat – welch ein Wunder! – Schafe in die Tausende vor seiner Höhle. Er holte einen Bock herein, sie stachen ihn ab und aßen zur Nacht. Der hl. Sabbas verbrachte allda die Nacht. Beim Aufbruch am Morgen, sprach zum

Abschied der Heilige: „Dies alles gehört dir und nun wirtschaft!“ – Nachher ist der Mann immer reicher und reicher geworden, jene beiden anderen aber sahen sich vor dem Nichts!

Anmerkung: Die Tochter lebt in der vaterrechtlichen Familie und hat darum unbedingt dem Manne zu folgen, an den sie ihr Vater ausgibt. Unentgeltlich tut das der Vater nicht; hier ist er durch einen Weingarten belohnt, nach dessen Besitz er sich sehnte. – Der hl. Sabbas verrichtet das Stabwunder, wie einst Moses beim Übergang über das rote Meer. – Der Bettler zieht mit seiner Habe, mit seinem Wägelchen durchs Land. Man betrachtet ihn als einen Menschen, den Gott dazu ausersehen hat. Er wandert auf Gottes Weg und er behält es für selbstverständlich, daß ihm jeder von seinem Überfluß etwas abgibt. – Wer das unterläßt, versündigt sich und hat es zu büßen. – Der Rattenfänger von Hammeln, bestraft die vertragbrüchigen Hammeln damit, dass er ihre Kinder in eine Berghöhle entführt. Sie also ihres teuersten Gutes beraubt. Dasselbe tut der hl. Sabbas mit der Herde, die bei den Slaven einst das höchste Gut bedeutete. – So heisst blago (Rind oder Vieh) Reichtum und Schatz gegenwärtig, wie in der Urzeit.

53. Vom hl. Sabbas und den drei blutarmen Gebrüdern

Als der hl. Sabbas noch auf Erden wandelte, lehrte er das Volk und predigte vom göttlichen Wunder und Wirken. So gelangte er zu einer armseligen Keusche, in der er bloss drei Brüder antraf, die da rein nichts an Vermögen ihr eigen nannten, bis auf das kleine Häuschen, darin es weder etwas zu beissen noch zu brechen gab und gar nichts zum Umziehen. Der hl. Sabbas befragte die drei Brüder – „Wärt ihr wohl geneigt, mir zu folgen, ich möchte euch schon etwas dafür bezahlen, soviel ihr eben für recht und billig erachten würdet; ihr sollt mir bloss ein wenig zu Diensten sein.“ – „Recht gerne“, entgegneten sie, „denn hier sind wir ohnedies arbeitlos.“

Von hier aus zog der hl. Sabbas weiter, und führte jene drei blutarmen Brüderlein mit sich mit; sie haben ihm kleine Dienste erwiesen, und waren ihm gehorsam. Also wanderten sie die längste Zeit in der Welt umher. Eines Tages gelangten sie in eine Au, wo sie unter einem grünen Baum zur Rast lagerten. Das Gefilde grünte und es hatte sich eine große Anzahl Tauben im Rasen niedergelassen. Die Wanderer sahen zu, wie sich die Tauben dort ausbreiteten und lauschten ihrem Gegerre.

Der hl. Sabbas fragte den ältesten der Brüder „Was für eins wäre dir am liebsten, wenn es dir Gott bescherte?“ Antwortete er: „Mein sehnlichster Wunsch wäre, ich besäße reichlich Grund und Boden, ein schönes Wohnhaus und eine zahlreiche Herde und ich soll der Herr sein und Landwirtschaft betreiben können!“ – Der hl. Sabbas schlug mit seinem Stab ein Kreuz. Da verwandelten sich die Taubenscharen zu Schafen, die Bäume aber, unter denen die Wanderer lagerten, in ein prächtiges schlossähnliches Haus. Sprach der hl. Sabbas: „Wohlan, hier hast du Feld und Flur, ein Haus und eine Herde, arbeite und behüte es gut, und hab acht, dass du nicht irgendwie darum kommst!“ – Der älteste Bruder blieb auf dem

Landgut zurück, das er sich ersehnt. Der hl. Sabbas setzte mit den zwei anderen die Wanderung fort. So reisten sie weiter, gelangten vor die Tore einer Stadt und schlugen dort ihr Nachtlager auf. Fragte der hl. Sabbas den mittleren Bruder: „Was möchtest du, mein Sohn, am liebsten haben, das dir Gott bescherte?“ – Entgegnete ihm der Jüngling: „Mir wäre es am liebsten, ich besäße ein Kaufmannsgewölbe, um Handel zu treiben und ein Stadtherr zu sein!“ – Der hl. Sabbas erbarmte sich seiner und schlug mit dem Stab ein Kreuz. Da erhob sich auf der Stelle wo sie sassen ein stattliches Haus, gesteckt voll Waren und sonstiger Dinge, wie in einem der reichsten Geschäftsläden. Sprach zu ihm der hl. Sabbas: „Da hast du wunschgemäß ein Haus mit einem Geschäftladen, betreib Handel und hab gut Acht darauf!“

Und von da ab zog er mit dem Jüngsten fürbass. Sie langten in einer Stadt an, in der ein König residierte, bei dem sich sieben andere Könige als Freier seiner Tochter eingefunden hatten. Der König besass weder männliche noch weibliche Nachkommen, bis auf die eine einzige Tochter. Jeder der Bewerber legte auf die goldene Tasse einen goldenen Ring und einen goldenen Apfel hin, damit die Prinzessin nach ihrem eigenen Belieben wähle.

Der hl. Sabbas befragte den jüngsten Bruder: „Und was wünschest denn du zu besitzen, was dir Gott erfüllen solle?“ – „Am liebsten möchte ich so eine Richterstelle bekleiden.“ Nun pflückte der Heilige einen frischen Apfel vom Baume ab, sandte ihn ins königliche Schloss und man schob ihn zu den goldenen königlichen Gaben, auf die goldene Tasse hin.

Die königliche Prinzessin nahm die goldene Tasse, erblickte auf ihr die sieben goldenen Äpfel, griff aber nach der Baumfrucht und barg sie in ihren Busen. Die Kunde drang zum hl. Sabbas, das Mägdlein habe den frischen Apfel an sich genommen. Der hl. Sabbas traute die Prinzessin mit dem Jüngling. Das Paar blieb auf der Burg des Brautvaters und damit verblieb die Krone dem Eidam. Und sie lebten fortan auf dem Herrscherhof und verwalteten das Reich.

Eine Zeit danach kam der hl. Sabbas wieder zum ältesten der Brüder. Er hatte Gestalt und Aussehen eines kranken Bettlers angenommen. „Guten Abend!“ Der Begrüßte fand es nicht einmal der Mühe wert, den Kopf zu wenden. Der Bettler bat um eine Nachtherberge, worauf ihm der Herr anfuhr. „Troll dich von hinnen, solches Pack hat bei mir keinen Zutritt, ich gewähre ihm keinen Unterschlupf, such dir nur anderswo ein Nachtquartier auf!“ Im Fortgehen sagte der Bettler: „Sollst wieder das werden, was du vor dem gewesen bist!“ Und so geschah es sogleich.

Weiter wandernd kam er zum mittleren Bruder und redete ihn an. „Guten Abend!“ Kein Gegengruss und keine Kopfwendung. Fragt der Wanderer: „Dürfte ich hier nächtigen?“ Die Antwort klang, wie beim älteren Bruder und er jagte ihn vom Hause fort! Im Abgehen sprach der Bettler: „Sollst wieder ein Habenichts sein, wie vormals!“ Im Nu entstand dort ein See und von dem reichen Besitz war keine Spur mehr.

Zu allerletzt kam er in jene Stadt zum jüngsten Bruder hin, den er vermählt hatte und begrüßte ihn mit: „Guten Abend!“ Unverzüglich bot der ihm Gegengruss. Der Bettler

fragt: „Ist's mir erlaubt, hier zu nächtigen?“ Der König meinte: „Ohne weiteres, warum denn nicht!“ Und schon führte er ihn ins obere Stockwerk der Burg hinauf.

Der hl. Sabbas hatte sich in einen Kranken verwandelt, mit schwärenden Wunden am ganzen Leib, aus denen Würmer hervorkrochen. Fragt ihn der König: „Wüßtest du vielleicht irgend ein Heilmittel für dich?“ Antwortete er ihm: „Freilich, aber wem ist denn schon an mir noch etwas gelegen!“ – „Was wäre das für eines?“ Darauf der Kranke: „Wer einen einzigen Sohn hätte, den schlachten würde und mit dessen Blut meine Schwären bestreichen, würde ich sogleich eine Erleichterung fühlen, aber das zu finden, ist nicht so einfach!“

Inzwischen bereitete man ihm ein neues Gewand vor, und er begab sich zur Ruhe. Der König und die Königin hatten ein einziges Söhnchen. Sie besprachen den Fall: „Lass uns unser Kindlein in der Wiege abschlachten, auf dass wir jenen Märtyrer erlösen, wir sind ja junge Leute, werden wieder Kinder bekommen!“ Und sie nahmen ein Messer, schlachtete ihr Kind ab, und bestrichen mit dem Blute den Dulder! Fröhlich erhob sich der Bettelmann vom Lager, in schöner sauberer Gewandung, frisch und gesund. Keine Spur mehr von einer Wunde, oder Krankheit. Sie sitzen selbdrirt im Gespräch beieinander. Spricht zu ihnen der hl. Sabbas: „Ruft dem Knäblein zu, es möge sich aufrichten!“ Entgegneten die Altern: „Lass es ruhen, es schläft!“ So ermahnte er sie zwei und dreimal, doch sie mochten nicht. Da sprang der Heilige selber auf, hob die feingestickte Decke von der goldenen Wiege ab, und das Kindlein – richtete sich gesund auf! Aber unter der Kehle ein goldenes Fädchen.

Anmerkung: Wie Henri Gaidoz in einer wundervollen Sonderuntersuchung dargelegt hat, galt und gilt der Apfel bei allen Völkern, in jenen Gebieten wo der Apfelbaum gedeiht, als Symbol der Liebe. Schon Adam und Eva genossen gemeinsam einen Apfel und bildeten dadurch ein Ehepaar. In der ritterlich-höfischen Gesellschaft hat in der vaterrechtlichen Familie die Tochter das Recht unter den Freiern ihren künftigen Bräutigam auszuwählen; die Freier legen auf eine Tasse die Symbole der Ehe, den Ring und einen goldenen Apfel hin, und als Kaupfpreis (*peculium*) allerhand kostbares Geschmeide. Mit Wohlbedacht schickt der Heilige einen frischgepflückten Apfel der Braut zu, und sie greift danach, weil ihr die wirkliche Frucht auch eine wirkliche Liebe verspricht. Sie birgt den Apfel im Kleidausschnitt als Zeichen, dass sie die Gabe in ihr Herz schließe. Der oberste Richter und Gesetzgeber in der primitiven Gesellschaft ist der Häuptling oder der König. – Der Oberstock enthält die Vornehmsten des Schlosses untergebracht. – Die Heilung erfolgt wie in der bekannten Sage vom armen Heinrich, die auf eine franz. Überlieferung zurückgeht. In der Monatschrift für Volkskunde „Am Urquell“ erschien 1891 eine Umfrage über den Blutglauben der Menschheit. Danach hat Hermann Strach die dritte Auflage seines Werkes „Über den Blutbergglauben der Menschheit“ ausgestaltet. Bekannt ist Goethes Wort „Blut ist ein ganz besonderer Saft“. Dass es aber als Heilmittel wirken kann, ist ein Zauberglaube. Die Eltern bringen das Opfer aus religiösen Überzeugung, so wie einst Abraham seinen einzigen Sohn Isaak Gott opfern wollte. Über diese Art Opferung schrieb der Ukrainer Dragomanov im bulgarischen „Zbornik za narodni umotvorenija“ (Sofia) eine eingehende folklorische Abhandlung (1892).

54. *Wie der hl. Sabbas die Hungernden sättigte*

Eine arme Witwe hatte ihrer sechs Waislein, die infolge der Verarmung am Verhungern waren. Die abgekehrten Kinder weinten vor Hunger, sie konnte ihnen aber nichts geben. Was tut sie nun? Um ihnen die Mäulchen zu stopfen, klaubte sie Rinderfladen zusammen und legte sie zum Backen unter einen irdenen Sturz. Da kommt plötzlich ein alter Mann mit langen Bart hereingeschneit und spricht: „Helfe dir Gott, Weib!“ – „Gut Glück mit dir Alterchen!“ erwidert die Frau. Sagt er: „Ich komme Frau, dich um etwas Eßbares zu bitten, ich bin so hungrig!“ Bemerkt die Frau leidvoll: „So wahr mir Gott helfe, Alter, ich habe nicht einmal einen Bissen, um meinen Kindern den Mund zu stopfen. Doch habe ich, mit Verlaub zu sagen, einen Kuhfladen unter dem Backsturz, um die Kinder abzufüttern!“ Der Greis bekreuzigt mit seinem Stab das Feuerbecken. Der Unflat verwandelt sich augenblicklich in einen Brodkuchen und der Alte fügt hinzu: „Nimm nun das Gebäck heraus und verteile es unter die Kinder, sie sollen es essen.“ Er langt als erster nach einem Stück und läßt sich's schmecken, die Kinder essen sich satt. Der Greis tröstet die Kinder und stapft von dannen. Das aber war der hl. Sabbas.

55. *Der Dorfschulze im Paradiese*

Einmal erschlich den Eintritt im Paradiese ein Dorfschulze, der hiernieder viel Böses angerichtet hatte, indem er ungerechte Urteile fällte und Bestechungen annahm. Der heilige Petrus wollte ihn hinausjagen, doch gelang es ihm auf keine Weise, weshalb er sich zu Gott beklagte: „O HERR, ich kann den Schulzen nicht aus dem Paradiese hinaustreiben, der sich hier einzudrängen gewusst, obwohl er auf Erden viel Böses angestiftet hat!“ Sprach der HERR: „Ich weiss schon, wie du ihn hinausbugsieren wirst. Geh hinaus und führ aus der Hölle Zigeuner, Rosstäuscher her und du wirst dein blaues Wunder schauen!“ Der heilige Petrus begab sich in die Hölle, liess die Zigeuner heraus und öffnete das Tor zum Paradiese soweit, dass sie den Schulzen ersehen konnten. Kaum waren sie frei, eilten sie vor das Paradies hin und begannen gleich mit dem Schulzen um ein Pferd zu feilschen. Schliesslich wurden sie handelseinig und um nach Brauch den Kauf mit Handschlag und Kuss zu befestigen, lief der Schulze vor das Tor hinaus. Im selben Augenblick schloss es der heilige Petrus hinter ihm ab und sagte: „Fahr du dort in die Hölle hinab! Du taugst nicht fürs Paradies!“

56. *Wie man sich im Alter zur Verjüngung verhilft*

Es war einmal ein sehr verständiger Arzt, der da jeden Tag in den Büchern las, um alle versteckten Geheimnisse zu ergründen. Unter anderen Dingen stand in einem dicken Buche zu lesen, wie man sich, wenn man schon in vorgerückte Jahre gekommen ist, wieder vollkommen zu verjüngen vermöge. Um wieder die Jugend zurückzugewinnen, ist es gut, sich in die Gelenke mit einem Messer zu schneiden, sich mit einem gewissen Fett einzureiben und sich in den Düngerhaufen einscharren zu lassen. Er beschloss, an sich diese Anweisung zu versuchen. Eines Morgens erhob er sich zeitlich in der Früh von seinem Lager und gebot seinem Diener strengstes Stillschweigen gegen jeden zu beobachten, der sich innerhalb der nächsten Tage nach ihm sollte erkundigen kommen. Der Diener versprach ihm hoch und heilig, reinen Mund zu halten. Alsdann schnitt sich der Arzt mit seinem Messer die Gelenke auf, schmierte sich mit einem von einer Zauberfrau erlangten Fett am ganzen Leibe ein und liess sich von seinem Diener in den Düngerhaufen vergraben.

Nach einiger Zeit stellten sich Kranke ein, um sich vom Arzte heilen zu lassen. Der Diener tröstete sie und ermahnte sie zu Geduld, der Arzt sei im Augenblick abwesend, werde aber später sicher heimkehren. So log er frischweg den Leuten so lange vor, bis man gegen ihn einen schlimmen Verdacht schöpfte, ihn der Behörde anzeigte und ihn ins Gefängnis abführte. Dort schlug man ihn windelweich, bis er der Hiebe überdrüssig geworden ein Geständnis ablegte, der Arzt sei in jenem Düngerhaufen verscharrt vorzufinden. Als man darnach an den bezeichneten Stelle nachgrub, stiess man auf ein kleines Kind, das aber noch nicht reden konnte, weil seit der Vergrabung erst fünfzehn Tage und nicht die erforderlichen dreissig Tage verstrichen waren. Nach Ablauf weiterer fünfzehn Tage wäre halt das Kind auch schon der Rede kundig gewesen. So fand man nicht mehr den Arzt, sondern bloss dies Kindlein vor, der Arzt selber aber blieb für immer spurlos verschwunden.

Auch ein Mädchen weiss eine ähnliche Geschichte von einem sechzigjährigen Manne zu erzählen. Bei dem Alten erschien ein Jüngling, zerschnitt ihn zu lauter kleinen Stücken und tat die Stücke in einen Topf hinein, damit sie drin neun Monate lang verbleiben sollen. Als man zuletzt den Topf aufdeckte, fand man darin ein lebendiges Kindlein vor.

Anmerkung: Diese Stücke erzählte ein bosnischer Spaniole. Es gehört ihnen eine Aufnahme in unsere Sammlung, weil verwandte Wiedergeburtdichtungen auch unter den andersgläubigen Südslaven im Umlauf sind. Sogar Guslaren bemächtigten sich des Stoffes und tragen zu seiner Verbreitung im Volke bei.

57. *Das Gebet des hl. Sabbas und der Schafhirte*

Ein Hirte weidete mal im Hochgebirge Schafe und sah keine Menschenseele. Da kam auf einmal der hl. Sabbas zu ihm auf Herberge und sprach zu ihm. „Erhebe dich auf dass wir zu Gott beten!“ Der hl. Sabbas stellte sich hin, wie es ein Heiliger schon tut, um sein Gebet zu verrichten. Auch der Hirte erhob sich und fing zu beten an: „Oh Herr, das eine Dir, das andere mir!“ Er verstand es eben nicht anders. Fragt ihn der hl. Sabbas: „Wie betest du denn da?“ Antwortete der Hirte: „Anders kann ich es gar nicht!“ – „Lass das Beten solcher Art sein, bete so, wie ich dich's lehre!“ Daraufhin begann der Hirte sich zu bekreuzigen und so zu Gott zu beten, wie es ihm der hl. Sabbas lehrte.

Der Heilige nächtigte beim Hirten. Morgens erhob er sich frühzeitig, stieg hinab zum Meere, breitete seinem Mantel über's Gewässer aus und fuhr dem Ufer entlang dahin.

Der Hirte gedachte zu Gott zu beten, wie es ihm der hl. Sabbas gelehrt hatte. Da er aber einsah, er treffe es nicht mehr so, sagte er: „Da schau her, hab' ganz vergessen, wie er mich gelehrt hat, zu Gott zu beten!“ Dann rannte er ans Gestade hinunter, dem hl. Sabbas nach. Als er ihn aber auf dem Mantel sah, wollte er es machen, so wie er! Er schrie dem hl. Sabbas zu: „Gemach, gemach du geistlicher Mann!“ Der Heilige wandte sich um und siehe da, es folgte ihm auf dem Mantel der Schafhirte nach. Sagte ihm der Hirte: „Habe ganz vergessen, wie du mich lehrtest zu Gott zu beten!“ Als nun der hl. Sabbas gewahrte, wie auch der Hirte ihm auf einem Mantel nachgefahren sei, sprach er: „Wohl an, wie du bis nun zu Gott gebetet hast, so bete auch fortab!“ Der Hirte kehrte alsdann wieder ins Hochgebirge zu seinen Schafen zurück und verrichtete sein Gebet nach wie vor in gewohnter Weise.

Anmerkung: Der Erzähler meint, es käme beim Gebet und bei der Andacht auf die Gesinnung des Beters an, nicht auf die Worte und die äussere Aufmachung. Der Heilige erkannte, dass die wahre Frömmigkeit das gleiche Wunder bewirken kann, wie die kirchlich vorgeschriebene.

58. *Mit Gott sollst du nicht rechten!*

Es war ein Mann, der war auf dem Dorfe ansässig und war so ungeheuer reich, dass er seine Besitzungen und seine Habe gar nicht übersehen konnte. Er war auch mit einem schönen stattlichen Weibe verheiratet, weil jedoch seine Ehe mit ihr kinderlos blieb, war er beständig sehr übler Stimmung und einmal sagte er in arger Laune zu ihr: „Du Weib langst rein zu nichts und darum sind uns Kinder versagt!“ Entgegnete sie ihm darauf klug: „Mein lieber Gatte, Gott allein weiss es, woran das liegt, ich selber kenne mich in solchen Sachen nicht aus!“ Der Mann versetzte: „Das ist gar nicht wahr. Ich zerbreche mir umsonst den

Kopf, womit wir uns eigentlich so schwer versündigt haben, dass uns Gott mit Kinderlosigkeit straft. Ich habe ein so gewaltiges Vermögen, dass ich eine zahlreichere Familie ernähren könnte als viele andere Leute zusammen genommen, es ist doch alles, was das Herz begehrt bei uns in Hülle und Fülle vorhanden. Doch was hilft es uns? Schau aber hin, da giebt es soviele blutarme Väter und Mütter, die sich mit ihrer Kinderschar keinen Rat wissen, weil es ihnen an den Mitteln gebricht, sie zu kleiden und deren Hunger zu stillen ...“ Antwortete ihm sein Weib: „Ja, was können wir aber tun? Wir müssen uns in unser Schicksal fügen und seien wir Gott dankbar für das, was er uns in seiner Gnade gegeben hat!“ Der Mann fiel ihr unmutig in die Rede: „Weiberverstand, leerer Tand! Du verstehst einen Schmarrn. Nicht einmal Gott ist gerecht! Wozu hat er mir alle diese riesigen Besitzungen zugewiesen? All das muss ich einmal Fremden hinterlassen. Wäre es nicht besser, wir hätten selber Kinder und die Güter verblieben ihnen, anstatt für nichts und wieder nichts wildfremder Brut? Also nach deiner Meinung muss ich mich geduldig weiter abrackern und abschinden für andere?“ Versetzte die Frau: „Und dennoch geschieht dies alles nach Gottes Willen und der muss sich erfüllen. Dagegen zu hadern ist eine Sünde!“

Einige Tage nach diesem Gespräch begab sich dieser Mann auf sein Feld hinaus, um es aufzuackern und bei der Arbeit überdachte er in seinem Sinn: „O Gott, hätte ich nur eigene Kinder, ich tät noch eifriger arbeiten und mehr leisten, bis meine Kinder heranwuchsen und mich entlasteten und ich plage mich mein Lebtag, wer weiss für wen ab!“ Wie er so in trüben Gedanken versunken vor sich hinbrütete, trat urplötzlich vor ihn ein ganz in weiss gekleideter Mann hin und redete ihn an: „Du lieber Mensch, Ackerbauer! Dein Wunsch wird sich erfüllen und du wirst Vater dreier Kinder männlichen Geschlechtes werden!“ Sprach es und entschwand sogleich den Augen des Landmannes, der sich über die Eröffnung im ersten Nu vor Freuden nicht zu fassen vermochte, dann aber kam es ihm wie ein Traum vor und es bemächtigte sich seiner ein Unglauben. Indessen war er derart in Aufregung geraten, dass er seine Arbeit für den Tag aufgab, mit Ochsen und Pflug heimkehrte. Er erzählte nun seinem Weibe, wie ihm eine weiss gekleidete Gestalt erschienen sei und ihm einen Kindersegen im Hause gesichert habe. Auch die Frau war von seinen Worten hocheifrig bei der Aussicht, ihr Ehemann werde endlich einmal Zufriedenheit erlangen.

Seither verstrichen bloss einige Tage und die Frau fühlte, es ständen ihr Mutterfreuden bevor. Und sie genas zur richtigen Zeit eines Knäbleins, das holte aber nur einige mal Atem und schon war es verschieden. Das war nun erst recht ein wahrer Jammer im Hause und der Vater des Kindes rechtete und haderte mit Gott, weil er ihm das erste Kind wieder gleich entrissen habe. Indessen währte es nicht lange und die Frau kam neuerlich in andere Umstände, gebar wiederum ein Knäblein, das lebte einige Tage und verschied. Darüber grämte und härmte sich der Reiche nur noch mehr und klagte: „Warum gibt mir Gott und nimmt mir wieder weg? Es wäre wohl besser gewesen, er hätte mich überhaupt gar nicht mit einem Kinde bedacht, so wäre mir im Hause die grosse Plackerei und das Elend erspart

geblieben!“ Doch einige Zeit darnach kam seine Ehefrau wieder in Hoffnung und brachte wiederum ein Knäblein zur Welt. Ihm war aber auch nicht länger als seinen ihm vorhergegangenen Brüderchen zu leben beschieden. Der Gram und Kummer des Hausvorstandes war darüber unermesslich und sein Jammerklagen hörte gar nicht mehr auf. Auf einmal erschien ihm von neuem jener ganz in weisses Gewand gekleidete Mann und sprach zu ihm: „Was ist denn los mit dir, Mensch, dass du immerfort Wehe schreist und Tränen vergiessst? Gott hat dir ja von allem einen Überfluss gewährt und noch ist's dir alleweil nicht recht?“ Antwortete ihm der betrubte Landwirt: „Lass mich mit deinen Ermahnungen in Frieden! Wie sollte es mir recht gut zu Mute sein, da mir Gott doch genommen hat, was meinem Herzen das liebste war. Ich hatte ihrer drei männliche Kinder und die hat mir Gott entrissen!“ Da sprach zu ihm die seltsame Erscheinung: „Das war wohlgetan, dass Gott sie zu sich genommen hat. Geh hin und nimm einen Krampen und begib dich auf den Friedhof, wo du die drei Kindlein bestattet hast!“ – Antwortete ihm der Landmann: „Was soll das heissen? Was mutest du mir für eine Arbeit zu? Habe ich nichts Gescheiteres zu tun?“ Jene Erscheinung versetzte: „Nimm du getrost den Krampen zur Hand, sei ohne Furcht und folg mir dahin auf den Friedhof!“ Was blieb ihm anders übrig als zu gehorchen? Er ergriff einen Krampen und als sie auf dem Friedhof ankamen, befahl ihm der Fremde: „Nun grab mal alle drei Grüfte auf!“ Der Mann scharfte die drei Gräber auf und legte die kleinen Leichen bloss. Da fragte ihn die Erscheinung in weisser Gewandung: „Was hast du in den Grüften erschaut?“ – „Ich erblicke die Gerippe meiner Söhnlein und dazu bei dem einen eine eiserne Kette, bei dem anderen einen Hirschfänger und bei dem dritten eine Schiessbüchse. Woher diese Sachen dorthin geraten sind und was sie bedeuten sollen, das ist mir ein dunkles Rätsel!“ erwiderte der Bauer. Darauf beschied ihn die Erscheinung: „Bruder, danke und lobe Gott, dass er sie, die Kinder, dir genommen hat, denn alle drei wären schauerlich zu Grund gegangen, hätten sie das Mannalter erlebt, der einer wäre erschossen, der andere niedergestochen und dem dritten als Kettensträfling der Galgen zuteil worden!“ Sprach und im selben Augenblick verschwand die Erscheinung. Der Reiche kehrte getröstet heim und seine Ehefrau beschenkte ihn noch mit Kindern, die alle in voller Gesundheit heranwuchsen und das Leben ihrer alten Eltern mit Freuden beschönten und bekrönten.

Anmerkung: Diese und noch einige andere Mären gleicher mystischer Art erzählte mir in der Stiftkaserne mein Schüler Jakov Lujic aus dem Dörfchen Jurdol bei Travnik in Bosnien, der auf der I. Abteilung im Zimmer 187 längere Zeit wundenbedeckt seiner Heilung entgegensah. Er war wie so viele seiner Landleute auf solche Geschichten als Fatalist eingestellt. Ich hielt ihn, wie viele andere Verwundete an, seine Erinnerungen für mich aufzuschreiben, weil dies zu der von mir geübten psychoanalytischen Behandlung gehörte. Solche Beschäftigung half ihm und anderen meiner Schützlinge zur Genesung. Sein Bleistiftgekritzel kann ich ohne grosse Schwierigkeit lesen, weil er meine Schriftzüge leidlich gut nachahmt und ich jede Geschichte ohnehin im Gedächtnisse bewahre.

59. *Wie der heilige Sabbas Glück austeilte*

Der heilige Sabbas wanderte mit seinen Jüngern übers Land und traf auf dem Wege eine faule Dirne, die zerrupftes Haar hatte, wie ein Schlampsack gekleidet war und am Wegrain hingestreckt Maulaffen feil hielt. Der heilige Sabbas bot ihr Gott zum Grusse an, sie aber, ohne sich vom Fleck zu rühren, nahm den Gottgruss schroff beleidigend mit einem Glucksen entgegen.

„Gott gewähre dir ein gutes Glück!“ antwortete der heilige Sabbas.

Weiter wandernd begegneten sie einem anderen Mädchen, das da, sobald sie sie von der Ferne erblickte, hurtig aufsprang, sie verschämt und freudig erwartete, ihren Gottgruss zuvorkommend erwiderte und ihnen die Hand küsste.

„Gott gewähre dir ein böses Glück!“ antwortete der heilige Sabbas.

„Warum denn so?“ fragten verwundert die Jünger den Heiligen.

„Die erstere taugt sowieso zu nichts und darum möge ihr Gott ein gutes Glück bescheiden, damit auch sie ein erträgliches Leben verbringe, die andere jedoch ist an und für sich wacker und tüchtig und sie wird auch mit einem bösen Glück ihr Leben durchbringen können.“

60. *Übe Gutes und wirf es ins Meer hinein*

Ein Mann kehrte aus der Stadt ins Dorf heim und in der Mitte des Hinweges stiess er auf einen Fuhrwerker, der sich damit abmühte, seinen im Kot versunkenen Wagen herauszuziehen. Schön, weil jedoch der Wagen zu schwer war, konnte er allein ihn nicht herausheben. So bat er denn den Wanderer um Beistand. Der versagte ihm ihn, weil er noch bei Taglicht vor Abendanbruch daheim zur Herberg eintreffen müsse. Der Wagenbesitzer bestürmte ihn aber mit inständigsten Bitten, ihm doch zu helfen. Alles schön, doch wollte sich der Fußgänger anfangs dazu gar nicht bewegen lassen, sondern setzte seinen Weg weiter fort, dann jedoch überlegte er es sich und kehrte zu seiner Hilfe um. „Siehst du, mein lieber Fuhrmann“, sagte er, „um dir aus der Patsche herauszuhelfen, doch gilt es da, uns heldenmässig anzustemmen und den Wagen raschestens herauszuzerren, denn ich habe strengste Weisung, mich bei Tag, nicht jedoch bei Nacht daheim einzufinden!“ Beide stülpten ihre Ärmel auf, um mit aller Kraft den Wagen herauszuziehen. Sie schoben und drückten und zerrten und endlich brachten sie ihn nach zweistündiger Anstrengung aus dem Kote heraus. Für die gütige Beihilfe gab der Kutscher dem Wandermanne dreihundert und mehr Segenwünsche mit.

So setzten sie nun selbender den Weg weiter fort, doch ehe sie ins Dorf gelangten, wurde es dunkel und unserem Helfer blieb nichts übrig, als bei Mutter Grün zu übernachten. Es tat ihm bitter leid, dass er den Abend nicht zu Hause verbringen konnte, son-

dern auf der Landstrasse schlafen musste. „Soll doch die erwiesene Guttat und alles, was dran hängt, dieser und jener holen, muss ich dabei auf offenem Felde lagern!“ sagte er zu sich. Wie er lag lag er, kurzum, in der Früh schritt er weiter ins Dorf heim. Wie er bei seinem Hause anlangt, was erschaut er da? Nachts war sein Wohnhaus niedergebrannt! Er begann die Hände zu ringen, dass ihm die Finger knackten und den Fuhrwerker zu verfluchen, der ihn am Herausziehen seines Wagens aus dem Schlamm verhalten hatte: „Verflucht meine Güte, die ich diesem Fuhrmann erwies, wobei ich auf der Landstrasse liegen blieb! Wäre ich daheim gewesen, so konnte ich wohl den Hausbrand noch löschen!“ – „Fluch nicht, liebster Mann!“ sprach zu ihm tröstend sein Weib, „bereue deine betätigte Güte nicht, die du dem Unbekannten angedeihen lässt, denn dieser deiner Güte verdankst du die Erhaltung deines Lebens. Nachts schlug ein Blitz in unser Haus ein und traf gerade deine Schlafstelle. Wärest du in der vorigen Nacht daheim gewesen und dort gelegen, so wärest du unfehlbar nicht mehr an Leben. Danke also Gott, dass dich der Fuhrwerker aufgehhalten hat. Wir sollen nur leben und ums Haus kein Leid tragen, wir errichten uns noch ein schöneres!“

Als der Mann die Rede seines Weibes hörte, war er getröstet und dankte Gott, weil er ihm mit der Zusendung des Fuhrwerkers die allergrösste Gnade und Huld dargetan. Einige Tage darnach griff er zur Haue, um die Grundsteine umzugraben und zu reinigen und da grub er zu seinem Glück einen Topf voll Goldstücke heraus, den einst seine Eltern vergraben hatten. „O HERR! Für die bescheidene Wohltat, die ich dem Fuhrmann mit der Befreiung seines Gefährtes erwies, belohnst du mich unendlich gütig!“ rief er aus und erbaute sich nun erst recht ein prächtiges Wohnhaus und dank dem Segen des Fuhrmanns wurde er zum reichsten Manne im Dorfe. Siehst du, wie recht unsere Alten mit dem Sprichwort haben: „Übe Gutes und wirf es ins Meer hinein!“ (= Übe gutes um des Guten willen, ohne auf irgend eine Entlohnung zu rechnen.)

61. Die gesattelten Andächtigen

Es war einmal ein bäuerlicher Schaf- oder Ziegenhirte, der noch nie eine Kirche betreten hatte und gar nicht wusste, was eine Kirche sei. Einmal in seinem Leben, war es am Ostersonntag oder an einem anderen Festtage weiss ich nicht mehr genau zu sagen, begab er sich in die Stadt, sah alle Welt der Kirche zuströmen und meinte im stillen: „Wohlan, will auch mal selber dahin um zu erfahren, was sie dort treiben und wie sie zu Gott beten, damit auch ich ein Gebet verrichte!“ Er erblickte alle die in der Kirche befindlichen Christen jeden mit einem Saumsattel auf den Schultern beladen. Gleich kehrte er um, suchte da und dort, fand einen Saumsattel, lud sich ihn auf und trat in die Kirche ein.

Bei seinem Anblick verwunderten sich gar sehr die in der Kirche versammelten Christen und sprachen: „Was ist das für ein Mensch? Hat ihm der Herr den Verstand

benommen, dass er sich mit einem Saumsattel belud und mit dem Saumsattel in die Kirche eintrat?“ Sie befragten ihn: „Was? Bist du denn von Sinnen, dass du, gleichwie ein Reittier mit einem Saumsattel bepackt, in die Kirche kamst?“ – „Wieso das?“ antwortet ihnen der Bauer, „tragt ihr denn nicht jeder auch einen? Und seht dort, der Pope hat ihrer zwei und der Vladika gar ihrer drei. Und so habe auch ich, als ich Eueren Brauch, mit einem Sattel auf dem Rücken die Kirchen zu besuchen, für mich einen Sattel gefunden, habe ihn mir aufgebürdet und bin hergekommen!“

Die Andächtigen überlegten seine Worte und sprachen: „Der da muss wohl ein sehr gerechter Mensch sein, dass ihm das Gesicht zuteil wurde, uns mit Saumsätteln versehen zu schauen! Die Saumsättel, mit denen wir beladen sind, sind nichts anderes als unsere Sünden. Der Pope mit den zwei Sätteln ist wohl noch sündiger, der Vladika mit den drei Sätteln jedoch der sündigste von allen!“

62. Der Gottsucher

Ein alter Mann, überdrüssig seiner ständigen Armut, brach auf, um Gott zu suchen und ihn zu befragen, warum er ihn ewig so arm sein lasse. Auf dem Wege begegnete ihm ein anderer Mann und der beriet ihn: „Begieb dich an den und den Fluss, um die Leute hinüberzutragen. Dorthin kommt auch der HERR und so wirst du auch ihn hinübertragen!“ Er tat so und schaffte und schaffte gar viele Menschen hinüber, bis eines Tages ein Greis erschien, der auch hinübergetragen sein wollte. Der sprach: „Sohn, trag mich hinüber!“ Und er lud sich ihm auf den Rücken auf. Mitten im Fluss ward ihm der Alte so schwer, dass er mit ihm schier nicht weiter konnte. Zufällig aber hatte er in der Tasche eine Ahle, zog sie hervor und versetzte dem Greis (Gott) von hinten einen Stich, damit er leichter werde, der jedoch machte sich nach dem Stich nur noch schwerer, anstatt leichter. Mit Ach und Krach brachte er ihn aufs jenseitige Ufer hinüber. Dabei fragte ihn der HERR: „Wen suchst du?“ – „Ich suche Gott!“ – „Der bin ich. Hättest du mich beim Herübertragen nicht gestochen, so wärest du grenzenlos reich geworden, weil du mich aber stachst, so wirst du bis am Ende deiner Tage so ein Habenichts verbleiben!“

63. Des heiligen Georgs Rühreier sind eine gar teure Speise (Sprichwörtlich in Bulgarien)

In der Stadt Struga steht eine Kirche des heiligen Georg. In alten Zeiten, wie man erzählt, als die Heiligen noch Wundertaten verrichteten, hat dort ein gottfürchtiger Mann, der dem heiligen Georg für irgend einen Dienst zu Dank verpflichtet war, um ihm für das empfangene Gute seine Dankgefühle auszudrücken, in Ermanglung eines anderweitigen

Geschenkes, ein Becken voll Rühreier ausgebacken, sie in die Kirche getragen und vor das Bild des Heiligen hingestellt.

Wie da ein anderer Christ, der es faustdick hinter den Ohren hatte, den Herzeinfaltigen die Eierspeise in die Kirche tragen und vor den heiligen Georg hinstellen sah, schmunzelte er und sagte sich im Stillen: „Schau dir einer den vernagelten Kerl da an! Der heilige Georg soll in Schmalz ausgebackene Eier essen! Wart ein Weilchen, die will ich mir gut schmecken lassen und der soll nur glauben, der heilige Georg habe sie verspeist!“

Kaum hatte der fromme Mann die Rühreier vor den Bildnis des heiligen Georg niedergelegt und die Kirche verlassen, flugs trat der andere ein und verzehrte sie. Doch was geschah jetzt plötzlich? Der Rühreiervertilger kauerte sich auf der selben Stelle zusammen, seine Arme und Beine verkrampften sich, er konnte sich nimmer vom Fleck rühren und blieb gleichsam wie an das Bild des heiligen Georg angeschmiedet liegen, wo das aufgedeckte Eierbecken zu seiner Schande und zur grossmächtigen Verwunderung der Leute zu sehen war. Jeder, der da hereinkam, war starr angesichts des Wunders. Der verfluchte Eindringling flehte aus Herzentiefe um Vergebung den heiligen Georg an, doch der Heilige vergab nicht. Er versprach ihm das eine, versprach ihm das andere, doch der heilige Georg verblieb unerweichlich. Endlich erschienen auch seine Hausleute, es gab einen grossen Volkaufbruch und alles war ausser sich vor Erstaunen über das Wunder des heiligen Georg. Alle baten um Gnade zu ihm, doch der Heilige erhörte sie nicht. Zuletzt gelobte der Eindringling unter Tränen und Gejammer etwas besonders Kostbares als Opfer und seine Leute brachten es herbei und stifteten es als Geschenk vor dem heiligen Georg. Da endlich erbarmte sich der Heilige seiner, verzieh ihm und entliess ihn gesunderheit heim, doch in grosser Furcht, so dass er es sich ein für allemal merkte, des heiligen Georgs Rühreier seien eine gar teure Speise.

Anmerkung: In den Schriften der Psychoanalytiker Freudischer Schule liest man viele Fälle ähnlicher Art genau beschrieben. Die Lähmung der Glieder ist die Strafe, die der vermeintliche oder eingebildete Frevler jeweilig über sich selber verhängt. Der heilige Georg war auch in Struga an dem Wunder, das für den Psychoanalytiker keines ist, völlig unschuldig.

64. *Wie der heilige Antonius von Padua einen Dieb gezüchtigt hat*

In der Minoritenkirche zu Ragusa befindet sich ein Standbild des heiligen Antonius von Padua und der Heilige trägt am Finger seiner Rechten einen Ring. Ein gottloser Geselle gedacht, diesen Ring dem Heiligen zu stehlen und versteckte sich zur Nacht in der Kirche. Um die Mitternachtstunde kletterte er auf den Altar hinauf und ergriff die Rechte des heiligen Antonius, der Heilige aber erwischte ihn beim Haarschopf und hielt ihn daran bis

zum Frühgebet fest. Kommt da der Frater daher, um die Lichter der Hängelampen anzuzünden und erblickt, Welch ein Wunder! auf dem Altar den Ruchlosen, der vor Schreck die Sprache verloren hatte. Der Mönch betet zum Heiligen, er möge den Frevler doch auslassen, doch der Heilige stellt sich taub. Es erscheint der Guardian, dann alle übrigen frommen Brüder, bitten um Gnade für den Sünder, doch der Heilige hält ihn nur umso fester. Da erinnerte sich einer der Fratres noch eines steinalten Fraters, der in seiner Zelle zurückgeblieben war und man schickte um ihn. Sobald der Alte in die Kirche eintrat, näherte er sich dem heiligen Antonius und redete ihn also an: „Lass ihn los, Bruder Anton, er wird reuig Busse tun!“ Der heilige Antonius gab ihn augenblicklich frei und den Mönchen verschlug es die Rede, denn nun sahen sie wohl ein, gerade dieser Alte, über den sie sich lustig zu machen pflegten, sei der Heiligste unter ihnen allen.

Dalmatien

65. Der Habgierige

Zwei Engel und der HERR wandelten auf Erden. Sie begegneten einem Wegelagerer, der ihnen den Gruss bot: „Gott helfe Euch! – Glück auf! – Wohin geht Ihr?“ Der HERR antwortete: „Wir sind auf der Arbeitsuche!“ – „Auch ich ziehe mit Euch mit, erlaubt Ihr’s mir?“ – „Gerne, komm mit uns“, sprach der HERR. Als sie bei einem Landwirt eintrafen, da stand der Weizen unterhalb der Warte in vollem Gottesseggen – sagte der Bauer: „Möchtet Ihr mir das einheimsen, gegen guten baren Lohn?“ Entgegnete der HERR: „Wir sind dazu bereit!“ – „Lass uns aushandeln“, meinte der Bauer. Er schloß mit dem Besitzer ab, so viel Geld und zwar gar nicht wenig! Der Herr sprach zum Wegelagerer: „Fechse Du ein wenig, bis wir ausgerastet sind.“

Der HERR schloß ein, der Engel desgleichen, der Räuber rupfte den Weizen samt den Wurzeln aus. Er hatte nicht einmal eine volle Garbe zusammengerupft, weckte er schon die Schläfer. „Erhebt Euch, der Taglohn ist dahin!“ Sie erwachen, sie sehen, es ist nichts eingheimst. Der HERR schlug über’s Feld ein Kreuz, der Engel tat dasselbe, und da geschah es, dass alles eingefechst war, und sie sprachen zum Eigentümer: „Siehe da, wir haben alles niedergemäht und unsere Arbeit getan.“ Er zählte das Geld auf und zahlte sie aus.

Als sie von dannen zogen, sprach also der HERR zum Wegelagerer: „Geh hin, stieh jenen Bock, damit wir einen Imbiss haben.“ Er geht hin, bringt her, schlachtet, weidet aus – sie essen. Die Leber versteckt er. Meint der HERR: „Wo ist die Leber aus diesem Bock verschwunden?“ Antwortet der Haderlump: „Hat überhaupt keine gehabt!“ – „Wie ist es denn möglich“, sprach der HERR, „ein Bock ohne Leber?!“ Er schwor sich; nein und abermals nein! Nachdem keine da war, so lass uns wenigstens dieses Geld da aufteilen. Sie teilten den Taglohn in vier Häuflein. Frägt der Gauner den HERRN: „Was schiebst Du

dort den vierten Teil hin?“ Entgegnete der HERR: „Dieser vierte Teil für den, der die Leber verzehrt hat.“ Ruft der Lump aus: „Ich habe sie doch verspeist!“ Erwiderte ihm der HERR: „Streif es ein, da Du sie schon verschlungen hast, Du bist so gierig, nie sollst Du genug haben, sollst immer nach fremden Hab und Gut gieren!“ Von diesem Spitzbuben an, gibt es Habgierige, und gibst Du ihm auch tausend und abertausend, dünkt er sich noch immer ein Habenichts.

Anmerkung: Den zweiten Teil dieser Legende bringen wir in einer selbständigen Fassung, als ein Erlebnis Jesu mit seinem Begleiter, dem hl. Petrus.

66. Warum die Mönche ihr Lebtage betteln gehen

Als noch der heilige Sabbas auf Erden wandelte, um das Wort Gottes zu predigen und das Volk auf den rechten Wegen zu geleiten, führte er mit sich einen Mönch umher. Eines Morgens brachen sie aus einem Dorfe auf und die Herbergfrau steckte ihnen ins Rucksäckchen drei weisse Brodfladen hinein mit dem Wunsche: „O du heilige Mutter Gottes! Geleite sie gesund dahin, solange als diese drei Flädchen andauern!“ Als sie an die bosnische Grenze gelangten und sich zum Mittagimbiss niedersetzten, siehe da! Es fanden sich bloss zwei Flädchen vor, denn der Mönch hatte insgeheim das dritte allein aufgeessen. Fragte ihn der heilige Sabbas: „Wer ass da das dritte auf?“ – „Ich nicht, so wahr als mir beide Welten!“ – „Wer denn sonst?“ – „Weiss es nicht, so heilig und hehr mir die Kirche!“

Von ihren Predigten erfuhren auch die Türken, fiengen beide ab und warfen sie in einen brennenden Ofen hinein. Der heilige Sabbas bedeckte mit seinem Mantel den Mönch, damit er nicht verbrenne und lispelte ihm ins Ohr, so dass es die Türken nicht hören konnten: „Hei, jetzt gestehe es mir angesichts des Todes und beichte mir: Wer hat das dritte Flädchen aufgeessen?“ – „Beim Allah, wenn sie mich gebraten haben, so sollen sie mich auch noch garkochen, ich gestehe niemals ein, was ich nicht getan habe!“ Nachdem der ganze Ofen bereits ausgebrannt war, ohne dass die Lieblinge Gottes vom Brand den geringsten Schaden davon getragen hätten, so liessen die Türken sie frei und sanken vor ihnen in die Knie mit den Worten: „Verzeiht uns Menschen und Sündern! Lasst uns euch geben, was immer Ihr von uns begehren mögt!“ Antwortete ihnen der heilige Sabbas: „Wir verlangen nichts weiter, als bloss dreihundert Dukaten!“ Die gaben sie willig her und die Wanderer kehrten wieder nach Serbien zurück. Als sie im Kloster eintrafen, sprach der heilige Sabbas: „Ich bin dafür, dass wir diese dreihundert Dukaten nach Flädchen verteilen. Hier für mich das eine hundert für das Flädchen, das ich verzehrte, das zweite hundert für dich, der du das zweite genossen hast, das dritte hundert verbleibe jedoch bei mir in Verwahrung, bis sich derjenige meldet, der das dritte Flädchen verspeist

hat!“ Nicht sobald hatte der Heilige die Entscheidung gefällt, als der Mönch ausrief: „Ich habe es aufgegessen, als ich hinter dir einherschritt, also gib mir auch das dritte hundert her, ich willige auf alles ein, wie du es bestimmst!“ – „So nimm sie hin“, schrie der heilige Sabbas auf, „wenn dem so ist, so sollen sie dir zufallen, und möge es Gott und mögen es alle seine Heiligen so fügen, dass Ihr Mönche alle Tage eures Lebens betteln und niemals je genug haben sollt!“

67. *Der hl. Petrus und der Dorfschlingel*

Zur Zeit als noch Jesus Christus mit Petrus, seinem Jünger, auf Erden wandelte, begegneten sie einst auf einem Gefilde einem Hochzeitzuge. Hatte sich nicht ein Dorfschlingel vollgesoffen und kugelte sich auf dem Boden herum! Bemerkte der hl. Petrus: „Dem möchte ich eine schmieren, weil er sich so hagelvoll betrunken hat!“ Christus sprach: „Lass ab, vergreife dich nicht an Trinkern!“ Versetzte der hl. Petrus: „Aber eines wisch ich ihm doch aus!“ Und wichste ihm mit seinem Stab einen herunter. Der Schlingel merkte nichts davon. Sagt der hl. Petrus: „Ich geb ihm noch einen solchen!“ Wieder warnte ihn Christus: „Du sollst doch den betrunkenen Menschen ungeschoren lassen!“ Er befolgte die Warnung nicht, sondern haut zum zweitenmal hin, aber der Töpel blieb weite rin seinem Zustand. Da rief der hl. Petrus unwillig aus: „Wart mal, ich geb dir noch was drauf, denn aller guten Dinge sind drei!“ Aber auch der dritte Schlag saß fest!

Die Hochzeitleute zogen ihres Weges die Braut abzuholen, während unsere Wanderer just in das Haus des Bräutigams kamen, wo sie um eine Nachtherberge ansuchten. Befragten sie den Hausvorstand: „Könnten wir hier nächtigen?“ Erwiderte der Hausälteste: „Selbstverständlich geistliche Herren, umsomehr als euch Gott hergesandt; heute nachts treffen nun Hochzeiter ein!“ So blieben sie denn zur Nacht hier! Man hört schon das Nahen des Brautzuges, den Gesang und die Musik, da rief der HERR den Hausvater an: „Hausvorsteher wir möchten uns gerne zur Rast und Ruhe legen, denn wir sind abgemüdet, jeden Augenblick könnten die Hochzeiter eintreffen, betrunken und von der Reise ermattet, wir wollen ihnen nicht im Weg sein!“ Der Angeredete bereitet ihnen als Lagerstatt eine Decke auf und sie streckten sich zum Schlafen aus.

Der Hochzeitzug langt an, führt die Braut ins neue Heim ein, während der Dorfschlingel schon wieder ausgelassen und tüchtig beschwipst mittorkelt. Beim Anblick Jesus und Petrus fragt er: „Wer sind denn die zwei Leute, die dort liegen und schlafen?“ – „Lass die Leute in Frieden, das sind Fremdlinge, behellige sie nicht!“ – Bemerkt der im Übermut: „Gott helf mir, dem einen da pfeffere ich eine herunter!“ Erschrocken schreit ihn der Gastgeber an: „Fort mit dir, störe die Leute nicht in ihrer Ruhe!“ – Der Angriffslustige schwingt schon den Stock und läßt ihn auf Petrus' Breitseite niedersausen. Klagt der hl.

Petrus: „Oh HERR, ich komm um, der Kerl hat mich verdroschen!“ Meint gütig der HERR: „Komm schnell an meine linke Seite!“ Petrus befolgt sogleich den Rat des HERRN. Wieder taucht der Schlingel auf. „Beim Allah, dem einen hab ich sein Teil gegeben, nun soll der andere auch nicht leer ausgehen!“ Und wieder holt er kräftig aus und haut dem, auf der linken Seite liegenden, einen saftigen herunter. Jammert der hl. Petrus auf: „Oh HERR, ich vergehe schon wieder, schlägt er auf mich ein!“ Rät ihm Christus: „Leg dich wieder hier rechts her!“ Wieder nimmt er sein früheres Lager ein. Neuerlich erscheint der Schelm. „Beide haben schon eines abbekommen, dem hier will ich aber gerne noch einen zumessen!“ Und so er nun zum drittenmale den hl. Petrus schlägt, wimmert er wehvoll auf: „HERR mein Gott, das übersteh ich nicht, was fang ich nun an?“ – Beruhigt ihn der Gesalbte würdevoll: „Ängstige dich nicht, er tut es nicht mehr, das ist die Rückerstattung des Darlehens, welches du ihm gestern gewährtest!“

Anmerkung: „Aller guten Dinge sind drei?“ übersetzen wir die slavischen Worte: bez treće nema sreće, d. h. wörtlich: ohne drittes (Glas) kein Glück! Der Gast muss nämlich bei Festlichkeiten drei Gläser als Willkommmentrunk leeren. – Bei den südslavischen Bauern breitet man in der Stube, oder in der Kammer gewöhnlich auf Stroh oder Heu eine Decke als Lagerstatt auf.

68. Gott bestraft neben den Schuldigen auch die Unschuldigen

Jesus wandelte mit den Aposteln übers Land; so gelangten sie auch in ein Dorf, das von Hagel ganz verwüstet war. Fragte der hl. Johannes den Heiland: „Gott sei gelobt, hat dieses ganze Dorf, oder nur ein Einziger gefrevelt, dass der Hagelschaden alle betroffen hat?“ Christus blieb ihm darauf die Antwort schuldig, sie zogen durch das Dorf durch, bis sie zu einem Auslaufbrunnen mit einem Wassertrog kamen und setzten sich um ihn herum. Schmeissfliegen ließen sich auf Johannes Hand nieder und eine stach ihn ein wenig. Flugs tauchte er die Hand in den Wassertrog und ertränkte das lästige Geschmeiss. Hielt ihm der Herr vor: „Was tatest du, oh Johannes, hast alle Fliegen ertränkt?“ Entgegnet Johannes: „Eine biss mich!“ Darauf Jesus: „Die übrigen waren doch schuldlos! Vorhin fragtest du mich, ob das ganze Dorf, oder nur ein Einzelner schuldig geworden, dass der Hagel alle heimsuchte? Es mag sein, es sei nur einer, doch Gott kann auch alle für einen bestrafen.“

69. Der hl. Elias und sein Wahlbruder

Der hl. Elias hatte einen Wahlbruder, zu dem pflegte er herabzusteigen und mit ihm Freundschaft zu halten. Eines Tages lud der hl. Elias seinen Wahlbruder ein: „Komm doch einmal zu

mir hinauf, damit du siehst, wie ich lebe!“ Der Wahlbruder sagt zu. Der hl. Elias ermöglicht ihm die Himmelfahrt, der Gast erscheint und richtet sich bei ihm häuslich ein. Der Heilige erhob sich einmal von seinem Stuhle, ermahnte den Blutfreund eindringlich: „Brüderchen nimm dich in acht, setz dich ja nicht auf meinen Stuhl!“ – „Ich tu es so wie so nicht!“ Kaum war der hl. Elias draussen, im Nu sitzt sein Wahlbruder schon auf dessen Stuhl! Er blickt hinab und erschaut zu seinem Erstaunen die ganze weite Welt in hellem Lichte. Alle möglichen Wunderdinge und Ungerechtigkeiten der Welt treten ihm vor Augen.

In eine Mühle kommt eben ein armer Landmann mit nur zehn Mass Getreide, und schüttet es zum Mahlen auf. Gleich darauf naht ein Grossbauer mit zwei Pferdelastrn Weizen, auf dem dritten Ross aber reitet er selbst. Er lädt die Last ab und schiebt sie in die Mühle hinein. Der Arme geht hinaus um Holz zu holen, mittlerweile nimmt der Reiche das bisschen Frucht des Anderen und schüttet sie zu seinem vielen Getreide.

Um den Frevler zu erschrecken nimmt der neugierige Gast auf dem Sitz des Heiligen ein dort liegendes Korn und schleudert es hinunter! Wie er das Eliaskorn so abwirft, platzt es unten und der Donnerkeil vernichtet mit einem Schlag: Mühle, Männer und Rösser. Der hl. Elias vernimmt den Donnerschlag auf Erden und ruft dem Wahlbruder zu: „Was hast du, Bruder, da angestellt?“ – „Ich zielte auf einen reichen Gutbesitzer, der sich eben an einem Ärmsten sträflich bereicherte, indem er sich widerrechtlich an dessen Handvoll Getreide vergriff! Ich wollte ihn bloss vom Diebstahl abschrecken, damit er es sein lasse!“ – „Mein Lieber, die ganze Welt ist voll Sünder und Ehrloser, die stehlen, wenn ich da so auf sie losschleudere, wäre die ganze Welt ausgelöscht, keiner bliebe mehr übrig!“

70. Der Teufel und die Vila

Es waren ihrer einmal zwölf Vilen und ihr Oberhaupt war Vila Janja. Der Teufel nahm einen Anlauf und raubte ihnen die Aldermännin Janja. Die Vilen sprangen auf, verfolgten ihn, entrissen ihm ihre Älteste und nahmen den Verfluchten gefangen. Sie mauerten ihn in eine steinerne Kufe ein und dangen zu seiner Bewachung einen Mietknecht auf. Die Vilen zogen ins Hochgebirge, um in einen See zu baden, zuvor aber schärften sie dem aufgenommenen Wächter ein: „Bring uns die Kufe nicht nach, sollst vor Gott nicht ver schwärzten Angesichtes sein!“ Er wunderte sich recht sehr, was wohl in der Kufe ver mauert sein dürfte. Als er den Steindeckel abhob, stak ein gehörnter Teufel in der Kufe eingemauert. Rasch wollte der Knecht den Deckel wieder auflegen, doch übertölpelte der Teufel ihn, indem er ihn dreimal beschwor, sein Gevatter zu sein: „Bring mir Wasser damit ich mich satt trinke!“ Er brachte ihm einen Scheffel voll, einen zweiten und einen dritten; und der Teufel trank alle drei Scheffel Wasser aus. Dann aber entwand sich der Gehörnte der Gewalt seines Aufpassers.

Inzwischen kehrten die Vilen zurück, der Teufel nahm wieder einen Anlauf und entführte ihnen Janja. Der Bursche machte sich auf den Weg, um ihren Aufenthalt zu entdecken. Im Hochgebirge fand er die Gesuchte in einer Höhle; Janja sitzt, der Teufel liegt neben ihr und schaut sie unverwandt an. Auf den ersten Blick erkannte er den Jüngling, und sprach ihn an: „Danke Gott, zu dem du zu beten pflegst, daß du mich dazumal, als ich dich um Wasser bat, satt getränkt und mich dir verpflichtet hast, sonst nähme ich dir jetzt das Leben, so aber schenke ich dir's!“ Hierauf fing der Teufel den Burschen nach allen möglichen auszufragen an: „Hast du dies und das und hast du jenes?“ – der aber antwortet fortwährend: „Das hab ich schon!“ Der Teufel überhob sich immer mehr. So erkundigte er sich auch zu guter letzt, ob er reichlich mit Opanken versorgt sei: „Hast du welche?“ – „Bin mit allem versorgt!“ – „Hast du auch eine goldene Scheibe unter deinem Wasserfass?“ Auch da antwortete der Jüngling mit – „Hab ich auch!“ Darauf zersprang der Versucher in unzählige Stücke!

Anmerkung: Der Südslave hat von den Türken die Redewendung „schwarz oder verschwärzt sei dein Gesicht“ im Sinne von „du sollst ehrlos oder wundenbeladen sein“. Das Wort schwarz zählt zu den Worten, die man unnötigerweise nicht ausspricht, weil alles Böse schwarz ist. – Der böse Geist, der in ein Gefäß gebannt ist, gehört der orientalischen, nicht der altslavischen Überlieferung an.

71. Der Bischof und der Teufel

Der Teufel verwandelte sich in einen Scholar und kommt zu einem Bischof (*vladika*) und bittet ihn, er möge ihn in seinen Dienst aufnehmen. Der Bischof nahm ihn auf und der Schüler versah seinen Dienst gut und gewissenhaft, wie es vorher noch kein einziger getan hatte.

Der Bischof brach auf, um Kirchen und Volk zu besuchen und gelangte schliesslich auch zu einem Pascha, wo er Herberge nahm. Der Pascha reichte dem Bischof zum Willkommengruss Branntwein in goldzisiertem Glase. Nachdem sie den Branntwein geleert, verliess sie der Gastgeber auf einen Augenblick, der Bischof und sein Schüler blieben allein; da schlug der Schüler seinem Gebieter vor, das goldverzierte Glas doch mitzunehmen, da es nicht möglich sei, ein gleiches anderswo zu erstehen. Der Vorschlag sagte dem Bischof zu und er bemerkte: „Es wäre ja ganz gut, wenn wir es stehlen möchten, doch wo könnten wir es so verstecken, so dass sie es nicht fänden“ – „Das ist doch ganz leicht, steck's unter deine Mitra!“ – Der Bischof hob seine Kamelhaarmitra auf und steckte das Glas darunter. Der Pascha wieder eingetreten bemerkte das Fehlen des Glases, doch mochte er das Gewand des Bischofs nicht untersuchen. Beim Abschied nun wollte sich der Bischof beim Pascha bedanken, hob seine hohe Kappe ab, das Glas kollerte hinunter und zerbrach

in tausend Scherben. Der Pascha sieht, wes sich der Bischof schuldig gemacht, ergrimmt darüber und schreit: „Das ist kein Bischof, sondern ein Gauner und Betrüger“ und gebietet seiner Dienerschaft, sich dieses Bischofs zu bemächtigen und ihn zum Galgen zu führen. Sie schleppten ihn zu einem Kreuzweg hin, um ihn aufzuknüpfen, da sprach ihm der Scholar Mut zu und sagte: „Fürchte dich nicht, ich werde den anderen unsichtbar zu dir kommen und mich so unter dich stellen, daß du mit deinen Füßen auf meine Schultern zu stehen kommst, dadurch aber nicht Gefahr läufst, vom Strang erwürgt zu werden, bis wer des Weges naht und dich befreit.“

Man hängt den Bischof auf; der Teufel hält wirklich Wort, und der Gehängte bleibt auf den Schultern seines Schülers stehen. Dann fragt der Teufel: „Siehst du wen des Weges kommen?“ – Der Bischof entgegnet: „Ich sehe einen Mann, der ein beladenes Pferd vor sich hertreibt.“ – Fährt der Teufel fort zu fragen: „Vermagst du zu erkennen, was er auf dem Kopfe trägt?“ – Der Bischof: „So viel ich ausnehmen kann, ist er mit lauter Lumpen beladen!“ – Darauf der Scholar: „Aha, das ist mein leiblicher Bruder, dieser Treiber, die zerrissenen Schuhe, die er trägt, habe alle ich in deinen Diensten durchgetreten, bis ich dich so weit gebracht habe, dich hier baumelnd zu sehen!“ Sprach's, rückte ab, das Seil zog sich stramm und unser betörter Bischof bleibt als Leiche hängen.

Anmerkung: Vladika ist südslavisch der Kirchsprengelverwalter. – Die Kopfbedeckung des Vladika besteht aus einem kremenlosen hohen Kamelhaarzylinder. Der Pferdetreiber trägt auf dem Kopfe einen Korb voll zerrissener Opanken, wie es im Süden Brauch ist, Lasten statt auf dem Rücken, oder in den Händen, auf dem Kopfe zu tragen.

72. *Des Glücklichen Hemde ist allein heilkräftig*

Es war einmal ein Kaiser, der verfiel in eine schwere Krankheit. Vergeblich bemühten sich die beste Ärzte, selbst jene, die man aus fernen Landen übers Meer hatte herbeiholen lassen, um den Leidenden zu heilen und sie verzweifelten darüber. Da sprach der Kaiser: „Die Halbscheidt meines Kaiserreiches schenke ich demjenigen, der mich von meiner Krankheit ausheilen wird!“ Es versammelten sich zu Hofe alle die Weisen des Reiches und huben zu beraten an, auf welche Art und Weise der gute Kaiser wohl Heilung von seinen Leiden erlangen könnte. Keiner wusste aus und ein, bloss ein hochbetagter Weiser erklärte, der Kaiser werde nur in dem Falle wieder genesen, fände man einen vollkommen zufriedenen und glücklichen Menschen auf, zöge man ihm das Hemde vom Leibe und legte das Hemd dem Kaiser an. Ja, aber wo entdeckt man einen solchen Menschen? Vergeblich riefen die Herolde die Kunde im Lande aus, keiner meldete sich an. Nun traf es sich, dass eines nachts spät der kaiserliche Prinz von der Jagd heimkehrte, an einer armseligen Keusche

vorbeiging, vor ihr stehen blieb und hineinschaute. In der Stube erblickte er im Lichte eines Kienspans einen Mann und hörte ihn im Selbstgespräch ausrufen: „Siehe, Gott sei Lob und Dank, habe mich heute weidlich abgerackert, habe mich mit Brod, Käse und Lauch vollgegessen, jetzt aber strecke ich mich zur Ruhe aus. Ich bin mit meinem Lose vollkommen zufrieden und glücklich!“ Hoherfreut eilte der Prinz auf die kaiserliche Burg und frühmorgens entbot er seine Boten nach jener Hütte zu dem Manne mit der Weisung, ihm das Hemde vom Leib zu ziehen, ihn reichlich dafür zu entlohnen und das Hemde schleunigst dem kranken Kaiser zu überbringen. Die Gesandten enteiltten zu dem armen Manne in die Keusche hin, fielen über ihn her und wollten ihm das Hemde von Leibe reißen, doch der einzige zufriedene und glückliche Mensch besass nicht einmal ein Hemd zu eigen.

Bosnien

73. *Wie der Albanese die Teufel hinters Licht geführt hat*

Ein moslimischer Albanese lag im Sterben. Er sah schon selber sein Ende herannahen und sprach letztwillig zu seinem Weibe: „Nach meinem Hinscheiden hülle mich nicht in ein neues Leilach ein, sondern in jenes verrusste, das ich noch im Vorjahre zum Sterbetuch gekauft habe!“ Verwundert fragte ihn sein Eheweib: „Aber warum denn, mein Aga? Wie wird dabei meine Ehre vor dem Volke bestehen?“ – „Nun, ich sage dir, dass du nicht anders als so tun sollst, und ich weiss doch auch, was ich tu!“ Nach seinem Ableben liess ihn demgemäss sein Weib umhüllt mit dem russgeschwärtzten Leilach bestatten. Als er bereits in Grab verscharrt lag, kamen einige Teufel herbei, um ihn wegen seiner verübten Sünden zu quälen. Der Albanese sagte zu ihnen: „Was wollt Ihr von mir? Eine Kränk auf euch! Ich bin ja nicht heute, sondern bereits im vorigen Herbst gestorben und seht Ihr denn nicht, blind sollt Ihr werden, das alte und verrusste Leilach?“ Und auf diese Weise ward er sie los.

Anmerkung: Angeblich glaube man dortzulande unter den Moslimen, die Teufel rissen sich um einen eben Bestatteten am Grabe herum, weshalb nach der Beerdigung am Grabe ein Hodscha eine halbe Stunde verweile und fortwährend spreche: „Fürchte dich nicht! Ich bin hier bei dir!“ Der Humor ist jedoch ebensogut dem christlichen Serben gut verständlich, denn der Teufelglaube ist allen Konfessionen auf dem Balkan gemeinsam oder richtiger, der Teufelglaube ist den Völkern dort vertrauter als der Gottglaube.

74. *Der Klostermönch und der Teufel*

Ein alter, gottfürchtiger Mönch hatte die Gepflogenheit, allabendlich bis zum Einschlafen in seiner Zelle zu beten. So sass er einmal nachts da mit dem Psalter und sang Psalmen vor sich hin. Da erschien bei ihm der Teufel, um mitzusingen und ihn mit seiner Begleitung im

Gebet zu stören. Die Unschlittkerze aber war vor dem Mönch fast ganz niedergebrannt und da sprach der Mönch zum Teufel: „Bist du schon hergekommen, so will ich nicht, dass du müssig dastehst. So leuchte mir doch wenigstens!“ Der Teufel musste ihm nun wohl oder übel leuchten, bis der Alte sämtlich Psalmen zu Ende gesungen hatte. Das bemerkten die jüngeren Mönche und sie raunten einander zu: „So wahr mir Gott! Vater Arsenije ist wahrhaftig ein Heiliger! Sogar der Unreine hält ihm die Kerze! Fluch auf ihn!“

Dalmatien

75. *Der treueste Genosse*

Wölfe fing den Teufel ein und wollten ihn auffressen. Mittlerweile bricht aus dem Walddickicht ein Mann hervor und befreit den Teufel im letzten Augenblick. Sprach der Teufel zu seinem Retter: „Erscheine morgen auf der Berghöhe und bringe deinen letzten Genossen mit!“ Sie trennten sich. In der Frühe nahm der Mann seine Frau mit, gelangte auf die Höhe, legte sich hin und schlummerte wartend ein. Die Frau fing ihn zu lausen an und dabei verfiel er in tiefen Schlaf.

Aus dem Busch kam plötzlich in Gold gespannt, auf einem grünen Ross sitzend, der Teufel hervor und sprach das Weib an: „Weck ihn ja nur nicht auf, ich mache dich zu meiner Gattin!“ Der Teufel näherte sich dem Schlafenden, reichte der Frau einen Hammer, damit sie den Schläfer töte. Das Weib schwang den Hammer, um den Streich auszuführen, da rief der Teufel aus: „Erheb dich, dein treuester Gefährte will dich töten!“ Der Mann erwacht und sieht sein Weib, wie sie mit dem Hammer zum Schlag gegen ihn ausholt. Sprach der Teufel zu ihm: „Das ist mein Dank für den gestrigen Dienst! Hättest du Ärmster doch deinen Hund mitgeführt, bei meinem unerwarteten Erscheinen hätte er angeschlagen, du hättest es gehört und mich gesehen; doch ein Weib ist ohne Treu und Glauben.“

Anmerkung: Die Wölfe sind Waldgeister und sie überfallen ihresgleichen, einen Waldgeist, der sich in der Vorstellung des christlichen Erzählers zu einem Teufel verwandelt.

76. *Von drei verruchten Räubern und einer Braut*

Einst machten sich drei Raubgesellen ins Waldgebirg auf einen Raubzug auf. Eines Tages begegneten sie im Gebirge einem Hochzeitzuge, der da eine Braut heimführte, stellten sich den Hochzeitem in den Weg und die liessen vor Schreck die Braut im Stich. Die Wegelagerer ergriffen die Braut und schleppten sie in den Wald hinein, wo sie sie auf einen

Baum hoch hinaufsetzten. Darnach liessen sie sich in einer Lichtung zur Rast nieder, den jüngsten Buschklepper entsandten sie hinab in die Stadt oder zu einem dörflchen oder im Gebirg befindlichen Einkehrwirthaus, damit er Brod und sonstige Nahrungsmittel besorge.

So dahinwandernd überlegte sich der Bursche die Sache und sagte sich: „Das Beste wäre, ich vergiftete diese zwei Schandbuben und behielte die Braut samt ihrer Ausstattung für mich allein!“ Sie war nämlich reich mit Halsschmucken und Goldmünzen geschmückt und zudem schön von Gestalt. Mit dieser Absicht begab er sich in einen Han, kaufte Brod, Esswaren und auch für einige Paras Opium ein und mengte es in die Speisen.

Die zwei anderen Banditen, seine Raubgefährten im Hochwald, die zur Bewachung der Braut zurückgeblieben waren, besprachen wieder ihrerseits den Fall und sagten zu einander: „Das Gescheiteste ist, wir schlagen den Erzhalunken tot und behalten die Braut mit allem ihrem Reichtum für uns allein!“ Und kaum war ihr Rastgenosse wieder zurück, fielen sie alle beide über ihn her und machten ihm den Garaus. Nach vollbrachtem Werk setzten sie sich zum Mahl hin und assen nach besten Kräften, bis sie alles mit Putz und Stengel verzehrt hatten. Es währte jedoch nicht allzulange, da wimmerten sie vor fürchterlichen Schmerzen auf, das Gift zerriss ihnen die Eingeweide, sie konnten und wussten nicht aus und nicht ein, der eine sank auf die eine, der andere auf die andere Seite hin und in kürzester Frist starben beide unter grössten Qualen. Bald darnach kamen Wanderer daher, erblickten die im Geäst sitzende und weinende Braut, die sie um Hilfe anrief, giengen zu ihr hin, holten sie vom Baum herab und erlösten sie. Sie dankte ihnen vielmals und zog mit ihnen ins Tal hinab.

77. *Man soll einen nicht immer beim Wort nehmen*

Ein Alter ward des Lebens überdrüssig geworden und machte auch kein Hehl daraus. Wohin er immer in Gesellschaft kam, pflegte er zu sagen, er könne es kaum mehr erwarten, bis der Tod erscheine ... Wenn er nur endlich schon da wäre! ... Dem gäbe er eine ausgiebige Entlohnung, der ihm sagte, wie man sterben könne.

Davon vernahm ein durchtriebener Junge und bot sich dem Alten an, er solle ihm, der Alte, in allem und jedem folgen. Der Alte willigte darauf ein und der übermütige Geselle sagte:

„Siehst du, Alter, jener Stein am Rain? Geh hin und stell dich dort ruhig auf, bis ich dir weitere Weisung erteile.“

Der Alte gehorchte. Er begab sich zum Stein hin, lehnt sich an ihn an und harrete unbeweglich der kommenden Dinge.

Bruder Lustig verschwand irgend wohin. Nach einer kleinen Weile ist er schon wieder da – mit einer Flinte in der Hand. Er stellte sich auf einem gut geeigneten Orte auf, von wo

aus er den Alten am besten aufs Korn fassen konnte, spannte den Büchsenhahn an, näherte das Gewehr seiner Wange und zielte auf den Alten hin.

Nicht sobald merkte der Alte, wie der auf ihn anlege, rannte er davon ins Dickicht und schrie:

„Wie der ein Narr ist, der erschießt mich noch auf der Stelle!“

78. An allem ist der Teufel schuld

Ein Bauer zu Wagen tunkte ein wenig und die sich selber überlassenen Zugochsen nahmen die Richtung zum Bache. Eben weilte der Teufel in der Bachmulde und wie er dies sah, rief er aus: „Da schaut jetzt her, so ein Trottel! Treibt er nicht geradeaus in den Bach hinein und wird nachher mich unters linke Knie verfluchen!“

Er hatte das noch nicht recht zu Ende gesagt, schwaps! polterte der Wagen die steile Böschung hinab und zerschellte. Richtig fieng der Bauer den Teufel zu schmähen an.

„Da sieht man, wie recht ich habe, jetzt greift er mich mit seinen Schmähungen an!“ sagte der Teufel.

Darauf bemerkte ein anderer Bauer, der sich in der Nähe befand, zum Teufel: „Du bist ja auch schuld daran; wärst du nicht da gewesen, der Wagen wäre gar nicht zerschellt!“

Also ist doch der Teufel wieder schuldtragend!

Anmerkung: Den Teufel schmäht der Serbe mit dem üblichen dem Geschlechtverkehr entlehnten Zeitworte und dem Zusatze: „unters linke Knie.“ Das ist mir eine Verschiebung, die aus der Psychoanalyse der Neurosen verständlich wird. Der Teufel selber ist nur eine Personifikation der Neurose und mit dem linken Bein, das in einen Klumpfuß oder Krampfuß endet, hinkt er.



Illustrationsentwurf zur geplanten Ausgabe
(Krauss-Archiv, Los Angeles)

4. Novellenmärchen

79. Ein Hausherr und zwei Mietknechte

Es war einmal ein Hausherr, der mietete einen Hausknecht und sagte ihm: „Wer von uns beiden zuerst in Zorn gerät, der soll dem anderen ein Ohr einreißen!“ Der Herr sandte den Knecht mit dem Esel aus, damit er Holzlasten heimbringe. Er gab ihm einen runden Brodfladen mit und bemerkte dazu: „Iss dich satt, doch darfst du das Brod nicht angänzen; lad den ganzen Hochwald auf, doch hüte dich den Esel zu überladen!“ Der Aufgedungene zog ab, lud Holz auf, das Brod brach er sich, hungrig wie er schon war! Sprach sein Herr: „Du bist zornig geworden!“ Erwiderte der Diener: „Beim Allah, ich nicht!“ – „Beim Allah du bist zornig, du weisst doch was wir vereinbart haben?“ Und schon riss er ihm das halbe Ohr weg und gab ihm den Laufpass.

Er ist wieder zu Hause. Sagt sein Bruder: „Ich will mich auch bei diesem Herrn verdingen!“ Warnt ihn die Mutter: „Lass das sein, Söhnchen, der reißt dir dein Ohr ein!“ Er geht doch hin, hört nicht auf die Rede der Mutter und trifft mit dem Bauer die gleicher Verabredung, wie sein Bruder. Auch ihn entsandte der Landwirt ins Holzfällen, wie vorher den anderen. Er versorgte ihn mit einem Rundfladen und bemerkte dazu, er möge den Fladen ja nicht angänzen, sich aber doch daran satt essen. Den ganzen Wald habe er aufgeladen, den Esel aber nicht zu überladen! Er zieht ins Gebirge, und belädt ihn damit. Der Esel bricht zusammen, er nicht faul, schlägt dem Esel die Axt in den Nacken, setzt sich dann seelenruhig nieder und verzehrt den Fladen. Nach Hause gekommen, fragt ihn der Landmann: „Wo bleibt denn der Esel?“ Antwortet der Knecht: „Ich hab ihn allzu streng beladen, da sinkt er zusammen, streckt alle Viere von sich und da hab ich ihn erschlagen. Dann aber setzte ich mich nieder und ass auch noch den Brodfladen auf! Nun, Hausherr, hat dich Zorn erfaßt?“ Darauf der Bauer: „Nein, beim Allah, mich nicht, du aber spann sofort die Ochsen in den Schlitten und führ dieses Korn zur Mühle!“ Das war ihm nur sehr erwünscht, er hing das Ochsengespann vor den Schlitten und fuhr mit dem Korn zur Mühle. In der Mühle angekommen, schüttete er das Getreide auf, schlachtete den einen Ochsen ab, setzte sich hin und ass davon. Der Herr wartet und wartet, ob der Diener mit dem Mehl nicht heimkehrt. Da kommt der einen Ochse allein nach Hause gerannt, der andere und der Diener aber blieben aus. Als sich der Knecht schon gar nicht mehr sehen liess, ging der Herr am dritten Tage selbst in die Mühle, da sieht er, der Diener ist mit dem Mahlen fertig, sitzt in aller Gemütruhe und tut sich gütlich. „Was treibst du da, alles Leid auf Dich!“ fragt ihn der Bauer. „Ich hab halt den Ochsen geschlachtet und esse jetzt sein Fleisch. Bist du Bauer etwa zornig?“ – „Beim Allah“, spricht der Landmann, „ich nicht!“ Sie packen das Fleisch, und das Mehl zusammen und gehen nach Hause.

Der Landmann hat eine dralle Tochter. Daheim eingetroffen fragt der Knecht den Landwirt: „Herr, wo soll ich denn schlafen?“ Entgegnet der Gefragte: „Da ist eine Stube und da der Speicher, wo du willst!“ – „Herr, ich möchte am liebsten dort bei deinem Mädels schlafen!“ Dem Bauer gibt's einen Stoss, er wird zornig und fährt ihn an: „Den Esel hast du mir getötet, den Ochsen geschlachtet und jetzt willst dich gar zu meiner Tochter legen!“ Worauf der Mietknecht: „So haben wir es bedungen!“ Springt auf, greift zum Messer, schneidet ihm ins Ohr ein und entführt ihm die Tochter.

80. *Wie die kluge Tochter des Königs Rätsel erraten hat*

Es war einmal ein Kaiser, der liess sich einen Serail erbauen, wie einen solchen bis dahin noch keines Menschen Auge je erschaut hatte. Als nun der Serail zu Ende gebaut dastand und darin alle Einrichtungen angebracht waren, da berief der Grossherr seine sämtlichen hohen Räte und richtete an sie die Frage:

„Giebt es in eurer Mitte auch nur einen, der mir sagen könnte, wie hoch mich die Erbauung dieses Serails zu stehen kam?“ – Alle die Würdenträger senkten verlegen ihre Blicke zu Boden nieder; keiner getraut sich, in diesem Falle eine Meinung abzugeben, aber wie denn auch? Zwar versprach der Kaiser jenem eine ungewöhnlich hohe Belohnung, der den Preis und Wert bestimmte, jedoch träfe er nicht das Richtige, so müsse er es mit seinem Haupte bezahlen. Es war daher nicht leicht, sich in diese Sache einzulassen.

Der Sultan drang indessen unablässig in seine Räte ein, sie sollen doch irgendwie den Wert seines Herrscherpalastes bestimmen, und weil sich unter den Hochwürdenträgern niemand erfand, der den Wert angeben hätte, so liess der Herrscher durch Ausrufer in seinem weiten Reiche jedermann kund und wissen machen:

„Wer da den Wert des kaiserlichen Serails bestimmt, den wird der Kaiser reich bedenken und beschenken, sagt er jedoch nicht den richtigen Wert an, so wird er es mit seinem Haupte bezahlen.“

Die Ausrufer verlautbarten an allen Ecken und Enden die Kundmachung, doch eitel Mühe, bis einmal nach langer Zeit vor den Ausrufern ein alter Mann erschien und ihnen sagte: „Ich habe eine Tochter und sollte die es nicht wissen, so weiss es wohl kein anderer sonst!“

Die Ausrufer führten den Greis dem Kaiser vor und der Kaiser gebot ihm, diese seine Tochter möge erscheinen, doch weder nackt noch in Kleidern, weder barfuss noch beschuht, weder zu Fuss noch zu Ross. Als das Väterchen vernommen, trat es den Heimweg an, doch von Sorgen schwer bedrückt, wie solle denn seine Tochter vor dem Kaiser weder nackt noch gekleidet, weder barfuss noch beschuht, weder zu Fuss noch zu Ross erscheinen. Es befahl ihn gleich bittere Reue, weil er zum Kaiser hingegangen war, doch was war jetzt zu tun? Es blieb wohl nichts übrig als den kaiserlichen Befehl zu erfüllen.

Heimgekehrt war niemand leidbeladener und kummerbeschwerter als er. Der Tochter wagt er es nicht, sein Herz zu öffnen. Er isst nicht, er trinkt nicht, sondern schweigt in sich gekehrt, und grübelt nach. Die Tochter nahm solche Veränderung wahr und begann ihn auszuforschen: „Was fehlt denn, Papa? Geh sag es mir doch!“ Sie setzte ihm so lange mit Bitten zu, bis ihr endlich einmal der Greis alles haarklein erzählte, was geschehen und wie es um ihn stünde, worauf sie zu seiner grössten Verwunderung fröhlich ausrief: „Aber das ist doch kinderleicht! Gleich morgen mache ich mich auf den Weg zum Kaiser!“ Wie nun der andere Tag anbrach, schwang sie ihr Bein über einen Stecken, hüllte sich in ein Fischernetz ein, steckte an die Füsse Pantöffelchen an und kam in solchem Aufzuge ins kaiserliche Serail. Der Kaiser befragte sie: „Was ist wohl mein Serail wert?“ Sie aber antwortete ihm: „O Padischah! Ein einziger Regenbogen von Gott ist mehr wert und verwunderlicher als viele solcher Seraile!“ Dem Kaiser gefiel diese Antwort dermassen gut, dass er sie zu seiner Sultanin erhob.

81. Von einem Mädchen, das klüger als der Kaiser war

Es war einmal ein Kaiser mit einem Vesir beisammen. Fragte der Kaiser den Vesiren: „Weisst du wohl, was noch wertvoller als Istanbul ist?“ Antwortete der Vesir: „Ist mir unbekannt, oh Kaiser, Glück sei dir hold!“ – „Musst es aber wissen, da gibt's keinen Ausweg, als den: geh hin und erkundige dich!“

Der Vesir wandert und wandert, da trifft er einen pflügenden Greis mit weissem bis zum Gürtel reichenden Bart. „Gott helfe dir Alter!“ – „Gut Glück mit dir!“ – „Ackerst du?“ – „Ich ackere!“ – „Frage: Du Alter, weisst du, so Gott dir helfe, was wertvoller als Istanbul ist?“ – „Troll dich, du närrischer Kauz“, weist er ihn ab, „wer könnte denn wissen, was wertvoller denn Istanbul wäre!“ Als er sich zum Abgehen wandte, rief er aus: „Alterchen, willst du mich, oder soll ich dich tragen?“ – „Pack dich, du ausgerissener Narr, weder ich dich, noch du mich!“

Als sie beim Alten eingetroffen waren, sass ein schmuckes Mädchen in der Stube. „Guten Abend!“ – „Gut Glück mit dir!“ Fragt die Maid: „Wen hast du da mitgebracht, Vater?“ – „Schau ihn dir an“ sagt der Alte, „den verrückten Ker!“ – „Wieso verrückt?“ ruft verwundert das Mädchen aus. „Er geriet zufällig an mich, ich aber pflüge gerade, er begrüsst mich mit: Gott helfe dir! Worauf ich ihm: Gut Glück mit dir, entgegnete. – Ackerst du? – Ich ackere, bei Gott! – Fragt er mich: Was ist wertvoller als Istanbul? Als ich mich auf den Heimweg machte, fragte er: Alter willst du mich oder soll ich dich tragen?“ – Bemerkt das Mädchen: „So wahr mir Gott, Vater, du bist nicht recht gescheit, nicht er, er ist im Gegenteil ein überaus kluger Mann.“ – „Und weisst du was noch wertvoller als Istanbul?“ – „Wertvoller sind drei ausgiebige Regengüsse: der eine am Dreifaltigkeitstage, der zweite

am Petrustage und der dritte am Eliastage; das ist wertvoller als ganz Istanbul! Die Bemerkung aber, ob du ihn, oder er dich tragen soll, bedeutet nichts anderes denn, ob du ihn, oder er dich unterwegs unterhalten solle!“

Zeitlich morgens erhob sich der Vesir und erschien dann vor dem Kaiser. „Weisst du nunmehr, was wertvoller als Istanbul wäre?“ Antwortet ihm der Vesir: „Wertvoller noch als Istanbul sind drei ausgiebige Regengüsse! Einer am Dreifaltigkeitstage, der andere am Petrustage, der dritte am Eliastage!“ – „Wer hat dir diese Lösung gegeben?“ fragt der Kaiser. „Das hab ich selber ersonnen!“ – „Das hast du selber nicht gekonnt, das hat dir sicherlich jemand eingegeben; gestehe mir, von wem du's hast.“ – Da der Vesir nicht mehr ein noch aus konnte, gestand er: „Ich habe es von einem Mädchen, das da und da wohnt!“ Sogleich liess der Kaiser das Mädchen zu sich berufen. Schlag auf Schlag steht sie dem Kaiser Rede und Antwort! Sie erweist sich noch klüger als der Kaiser selbst, er kommt gegen sie gar nicht auf, er trifft's einfach nicht.

Da kam ein armer Mann mit einer Stute und einem Fohlen daher, um im Wald Holz zu holen. Zu gleicher Zeit trieben kaiserliche Knechte Ochsengepanne zur Arbeit. Das Füllen verirrt sich zwischen die Wägen. „Gemach, gemacht“, schreit der Arme, „ihr treibt mir doch mein Fohlen weg!“ – „Was denn für ein Fohlen“, rufen verwundert die kaiserlichen Ochsenknechte aus. „Es geriet zwischen die Wägen, läßt es mich herausziehen!“ – „Geh du ruhig deines Weges, woher käme denn ein Fohlen zwischen die Ochsen, hätten es die Ochsen nicht zur Welt gebracht!“ Wendet der Arme ein: „Das Füllen ist kein Ochsenwurf, sondern es ist mein Eigentum!“ Sie erlaubten ihm nicht, das Rösslein herauszuführen.

Der Kaiser schaute zum Fenster hinaus und fragt den Armen: „Was gibt's denn Kleinbauer?“ – „Deine Knechte schlossen zwischen den Ochsenwägen mein Füllen ein, und jetzt behaupten sie, es stamme von ihren Ochsen her, und wollen es mir nicht mehr ausfolgen.“ Darauf der Kaiser: „Hätten es die Ochsen nicht geworfen, wie käme es denn mitten unter sie?“ Das Mädchen schaut zum Fenster der hohen Warte herab und merkt, dass etwas vorgefallen. „Was ist los Keuschler?“ – „Des Kaisers Knechte haben mein Fohlen zwischen den Wägen eingeschlossen und wollen es jetzt nicht herausgeben!“ – „Leicht wirst du's mein Lieber wiederbekommen, wende dich mit den Worten an den Kaiser! – Habe oh Kaiser ein wenig Hirse am Meerufer ausgesät und das haben alles deine Seefische glatt weggefressen! – Entgegnet er jedoch – Wie sollten denn meine Fische deine Hirsesaat am Meere wegessen? so erwidere du – Ganz so, wie deine Ochsen mein Fohlen geworfen haben! Und dann wird er es dir wieder zurückgeben.“ – „Gebenedeiter Kaiser! Du hast ein wenig Hirse am Meerstrand ausgesät, aber deine Fische haben die ganze Saat aufgefressen!“ – „Aber was erzählst du denn da, wie könnten meine Fische deine Hirsekörner aufknabbern?“ Der Keuschler: „Wenn deine Ochsen mein Füllen werfen konnten, warum soll das dann nicht möglich sein?“ Auf diese Worte hin entschied der Kaiser: „So geh denn guter Freund, nimm dein Fohlen wieder mit dir, meine Ochsen haben es nicht geworfen!“

82. *So mancher Denker werdet Kinder* (Bulgarisches Sprichwort)

Einmal erliess ein Kaiser eine Kundmachung, er wolle den zum ersten Mann im Kaiserreiche erhöhen, der einen Stein abschlachte, dass Blut von ihm rinne.

Vorallwärts sammelten sich auserlesene Kämpen und keiner konnte den Stein abschlachten, insgesamt aber wunderten sie sich, wie man denn überhaupt einen Stein abschlachten könnte. Zur selben Zeit lebte in einem Dorfe ein heldenmütiges Mädchen, die selber ihre Schafe weidete. Als die Mär auch bis zu ihr hindrang, verkleidete sie sich zu einem Jüngling, suchte den Kaiser auf und sagte zu ihm: „O Kaiser, ich werde den Stein abschlachten!“ Die Nachricht verbreitete sich im ganzen Lande von dem Manne, der sich erbötig gemacht habe, den Stein abzuschlachten und es strömte eine zahllose Menge Volkes herbei, um der seltenen Schlächtereizuzuschauen.

Als der bestimmte Tag erschien, da begab sich der Kaiser im Gefolge aller seiner Bojaren auf eine weite Au vor die Stadt hinaus, wo das Mädchen das Steinschlachten vornehmen sollte. Die Schafhirtin zückte das Messer, den Stein abzuschlachten, wandte sich aber dem Kaiser zu und sagte: „O Kaiser! Gelt ja, du erwartest, dass ich den Stein abschlachte? Wohlan, hauch ihm eine Seele ein, und wenn ich ihn dann nicht abschlachte, so hau mir den Kopf ab!“

Der Kaiser erstaunte über solche Antwort und sprach: „Du bist der Allerklügste in meinem Kaiserreich und ich will dich zum obersten Bojaren erheben, führst du auch noch das aus, was ich dir auferlege. Ich werde dich dafür sogar an Sohnes Statt zu mir nehmen! Merk denn auf: Drei Tage nach deiner Heimkehr ins Dorf sollst du wieder hier eintreffen, doch so, da sollst gehen und doch nicht gehen, sollst reiten und doch nicht reiten, sollst mir ein Geschenk darbringen und doch keines bringen; zu allem, gross und klein werden zu deinem Empfang entgegen gehen und du sollst es so einrichten, dass dich das Volk empfangen und doch nicht empfangen!“

Die Schäferin begab sich heim ins Dorf und beredete die Dörfer, sie mögen ihr drei, vier lebende Hasen und zwei Tauben einfangen. Die Bauern erfüllen ihren Wunsch.

Am dritten Tag, als es galt, vor dem Kaiser zu erscheinen, steckte sie je einen Hasen in je einen Sack hinein, übergab sie Bauern zu tragen und sagte zu ihnen: „Wann ich euch heissen werde, sie auszulassen, so lasst sie aus!“ Die zwei Tauben nahm sie selber mit, setzte sich rittlings auf eine Ziege und machte sich auf den Weg zum Kaiser auf, voraus aber sandte sie einige Boten zu Fuss, damit sie dem Kaiser ihr Nahen ankündigen.

So bald der Kaiser die Meldung von ihrem Kommen erhielt, begab er sich mit allen seinen Bojaren und einer unübersehbaren Schar Bürger zu ihrem Empfang vor die Stadt hinaus.

Wie sich nun das Mädchen der Menge Volkes näherte, befahl sie den Bauern, die Hasen frei zu lassen. Kaum sahen die Herren die Hasen, so jagten sie ihnen alle nach, um sie einzufangen.

Die Hirtin selber hielt ihre Reitziege zwischen den Beinen, bald schritt sie zu Fuss dahin, bald wieder zog sie die Beine herauf, so dass sie eigentlich weder zu Fuss gieng; noch einherritt. Als sie vor den Kaiser hintrat, nahm sie die zwei Tauben unter ihren Achseln hervor und reichte sie dem Kaiser dar. Er streckte die Hände ihr entgegen, um die Tauben zu empfangen, sie aber liess sie im selben Augenblick aus und sie flogen davon.

Nun sprach die Schäferin zum Kaiser: „Siehst du da, o Kaiser, das Volk empfieng mich und empfieng mich auch nicht, ich ritt und ritt wieder nicht; ich überbrachte dir ein Geschenk und doch kein Geschenk!“ Sprach der Kaiser zu ihr: „Vom heutigen Tag, will ich dich wie ein Vater, als meinen Sohn halten!“ Sie aber flüsterte ihm ins Ohr zu: „Ich bin kein Jüngling, bin ein Mädchen!“ Der Kaiser war noch ledig und erhob sie darauf zu seiner Gemahlin.

Und so ist die kluge Schäferin eine Kaiserin geworden.

83. *Kein Kuchen, keine Schultertasche, kein Reitross*

Es war einmal ein König, der freite um die Tochter eines Kaisers. Der Kaiser stellte die Bedingung: „Du bekommst mein Töchterlein nicht eher, bevor du nicht folgendes hereschaffst: Einen Kuchen, der kein Kuchen ist, in einer Schultertasche, die keine Tasche ist, auf einem Reittier das kein Ross ist!“ Der König sann darüber nach, mochte aber nicht zu ergründen, was dies wäre und sprach: „Fürwahr, ich weiss nicht, was das heissen soll!“ Der Kaiser aber wendete ein, er gäbe die Tochter eben nur unter diesen Voraussetzungen her.

Der König kehrte wieder heim. Er hatte einen Diener, der fragte ihn: „Gebietet, hast du beim Kaiser die Hand der Prinzessin erworben?“ – „Nun“, sagte der König, „der Kaiser gibt mir nur dann die Tochter, wenn ich ihm einen Kuchen, der kein Kuchen ist, in einer Schultertasche, die keine Tasche ist, auf einem Reittier, das kein Ross ist, bringe!“ Bemerkte der Diener: „Ich weiss was das ist, ich freie für dich um des Kaisers Töchterlein! Ein Kuchen, der kein Kuchen ist, ist ein Haferkuchen. Ein Hafersack ist eine Schultertasche, aber keine Tasche. Ein Esel dagegen ist ein Reittier, aber kein Ross!“ Der König brachte dem Kaiser einen Haferkuchen, in einem Futtersack hoch zu Esel. Dort angelangt sprach er: „Hier bring ich dir, o Kaiser, den Kuchen, der kein Kuchen ist, in einem Sack, der kein Sack ist, auf einem Reittier, das kein Ross ist, nun gib mir aber die Tochter!“ Der Kaiser überliess ihm das Mädchen; der König führte sie an seinen Hof und vermählte sich mit ihr.

Anmerkung: Haferkuchen gilt als das Brot des Elends, man nennt ihn bloss ironisch einen Kuchen. – Der Hafersack sieht zwar wie eine Schultertasche aus, es ist aber nicht gebräuchlich ihn für andere Zwecke, als eben nur für die Tiere als Futtersack zu verwenden. – Man benützt den Esel wohl als Reittier, doch niemals an Stelle eines Rosses, wie dies bei besseren Hochzeitern der Brauch ist.

84. Von einem Mädchen, das da in Gleichnissen redete

Zu einem Dorfmädchen kamen Werber aus der Ferne zur Beschau, um, falls sie ihnen gefiele, um ihre Hand für den Burschen anzuhalten, in dessen Auftrag sie erschienen waren. Es traf sich, dass das Mädchen allein daheim war. Sie kam ihnen zur Begrüssung entgegen und küsste ihnen die Hand. Der Älteste, als der Anführer, erkundigte sich bei ihr:

„Mädchen, wo weilt dein Vater?“

„Er ist fort, um ein nicht rückzahlbares Darlehen zu gewähren!“

„Und wo ist deine Mutter?“

„Ist fort, um Meineide zu leisten!“

Die Männer blickten einander bedeutungsvoll an und lächelten, der Führer aber fuhr weiter zu fragen fort.

„Wo ist dein Oheim?“

„Ist fort, um Frieden ins Haus zu schaffen!“

„Und wo weilt dein Bruder?“

„Ist fort, um aus einem Wege ihrer zwei zu machen!“

„Und wohin begab sich deine Schwägerin?“

„Steckt dort in der Schlafkammer. Beweint ihr Herbstvergnügen!“

Die Werber wandten ihr den Rücken und verliessen wortlos das Gehöfte.

„Das ist eine angebrandelte Rutschen“, sagte der eine, „habt Ihr das Gewäsch vernommen?“

„Rutschen her, Rutschen hin, schlimmer kann sie schon nimmer sein!“ bemerkte der zweite.

„Tropf, wir befragten sie nicht, sei es auch nur der Hetz halber, was der Unsinn bedeuten solle“, versetzte der Freier.

„Beim Allah, kommt, wir wollen sie befragen“, sagte der Zugführer und alle kehrten zurück.

„Heda, Mädels, komm wieder ein bissl her, wir möchten dich um etwas befragen!“ so rief er sie heraus.

Das Mädchen erschien.

„So wahr dir dein Glaube, sollst uns die Bedeutung deiner Reden erklären. Wir haben sie nicht verstanden. Was bedeutet das, dein Vater sei fort, um ein nicht rückzahlbares Darlehen zu gewähren?“

„So wahr mir Gott, er gieng ins Dorf zum Begräbnis eines unserer Freunde – und er weiss wohl, dass ihm der das Darlehen nimmer zurückzahlen wird.“

„Was heisst das aber, deine Mutter sei zu Meineidleistungen fortgegangen?“

„Meine Mutter begab sich auf ein Sippenfest zu Gast. Die Gastgeber werden ihr zurufen: ‚Wohlan, trink noch ein Glas aus!‘ Sie jedoch wird sich verschwören und wird schreien:

„Ich kann nicht, so wahr mir Gott helfe! bei meiner Augen Licht. Bei meiner Gesundheit, ich kann nicht mehr!“ wird dabei doch das angebotene Glas ergreifen und leeren.“

„Schön, Mädels, was ist aber mit dem Frieden, den dein Ohm ins Haus schaffen wird?“

„Er begab sich in die Wassermühle, um Mehl heimzubringen. Haben wir kein Brod im Hause vorrätig, so sind wir wie Wespen giftig und eines schaut auf das andere mit scheellen Blicken, haben wir jedoch eins daheim, so herrscht Friede im Hause.“

„Und was treibt denn dein Bruder?“

„Seht nur, was er treibt! Die Bauern pflegen über unser Weizenfeld einen Querweg zu gehen, mein Bruder aber begab sich dahin, um einen Graben auszuheben und das Ackerfeld einzuhegen, damit die Dörfler nicht durchgehen und unsere Weizensaat beschädigen sollen. Die Landleute werden jedoch an einer anderen Stelle das Gehege durchbrechen und wieder über den Weizen schreiten und so werden aus einem zwei Wege entstehen!“

„Gut, das alles hast du nur hübsch erläutert, sag du uns nur noch was für ein Vergnügen vom vorigen Herbst bejammert deine Schwägerin in der Schlafkammer?“

Das Mädchen lächelte, senkte verschämt die Augen zu Boden und sagte:

„Gott helfe mir, im vorigen Herbst führte man sie für meinen Bruder heim ... und sie liebkosten einander. Nun kreisst sie dort in der Schlafkammer ...“

Die Werber tauschten verständnisvolle Blicke mit einander aus und sprachen:

„Die ist, Gott helf uns, keine närrische Rutschen, vielmehr voll Klugheit und Verstand! Alles ist richtig, was sie gesagt hat!“

Und sie kamen am nächsten Tag wieder und freiten um sie.

Anmerkung: Brauch ist bei den Südslaven, dass die Werber das Mädchen einer Scharfsinnprobe unterziehen. Unsere Geschichte ist im Süden allgemein bekannt und oft gedruckt erschienen, einmal kürzer, das anderemal behaglich ausgeweitet. Eine eigene Kategorie von Erzählungen bilden jene, wo sich die Braut verplauscht und von sich mehr erzählt, als ihrem guten Ruf dienlich ist, oder etwas anstellt, was ein Gebrechen verrät, so dass die Werber den Rückzug antreten.

85. Von einem bösen Pfarrer und seiner tugendhaften Nichte

Es war einmal eine Mutter, die hatte eine einzige Tochter und einen Bruder, der ein Pfarrer war. Diese Mutter gab ihre Tochter als Dienstmädchen zu ihrem Bruder, dem Pfarrer. So oft das Mädchen abends aufbettete, immer belästigte ihr Oheim, der Pfarrer, sie mit einer gewissen Bitte, die sie ihm nicht erfüllen durfte. Sie liess sich niemals von ihm betören, sondern redete ihm davon ab, er möge doch die Schande vor der Leuten und die Sünde vor Gott scheuen. Darauf kam einmal seine Schwester, ihre Mutter, zu ihnen zu Besuch und er sagte zu ihr: „Hör mal, meine liebe Schwester, deine Tochter bereitet mir grosse

Schande mit ihrer Aufführung. Zu mir kommen Pfarrer und sonst Herrschaften her und sie liebäugelt schamlos mit ihnen. Wir müssen sie aus der Welt schaffen lassen. Ihr Bruder ist ein tüchtiger Jäger und er soll sie töten!“ Sprach ihre Mutter zu ihm: „Verhält sich die Sache so, so möge es ohne weiteres geschehen!“ Dieser Pfarrer befahl nun seinem Neffen, dem Bruder des Mädchens: „Geh dort etwa dreissig Schritte weit hin, grab eine tiefe Grube aus, füll sie mit Dornesträuch an, lass deine Schwester einige zehn Schritte vorausgehen, schiess sie nieder, wirf sie auf den Scheiterhaufen und verbrenn sie!“

Auf der Stelle wies der Pfarrer das Mädchen hinaus und überantwortete sie ihrem Bruder, damit er sie töten soll. Sie schritt vor ihrem Bruder einher und bat ihn: „O mein Bruder, lass mich zehn Schritte dir vorausgehen, doch töte mich nicht! Ich will im Wald verschwinden, so dass mich nie wieder dein oder des Oheims oder der Mutter Auge erschauen wird!“ Er erbarmte sich ihrer, schonte ihr Leben und zündete den Holzhaufen an, Mutter und Oheim aber glaubten, das Mädchen sei richtig verbrannt.

Die Maid wanderte in den wilden Wald hinein und verweilte im Walde so lange, bis ihr dichtes Moos aufs Angesicht, wie auf einen Baumstamm fiel. Und es geschah einmal, dass der Kaiser und sein Sohn, der Prinz im selben Walde jagten, der Prinz sie zufällig fand und gleich zu seinem Vater sagte: „Mein liebster und teuerster Papa, schau mal her, was ich da eingefangen habe!“ Antwortete ihm sein Vater, der Kaiser: „So nehmen wir dies Geschöpf, sei es, was immer es sein mag, mit uns und führen wir es zu uns heim!“ Als sie sie heimgebracht hatten, da steckten sie sie unter das Vieh in den Stall. Weil sie aber nicht wussten, ob es ein stummes oder ein christliches Wesen sei, so legten sie ihr in die Krippe Körnerfrüchte und eine Brodrinde vor. Und während der Nacht sprach sie selber zu sich: „Du lieber Gott und teuerste Maria, ich bin doch kein stummes Ding, dass ich mich von Fruchtsamen nährte, sondern eine christliche Seele, um Brod zu essen!“ Das vernahm der kaiserliche Lakai, gieng zum Kaiser und sprach zu ihm: „Gebietet, euer Gejaid redet von selber, es sei kein stummes Ding, das da Körnerfrüchte ässe, vielmehr ein christliches Wesen, um sich von Brod zu sättigen!“ Darauf sprach der Kaiser zu ihm: „Schaff sie in meinen Hof her, damit ich sie sehe!“

Der Diener brachte sie herbei, doch sie war noch alleweil dieselbe, die sie war, als man sie eingeführt hatte. Da gab ihr der Kaiser ein Stubenmädchen bei, damit die sie jeden Tag mit Seife wasche, hege und pflege. Nach Verlauf von Jahr und Tag war sie so schön wie ein Fräulein geworden. Nun sagte der Prinz zu seinem Vater: „Mein liebster und teuerster Vater, ich habe sie erjagt und ich werde sie zu meinem Eheliebchen erheben!“ Antwortete ihm der Vater: „Das bleibt dir unbenommen. Du hast sie erjagt und du kannst sie zu deiner Frau machen!“ Dem Kaiser selber gefiel sie, weil sie so schön war. Und sie feierten die Vermählung mit einander und bevor das Jahr noch um war, hatten sie auch schon ein Kind. Darnach musste der Prinz ins Heer ausziehen und bevor er wegritt, sprach er zu ihr: „Wann unser Kind ein halbes Jahr alt sein wird, erbitte dir von meinem Papa vier Rosse

und eine Kutsche und komm mit dem Kinde zu mir. Ich schreibe dir schon, in welcher Stadt ich mich aufhalten werde!“ Und damit zog er ab.

Als das Kindlein ein halb Jahr alt war, sagte sie zum Schwiegervater: „Teuerster Vater! Wollt ihr mir den Gefallen erweisen, um den ich Euch bäte? Gebt mir vier Rosse und eine Kutsche, ich möchte meinen Ehemann besuchen!“ Antwortete er ihr: „Das gewähre ich dir und ich reise zudem mit dir mit, damit dir nicht irgend etwas zustosse!“ Darauf wandte sie ein: „Ich hoffe, es werde mir nichts zustossen. Ihr braucht nicht mitzukommen, teuerster Vater, ich fahre schon allein!“ Also liess er ihr den Willen, gab er ihr zum Geleite seinen Diener und vierhundert Gulden als Zehrgeld mit auf den Weg.

Eine Zeitlang reiste sie in Frieden mit diesem Diener, bis er etwas von ihr haben wollte, was sie ihm nicht gewähren durfte und als er ihr gar zu sehr zusetzte, bat sie ihn, er möge sich doch gedulden, bis sie zu einem Haselnussstrauch kämen. Als sie zum nächsten Haselnussstrauch gelangten, sprach sie zu ihm: „Geh hin und brich von der Staude einen Zweig ab, damit ich ihn dem Kinde vorhalte und dann will ich deinen Wunsch erfüllen!“ Während er um das Haselreis hingieng, packte sie die Zügel zusammen, trieb die Pferde an, fuhr davon und liess ihn zurück. Da überlegte er: „O du mein Gott, wohin soll ich jetzt? Welchen Weg ich einschlagen soll, um ihr zu folgen, weiss ich nicht, und zurück getraue ich mich auch nicht!“

Als sie in der Stadt eintraf, wo ihr Gemahl weilte, kam sie an ein sehr armes Haus, wo nur ein altes Frauenzimmer lebte. Hier hielt sie die Pferde an, stieg vom Wagen ab, rief das Weib zu sich und sprach zu ihr: „Da habt Ihr, Weib, dieses mein Kind auf acht Tage zur Verpflegung und bindet meine Pferde in eurem Stall an. Dafür habt ihr da zweihundert Gulden zur Bestreitung eurer Auslagen und für eure Mühe!“ Dann begab sie sich in die Stadt hinein, kaufte ein Offiziergewand und legte es sich an. Begegnete sie Offizieren, so erwiderte sie militärisch deren Gruss. Um die Mittagstunde suchten die Offiziere, darunter auch der Prinz, einen Gasthof auf und sie erschien auch dort. Sie setzten sich alle an einen Tisch herum, assen zu Mittag und unterhielten sich mit einander. Nach der Mahlzeit, steckten sie ihre Zigarren an und sie sagte zu ihnen: „Lasst uns der Reihe nach einander Geschichten erzählen!“

Der letzte hub zu erzählen an und als schliesslich auch an sie die Reihe kam, so begann sie so: „Jetzt aber schweigt, keiner hat mir ein Wort dreinzureden, während ich meine Geschichte vortrage. Es war einmal eine Mutter, die gab ihre Tochter in Dienst zu ihrem Bruder, einem Pfarrer. So oft die Nichte ihrem Ohm, dem Bruder ihrer Mutter, das Bett aufdeckte, wollte er etwas von ihr haben, was sie ihm nimmer gewähren durfte. Es gelang ihr auf keinerlei Weise, ihn davon zu überzeugen, dass sie die Sünde vor Gott fürchte und die Schande vor den Menschen scheue. Darüber erboste ihr Oheim, schickte um seine Schwester, ihre Mutter und sagte zu ihr: ‚Hörst du, o meine Schwester, deine Tochter schafft mir grosse Schande. Mich besuchen Pfarrer und andere Herrschaften und sie lieb-

äugelt mit ihnen unzüchtig. Wir wollen sie umbringen lassen. Ihr Bruder ist ein tüchtiger Waidmann, er soll sie töten! Ihre Mutter willigte dazu ein. Dieser Oheim beauftragte seinen Neffen, eine tiefe Grube auszuheben, sie mit Dornesträuch anzufüllen, seine Schwester hinterrücks niederzuschossen und über dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Die Schwester jedoch erbettelte sich von ihrem Bruder Gnade, als er auf sie schiessen wollte und flüchtete in den wilden Wald, wo weder des Bruders, noch des Oheims, noch der Mutter Auge sie je wieder erschauen sollen. Im Walde lebte die Maid die längste Zeit, bis sie schon gleich einem Baumstamm über und über bemoost war. Einmal jagten der Kaiser und sein Sohn im selben Walde und konnten weder einen Hasen, noch sonst ein Wild aufspüren, nur die Maid trafen sie an einem Baum lehrend an. Der Prinz entdeckte sie zuerst und rief seinen Papa herbei: ‚Mein teuerster und liebster Papa, schaut mal her, was ich, da erjagt habe!‘ Darauf sprach zu ihm sein Vater: ‚Nehmen wir das Wesen, mag es was immer sein, mit uns und führen wir es heim!‘ Sie führten es heim und steckten es unter das Vieh in den Stall. Da sie nicht wussten, ob es ein stummes oder ein christliches Geschöpf sei, so liessen sie ihr in die Krippe Fruchtkörner und ein Brodrindchen vorlegen, damit es, falls es ein stummer Wesen sei, Körner fresse, wenn aber ein christliches, Brod esse. Nachts sprach dies Wesen zu sich selber:

‚Du lieber Gott und teuerste Maria! Ich bin kein stummes Ding, um mich von Körnern zu ernähren, sondern ein Christenmensch, um Brod zu essen!‘ Das vernahm ein kaiserlicher Lakai und vermeldete dem Kaiser, was er gehört. Darauf sprach der Kaiser zu ihm: ‚Schaff sie mir zu Hof her, damit ich sie sehe!‘ Er brachte sie hin und sie war noch im selben Zustande, in welchen man sie eingeführt hatte. Dann stellte ihr der Kaiser ein Stubenmädchen bei, das sie Tag für Tag mit Seife wusch, hegte und pflegte, und als Jahr und Tag vorüber war, da war sie so schön wie ein Fräulein geworden. Nunmehr gefiel sie dem kaiserlichen Prinzen dermassen, dass er zu seinem Papa sprach: ‚Mein teuerster und liebster Papa! Ich habe sie erjagt, ich werde sie zu meinem Ehelieb erheben!‘ Dem Kaiser selber stand sie sehr zu Gesicht und er erwiderte dem Sohne: ‚Ohne weiters, Söhnchen! Du hast sie erjagt, du nimm sie zur Gemahlin!‘ Hierauf vermählten sie sich mit einander und bekamen vor Ablauf eines Jahres ein Kind. Kurze Zeit nach der Geburt des Kindes musste der Prinz zum Heere stossen und vor seiner Abreise sagte er zu seiner Frau, sie möge, so bald das Kind ein halb Jahr alt geworden, von seinem Vater vier Rosse und eine Kutsche verlangen, um ihn, den Gemahl zu besuchen. Er werde ihr schon schreiben, in welcher Stadt er sich aufhalte. Als das Kind ein halb Jahr alt geworden, erbat sie sich von ihrem Schwiegervater, dem Vater ihres Gatten, vier Rosse und eine Kutsche, um den Gatten zu besuchen. Er bewilligte ihr sowohl Pferde als Kutsche und wollte sogar mitfahren, doch gab sie es nicht zu. Er versah sie mit vierhundert Gulden auf Reis zu Spesen und liess sie von einem Diener begleitet ziehen. Auf der Reise verlangte der Diener, der sie fuhr, von ihr einen Dienst, den sie ihm nicht erweisen durfte. Sie übertölpelte ihn mit der Bitte,

er möge ihr ein Haselreis bringen, damit sie es dem Kinde vorhalte, während sie seinen Willen erfülle. Er gieng das Haselreis holen, sie aber trieb die Pferde an und gelangte ohne Diener in die Stadt, wo ihr Gemahl weilte!“ So lautete ihre Geschichte.

Sie alle befanden sich just in dem Gasthof ihres Oheims. Sie kannte alle ganz genau, nur sie allein blieb unerkannt. Nachdem sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, richtete sie an ihre Mutter und ihren Oheim die Frage: „Hört mal, was verdiente eine solche Mutter, die dem Oheim zu Liebe ihr Kind töten liesse?“ Entgegnete ihr die Mutter: „Was eine solche Mutter verdiente? Der gebührte nichts anderes, als man sperrte sie in ein Haus ein, vernagelte Tür und Tor des Hauses und zündete das Haus an, dass sie darin verbrenne!“ Nun richtete sie noch dieselbe Frage an den Pfarrer, ihren Oheim: „Hören Sie mal, was verdiente ein solcher Oheim, der da mit seiner Nichte derart verfahren liesse?“ Er gab die gleiche Antwort, wie ihre Mutter: „Dem gebührte nichts anderes, als man sperrte ihn in ein Haus ein, vernagelte Tür und Tor und verbrannte ihn mit samt dem Hause!“

Da nahm sie ihren Tschaks ab und ihr gelbes Haar ergoss sich über ihre Schultern. Ihr Gemahl erkannte sie wohl sogleich, sprang auf sie und sie auf ihn zu, sie busselte ihn ab und sprach zu ihm: „Siehe, meine Seele, ich bin gekommen, wie du es mir gesagt hast!“ Erwiderte er: „Ich dachte selber fortwährend, während du erzähltest, du seist mein Ehelieb!“ Nun gestand sie, im Gasthofe sei jener ihr Oheim mit ihrer Mutter und sie selber das unglückliche Mädchen.

Hierauf sprachen die Herren ihrer Mutter und ihrem Oheim das Urteil, das sich die beiden selber zuerkannt hatten. Man sperrte die zwei allein ins Haus ein, vernagelte es von allen Seiten und liess es in Flammen aufgehen.

86. Das schlimmste Gut der Welt

Es war einmal ein Kaiser, der hatte seine drei sehr klugen und verständigen Räte, die schon ziemlich hoch bei Jahren waren, ihren Dienst aber bei alledem umsichtig und gewissenhaft versahen.

Einige ihrer Neider, die sich gar gerne in ihre Stellen und Würden eingesetzt hätten, richteten des öfteren an den Kaiser Eingaben, in welchen sie klar und mit aller getreuen Untertänigkeit darlegten, jene seien bereits zu alt und für die Staatsdienste kaum mehr geeignet, die sie besorgen sollten und es wäre wohl angezeigter, endlich einmal einen Wechsel eintreten zu lassen. Der Kaiser prüfte und würdigte zwar alle ihre Gründe und Vorstellungen, doch konnte er sich auf keine Weise entschliessen, wenigstens dieses und dieses einemal der vorgetragenen Bitte zu willfahren.

Weil nun jene immer und immer wieder ihre Klagen erneuerten, gab der Kaiser endlich ihrem Drängen nach, nur um Frieden zu haben.

Nach Gewährung der Bitte befahl der Kaiser den drei bewährten alten Räten, um ihren Abschied einzureichen und jenen dreien, die sich an deren Stelle setzen wollten, dieselben Dienste zu übernehmen.

Am nächsten Tag berief der Kaiser seine drei neuen Räte und zugleich einen der drei ihres Dienstes Enthobenen vor sich und richtete an die Neulinge die Frage, die sie ihm gleich beantworten sollten: „Was ist das schlimmste Gut auf dieser weiten Welt?“

Sie dachten eine kleine Weile darüber nach, bis der eine von ihnen das Wort ergriff: „Das allerschlimmste Gut auf dieser weiten Welt, das ist ein böses Weib.“ Der Kaiser schrieb dies auf und befragte den zweiten und der antwortete ihm: „Der Güter schlimmstes, das ist ein böser Nachbar.“ Auch diese Antwort schrieb der Kaiser nieder und wandte sich mit seiner Fragen an den dritten. Dieser da war aber in nicht geringer Verlegenheit, denn was er zu sagen gedachte, das hatten ihm die anderen zwei bereits vorweggenommen, weil er jedoch in irgend einer Unternehmung einen bösen Gesellschafter hatte, so sagte er, das schlimmste Gut sei eben ein böser Geschäftsteilnehmer. Auch diesen Ausspruch vermerkte der Kaiser und danach befragte er seinen alten Rat, der wieder seinerseits entgegnete, wie in heller Verzweiflung, das wüsste er nicht, der Kaiser beharrte aber auf eine richtige Beantwortung seiner Frage, möge sie wie immer geraten, worauf sich der Greis so äusserte:

„Das allerschlimmste Gut ist wohl ein vernagelter Kopf, alldaweil wenn ein Mensch verständig ist und er von einem bösen Weib heimgesucht ward, er trachten und streben wird, auf jede Art und Weise seinen Fehlgriff wett zu machen und, wenn es schon nicht anders geht, so ermöglicht es ihm das Ehegesetz, sein Weib zuerst lassen und ein besseres zu suchen. Dagegen wird ein dummer Kopf das nicht tun, sondern Tag für Tag das Weib ausschelten, sich mit ihr herumstreiten und sie zu leidigen Tagen schlagen.

Sagt Ihr ferner, der Übel schlimmstes sei ein böser Nachbar, so ist dies unbestreitbar wahr, doch ein verständiger Mensch wird alles aufbieten, um ihn auf den Weg des Rechten zurückzuführen, sofern er's vermag, misslingt's ihm aber, so wird er sich umschauen und leicht einen besseren Nachbarn finden, ein dummer Kopf tut das jedoch nicht, sondern balgt sich täglich mit dem Nachbar herum und würde es nicht überdenken, dass der Nachbar gleichsam sein Bruder sei.

Ebenso ist eure Meinung richtig, das ärgste Gut sei ein böser Geschäftsgesellschafter, doch ist einer klug, so wird er sich bemühen, seinen Gesellschafter vom argen Treiben abzubringen und missglückt ihm das, so wird er sich von ihm lossagen und einen besseren suchen oder selber sein Geschäft allein weiterführen. Ein vernagelter Kopf täte dies nicht, sondern der Gesellschafter zerrte auf die eine und er auf die andere Seite hin und so gieng das weiter, solange als nur eine Münze im Beutel klimpert.“

Nachdem der Kaiser solche Rede zu Ende angehört, geriet er darob in Verwunderung und bestrafte sogleich jene drei Männer, die seine drei alten Räte beunruhigt hatten und gebot ihnen, nimmermehr etwas anzustreben, wozu ihnen die Eignung und Fähigkeit

abgehe, seine drei bewährten alten Räte setzte er dagegen neuerlich in ihre Stellungen ein. Und von da an versahen sie in Frieden ihre Dienste bis an ihr seliges Ende und alles verlief in schöner Ruhe wie vordem.

87. Verstand ist Geld

Es war einmal ein Mann, der schrie allerwegen: „Verstand habe ich, Geld habe ich keines! Verstand habe ich, Geld habe ich keines!“ Eines Tages, als er so daherschrie, vernahm ihn der Kaiser und berief ihn vor sich und gab ihm so viel Geld, als er verlangte und mit wieviel er sein Auslangen zu finden hoffte, um damit noch welch anderes zu erwerben. Der Kaiser schickte ihm darnach aber auch noch einen Späher nach, der ihn unauffällig beobachten sollte, was er wohl mit dem Gelde anfangen werde.

Für all das vom Kaiser empfangene Geld kaufte der Mann Riedgrasmatten, die er auf ein Segelschiff verlud und übers Meer fuhr, wo er sie am jenseitigen Gestade löschte und entlang der Meerküste ausbreitete. Allmählich entstiegen dort dem Meere wilde Rosse, um am Meerufer zu weiden und jedes Ross trug im Maul einen Demantstein von unschätzbarem Werte und legte ihn während des Grasens auf dem Boden der Beleuchtung wegen hin. Nachdem sich die Rosse satt gegrast, pflegten sie die Edelsteine mit dem Maul wieder aufzulesen und damit ins Meer zurückzukehren. Also erschienen sie auch am selben Abend, hinterlegten die Lichtsteine auf den Matten und eilten auf ihre Weideorte hin.

Bis dahin hielt sich der Mann dort irgendwo versteckt, wie er aber sah, das die Rosse die kostbaren Steine auf die Matten hingelegt hatten, sprang er urplötzlich aus seinem Versteck hervor und zündete die Schilfmatten von allen Seiten an. Sobald die wilden Rosse die von allen Seiten aufzüngelden Flammen erblickten, flohen sie ins Meer zurück, ohne dass sie dazu kamen, ihre Steine wieder aufzuklauben. Alsdann sammelte der Schlaukopf alle die Steine auf. Nach Bewältigung der einen Arbeit mit seiner List gedachte er auch noch eine zweite ins Werk zu setzen. Er knetete die Schilfmattenasche zu einem Teig und bildete daraus Ziegel und teilte die in zwei Gruppen. In jeden Ziegel der einen Gruppe verbarg er je einen Demantstein, die Ziegel der anderen Gruppe beliess er jedoch ohne Steine. Nachdem die Ziegel ausgetrocknet waren, behandelte er mit seinem Segelschiffer die Verfrachtung seiner Ladung aufs jenseitige Gestade, das heisst, dorthin, wo er vom Kaiser das Geld aufgenommen hatte. Das mit Ziegeln vollgefrachtete Schiff stiess in die See. Da geschah es zum Glück des sinnreichen Schlaukopfs, dass sich ein riesiger Wind erhob, der zu einem gewaltigen Sturm anschwell und das Schiff Gefahr lief, samt Ladung, Mann und Maus unterzugehen, weil es Wasser schöpfte. Nun drang der Schiffbesitzer in den Ziegelherrn, er möge doch die wohlfeile und dabei so schwere Ware ins Meer werfen lassen, um die Leute von dem augenscheinlichen Tode zu bewahren. Der Schlaukopf hatte seine Sache schon von vornherein

hinterlistig eingerichtet, nämlich die mit Demantsteinen gefüllte Ziegelgruppe zuunterst auf dem Schiffboden einlagern lassen, die andere, die steinlose, aber oben auf. Dann jedoch, als er mit dem Reeder um der Auswerfung des Ziegelballastes hin und her stritt, setzte er mit ihm eine Schrift auf, wonach sich der Reeder verpflichtete, ihm den vollen Preis der ins Meer geschleuderten Ziegel zu vergüten. Darnach machten sich die Matrosen daran, die Ziegel ins Meer auszuwerfen. Nachdem sie die Hälfte, nämlich die steinfreie Gruppe über Bord geworfen hatten, sagte der Schlaukopf, sie mögen damit doch aufhören, weil das Schiff ohnehin genügend erleichtert sei, und der Reeder stellte die Ausladung ein.

Als sie sich aufs trockene Land ausgeschifft hatten, heischte der Ziegelbesitzer vom Reeder gemäss ihrer schriftlichen Abmachung Bezahlung für die ins Meer geworfenen Ziegel. Der Reeder berechnete den Preis nach dem Wert gewöhnlicher Bauziegel und schickte sich an, ihn zu entrichten. Wie brach er in ein helles Gelächter aus, als er vom Ziegelbesitzer vernahm, die über Bord geworfenen Ziegel seien keine gewöhnlichen Bauziegel gewesen, wofür er sie gehalten, vielmehr habe jeder in seinem Inneren einen unschätzbaren Demantstein verborgen gehabt. Und um ihn von der Wahrheit dessen zu überzeugen, brach der verschmitzte Schlaukopf vor den Augen des verblüfften Reeders mehrere der übriggebliebenen Ziegel entzwei und bewies ihm so, dass jeder Ziegel tatsächlich einen Demantstein in sich barg. Fassungslos starrte ihn der Rheder an, weil er nicht wusste woher und womit er ihm die Menge Demantsteine bezahlen sollte. Dazu reichten alle seine Waren samt den Schiffen nicht im entferntesten aus. Die Streitsache gelangte auch vor das kaiserliche Gericht und schliesslich vor den Kaiser selber. Der Kaiser fällte das Urteil, der Reeder habe dem findigen Ziegelerzeuger sein gesamtes Vermögen zugleich mit seinem Segelschiffe zu übergeben und überdies ihm auch noch selber bis an sein Lebensende als Sklave zu dienen.

Da siehst du was der Mann, der da geschrien: „Verstand habe ich, Geld habe ich keines!“ mit dem Gelde ausgerichtet hat! Späterhin stattete er dem Kaiser das Darlehen zurück und überreichte ihm überdies auch noch ein mit Diamandsteinen gefülltes Tüchlein.

Anmerkung: In einem dalmatischen Märchen meiner Sammlung ist auch die Rede von Meerrossen, doch in einer ganz anderer Zusammenhange, den ich hier nicht andeuten mag, um die Berliner Denuntianten nicht rebellisch zu machen. Es ist wohl klar, dass die Seewogen der Brandung die Rosse und das bezaubernde nächtliche Meerleuchten die Diamanten sind.

88. *Wie zwei Vampire mit einander um einen Riesenknochen raufen*

In einer Stadt lebten zwei miteinander gut befreundete Kaufleute und jeder von ihnen hatte einen getreuen Diener. Einmal trafen sich die zwei Kaufleute im Kaffeehause und jeder hub ein Gespräch von den Vorzügen seines Dieners an. Der eine sagte: „Mein Diener

hat nicht seinesgleichen; mag ich ihn, sei es wo immer hin schicken, mag ich seinen Händen selbst mein gesamtes Vermögen anvertrauen, er wird alles ausrichten, alles bewahren und beschützen noch weitaus besser, als ich es selber vermöchte!“ Darauf der andere Kaufmann: „Treuer und zuverlässiger als mein Diener ist der deine kaum! Und sandte ich ihn bis ans Ende der Welt ab, er machte sich auf den Weg und vollbrächte unbedingt jeden meinen Auftrag!“ So stritten sie hin und her. Ein Wort ergab das andere, sie schlossen mit einander eine Wette ab und vereinbarten: der eine werde seinen Diener in der kommenden Nacht ins Beinhaus zu nächtigen schicken, der andere aber den seinen, den Schienbeinknochen eines Einaugriesen zu holen. Damit giengen die Freunde auseinander.

Heimgekehrt berief der eine Kaufmann seinen Diener zu sich und sprach so zu ihm: „Mein Diener! Du hast dich bis jetzt noch immer als treu erwiesen und hast dich mir in allem und jedem gehorsam bewährt, doch hieltest du mir dies einmal die Treue nicht, so büsstest du für immer dein Ansehen bei mir ein!“ – „Was befiehst du mir, Herr?“ sagte der Diener. Nach einem ausgiebigen Nachtmahl und einem tüchtigen Trunke begab er sich ins Beinhaus im Friedhof, schloss die Türe ab, stemmte zur grösseren Sicherheit den Schienbeinknochen eines Einaugriesen davor und streckte sich zur Ruhe auf dem Estrich aus. Bald schlief er ein. Gegen Mitternacht erweckte ihn ein Gepolter und Gedröhne an der Türe. Er erwachte völlig, sprang auf die Beine auf, doch die Schläge dröhnen nur noch heftiger gegen die Türe, ha! sie knarrt und ächzt bereits, gleich wird sie aus den Fugen geraten sein! Schnell ergriff er den Schienbeinknochen des Einaugriesen und haut auf den Vampir los, der eben die Türe einbrach, doch der Vampir entfaltete eine furchtbare Kraft, entriss ihm nach einigem Ringen, Stossen und Drängen mit einem Ruck den Schienbeinknochen des Einaugriesen und verschwand damit im Dunkel der Nacht auf dem Friedhofe. Dachte der Diener: „Na, da wäre ich ja noch ganz gut bei dem Vampir davongekommen!“ und legte sich wieder nieder, konnte aber nicht mehr einschlafen.

Am Morgen kehrte er aus dem Beinhause heim. Befragte ihn sein Herr: „Nun, Diener, wie geht's?“ – „Bei Gott, mein Herr, meine Hosen sind voll Freuden vor lauter ausgestandener Angst. Um die Mitternachtstunde, ich war gerade fest eingeschlafen, erschien ein Vampir, brach die Türe ein und es entspann sich zwischen uns ein wüstes Handgemenge. Er entriss mir zuletzt den Schienbeinknochen des Einaugriesen und verschwand wie er gekommen war!“ Der Herr lachte sich satt an, belobte seinen Diener und beschenkte ihn ausgiebig.

Der andere Diener wieder überbrachte seinem Herrn den Schienbeinknochen des Einaugriesen und berichtete ihm: „Mit harter Mühe gelang es mir, einem Vampir diesen Knochen zu entwenden. Kaum dringe ich zur Türe ein, stürzt er, stark wie ein Bär, auf mich los und haut mit dem Knochen auf mich ein. Mir glückte es endlich, ihn krampfhaft festzuhalten und dem Vampir zu entreissen. Dann aber rannte ich, um grösserem Unheil zu entgehen!“

Bald hernach besuchte der eine Kaufmann den anderen und erzählte ihm von der Übernachtung seines Dieners im Beinhaus, der wieder zeigte dem Besucher den errungenen Schienbeinknochen des Einaugriesen und einer erzählte dem anderen den Bericht seines Dieners wieder. Das hörte der Diener im Zimmer nebenan mit an, begab sich zu seinem Genossen und sagte zu ihm: „Was, du warst heut zu Nacht im Beinhaus?“ – „Freilich war ich dort, und was ist die Mär?“ – „Oh, mögst du doch auf sieben Bänken Stockstreiche empfangen, wie hast du mich so halb krumm und lahm geschlagen!“ – „Ei, Potz und Blitz! Du warst das? O, dass ich dir ...! Ich war fest der Meinung, ein Vampir habe mich überfallen und habe davon die Hosen voll ...“ Nun lachten sie weidlich über ihr furchtbares Abenteuer und giengen in Frieden als Freunde auseinander. Am nächsten Tage erhielten sie zur Belohnung für ihren bewiesenen Mut noch viele Geschenke von ihren Herren.

Anmerkung: Zuweilen stösst der Landmann beim Pflügen, beim Grubenausheben oder in Klüften auf Knochen urzeitlicher Riesentiere. Er spricht sie gewöhnlich als Überbleibsel der ihm aus dem Märchenschatz bestens bekannten einäugigen Riesen (vrloga) der Vorzeit an und trägt sie als Schaustücke ins Beinhaus hin. Bei den Chrowoten, Slavoniern und Dalmatern, sowie bei den Slovenen ist die Mär vom Einaugriesen (vrloga) weitaus gewöhnlicher als bei den Serben und Bulgaren.

89. Trügerische Freundschaften

Es war einmal ein Mann, der viele Freunde zählte. Um sich zu überzeugen, ob sie ihm in Wahrheit Freunde seien, begab er sich aufs Gericht und ersuchte den Kadi: „Was verlangst du dafür, wenn du mir für heute einen Wachmann bestellst, der mich auf Schritt und Tritt begleiten soll?“ Und er entrichtete die vom Kadi von ihm abgeforderte Gebühr.

Geleitet vom Wachmann suchte er einen seiner Freunde auf und sprach zu ihm: „Sei so gut und verbürg dich für mich, der da will mich verhaften!“ Antwortete ihm der Freund: „Ich bedauere sehr, das ist nicht meine Sache!“ Denselben Bescheid erhielt er auch vom zweiten und dritten Freunde und keiner mochte für ihn einstehen.

Zuletzt wandte er sich an einen seiner Feinde und bat ihn um die erwünschte Bürgschaft. Der leistete sie ohne Bedenken sogleich.

Also erkannte der Mann seine Freunde seien in Wirklichkeit keine Freunde und er sagte sich von ihnen ganzlich los. „Solche Freundschaften können mir gestohlen werden!“ meinte er.

Bulgarien

90. Der einzige wahre Freund

Es war einmal ein reicher Bauer, der hatte einen einzigen Sohn, den er wohl zur Schule schickte, doch der Junge wollte oder konnte gar nichts lernen. Dann gab ihn der Vater zu einem Handwerker in die Lehre, doch auch die Lehrzeit über tat er nicht gut und versagte. Darüber erboste der Vater derart, dass er beschloss, ihn aus dem Hause davonzujagen. Vorher aber gab er ihm einiges Geld in die Hand und sprach zu ihm: „Gib gut acht, wie du es verwenden wirst, um dir damit einen Freund zu erwerben!“ Der Jüngling war froh, endlich einmal im Besitz von Geld zu sein und zog in die Welt aus. Er landstreicherte einige Zeit umher, bis ihn eines Tages Wegelagerer überfielen und ihm das Geld wegnahmen. Er versicherte sie seiner treuen Freundschaft, sollten sie ihm sein Geld zurückgeben und sie gaben es ihm wirklich zurück und als er sein letztes Geld in ihrer Gesellschaft und mit ihnen verbraucht hatte, kehrte er wieder zum Vater heim. Befragte ihn der Vater: „Wohin geriet dein Geld?“ und er erzählte ihm, wie es ihm in der Welt ergangen und wie es ihm nicht möglich gewesen sei, einen Freund zu finden. Da sprach zu ihm sein Vater: „Hättest du das Geld zusammengehalten, so könntest du Freunde erwerben, jetzt aber hast du weder Geld noch Freunde. Ich selber gewann in meinem ganzen Leben bloss drei Freunde!“

Hierauf schlachtete der Vater ein Kalb ab, steckte es in einen Sack hinein und schickte den Sohn mit dem zugebundenen Sack zum ersten Freunde hin, damit er zu ihm sage: „Mein Vater hat einen Menschen getötet und schickt dir dessen Leichnam in dem Sacke mit der Bitte zu, du möchtest ihn gut verbergen.“ Der Jüngling richtete den Auftrag aus, doch der Freund wies ihn ab: „Das kann ich deinem Vater nicht leisten, doch bin ich ihm zuliebe zu jedem anderen Dienste herzlich gern bereit.“ Der Sohn lud sich den Sack wieder auf die Schultern auf und kehrte zum Vater zurück. Auf sein Geheiß gieng er gleich auch zum zweiten guten Freund hin und bat ihn im Auftrage, den Ermordeten zu verstecken, um den Vater vor der Strafe zu retten. Der Freund lehnte ab: „Sag du deinem Vater, ich dürfe so etwas nicht tun, doch will ich ihm, soviel Geld als er nur wünscht, geben, damit er die Flucht ergreife und der Verfolgung entgehe.“ Der Sohn berichtete dies getreulich seinem Vater und der sandte ihn mit dem gleichen Auftrag zu seinem dritten Freunde. Er richtete ihm aus und kaum vernahm der Freund, was geschehen sei und um was es sich handle, entriss er dem Jüngling den Sack, trug ihn ins Haus hinein und vergrub ihn an einer verborgenen Stelle, den Überbringer aber schickte er wieder heim.

Als der Sohn heimkam, fragte ihn der Vater: „Nun, hat er die Leiche verscharrt?“ Der Sohn erzählte ihm lachend, mit welchem Eifer und welcher Hast der Freund den vermeintlichen toten Mann verscharrt habe. Darauf der Vater: „Siehst du nun, mein Sohn, so lang als du Geld hast, hast du auch Freunde, ist's jedoch mit deinem Gelde aus, so kennen dich auch deine Freunde nimmer! Merk dir das ein für allemal. Hier gebe ich dir nochmals Geld und drei Äpfel obendrein und zieh wieder in die Welt aus. Setzt du dich an

einen Tisch zum Essen, so gib einen Apfel dem, den du für deinen Freund hältst, zum Teilen, und teilt er ihn ungerecht und behält das grössere Stück für sich, so gehe nicht mit ihm, sondern meide ihn, teilt einer jedoch den Apfel zu zwei gleichen Hälften, so schliess dich ihm getrost an.“

Dem Jüngling gesellte sich auf seiner Wanderung ein Fremder zu und gebärdete sich als sein Freund. Abends trafen sie in einem Einkehrwirthaus ein und nach dem Nachtmahl gab der Jüngling seinem neuen Freunde den ersten Apfel zur Teilung; der nahm den Apfel und behielt das grössere Stück für sich. Daraufhin zog der Jüngling allein weiter. Ein zweiter Geselle, der sich gleichfalls an ihn anbrüdete, wahrte bei der Teilung des zweiten Apfels ebenso seinen eigenen Vorteil. Auch diesen Kumpan liess er im Stich und wanderte allein weiter. Eines Tages sah er einen Mann, der auf einem Friedhofe ein Grab wieder aus-schaukelte und den fragte er: „Was tust du da?“ Der beschied ihn, er grabe einen Menschen aus, der ihm fünfzehn Denare schuldig geblieben und er wolle ihm dafür fünfzehn Hiebe aufstreichen. Sprach der Jüngling zu ihm: „Lass davon ab, ich gebe dir hier zehn Denare.“ Antwortete ihm der Gräber: „Entweder fünfzehn Denare oder ich wichse ihm fünfzehn Hiebe auf sein dickes Fleisch auf!“ So blieb denn dem Jüngling nichts übrig als dem Manne fünfzehn Denare aufzuzählen, um dem Toten die Grabruhe zu sichern.

Auf seinen weiteren Wanderung schloss sich ihm ein neuer Gefährte an, der dann abends den dritten Apfel gewissenhaft in zwei vollkommen gleiche Hälften teilte. Mit dem gieng er nun eine enge Freundschaft ein, eröffnete mit ihm eine Gastwirtschaft, durch die sie in kurzer Zeit zu grossem Reichtum gelangten, so dass es der Jüngling wagen durfte, sogar um die Hand der kaiserlichen Prinzessin anzuhalten. Die Prinzess war aber bereits einhundertmal vermählt gewesen, doch nach der Brautnacht erwachte keiner ihrer Gemahle mehr. Nur unser Jüngling blieb am Leben, weil in den ersten drei aufeinander erfolgenden Nächten sein Gesellschafter zu Häupten des Brautpaares Wacht hielt und der aus dem Munde der Braut hervorkriechenden Natter den Kopf abschnitt. Auf der Heimreise beutelte der Gesellschafter im Verein mit dem Freunde aus der Braut die drei Schlangenleiber heraus, überliess ihm seinen ganzen Vermögenanteil und verschwand gleich wieder im Grabe. Es war der dankbare Tote, der sich dem Lebenden als alleiniger wahrer Freund bewährt hatte.

Bosnien

Anmerkung: Der Erzähler dehnte den zweiten Teil mit grossem Behagen sehr breit aus, doch weil die Geschichte vom dankbaren Toten weltbekannt ist und unsere Fassung keinen neuen Zug enthält, fasste ich sie möglichst kurz nur der Feststellung wegen, dass sie auch den Südslaven geläufig ist.

91. Die Ehefrau des Mannes einziger Freund

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen einzigen Sohn. Einmal sagte der Sohn zu seinem Vater: „Papa, ich habe gar keine Freunde und darum kam ich zu dir, um dich zu befragen, wie ich mir welche wohl erwerben könnte?“ Antwortete ihm der Vater: „Du hast da fünfzig Stück Dukaten, geh hin, brauch sie auf und du wirst Freunde gewinnen.“

Der Sohn nahm die fünfzig Dukaten entgegen und verausgabte jeden Tag einen Dukaten und erlangte auf solche Weise Tag für Tag um einen Freund mehr. Nachdem er also in fünfzig Tagen die fünfzig Dukaten angebracht hatte, konnte er sich fünfzig Freunde berühen. Nun begab er sich zu seinem Vater und sprach zu ihm: „Vater, ich erwarb mir ihrer fünfzig Freunde und jeder setzte willig für mich seinen Kopf aufs Spiel!“ Darauf zu ihm der Vater: „So geh denn hin und heisch von jedem deiner Freunde je einen Dukaten und gib dir jeder einen, so werde auch ich von deren wahren Freundschaft überzeugt sein!“

Der Sohn gehorchte dem Vater und besuchte von Tür zu Tür jeden seiner Freunde und erbat sich von jedem ein Darlehen von einem Dukaten. Kein einziger jedoch willfahrte ihm und jeder von ihnen hatte eine triftige Ausflucht zur Hand. Die einen redeten sich aus, sie verfügten augenblicklich über kein Kleingeld, die anderen beteuerten, sie besäßen überhaupt gar nichts, einer aber sagte zu ihm: „Ja, mein Lieber, hätte ich einen Dukaten im Vermögen, so schleuderte ich jauchzend meine Kappe himmelhoch!“

Als der Jüngling sah, alle seine Bemühungen seien eitel, so kehrte er zu seinem Vater wieder zurück und erzählte ihm getreulich, was er zu hören bekommen und wie es ihm ergangen. Sprach sein Vater zu ihm: „Jetzt hast du das wahre Gemüt dieser deiner Freunde erkannt. Es hält gar schwer, einen echten Freund zu erlangen. Habe ich doch selber in meinem Leben nicht mehr als nur einen halben Freund gewonnen.“ Ferner sagte er zu ihm: „Nun begieb dich mal zu diesem meinem halben Freunde, verlang von ihm fünfzig Dukaten und sag ihm, ich benötige sie dringendst.“ Der Sohn suchte gleich jenen Halbfreund seines Vaters auf und sagte ihm, sein Vater erbitte sich von ihm fünfzig Dukaten, weil er sie gar sehr notwendig brauche. Der zog aus dem Beutel fünfundzwanzig Dukaten hervor, reichte sie ihm dar und bemerkte dazu: „Dein Vater möge es mir verzeihen, denn ich habe nicht mehr!“ Der Sohn nahm die Dukaten, trug sie zu seinem Vater hin und erzählte ihm, was der Freund erklärt hatte.

Da sprach der Vater zu ihm: „Nun hast du, mein teuerster Sohn, erfahren, wie heutigentags die Freunde ausschauen. Darum berate ich dich, die Augen gut aufzumachen, eh du mit einem Freundschaft schliesst. Du hast doch gehört, wie dich jene abgefertigt haben, von denen du vermeintest, sie seien bereit, ihr Leben für dich hinzugeben. Jener mein Halbfreund taugt mehr als deine fünfzig samt und sonders, denn er streckte mir halt wenigstens fünfundzwanzig Dukaten vor, die deinigen dagegen halfen dir auch nicht mit einem einzigen aus, doch wäre mein halber Freund ein ganzer Freund, so hätte er mir volle fünfzig Dukaten gegeben und kein Wörtchen dabei verloren.“

Darauf fragte der Sohn den Vater: „Ei, wie soll ich mir nun einen wahren Freund erwerben?“ Antwortete ihm darauf der Vater: „Sieh mal, du hast da drei Äpfel und zieh mit ihnen auf die Wander in die weite Welt hinaus. Bietet sich dir einer zum Reisegefährten an, so gib ihm einen Apfel, er soll ihn teilen und behält er den grösseren Teil davon für sich zurück und überlässt er dir den kleineren, so wisse, dass er dir ein Feind ist; reicht er dir jedoch die grössere Hälfte dar und behält er für sich die kleinere, so ist er dir ein Freund und du magst getrost mit ihm weiter wandern, denn der wird dich nie und nirgends verraten!“

Der Sohn nahm die Äpfel an sich und zog in die Welt hinaus. So wanderte er eine Zeit lang dahin, bis er einmal einem jungen Menschen begegnete, der ihn befragte: „Wohin des Weges, guter Freund?“ Der erwiderte ihm, er reise durch die Welt dahin; sagte der Unbekannte zu ihm: „Gern schliesse ich mich dir an, falls es dir genehm sein sollte, damit ich einen Wandergenossen habe.“ Darauf der Jüngling: „Nun mir ist's recht, wohlan, komm mit!“ Und so wanderten sie selbender weiter.

Nachdem sie also eine geraume Weile gereist waren, nahm der Jüngling einen seiner drei Äpfel heraus, übergab ihn dem Begleiter und forderte ihn auf, den Apfel in zwei Hälften zu teilen. Der Freunde schnitt ihn durch, gab ihm die kleinere Hälfte davon und für sich behielt er die grössere zurück. Als jeder seinen Teil aufgegessen, da sagte der Jüngling zum Gefährten: „Ich bin lange genug mit dir gewandert. Geh du hinfort, wohin es dich freut, ich aber setze meinen Weg weiter fort, wohin ich mag!“ Fragte jener Mann verwundert: „Ei, warum denn so?“ Und der Jüngling versetzte: „Ich habe dich mit dem Apfel ausgeforscht, was du für einer bist. Ich gab dir den Apfel hin, dass du ihn teilen sollst. Du gabst mir die kleinere Hälfte, behieltst aber die grössere für dich zurück. Und hast du mich beim Apfel schon übervorteilt, wie erst hättest du mir mitgespielt, wäre es zu einer Dukatenteilung gekommen! Hättest mich an Ende gar umgebracht!“

Er trennte sich sodann von dem unsicheren Gesellschafter und gieng seines Weges allein weiter. Wie er so dahinwanderte, stiess er auf einen Mann in mittleren Jahren und mit diesem ergieng es ihm in gleicher Weise wie mit dem Vorigen. Er setzte seinen Weg fort und begegnete einem Alten, der ihn befragte, wohin er denn aus sei. Er sagte ihm, er tummle sich in der Welt herum und bat ihn um seine Gesellschaft, um nicht allein zu sein. Der Alte erlaubt es ihm und so wanderten sie fürbass weiter.

Als sie so einige Zeit einhergeschritten, zog der Jüngling auch seinen dritten Apfel hervor und ersuchte den Alten, den Apfel zu Hälften zu teilen. Der Alte zerschnitt den Apfel und gab dem Jüngling die ansehnlichere Hälfte und behielt die geringere für sich zurück. Nachdem sie den Apfel aufgegessen, erzählte der Jüngling dem Alten alles, was ihm auf der Wanderung widerfahren war.

So giengen sie plaudernd weiter, bis die Nacht sie in der Nähe eines Dorfes umfieng. Befragte ihn der Alte, wo er zu nächtigen gedenke und der junge Mann antwortete ihm:

„Werde mich im Dorfe erkundigen, wo eine Nachtherberge zu haben sei und dazu schauen, ob mich nicht einer bei sich aufnimmt. Begieb dich in jene Keuschen am Dorfende und übernachtete dort.“ Danach trennte er sich vom Alten, gieng zu jenem Häuschen hin und pochte an der Türe an. Inzwischen kam ein Bursche heraus und fragte ihn nach seinem Begehr. Der Wandermann fragte wieder: „Könnte ich hier eine Nachtherberge bekommen?“ Der Bursche sagte: „Ja wohl, doch habe ich einen kranken Vater, der würde dich die ganze Nacht über um den Schlaf bringen, denn er stöhnt unausgesetzt vor Schmerzen.“ Antwortete ihm der Jüngling: „Und wenn, ich bin so gewohnt, mit Kranken zu sein!“ Er trat ins Haus ein, sie assen zu Nacht, verrichteten das Nachtgebet und begaben sich zur Ruhe. Kaum streckte sich der Sohn jenes Kranken auf seinem Lager aus, so schlief er auch sofort ein und lag wie abgeschlachtet da, während der Jüngling, trotzdem er von der Wanderung hundmüde war, nicht so gleich einschlafen konnte.

Eine kleine Weile darnach erschien urplötzlich von irgendwoher vor ihm jener Alte, sein Reisegefährte. Der Alte trug in der Rechten einen Blumenstrauss. Der Jüngling wollte ihn im ersten Augenblick anreden und ihn fragen, woher er denn käme, doch hielt er es für geratener, zunächst zu schweigen, und er stellte sich so als ob er fest schlief. Jetzt näherte sich der Alte dem Kranken und begann, ihm den Blumenstrauss zum Riechen hinzuhalten. Sobald aber der Kranke dazuriechen wollte, zog ihm der Alte den Strauss von der Nase weg. Wie der Jüngling nun schärfer auf den Kranken hinschaute, merkte er, dass der Kranke in den letzten Zügen liege und die Seele aushauche. Da nun gewährte der Alte dem Kranken ausgiebig zu dem Strauss zu riechen, doch kaum hatte er den Duft eingeatmet, verschied er, der Alte aber verschwand, so wie er gekommen war. Nun weckte der Jüngling den Sohn auf und teilte ihm mit, sein Vater sei gestorben. Der Bursche erhob sich, wandte den Toten um und beide jungen Männer hielten bis zum Morgen die Totenwacht ab. Am anderen Tag verliess der Jüngling das Häuschen und als er sich ausserhalb des Dorfes befand, begegnete er wieder jenem Alten und wanderte mit ihm weiter.

Auf dem Wege erzählte der Jüngling, was er nächstens für ein merkwürdiges Gesicht gehabt, worauf ihm der Alte erklärte: „Jener Mann war ein seelenguter Mensch zeitlebens gewesen, hat keinem je das geringste Leid bereitet, war Gott immer für alles und jedes dankbar, arbeitete einzig und fleissig bis zu seinem Ende und darum beschied ihm Gott einen so leichten Tod.“

So wanderten sie im Gespräche den ganzen Tag über und als der Abend anbrach, gelangten sie in ein Dorf. Der Alte fragte den Jüngling, wo er zu nächtigen gedenke und der antwortete: „Werde mich im Dorfe erkundigen, wer einen zur Herberge aufnehmen mag.“ Sagte der Alte: „Befrag dich nirgends nach einer Unterkunft, sondern geh geradenwegs zu jener Warte, die mitten im Dorfe steht!“ So sprach der Alte und trennte sich von ihm. Der Jüngling begab sich zur Warte hin und pochte ans Tor an. Kam ein Knecht heraus und den befragte er: „Kann man bei euch nächtigen?“ Der Knecht entgegnete, dies

könne geschehen und sie stiegen zur Warte hinauf und traten in eine Stube ein, wo der Beg, der Herr der Warte krank darniederlag und vor Schmerzen sich ächzend und stöhnend wand, so dass davon die ganze Warte widerhallte.

In vorgerückter Abendstunde assen sie zu Nacht, sassen noch eine Weile auf und dann begaben sie sich zur Ruhe. Wiederum fand der Jüngling keinen Schlaf, doch da erschien urplötzlich jener Alte, sein Wandergenoss mit einem Kantschu in der Linken. Der näherte sich dem Kranken und fieng ihn mit dem Kantschu durchzubleuen an, der Beg aber hub zu schreien und Wehrufe auszustossen an: „O weh mir, wie zerwühlt mir das Seitenstechen den Leib!“ So schlug der Alte auf den Beg ohne Unterlass drein, der Beg hörte ebenso nicht auf mit seinem Ach- und Wehgeheul, bis ihm jener nicht zuletzt mit dem Kantschu die Seele aus dem Leibe herausholte. Da rief der Jüngling den Knecht des Begen herbei und sagte ihm, der Beg sei gestorben. Der Knecht erhob sich, drehte den Beg um und die zwei hielten bei ihm bis zum Morgengrauen die Totenwacht ab.

Am anderen Morgen verliess der Jüngling die Begenwarte und begegnete ausserhalb des Dorfes wiederum jenem Alten und setzte mit ihm die Wanderung fort. Auf dem Wege teilte er dem Alten mit, was er in des Begen Warte miterlebt habe. Darauf sagte der Alte zu ihm: „Jener Beg war ein arger Wüterich, der seine Untergebenen greulich quälte und verfolgte. Armen Leuten gab er niemals gnädige Aushilfe, sondern jagte sie von der Warte weg, schmähte sie und verunglimpfte sie. Darum bescherte ihm Gott einen Tod, wie er ihm nach Gebühr zukam.“

Nun fragte er den Alten, wer er denn sei, da er doch alles so ganz genau wisse. Der Alte erwiderte ihm: „Ich bin der Tod!“ – „Ei, bist du der Tod“, versetzte der Jüngling, „so sag du mir mal an, wann ich versterben werde?“ Antwortete ihm der Alte: „Wann du dich verheiratest und wann es zur Brautnacht kommt, dann wirst du hinsterven!“ Der Alte sprach so und war auch schon verschwunden.

Der Jüngling mochte nicht allein die Wanderung fortsetzen, sondern kehrte wieder heim. Sein Vater befragte ihn, ob er wohl irgendwo einen wahren Freund gefunden und darauf erzählte er ihm alle seine Erlebnisse.

Darnach verstrichen einige Jahre. Einmal drangen Vater, Mutter und die gesamte Verwandschaft auf ihn ein, um ihn zu beweiben. Vergeblich wies er sie ab, indem er ihnen erklärte, ein Alter habe es ihm vorausgesagt, er werde in der Nacht nach der Eheschliessung das Zeitliche segnen. Sie sprachen zu ihm so: „Geh hör auf, lass den Gedanken an diese Voraussagung fahren! Damit hat dich einer vom Heiraten abhalten wollen!“ Kurzum, sie redeten ihm so lang zu, bis er der Gewalt wich.

In der Brautnacht setzte er sich auf eine Kleidertruhe seiner Frau nieder und hub zu grübeln an. Auf einmal stand jener Alte vor ihm und sprach ihn an: „Da bin ich, um deine Seele abzuholen, so wie ich es dir angekündigt habe!“ Er beschwor den Alten, ihm das Leben zu verlängern, der aber sagte zu ihm: „Das Leben vermag ich dir nicht zu verlän-

gern, es wäre denn, irgendeiner träte dir etwas von seinem eigen Leben ab!“ Weiterhin sprach noch der Alte zu ihm: „Geh zu deinem Vater und bitt ihn, vielleicht schenkt er dir einige Jahre seines Lebens!“ Er befolgte den Rat, suchte seinen Vater auf und sagte zu ihm: „Teuerster Vater, gib mir einen Teil deines Lebens, denn willfahrst du mir nicht, so muss ich sterben!“ Antwortete ihm der Vater: „Bei Gott, mein Söhnchen, ich gebe nichts her, denn selbst das, was ich habe, ist mir zu wenig, und solltest du auf der Stelle sterben!“ Der Jüngling suchte den Alten auf und berichtete ihm, was ihm der Vater gesagt hatte.

Du sagte zu ihm der Alte: „Geh jetzt zur Mutter hin und frage sie, ob sie bereit sei, dir einen Teil ihres Lebens abzugeben.“ Er befolgte die Weisung, suchte seine Mutter auf und sprach zu ihr: „Liebste Mutter, gib mir wenigstens einen kleinen Bruchteil deines Lebens, denn gibst du mir keinen, so muss ich mit dem Tode abgehen!“ Antwortete ihm die Mutter: „So soll mir Gott helfen, mein Söhnchen, ich kann dir wahrhaftig nichts geben, dieweil das wichtigste und jedem das liebste das Leben ist, und solltest du augenblicklich versterben!“ Er kehrte zum Alten zurück und vermeldete ihm den Ausspruch der Mutter.

Darauf sagte der Alte zu ihm: „Dort im Winkel steht dein Eheweib, geh hin und befrag auch sie noch, ob nicht sie vielleicht geneigt sei, dir einen Teil ihres Lebens abzutreten.“ Er trat an die junge Frau heran und sprach zu ihr: „Teuerstes Weib, möchtest du mir wohl einen Teil deines Lebens abtreten, denn mein letztes Stündlein hat geschlagen, und wenn du meiner Bitte Gewährung versagst, so muss ich sterben!“ Da erwiderte ihm seine Frau: „Ich bin gar nicht dagegen, auf mein ganzes Leben zu deinen Gunsten zu verzichten und ich will lieber an deiner Statt sterben, du aber leb weiter zur Freude deines Vaters und deiner Mutter!“ Er kehrte zum Alten zurück und sagte ihm, was ihm seine Ehefrau für einen Bescheid gegeben.

Jetzt richtete der Alte ein Gebet an Gott, er möge jedem der Eheleute das Leben möglichst verlängern und nachdem er sein Gebet beendet, wandte er sich zu dem Jüngling um und sprach zu ihm: „Nunmehr hast du erst eingesehen und erkannt, wer dein wahrer Freund ist und auf wen du nicht bauen kannst, denn wisse, man hat zunächst die Freunde genau zu erkennen und dann erst weisst du, wen du als deinen wahren Freund zu erachten hast!“ Kaum hatte der Alte dies ausgesprochen, so war er auch schon verschwunden.

Das Ehepaar lebte darnach in Frieden und Freuden solange als es ihnen vom Schicksal beschieden war.

Anmerkung: Man vergleiche dazu die slawonische Erzählung bei Krauss, *Die Anmut des Frauenleibes*, 1923, S. 76ff, wo der Alte als Gott selber auftritt.

92. Das Kind ein Frosch

Eine Mutter hatte eine Tochter und die heiratete sie an einen Holzfäller aus. Die junge Frau blieb kinderlos, war eben unfruchtbar, während der Mann unausgesetzt von ihr Kinder verlangte und mit Strafreden und Ermahnungen nicht kargte. Eines Morgens rief ihr der Holzfäller, bevor er in den Wald holzen gieng, zu: „Weib! Am Abend, wann ich heimkomme, soll ich ein Kind vorfinden! Treffe ich keines an, so schlage ich dir mit der Hacke den Kopf ab!“

Und sie setzte sich hin und heulte gottjämmerlich. Ihre Mutter besuchte sie, sah sie in Tränen aufgelöste und fragte sie: „Warum weinst du Töchterlein?“ – „Wie soll ich nicht meine Jahre und Tage beklagen, Mütterlein? Kommt heute abend mein Mann vom Holzen nach Hause, so wird er mir mit der Axt den Kopf abhauen, weil ich keine Gebärerin bin, – und abends erwartet er ohne weiters ein Kind hier.“ Erwiderte ihr die Mutter: „Und deswegen plärrst du, Töchterlein? Einem solchen mit Blindheit geschlagenen Gesellen muss man die Augen gehörig auswischen! Geduld dich hier. Ich gehe an den Fluss, um einen Frosch einzufangen. Wir hüllen ihn ein und du legst dich zu Bett. Kehrt dein Mann in später Nachtstunde heim, so sagen wir ihm, ein Kind sei da, ein ganz kleines Wesen. Ich werde ihm die Türe öffnen und fragt er: ‚Wo steckt dein Töchterlein?‘ so erwidere ich ihm: ‚Pst, pst! Wir haben ein Kleines im Haus!‘“

Als der Holzfäller abends von seinen Freuden hörte, warf er den Stock hin und trat ins Haus ein, um sein Junges zu begucken. Er verlangte nach längerer oder kürzerer Weile, man möge es aufwickeln, damit er sich daran satt schaue. Sie wehrten ihn ab: „Jetzt gleich enthüllen wir es nicht, vor Mitternacht unter keiner Bedingung. Dann gehst du mit ihm zum Fluss hin und badest es darin tüchtig ab, damit es uns lange lebe, wir haben ja ohnehin keine Kinder mehr!“ Um Mitternacht begab er sich an den Fluss, wickelte den Bund auf und mit einem Quak! sprang der Frosch in den Fluss hinein. Der Mann fieng zu weinen und zu schreien an: „O, des Vaters Schwarzauge! O, des Vaters Schwarzauge! Wie wage ich mich nun nach Hause! Eben gedachte ich mir aus Freude ein Stück Speck abzubraten!“ Und weinend kehrte er wieder heim.

Kaum war er zurück, kam ihm seine Schwiegermutter entgegen und hub zu schreien an: „Wohin ist das Kind geraten, heda, du Taugenichts, du Tagedieb? Du warst des Kindes ganz unwert und unwürdig und darum gab dir der HERR keins! Nun hat man's! Kaum gewährte er dir eines und was geschieht? Nicht einen Tag lang kann der Kerl es behüten!“ Während ihn die Alte so herunterputzte, erhob sich sein Weib vom Lager und bläute ihn von rechts und links mit dem Stock durch. Anstatt dass er sie versprochenemassen verprügelte, schlug sie ihn lendenlahm und schrie: „Soviele Qualen ertrug ich, bis ich es gebar, und kaum war es da, so ertränkest du es sogleich!“

93. *Schmiede das Eisen, solange als es heiss ist*

Zwei Freunde heirateten im selben Jahre zwei Schwestern. Ein Jahr später begegneten sie einander wieder auf einem Markte und erkundigten sich um das gegenseitige Wohlbefinden. Fragte der jüngere Freund den älteren: „Wie lebst du mit deinem Weibe?“ – „Ich, Bruder, derzeit gut, doch in der ersten Zeit – dass Gott selbst meinen Blutfeind davor bewahre! Man beriet mich aber, sie zu pfeifenröhreln und sie hie und da auch einen Fusstritt erwischen zu lassen, und vollends der Watschen und Fauststücke gab es endlos viel an der Zahl. Na, und, so Gott steh mir bei, sie besserte sich zusehends mit jedem Tag, zog die Zunge ein und legte die Hände nicht in den Schoss, sondern an die Arbeit, begab sich die letzte zur Ruh und stand die erste auf, rein, ein Lämmchen ist sie geworden!“ – „Heil dir, Bruder! Auch ich stiess auf ein Wunder, wie kein Mensch noch hienieden. Zu meinem Leidwesen belehrte man mich, ich möchte sie ja nur nicht viel züchtigen, sie war ja halt noch recht kindisch, und es gäbe ein Sprichwort: ‚Hau aufs Übel loss und es wird sicher gross!‘ Und so schonte ich sie. Nun ist sie rasch gewachsen und mir über den Kopf gewachsen. Sie hat immer recht und ich bin ihr feiger Knecht. Doch, sobald ich wieder mit Gottes Hilfe daheim bin, fange auch ich nach deiner Art das Spiel an!“ Lachte ihm der Schwager ins Gesicht und bemerkte: „Ei, mein liebster Freund! Hast schon schier die Zeit verpasst, denn sein Weib haut man in den ersten Tagen nach der Trauung und das Eisen schmiedet man, solange als es heiss ist!“

Anmerkung: Es ist zwar richtig, dass so manches Eheweib darüber klagt, weil der Mann sie nicht oft genug verprügeln und dass der Serbe keinen besonderen Anlass braucht, um seine Lebengefährtin braun und blau zu schlagen, doch erzählt man ebenso oft und vielleicht noch öfter von Ehemännern, die sich vor dem Eheweibe scheu und lang ducken müssen. Gewöhnlich macht die Frau ihren rohen Ehegespons zum Hahnrei. So rächt sie sich am liebsten oder aber sie haut zurück und siegt ob, wie in folgender Schnurre.

94. *Wie man Widerspenstige zähmt*

Ein junger Ehemann begegnete im ersten Jahre seiner Ehe auf der Strasse einem Reiter mit blutendem Kopfe, der da ein junges, übermütiges Pferd ritt. Fragte er ihn: „Bürschlein, was fehlt dir, dass du so blutig bist?“ – „Schau mal, Bruder! Ich vermag dies junge, widerspenstige Ross nicht zu bändigen. Heute morgens warf es mich bereits zwei, dreimal ab!“ – „Nichts leichter, als dem abzuhelpen“, sagte der Bauer, „verheirate es, sowie mich mein Vater im vorigen Sommer verheiratet hat, und du siehst, wie sanft und gesenkten Hauptes ich vor mich hinschaue!“

95. Von einem arbeitscheuen Eheeweibe

Ein Weib war von der Art jener, die den anderen keine Arbeit gern vorwegnehmen, sondern jeden nach Lust und Liebe fleissig sein lassen, wenn sie selber dabei in ihrer Ruhe nicht gestört werden. Vergeblich spornete und eiferte sie ihr Mann zur Tätigkeit an, sie hörte auf seine Ermahnungen nicht. Mit der Zeit aber gelang es ihm unter grossen Mühen, sie soweit zu bringen, dass sie ihm ein Hemde spann.

An einem Feiertage begab sich das Weib zur Kirche und begann vor den übrigen Weibern zu prahlen, sie habe ein Hemd für ihren Ehegatten gesponnen. Während sie damit noch grosstat, traf es sich, dass er selber just vorbei kam und als sie ihn erblickte, schrie sie ihm zu: „Liebstes Männchen, teuerstes Dreihemdenplemperchen!“ Auf ihren Zuruf wandte er sich um und befragte sie: „Warum heisst du mich, Weib, ein Dreihemdenplemperchen?! Ich besitze doch keine drei Hemden, sondern nur ein einziges!“ Antwortete sie ihm: „Mann, aber ja doch, eines hast am Leib; zu einem spinne ich das Garn, das sind ihrer zwei und ein drittes habe ich in Gedanken zu spinnen, also sind es zusammen drei!“

96. Der heilige Donnerstag

Es war einmal eine Schwiegermutter, bei der die Schnur leidige Tage hatte, indem sie ihr nicht einmal sich auszuschlafen vergönnte. Sie weckte sie bereits am frühesten Morgen und bestand darauf, dass sie sich in später Nacht zur Ruhe begeben, nur damit sie möglichst viel spinnen solle. Die Schnur besuchte ihre Sippe und beklagte sich zu ihrem Bruder, er aber versprach ihr, der Alten Verstand beizubringen, nur möge sie, die Schwester, am nächsten Donnerstag nachts die Alte unter irgend einem Vorwand in den Hof hinauslocken.

In vorgerückter Nachtstunde sassen am Donnerstag die zwei Frauen und liessen die Spindeln surren. Auf einmal sagte die Schnur: „Komm, Mütterchen, führ mich hinaus, ich getraue mich nicht allein.“ – „Wieso getraust du dich nicht?“ – „So, ich traue mich nicht.“ Die Alte gieng voran, kaum aber war sie aus dem Haus herausgetreten, flugs rannte auf sie eine in ein weisses Leilach gehüllte, auf einem Esel reitende Gestalt zu, packte sie, legte sie über den Esel, schlug abwechselnd mit einem Stock bald auf sie, bald auf den Esel los, begann das Haus zu umkreisen und zu rufen: „Willst du, Vettel, früh aufstehen? Willst du die Nacht über dahinhocken?“ Darauf die Alte: „O Donnerstag, o Hoher Herr! Steig von deiner Stute ab! Mit der Sonne werd ich schlafen gehen, mit der Sonne wieder aufstehen.“ Da liess er von ihr ab und entfernte sich, die Alte aber verlöschte sogleich die Kerze, legte sich nieder und beschwor die Schnur, ja niemandem etwas von dem Vorfall zu ver-

raten. Von der Zeit an legten sie sich immer frühzeitig zum Schlafen nieder und wollte sich die Schnur, nachdem sie sich genügend ausgeschlafen, vom Lager erheben, so wehrte es ihr die Alte: „Schweig und schlaf nur ruhig weiter!“

Südungarn

97. Hartbrei und Dünnbrei

Ein Witwer verheiratete sich zum zweitenmal, doch sein zweites Weib war von böser Gemütart und quälte auf jede mögliche Art und Weise ihr Stiefsöhnchen. Nackt und barfuss jagte sie ihn auf die Weide hinaus und trieb er abends die Herde von der Weide heim, immer noch obendrein mit einem Bund Reisig zur Feuerung beladen, so setzte sie ihm ein wenig Dünnbrei vor, ihrem eigenen Sohn aber stets die besten Bissen. Eines Sommers brachen die Masern aus und es erkrankten daran gleichzeitig ihr Sohn und der Stiefsohn. Der Stiefsohn trieb sich weiter im Feld und Hain herum und es geschah, dass er dabei genas, indem der von der Mutter sorgsam gehegte und gepflegte Stiefbruder daheim erstickte. Daran erkannte der Bauer, der Wille Gottes sei stärker als Menschenwille und rief aus: „Hartbrei ruht unter dem Grabhügel und Dünnbrei tanzt auf dem Grabhügel herum!“ Das ist sprichwörtlich geworden.

Dalmatien

98. Die väterlichen Lehren

Ein Greis, der nur Weib und einen einzigen Sohn hatte, besass ein so gewaltiges Vermögen, dass ihn manche für reicher als den Kaiser einschätzten. Er lebte auf seinem dörflichen Landgute in der Nähe der Hauptstadt.

Als er seine Kräfte schwinden sah, berief er seinen Sohn vor sich und erteilte ihm folgende väterliche Lehren: „Mein trauer Sohn! Ich bin schon hochbetagt und bald werde ich von hinnen scheiden, darum horch auf, was ich dir sagen werde und präg dir wohl meine Lehren ein: traue niemals dem Eheweibe und vertraue ihm am allerwenigsten irgend ein Geheimnis an, denn sie wird dich verraten; zweitens, solltest du zufällig kinderlos verbleiben, nimm nicht fremder Leute Kind an, denn das Fremde wird niemals zu einem eigenen, und drittens: hüte dich vor und weiche aus den hohen Herren und meide deren Gesellschaft, denn das bringt dir keinerlei Vorteil ein, doch kannst du davon Schaden haben. Gesell dich immer nur zu deinesgleichen!“

Nach einiger Zeit verstarb der Alte. Mit zahlreichen Nachbarn und Freunden erwies ihm der Sohn die letzte Ehre.

Um seinem gütigen Vater die Dankschuld möglichst abzutragen und an dessen Seelenfeier viele Menschen teilnehmen zu lassen, erbaute der Jüngling an der Heerstrasse einen Gasthof, wo jedermann während eines Jahres nach Herzenslust essen und trinken konnte, ohne irgend etwas dafür bezahlen zu müssen.

Das war eine seltene Erscheinung im ganzen Reiche. Die Kunde davon verbreitete sich weithin über die Lande, drang sogar dem Kaiser zu Ohren und er berief den reichen Bauern vor sich. Der Jüngling erschien. Der Kaiser empfing ihn höchst gnädig und gewährte ihm huldvoll die Gunst einer längeren Unterredung.

Von da ab lud der Kaiser des öfteren den Jüngling zu Hof und bei diesen Gelegenheiten lernte der Bauernsohn viele hohe Herrschaften und Edelleute der kaiserlichen Gefolgschaft kennen und genoss die Auszeichnung und den Vorzug ihres Umganges.

Da seine Ehe nach mehreren Jahren ohne Kindessegel blieb, so schlug ihm der Kaiser bei irgend einem Anlass die Adoption eines Sohnes vor. Er gehorchte und adoptierte einen Knaben aus seiner Verwandtschaft. Nach Brauch zog er ihn durch die eigene Hose und sein Weib durch ihr Hemde durch, womit sie ihn zu ihrem rechtmässigen Erbnachfolger erklärten.

Es verstrich darnach eine Reihe von Jahren. Der angenommene Sohn wuchs zu einem stattlichen Jüngling heran und der Vater, der reiche Bauer, genoss auch weiterhin die Gnade des Verkehrs mit den Grossköpfigen und kaiserlichen Einladungen.

Eines Tages lud ihn der Kaiser zur Teilnahme an der Hofjagd ein. Im Walde pirschend fieng der reiche Bauer des Kaisers Stossfalken ein und nahm ihn mit nach Hause. Auf dem Heimweg tötete er einen anderen Vogel und trug ihn auch heim. Den lebenden Falken versteckte er auf dem Hausboden, den gerupften Vogel aber übergab er seinem Ehemann mit den Worten: „Sieh da, Weibchen, ich tötete insgeheim diesen kaiserlichen Jagdfalken. Bereit ihm zum Mittagmahl, damit wir ihn uns gut munden lassen. Merk es dir aber und sei wohl auf deiner Hut, dass du ja keiner Seele von meiner Missetat etwas verrätst, denn hörte der Kaiser davon, so kostete es meinen Kopf!“

„Kannst beruhigt sein, Mensch Gottes, wie sollte ich so etwas weiter erzählen!“ sagte das Weib und richtete den Braten für den Tisch her.

Als der Kaiser den Abgang seines Falken merkte, befahl er Erhebungen nach dem Töter oder dem Dieb anzustellen! Nachdem sich alle Nachforschungen als vergeblich erwiesen, schrieb er eine grosse Geldbelohnung für denjenigen aus, der ihm den Falken lebend wiederbrächte. Doch auch diese Ausschreibung blieb ergebnislos. Es war rein, als ob die Erde den Falken verschlungen habe.

Sowie der reiche Bauer beim Kaiser, so stand auch die Bäuerin in hohen Gnaden bei der Kaiserin und so kam es, dass die Bäuerin eines Tages der Kaiserin ausplauderte, ihr Mann, der Bauer, habe den kaiserlichen Falken getötet. Die Kaiserin hatte nichts eiligeres zu tun, als dies dem Kaiser mitzuteilen und der Kaiser verurteilte den Reichen zum Tode und verfügte dessen Hinrichtung.

Die Bojaren verhafteten den Bauern und verkündeten ihm sein Urteil. Am Armensündertag schrieb der Verurteilte seinen letzten Willen nieder und bestimmte also: Ein Drittel seines Vermögens vermache er seinem Weibe, das zweite Drittel seinem Adoptivsohne und das letzte Drittel jenem Manne, der ihn am heutigen Tage hinrichten werde.

Auf der Richtstätte hatte sich eine unübersehbare Menschenmenge zur Schau eingefunden, darunter sogar der Kaiser in höchsteigener Person. Vor der Hinrichtung wurde das Testament verlesen und bekannt gegeben: „Der da diesen Mann aus dem Leben schaffen wird, dem fällt das Drittel seines Vermögens zu!“

Wunderbar genug, kein einziger von allem den herbeigeströmten Gaffern mochte sich zum Scharfrichteramt melden, denn der Mann war wegen seiner Herzgüte und seines Wohltätigkeitsinnes allgemein verehrt und beliebt. Man wiederholte mehrmals die Aufforderung, doch die Antwort war Totenstille. Zum grössten Erstaunen des Volkes trat auf einmal vor den Kaiser der Adoptivsohn des Verurteilten vor und sprach:

„Hier ist einer! Ich bin bereit, ihn zu töten!“

„Wer? doch nicht etwa du?“ rief verblüfft der Kaiser aus.

„Freilich ich, denn dann fällt mir auch das zweite Drittel des Vermögens zu!“ antwortete der undankbare Adoptivsohn.

Da jammerte der Reiche auf dem Gerüst wehvoll auf und sprach zum Kaiser: „Ich habe den Falken gar nicht getötet. Er lebt ja dort auf meinem Hausboden daheim. Ich aber habe mich nun überzeugt, wie heilig und wahr die Worte sind, die Vater auf dem Sterbelager gesprochen hat!“

Der Kaiser bekam seinen Falken wieder, hob die über den Grossbauer verhängte Strafe auf und verblieb auch fernerhin mit ihm in freundlichem Verkehr.

Anmerkung: Nach anderen Fassungen rächt sich die Frau an dem Manne für ungerechtfertigte Misshandlung, die er ihr zufügt, um ihren treuen Sinn zu versuchen, mit dem Verrat seines Geheimnisses. Sie begeht die Schändlichkeit in leidenschaftlicher Aufwallung sinnlos vor Wut über die ihr zugefügte Erniedrigung. Nach der Auflösung des Spiels verstösst der Mann sie und den angenommenen Sohn, der sich als erster zum Henkerdienst gemeldet hatte.

99. Die beste Entlohnung

Es war einmal ein Mann, der nannte nichts sein eigen bis auf das Häuschen, in welchem er heimte. Bei aller seiner Armut verheiratete er sich auch noch und überdies mit einem Mädchen, das ebenso arm wie er selber war. Nachdem er einige Tage mit seiner Frau verlebt hatte, sah er doch ein, es finde sich in seinem ständigen Wohn- und Aufenthaltsorte zu

wenig Arbeit und Erwerbgelegenheit und deshalb fasste er den Entschluss, in die Welt hinauszuwandern, und er hoffte, irgend etwas zu verdienen, um wenigstens ein kleines Ackerfeld zu kaufen und es zu beackern. Wie gedacht, so getan. Er schickte seine Frau zu ihren Eltern zurück, selber aber zog er in die weite Welt hinaus.

Er wanderte so die längste Zeit dahin, bis er am Ende in eine ferne Stadt gelangte, allwo er sich bei einem reichen Kaufmanne verdang, jedoch ohne mit ihm einen Lohn zu vereinbaren. Er diente diesem Kaufmanne volle zwanzig Jahre lang und war während dessen so ziemlich gealtert und hatte sich im Aussehen verändert.

Im einundzwanzigsten Jahre seiner Dienstzeit erinnerte er sich seines Geburtortes und seiner Ehefrau und richtete darum an seinen Brodgeber die Bitte um Auszahlung des Dienstlohnes, den er ihm nach eigenem Ermessen bestimmen könne. Sein Dienstherr hatte nicht das geringste dagegen einzuwenden, sondern reichte ihm namens des Dienstlohnes bare dreihundert Dukaten dar und forderte ihn überdies auf, sich bei ihm, dem Herrn, noch einmal vor Antritt der Heimreise zu melden. Der Mann nahm das Geld an und dankte ihm herzlich dafür, weil er ihn so anständig entlohnt hat.

Reisebereit stellte er sich am anderen Morgen zum Abschied seinem Herrn vor. Als er dem Herrn sagte, wozu er ihn aufsuche, sagte der Herr zu ihm: „Magst du mir die dreihundert Dukaten, die ich dir gestern ausbezahlt habe, gegen zwei treffliche Ratschläge zurückgeben, die ich dir erteilen will und die dir bei weiten mehr taugen werden als dir je die dreihundert Goldstücke frommen können, wofern du dich nur auch an meine Sprüche halten wirst.“

„Damit bin ich ganz einverstanden!“ antwortete der Diener und reichte ihm die dreihundert Dukaten hin.

Nach Empfang der Dukaten sprach der Herr so zu seinem vormaligen Diener: „Horch mal auf! So lauten meine zwei guten Ratschläge. Erstens: ‚Was du bei dir hast, darauf hab wohlweislich acht!‘ und zweitens: ‚Überstürze nichts, sondern überlege reiflich alles, ehe du es anfängst!‘“ Als der Herr damit fertig war, erhob sich der Diener zum Weggehen, doch der Herr hiess ihn, sich wieder niederzusetzen und zuzuwarten, weil er befehlen wolle, man möge für ihn, den Wanderer, ein Brod zur Wegzehrung ankneten und ausbacken. Des war der Diener zufrieden. Der Herr gebot nun, man möge zwei große Laib Brod herstellen und in sie eine Menge Dukaten mit einbacken. Die gar gewordenen Brodlaibe übergab er dem Diener, versah ihn zudem auch noch mit einigen Zehrgeld und sie verabschiedeten sich von einander.

Das Heimwandern dauerte hübsch lange. Auf der Reise liess er zufällig seine zwei Brodlaibe aus Vergesslichkeit in einem Hane liegen, wo er über Nacht zur Herberge gewesen, als er aber schon eine ziemlich grosse Strecke davon entfernt war, kamen ihm seine Brode in den Sinn und er begann nachzudenken. Ob es sich wohl verlohne, derentwegen wieder umzukehren oder nicht. Dabei fiel ihm ein, was ihm sein gewesener Dienstherr für einen Ratschlag als Entlohnung mitgegeben, nämlich: „Was du bei dir hast, darauf gieb wohlweislich acht!“

Und so kehrte er dann zurück, holte seine Brodlaibe ab und setzte wohlgelaunt seine Wanderung fort.

Auf dem Wege mochte er seine Brode nicht angänzen, denn er gedachte, sie beide unangeschnitten heimzubringen, um zu Hause, fände sich kein Nachtimbiss vor, zumindest einen Bissen Brod zu haben.

Endlich traf er zu guter Letzt auch vor seinem Hause ein. Er guckte zum Fenster hinein in die Hausstube und erblickte sein Weib auf der Lagerstatt und an ihrer Seite einen Jüngling. Sofort gedachte er bei sich, sein Eheweib dürfte sich in seiner Abwesenheit mit diesem grünen Bürschlein verheiratet haben und er zog seine Büchse aus seinem Leibgurt heraus und wollte den Jüngling erschiessen. Im selben Augenblicke fiel ihm der andere Ratschlag ein, den er um teures Gold bei seinem Herrn eingetauscht hatte und zwar, er möge kein Ding überstürzen, sondern alles zuvor reiflich überlegen, ehe er es ausführte. Und so steckte er seine Büchse wieder an ihren Ort hinter den Gurt ein und trat ins Haus ein. Sein Weib war bei seinem Anblick nicht wenig überrascht und selig froh, weil sie ihn schon seit langem als einen Verstorbenen beklagte. Nachdem sie einander um ihr Wohlbefinden eingehend befragt hatten, da richtete der Mann an seine Frau auch die Frage: „Und wer ist denn der Jüngling, der dort auf dem Bette schläft?“ Antwortete ihm die Frau: „Das ist dein Sohn!“ Diese Eröffnung machte ihn überglücklich, weil er aber ausgehungert war, entnahm er seinem Rucksack einen der zwei Brodlaibe, um sich ein Stück davon loszuschneiden. Wie er aber das Messer ansetzte, fiengen aus dem Laib die Dukaten herauszufallen an. Er griff dann nach dem anderen Laib, aber auch aus dem schütteten nur so die Dukaten heraus. Nun erzählte er seinem Weibe und seinem Sohne, dem er sich als Vater zu erkennen gegeben, alles was er in den vielen Jahren erlebt hatte. Von da an verbrachten sie ihr Dasein in Glück und Zufriedenheit.

100. Vorgetan und nachbedacht hat manchen schon zu Fall gebracht!

Es war einmal ein sehr kluger Derwisch. Der setzte sich am Strassenrain nieder, um abzuwarten, bis der Kaiser des Weges daherkäme. Endlich tauchte der Kaiser auf und als er hart am Derwisch vorbei wollte, sprach zu ihm der Derwisch:

„Mögst du beglückt sein, o Padischah! Giebst du mir eintausend Dukaten, so sage ich dir einen Weisheitspruch!“

Als dies der Kaiser vernahm, befahl er einem seiner Begleiter, dem Derwisch eintausend Dukaten aufzuzählen. Nachdem der Derwisch die Dukaten eingesackt hatte, sprach er zum Kaiser so: „Erwäge immer das Ende! Vorgetan und nachbedacht hat manchen schon zu Fall gebracht! Das, o Gebieter, ist meiner Lebenweisheit Mark und Kern!“

Des Kaisers Begleiter, es waren lauter Vezire und die vornehmsten des Reiches sahen einander gross an und hätten sonst eine helle Lache aufgeschlagen, weil der Derwisch die Freiheit hatte, eintausend Dukaten für etwas einzusacken, was sowieso jeder gemeine Mann im Volke gut kennt, indess war dem Kaiser solch auserlesene Kernweisheit des Derwischen gar lieb und wert zu wissen. Er liess den Spruch über dem Haupteingangbogen seines Palastes anbringen, doch nicht anders auf einer Unzahl Gegenstände, ja, sogar auf Waschschüsseln.

Selbiger Kaiser lebte in Feindschaft mit seinem Nachbar, einem anderen Kaiser und der war ein gar arger, heimtückischer Gegner, der darüber fortwährend nachsann, wie er sich wohl am ausgiebigsten an dem guten Kaiser rächen könnte. Endlich glaubte er, er habe das Richtige gefunden. Er schmiedete eine vergiftete Lancette, verkleidete sich als Derwisch und begab sich in die Hauptstadt des guten Kaisers. Sogleich erfragte er den kaiserlichen Leibbarbier und traf mit ihm zusammen. Er liess sich mit ihm in lange Unterhaltungen ein, bis er nicht die Überzeugung gewann, diesem Manne dürfe er seine geheimen Absichten anvertrauen. Als er in ihm einen Menschen gefunden zu haben glaubte, der zu allem fähig sei, da gab er sich ihm zu erkennen und sprach zu ihm: „Da hast du eintausend Golddukaten und da nimm diese Lancette und wann dich der Kaiser zum Aderlass bestellen sollte, so bedien dich dabei dieser Lancette! Der Kaiser wird sterben, weil die Lancette vergiftet ist; darnach aber kommst du zu mir und ich werde dich neuerlich belohnen und du wirst zu meinen Grossvezier werden!“

Die vielen Dukaten verwirrten dem Barbier den Sinn, denn er war geldsüchtig und überdies betäubte ihn vollends die Aussicht, zum Grossvezier aufzusteigen. So nahm er denn bereitwillig den Auftrag an und verpflichtete sich, die Arbeit sauber auszuführen, worauf der als Derwisch verkleidete Sultan wieder in seine Residenz heimkehrte.

Einige Zeit darnach berief der gute Kaiser einen Divan ein, doch im Verlauf der obersten Beratung befahl ihm ein Kopfschmerz und er liess den Barbier rufen, damit ihn der zur Ader lasse. Sofort erschien der Barbier und brachte seine Lancetten mit, darunter auch jene mit vergifteter Spitze. Der kaiserliche Lakai hielt das Waschbecken und der Barbier griff nach der vergifteten Lancette und während er vorerst das Becken zurecht richtete, fielen seine Blicke auf die Inschrift auf dem Beckengrunde: „Bedenke das Ende! Vorgetan und nachbedacht, hat schon manchen zum Fall gebracht!“ Im Nu überlegte er bei sich im Stillen: „Nehme ich ihm das Blut mit dieser Lancette, so wird er davon versterben und am Ende komme auch ich nicht mit heiler Haut davon und was taugen mir dann die Dukaten und was frommt mir das Veziertum?“ Daraufhin legte er die Lancette bei Seite und griff nach einer anderen. Dem Kaiser fiel dies jedoch auf und er befragte ihn:

„Warum legst du diese Lancette zurück?“

„Die Spitze davon ist verrostet“, erwiderte der Barbier.

„Na, mir will es aber scheinen, als ob das gar nicht eine unserer heimischen Lancetten sei“, bemerkte der Kaiser, erhob sein Haupt und fügte hinzu:

„Du sollst mir kein Blut eher abzapfen, ehe du mir nicht vorerst gestehst, woher und wieso diese Lancette unter unsere Erzeugnisse hinein geraten ist!“

„Allergnädigster Padischah!“ rief in Angst und Verzweiflung der Barbier aus, „ich bin bereit alles einzugestehen, lass mich nur nicht enthaupten!“ Und er bekannte, wieso er in den Besitz dieser Lancette gelangt sei und wie er ursprünglich beabsichtigt habe, sie zum Aderlass zu gebrauchen und wie er jedoch ansetzen gewollt, habe er jenen Weisen Spruch „Bedenke das Ende!“ gelesen und sich gleich eines besseren besonnen.

Darauf sagten alle die Vezire: „Fürwahr, des Derwischen Weisheit ist unter keiner Bedingung zu teuer eingekauft!“

101. Von der hilfreichen Waldfrau Qual (Vila Muka)

Es war einmal ein sehr armer Waldschläger, der ernährte recht und schlecht mit seiner Arbeit sich und seinen schon herangewachsenen Sohn, der aber jeder Anstrengung gern aus dem Wege gieng und am liebsten vor dem Essen und nach dem Essen, um bei der Übung zu verbleiben, dem Gras zusah, wie es so schön täglich höher wuchs und dem Gesang der munteren Vöglein lauschte. Eines Tages erkrankte der alte Vater Holzfäller, konnte sich nicht vom Lager erheben und bat seinen Sohn, den Faulpelz, er möchte doch so gut sein und an seiner, des Vaters statt, einmal auch selber in den Wald gehen, Holz fällen und es heimbringen. Damit war der Sohn gar nicht einverstanden und so sagte er, er könne zuwarten, bis der Vater genesen werde, die Sache sei ja nicht dringlich. Auf unablässiges Bitten hin erklärte er, endlich und letztlich habe er ja im Grunde genommen dagegen nichts sonst einzuwenden, nur vermöchte er sich allein eine Holzbürde nicht auf die Schultern aufzuladen. „Na, wens nichts anderes ist, da sei nur ohne Sorge. Im Walde heimt meine Wahlschwester Qual. Du brauchst sie bloss anzurufen und sie wird dir den Holzbund ohne Umstände gern aufladen!“ So gieng denn der Jüngling mit der Axt in den Wald hinein. Er hackte hübsch viel Holz ab, band es zu einem starken Bund zusammen, schnaufte aus und rief aus: „Heda, Vila Qual, sei mir vor Gott verschwistert! Erscheine und hilf mir den Holzbund auf die Schultern aufladen!“ Er schrie zum zweiten und zum dritten und zum zehntenmal und immer kräftiger, seine Stimme widerhallte, doch keine Vila erschien, um ihm zu helfen. Darüber gieng ihm schliesslich die Geduld aus, ärgerlich rief er noch aus: „Bitten werd ich dich nicht! Ich verzichte auf deinen Beistand!“ griff fest zu und lud sich mit einem kräftigen Ruck die schwere Bürde auf den Rücken auf. Schon dämmerte es, als er keuchend in der Hütte beim Vater eintraf. Er war auf die faule, taube Vila Qual nicht gut zu sprechen, sein Vater aber sagte zu ihm: „Tu der Frau Qual kein Unrecht an, denn sie hat dir ebenso getreulich wie noch immer auch mir beim Aufladen und Tragen geholfen. Ohne Qual kein Labsal, ohne Schweiss kein Preis!“ (*Bez muke ne ima obuke!*)

Bosnien

102. Der dreiköpfige Araber

Es war einmal ein Kaiser, der hatte einen einzigen Sohn und der war schon reif geworden, um eine Ehe zu schliessen. Eines Tages sagte der Prinz zu seinem Vater: „Soll ich mich, Vater, beweißen?“ Antwortete ihm der Kaiser: „Wenn es dir so gefällt, so mach dich auf den Weg und such dir eine Braut!“ Der Prinz steckte viel Geld in seinen Rucksack und begann viel Geld auszugeben, nur um einen tüchtigen Reisegefährten zu gewinnen. Er traf zuerst auf einen Rechtgläubigen, darnach auf einen Katholiken und zum dritten auf einen Zigeuner. Er konnte sich weder für den Serben noch für den Katholiken entscheiden, sondern wählte den Zigeuner zu seinem Reisebegleiter. Als sie so selbender des Weges dahinwanderten, befiel sie Durst und sie kamen an einen Brunnen. Sagte das Zigeunerlein zum Prinzen: „Lass du mich als ersten hinab!“ Der kaiserliche Prinz liess ihn am Seil zuerst hinabgleiten und entfernte sich darauf, während der Zigeuner unten im Brunnen verblieb.

Der kaiserliche Prinz wanderte nun allein weiter und kam zu einer Stadt. Vor dem Stadttor befand sich eine Kaffeeschenke, die vornehmste der Stadt. Der Prinz kehrte ins Kaffee ein und setzte sich drin nieder. Alle Leute führten Gespräche, nur ein Greis sass schweigend in einem Winkel für sich allein. Fragte der Prinz die Anwesenden, warum nur der Alte kein Wort spreche, und die Leute antworteten ihm: „Bei dem kostet jedes Wort einhundert Dukaten!“ – „Da hat er seine hundert Dukaten, möge er mir sein Wörtle sagen“, bemerkte dazu der Prinz. „Wann du, mein Söhnchen, zu einem Ameisenbau kommen wirst, so wirst du den letzten Ameiserich bemerken, der hinken wird. Dem reiss das Bein aus, wickle es in dein Sacktüchel ein und nimm es mit dir mit!“ Er gab ihm hundert Dukaten. „Weisst du noch ein Wort zu sagen?“ Erwiderte ihm der Greis: „Wanderst du weiter, so wirst du eines Adlers Gefieder erblicken. Greif eine Feder auf, hülle sie ein und nimm sie mit dir mit.“ Reichte ihm weitere hundert Dukaten dar. „Setzt du deine Wanderung weiter fort, so triffst du bei einer Brücke ein. Unter dieser Brücke haust der dreiköpfige Araber. Sei auf deiner Hut vor ihm!“ Gab ihm der Prinz nochmals hundert Dukaten.

Der Jüngling zog hoch zu Ross weiter, stiess auf einen Ameisenbau, riss dem letzten, einem hinkenden Ameiserich das Bein aus, wickelte es ins Tüchlein ein und ritt weiter bis er zum Adlergefieder kam, eine Feder aufgriff, sie ins Tüchlein barg und mitnahm. Auf der Weiterreise traf er bei der Brücke ein und nahm einen Anlauf. Sein Ross setzte mit einem Sprung über die Brücke hinweg. Der dreiköpfige Araber rief ihm nach: „Diesmal bist du wohl hinübergesprungen, doch das gelingt dir nimmermehr wieder!“

Auf seiner weiteren Wanderung gelangte der Prinz in eine Stadt. Dort sah er in einem Hofe einen Mädchenreigen. Er schwang sich vom Ross herab, trat in den Hof ein und hieng sich an der Seite eines schönen Mädchens ein. Sprach das Mädchen zu ihm: „Ich will die Deine werden, falls du mir diese Aufgabe bewältigst: Ein Sack voll Weizen und ein Sack voll Gerstenkörner vermengten sich. Scheide den Weizen von der Gerste bis aufs letzte

Korn über nacht von einander zu Hauf. Vollbringst du das, so gebe ich mich dir zu eigen!“ Ihm war es recht. Als es dunkelte, zündete er aus seinem Sacktüchlein das Ameisenbein an, worauf unendlich viele Ameisen erschienen und die Körner bis zum Morgengrauen fein säuberlich zu zwei Haufen Weizen- und Gerstenkörnern auslasen. „Das hast du gut vollbracht, sagte das Mädchen, nunmehr schaff mir noch eine Flasche voll Wasser aus dem Jordan bis Morgen herbei!“ Der Prinz zündete die Adlerfeder an, der Adler kam sogleich herbeigeflogen, vernahm den Auftrag und sagte: „Gieb du mir nur ein Lamm zur Wegzehrung mit!“ Der Prinz beschaffte ihm ein Lamm und der Adler flog damit davon. Vor Morgengrauen war er schon wieder mit der Flasche voll Jordanwasser wieder da. Als am Morgen das Mädchen das Wasser entgegennahm, sprach sie zum Prinzen: „So will ich denn die Deine sein!“ Alsdann schwangen sie sich selbender aufs Ross hinauf und ritten heimwärts in das Kaiserreich, wo des Prinzen Vater herrschte, wie sie aber in die Nähe jener Brücke kamen, erwischte sie der Araber und erwürgte sie allebeide.

Anmerkung: Ich gebe dieses Stück bloss als eine Probe, wie leider nur zu viele Erzähler verschiedene in ihrer Erinnerung haften gebliebene Stoffe während der Wiedergabe zu einem einzigen Märchen zu verschmelzen suchen, was aber nicht immer glückt.

103. Teuerkauf

Es waren schlechte Jahre, unzählige starben Hungers. Ein Hausvorstand hatte ein sechzehnköpfiges Hausgesinde. Die Hungernot wütete so fürchterlich, dass alles Volk wegstarb und in der einen Gemeinschaft nur der Vorsteher und von seinen fünf Söhnen bloss der älteste noch am Leben blieben. Sie waren schon so dem Tode sehr nahe, konnten aber trotz ihrer Mattigkeit noch reden. Sprach der Sohn den Vater an: „Gott sei's geklagt, ist das ein entsetzlich verfluchtes Schicksal, das uns heimgesucht hat, daß uns vierzehn liebe Hausgenossen Hungers starben und noch dazu ob puren Hungers; wärest du imstande irgend etwas zu erdenken, wie wir zwei wenigstens, die von der früher so grossen Hausgemeinschaft Übriggebliebenen, unser nacktes Leben retten könnten?“ Der Vater darauf: „Wenn du mir folgst, wüsste ich schon einen Ausweg aus dieser entsetzlichen Lage!“ – „Ja wie denn, um Gotteswillen? Stoss mich lieber in tiefes Wasser, nur lass uns nicht vor Hunger verrecken! Wegen dieses Verhängnisses ist bei uns die Totenkerze gar nicht mehr verlöscht!“ – „Mir ist eine Stadt bekannt, in der es ein Magazin voll aufgespeicherten Getreides gibt; gelingt es uns, noch lebend bis zu dieser Stadt zu kommen, möchte ich dich einem Ausrufer übergeben und dich verkaufen; dich werde ich so glücklich machen und dir das Leben retten und auch ich bleibe am Leben, nehme ich Geld für dich ein. Eine andere Lösung winkt uns von keiner Seite.“ Der Sohn stimmte ihm bei.

Ganz langsam, wie lebende Leichname wankten sie ihres Weges dahin. Sie bringen sich hie und da bettelnd fort, mancher gibt ihnen etwas, andere wieder weisen sie ab; sie hatten gar grosse Qualen zu überstehen, ehe sie zu der Stadt gelangten. Kaum in der Stadt, sucht der Alte einen Ausrufer auf, beschwört ihn, er möge ihm Auskunft geben: es sei ein Jüngling um den und den Preis zu verkaufen, ob nicht da ein Anwärter aufzutreiben wäre? Der Ausrufer verlautbart es.

Dort lebte ein Graf mit seiner Gräfin, die ohne Nachkommenschaft waren. Die Gräfin war ausgegangen, vernahm das Angebot des Ausrufers, nähert sich, der schmucke Bursche gefällt ihr und sie merkte, dass er anständig sei. Gleich begab sie sich in's Schloss und berichtete dies dem Grafen. Der Graf eilte sofort auf den Marktplatz, erreichte die Stelle, an der man den Jüngling feilhielt, besah ihn und richtete an den Vater die Frage: „Welchen Preis forderst du?“ – Der Vater gibt Bescheid. Der Graf nimmt den Jungen gleich bei der Hand und sagt dem Alten: „Folge mir, damit ich dir das Geld ausbezahle!“ Den Jüngling führt er ins Schlösschen, kleidet ihn um und sättigt ihn; den Vater aber behält er zurück, damit er sich zwei, drei Tag lang ausraste. Am vierten Tage sprach der Vater: „Bitte Graf, gib mir das Geld für dieses Bürschlein, damit ich dich nicht länger belästige!“ Der Schlossherr zählte ihm das Geld auf. Der Sohn aber gab dem Vater noch ein Stück Weges das Geleite. Auf dem Wege durch die Stadt, kamen sie zu einer Kirche, in der eben ein Gottesdienst statt fand. Ermahnt der Vater: „Hör gut zu, mein Junge, so Gott dir immer und überall helfen möge, folge da dem Grafen und der Gräfin gewissenhaft, so als ob Gott dir selber befehle, da ich gemerkt habe, dass sie dich recht gut leiden, unterlasse es nie ihre Aufträge auszuführen! Ausgenommen einen einzigen Fall: Wenn der Gottesdienst morgens beginnt oder endet, tritt einen Augenblick ein ins Heiligtum, verrichte ein kurzes Gebet und geh dann erst an dein Arbeit, welche dir dein Gebieter angeschafft hat!“ Darauf der Sohn: „Dank dir bestens Vater!“ Und geleitete ihn bis zur Stadtgrenze. Der Vater zog ab, der Sohn blieb beim Grafen zurück. Aus lauterer Zuneigung benannte ihn der Graf: Teuerkauf, der aber war ein treuer Diener seines Herrn. Was immer ihm sein Gebieter anbefahl, verrichtete er blitzschnell. Im Schloss gab es sonst noch genügend Dienerschaft, doch war dem Grafen Teuerkauf der liebste von allen. So währte es ziemlich lange. Eines Morgens zog der Graf auf Jagd aus. Nach einer Strecke Weges wandte er sich an Teuerkauf: „Liebster Teuerkauf, mein Feldstecher blieb im Schlafgemach an der Wand hängen, eil und bring ihn mir nach, denn ohne ihn bin ich hilflos.“ Der Jüngling beginnt einen Schnellauf, kommt ins Schlösschen, stürmt in das Schlafgemach; hier überrascht er die Gräfin in sündiger Verirrung mit einem der Diener. Teuerkauf übersieht das absichtlich, holt den Feldstecher herunter, schon hat er seinen Herrn eingeholt, überreicht ihm das Glas und sie steigen ins Hochgebirge hinauf.

Beim Anblick Teuerkaufs sagte der treulose Diener: „Da haben wir nun die Bescherung, Herrin, das ist ein Übel, Teuerkauf wird uns jetzt dem Grafen verraten und

der Graf wird es uns bei seiner Rückkehr heimzahlen!“ Die Gräfin beruhigt ihn: „Ängstige dich nicht, ich werde eine List ersinnen, damit wir es nicht gar zu schwer büßen sollen!“

Als der Graf mit seinem Gefolge von der Jagd heimkehrte, schon dem Schlosse näher rückte, eilte ihm die Gräfin verstört entgegen, hatte Trauergewand angelegt und war in Tränen aufgelöst. Bei ihrem Anblick ruft der Graf bestürzt aus: „Was fehlt dir, meine Gemahlin, geht dir in meinem Schlosse etwas ab, was bist du so niedergeschlagen, weshalb weinst du?“ Antwortete sie: „In einem unglückseligen Augenblicke hast du um schweres Geld Teuerkauf erstanden, heute morgens sandtest du ihn, das Fernglas zu holen, er kam, traf mich im Schlafgemach an und ... vergewaltigte mich!“ Der Graf geriet darüber in Verwunderung, kannte er doch des Jünglings Herz, genau wie sein eigenes und es tat ihm bitter leid um ihn. Doch von der Wahrheit der Anklage durchdrungen betrachtet er den Frevel als unverzeihlich! Er sinnt und grübelt nach, was mit dem Sünder geschehen soll.

Mitten in der Stadt erhebt sich das Gerichthaus, vor dessen Eingang der Henker mit entblösstem Schwert ständig Wache hält. Der Graf verfiel auf den Gedanken, das Gericht brieflich zu verständigen, den Überbringer eines von ihm ausgestellten Schreibens sofort zu enthaupten, dessen Kopf aber in einen Hafersack zu stecken; dem zweiten Boten aus seinem Schlosse aber möge man den Sack mit dem abgeschlagenen Kopfe ausfolgen. Des weiteren erteilte er Teuerkauf den Auftrag: „Geh unverzüglich mit dieser Nachricht zu Gericht!“ Mit dem erhaltenen Brief schritt der Bote durch die Stadt. Mitten auf dem Wege blickte er sich um und gewahrte die Kirche. Eben geht das Kirchentor auf, und der Geistliche schickt sich an, die Messe zu lesen. Teuerkopf fällt plötzlich die Ermahnung seines Vaters ein. Statt zu Gericht zu gehen, betritt er das Gotteshaus und wohnt der ganzen Messe in frommem Gebete bei.

Der Graf in der Annahme, der Junge sei bereits abgetan, sandte ihm jenen verworfenen Diener nach. „Begib dich zu Gericht und bring mir her, was man dir übergibt.“ Richter und Henker empfangen ihn, man packt das abgehauene Haupt bei den Ohren und stopft es in den bereitgehaltenen Futtersack. Wie nun Teuerkauf aus der Kirche kommend das Gerichtgebäude betritt, übergibt man ihm den Sack mit dem Kopfe. „Nimm das hier und überreiche es Deinem Grafen!“ Der Graf und seine Gattin sehen nun, wessen Kopf das ist, und dann den Burschen: „Wie ist das möglich gewesen, wo hast du die Zeit vertrödelte, während du doch zu Gericht gehen solltest?“ Teuerkauf gestand freimütig: „Ich war während der ganzen Liturgie in der Kirche!“ – „Wer hat dich denn gegen meinen ausdrücklichen Auftrag, zum Kirchenbesuch verleitet?“ – „Als ich meinen Vater zur Stadtgrenze begleitete, hat er es mich so gelehrt!“ Der Graf war erschüttert, weil er darin Gottes Fügung erkannte; er sah ein, Gott habe selber den unschuldigen treuen Diener beschützt. Der Graf aber hatte keine unmittelbaren Nachkommen und setzte Teuerkauf zu seinen alleinigen Erben, seines ganzen Vermögens ein. Gegen Gottesgericht gibt es kein Gegengericht.

Anmerkung: Jedem fällt hier Schillers Ballade „Ein treuer Knecht war Fridolin“ ein. Literaturhistoriker weisen Schillers Quelle nach. Diese aber geht auf eine uralte Überlieferung orientalischen Ursprungs zurück. Es ist wahrscheinlich, daß die montenegrische Fassung nicht aus dem Abendlande herrührt. – Die Schilderung der Hungernot in Montenegro entspricht häufig wiederkehrender Hungerzeiten. In der Not verkauft der Bauer auch seine Kinder um sie und sich vor dem Hungertode zu bewahren. Der Montenegrer begab sich offenbar ins italienische Küstenland hinunter, wo es Conti und Contesse gab, denen das *jus gladii* rechtlich zustand.

104. Ein guter Rat ist alles Geld wert

Eines Tages machte sich ein Bauer auf den Viehmarkt auf, um zwei Stierkälber zu verkaufen. Bevor er das Haus verliess, versprach er seiner Tochter, die er sehr liebte, sollte es ihm glücken, die Kälber um teures Geld loszuschlagen, ein Korallen Halsband oder bunte Stickseide oder Seidenhemden zu kaufen. Nachdem er zu Markte seine zwei Stierkälber um einen hohen Preis an den Mann gebracht hatte, sah er sich um, wo er am besten die versprochenen Sachen auswählen und am billigsten erlangen könnte. Zu seinem Missgeschick konnte er jedoch keine einzige der gewünschten Sachen erwerben, denn jede stand zu hoch im Preise für ihn. Wie er so missmutig umherging, bemerkte er eine grosse Menschenansammlung und hörte aus ihrer Mitte einen Mann ausrufen, man könne von ihm für billiges Geld kostbare Dinge einkaufen. Unser Landmann drängte sich durch die Menge und sah, dass der Ausrufer Verschreibungen feil hatte. Das gefiel ihm und er kaufte eine Verschreibung und schlug damit den Heimweg ein.

Es war am frühen Nachmittag. Schon aus weiter Ferne erkannte die Tochter ihren heimkehrenden Vater, eilte ihm entgegen und hieng sich ihm um den Hals. Er erzählte ihr, wie's ihm zu Markte ergangen und wie er ihr leider nichts mitbringe, als bloss die Verschreibung. Sie war auch davon hochofrennt, griff gleich nach der Verschreibung und las laut Wort vor Wort vor: WAS DU HEUTE ZU TUN GEDENKST – DAS VERSCHIEBE NICHT AUF MORGEN!

„Die Kraft dieses Rates könnten wir ja sofort erkunden. Es käme bloss auf einen Versuch an. Hast du etwas für morgen vor, was wir noch heute besorgen könnten?“ fragte ihn lustig aufgeweckten Sinnes das Mädchen. „Halt ja, gedachte heute noch das Heu auf der Wiese zusammenzulegen und tummelte mich darum heimwärts. Das kann übrigens auch morgen geschehen. Morgen ist auch ein Tag. Es wird uns die Arbeit nicht davonlaufen!“ bemerkte lächelnd der Vater und kratzte dabei seinem lieben Töchterlein das Goderl. „Nun, da hätten wir ja einen Fall, wo wir uns an unser altes Sprichwort halten dürfen: Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute! Befolgen wir daher den Rat der Verschreibung und schauen wir mal, ob du damit dein Geld nicht hinausgeworfen hast!“ versetzte heiter die Tochter, führte auf der Stelle den Vater auf die Wiese und sie scharren

mit aller Emsigkeit das in der Sonne ganz trocken gewordene Heu zu Haufen zusammen und bedeckten die Kegel mit langen Strohbindeln von allen Seiten.

Nach getaner Arbeit fragte der Vater wieder neckend die Tochter: „Ei, nun denn meine liebste Tochter, was hast denn du für eine Arbeit auf den morgigen Tag verlegt?“ – „Ich gedachte, das grosse Becken voll Schmalzkuchenteiges auszubacken.“ – „Einen solchen Schmalzkuchen mit Honigeinlagen und Weinbeeren bäckt man zwar nicht abends, doch jetzt musst du dich ans Werk machen, denn die Verschreibung gebietet es dir!“ meinte scherzend der Vater. Das Mädchen siebte flink das Weissmehl, sparte weder Eier noch Schmalz, weder Honig noch trockene Weinbeeren, stellte das Becken mit dem Teig auf die Glut, bedeckte es mit dem bauchigen schwarzen Tondeckel und achtete sorgsam, dass ihr Kuchen nicht anbrenne. Inzwischen erhob sich ein Wirbelwind, ein arger Sturm setzte ein und zertrug das ausliegende Heue der Leute weit übers Land, nur die Heuschober unseres Bauern blieben in Haufen, weil sie wie unter Dach und Fach fest geschichtet waren.

Während noch Vater und Tochter den Fall besprachen, wie sich wahrhaftig der Befolgung des guten Rates der Verschreibung so bald lohne, trat ins Haus zu ihnen ein ganz in Silber und Gold gekleideter, in Waffen starrer Kämpfe ein. Er bat sie um eine Herberge, weil draussen ein arger Sturm tobe. Sie willigten gerne ein und das Mädchen trug ihm alsbald einen Kaffee aus. Ihm stieg dabei der Duft des frischgebackenen Schmalzfladens in die Nase und er sagte: „Was für einen vornehmen Haushalt führt Ihr da, dass Ihr noch in vorgerückten Abendstunde einen Schmalzfladen bäckt?“ Sie erzählten ihm vergnügt, wieso und warum das alles so gekommen und das Mädchen fragte ihn zuletzt: „Und was hast du, mutiger Kämpfe in voller Waffenausrüstung für Taten im Sinn, morgen zu vollbringen?“ – „Ich zog mit meiner Rottschafft aus, um einen türkischen Aga in seiner Warte zu überfallen und gefangen zu nehmen!“ antwortete der Gast. „So zieh denn du noch heute dorthin und mach ihn gefangen, schau mal, auch dir rät die Verschreibung dazu an!“ bemerkte der Bauer. Der Kämpfe überlegte es sich nicht lange und weil der Sturm sich legte, brach er mit seiner Schar auf, traf in später Nachtstunde bei der Warte ein und weil die Türken um diese Zeit und bei solchem Unwetter auf keinen Überfall gefasst waren und sich sorglos dem Schlaf überliessen, gelang es ihm, in die Warte einzudringen, die Schläfer zu überrumpeln und nicht allein den Aga, sondern auch noch sämtliche andere Türken zu Gefangenen zu machen. So kehrte der Führer samt seiner Rosse vollkommen heil und in glücklichster Stimmung wieder um und langte beim Morgenrauen vor dem Hause des Landmannes an. Er trat ins Haus ein, um dem Bauer und seiner Tochter für den guten Rat herzlich zu danken und fand sie schon in aller Früh in voller Arbeit, wie sie schmerzten und wuschen, kochten und buken und er befragte sie: „Was ist denn los bei euch?“ Antwortete ihm der Bauer: „Für morgen haben sich Werber um die Hand meiner Tochter angemeldet und da muss halt alles im Hause fein säuberlich hergerichtet sein!“ Darauf bemerkte der Rottenführer: „Die Verschreibung besagt, man soll nichts auf mor-

gen verschieben und darum freie ich gleich heute um deine Tochter!" Darüber waren alle in grosser Freude. In grösster jedoch das Mädchen, denn der Kämpe hatte bereits am Vorabende ihr Herz im Sturm gefangen genommen und dem Vater war es schon darum nicht unlieb, weil sein Eidam ein reicher Edelmann aus dem Randland des anderen Reiches war. Also hat sich der gute Rat der Verschreibung bestens bewährt.

Bosnien

105. Halva

Vater und Sohn lebten äusserst dürftig einsam in ihrer baufälligen Hütte. Es war halt ein grosses Elend und von nirgends kam Hilfe in der Not her. Der alte Mann brach eines Tages vor Schwäche zusammen und wie er so sein letztes Ende herannahen sah, berief er seinen Sohn an sein Sterbelager und sprach zu ihm: „Mein liebes Kind, ich habe dir wohl keine Reichtümer zu hinterlassen, doch soll es dir alle Tage deines Lebens hindurch wohl ergehen: nähr dich nur von Halva, iss nichts anderes als nur Halva!“ – „Aber Vater, was sprichst du da? Halva soll ich stets essen und es langt doch knapp aufs tägliche Brod!“ – „Halva wirst du jederzeit haben, mein teuerster Sohn, wenn du dich vorerst wacker abarbeitest und hungrig wirst. Dann schmeckt dir selbst ein trocken Stück Brod wie Halva!“

Bosnien

Anmerkung: Halva heisst man den feinen, weissen, mit Mandeln versetzten Zuckerteig, den zumeist albanische Strassenzuckerwarenhändler erzeugen und feilbieten.

106. Vom kaiserlichen Geblüt

In einem Kaiserreich verblich der Herrscher unter Hinterlassung eines einzigen Kindes, eines fünf, sechsjährigen Knaben. Es versammelten sich die Bojaren und berieten, wen sie wohl zum Kaiser ausrufen sollten. Die einen sprachen, man möge zuwarten, bis der Prinz heranwachse, die anderen wieder waren für die Wahl eines neuen Kaisers. Während sie so hin und herstritten, sagte zu ihnen der kaiserliche Prinz: „Warum denkt Ihr so unrecht? Damit ein Mensch zum Kaiser erhoben werde, muss er von kaiserlichem Geblüt, nicht jedoch von was immer für einer Abstammung sein!“ Antworteten sie ihm: „Ist das deine Ansicht? Es genügt, es sei ein Mann verständig und würdig, um Kaiser zu sein!“ – „Nein!“ entgegnete der Knabe. „So beweis uns, was du behauptest!“ erwiderte ihm der hohe Rat.

Der Knabe verlangte zwei Eier, ein Enten- und ein Hühnerei, die so weit schon bebrütet seien, dass just die Küchlein herauskämen. Man brachte ihm zwei derartige knapp vor dem Ausfallen der Jungen bebrütete Eier herbei. Er nahm einen Scheffel voll Wasser vor sich, ergriff auch die Eier und sprach: „Schaut mal her!“ Er zerbrach die Schale des Hühnereis, das Hühnchen kroch hervor und erstickte gleich, wie er es ins Wasser hineinwarf, dagegen begann das Entchen, kaum der Schale ledig, munter im Wasser zu schwimmen. „Da habt Ihr es!“ sprach der Knabe, „so wusste es doch augenblicklich zu schwimmen und ertrank nicht, weil es eben von Entenart ist. So kann auch ich, obwohl noch klein, als Kaiser herrschen, denn ich bin von kaiserlichem Geblüt!“

Als die Bojaren solche Rede vernahmen, bewunderten sie seinen Verstand und riefen ihn zum Kaiser aus.

107. Jeder redet so gut als er es versteht

Einst überkam den Kaiser Sehnsucht, den heiligen Hidir kennenzulernen und darum liess er in der Stadt verlautbaren, ob sich nicht einer getraute, gegen einen hohen Betrag dem Kaiser zu versprechen, ihm den heiligen Hidir vorzuführen. Sollte der Mensch aber nicht Wort halten, so werde ihn der Kaiser niedersäbeln lassen.

Die Kundmachung hörte auch ein armer Mann und der kam heim und sagte zu seinem Eheweibe:

„Heda, Du Weiberschätzl, habe da gehört, der Kaiser gewähre aus seinem Schatze ein schönes Stück Goldes demjenigen, der ihm den heiligen Hidir zuführte, wer es aber zu tun verspricht und sein Wort nicht einlöst, der wird mit dem Kopfe büssen. Schau mal Weib, wir haben ein Schüppel Kinder zu ernähren und leider habe ich gar kein Vermögen. Nun so mein ich und sag ich, das wäre gerade ein schönes Geschäft für mich, das angebotene Geld euch heimzubringen und dann möge mir Gott weiter helfen!“

Im ersten Augenblick suchte ihm die Frau diese Absicht auszureden, doch konnte sie ihn davon nicht abbringen. So begab er sich denn zum Kaiser hin und erklärte, er übernehme diesen Auftrag und werde ihm den heiligen Hidir vorführen, nur erbäte er sich hiezu eine Frist von vierzig Tagen.

„Ich gewähre Dir die vierzig tägige Frist, doch wenn Du mir den heiligen Hidir nicht herbringst, so lasse ich Dich hinrichten.“

Sodann gab er ihm den bestimmten Goldbetrag und sprach:

„Vorläufig gebe ich Dir diesen Schatz, führst Du mir aber wirklich den heiligen Hidir vor, so erhältst Du noch ein Übergeschenk!“

Der Mann nahm den Lohn entgegen, kaufte auf dem Markte alles was gut und teuer und für den Menschen notwendig war zusammen und brachte es heim. Noch nie hatten

sich die Kinder so sehr wie diesmal über ihren Vater gefreut. Er selber erhob sich aber von da an jeden Tag mit der frühen Morgenröte, eilte in die Moschee hin und verrichtete alle Gebete nach Vorschrift in der Hoffnung, dem heiligen Hidr zu begegnen. So trieb er es, bis zuletzt der vierzigste Tag anbrach. Früh morgens verabschiedete er sich voll Ergriffenheit von seinem Eheeweibe, küsste die Kinder innig ab und ging wieder in die Moschee. Doch auch an diesem letzten Morgen traf er nirgends den heiligen Hidr an, getraute sich darum nicht, vor dem Kaiser zu erscheinen, sondern verliess die Stadt und versteckte sich in irgend einer Höhle.

Umgeben von seinen Veziren erwartete ihn auch der Kaiser, wer sich jedoch nicht blicken liess, war unser Biedermann. Es liefen die Sbirren nach allen vier Windrosen hin aus, um ihn ausfindig zu machen, doch fahndeten sie nach ihm vergeblich. Er hielt sich eben vorsichtig in jener Höhle auf, bis sich von ohngefähr ein Greis zu ihm hinzugesellte und ihn befragte, was er denn dort mache. Der Ärmste beichtete ihm den ganzen Sachverhalt und sagte, er getraue sich nicht, dem Kaiser vor die Augen zu treten, denn der werde ihn zusammenhauen lassen, weil er ihm den heiligen Hidr nicht zubringe.

„Aber Mensch, hab nur keine Angst“, so redete ihm dieser Greis zu, „es kann ja geschehen, dass Dir's der Kaiser auch nachsehen wird. Also, frisch auf den Weg zum Kaiser und ich will dich zu ihm hinbegleiten!“

Auf die Ermunterung des Greises hin fasste er sich ein Herz und so brachen sie denn selbender auf. Als sie zum Kaiser ins Gemach eingetreten, wandte sich der Kaiser an jenen Armen.

„Hast du mir den heiligen Hidr herbeigeführt?“

„Hab ihn nirgends ausfindig zu machen vermocht“, erwiderte der Arme.

„Ja, weisst du's denn nicht, dass ich dich jetzt niedermachen lassen muss, da du deine übernommene Verpflichtung nicht durchgeführt hast, so wie du es zu tun versprachst?“

„Ich weiss es, o Padischah, das Glück sei mit dir“, sagte der Arme.

Der Kaiser drehte sich zum ersten Vezir um und fragte ihn: „Nun, was sollen wir mit dem elenden Kerl anfangen?“

„O Padischah! Du seist beglückt! Einen solchen Gesellen, der sich vermisst, den Kaiser zu narren, den muss man in lauter kleine Stücke hauen und sie an einem Fleischererladenrechen aushängen.“ So sprach der erste Vezir.

„Du hast vollkommen Recht“, versetzte jener Greis, „du bist ein echter Spross deiner Vorfahren!“

Der Kaiser befragte den zweiten Vezir, was mit dem Wortbrüchigen geschehen sollte.

„Sei beglückt, o Padischah“, sagte der zweite Vezir, „er hat den Kaiser betrogen; den Elenden muss man in einen Kochkessel hineinstecken, damit er weichgesotten werde!“

„Auch du, o Vezir, hast ganz und gar recht“, so fiel ihm der Greis in die Rede ein, „auch du bist ein echter Nachkomme deiner Ahnen!“

Darauf befragte der Kaiser den dritten Vezir, was das Los des armen Haschers sein soll.

„Mögest beglückt sein, o Padischah“, so setzte der dritte Vezir ein, „dieweilen der Unglückselige den Kaiser hintergangen hat, so gebührt es sich, dass man ihn zerstückle und die Stücke im Ofen gar ausbacken lasse!“ – „Auch du, o Vezir, hast das Richtige getroffen“, warf der Greis ein, „auch du bist ein echter, würdiger Nachfahre deiner Vorväter!“

Schliesslich befragte der Kaiser noch den vierten Vezir.

„Jetzt lass uns mal auch deine Meinung hören, was wir mit diesem armen Schlucker anstellen sollen?“

„Heil sei Dir, o Padischah!“ entgegnete der vierte Vezir, „du gabst diesem armen Menschen einen Schatz um der Liebe zum heiligen Hidr hin und er nahm das Geld an sich, verhoffend er werde ihn dir vorführen können. Es ist ja leider unbestreitbar, er hat ihn nicht hergebracht und er konnte ihn überhaupt nicht herschaffen. So gewähre ihm denn Gnade um der Liebe zum heiligen Hidr willen!“

„Auch du, o Vezir, bist vollkommen im Rechte“, so sprach auch zu ihm jener Greis, „auch du bist ein echter Nachkomme deiner Altvorderen!“

Da hielt der Kaiser nicht länger an sich, denn er wollte schliesslich erfahren, wieso und warum der ehrwürdige Greis jedem der vier Vezire Recht gab und fragte ihn:

„Ei, du guter Alte, du gibst jedem Recht und rühmst jeden, er sei ein echter, würdiger Nachfolger seiner Vorfahren. Was soll denn das heissen?“

„Das Glück stehe Dir bei, o Padischah!“ so hub der Greis an. „Dein erster Vezir stammt von einem Metzger ab und darum möchte er am liebsten metzeln, der andere ist eines Kochs Sohn und möchte am liebsten den Schuldigen abkochen, der dritte Vezir ist der Sohn eines Bäckers und wünscht darum den Mann auszubacken, dein vierter Vezir ist aber der Spross seelenguter Menschen, ist darum auch selber von edler Gemütart und möchte Dich am liebsten zu einer Handlung der Gnade und des Edelmuten bewegen. Was aber den heiligen Hidr anbetrifft“, so sprach der Greis, „ich selber bin der heilige Hidr!“

Darob geriet der Kaiser mächtig in Verwunderung, wie er sich aber umsah, war der heilige Hidr schon spurlos verschwunden.

108. Der Rat des allweisen Salomon

Ein alter recht kluger Mann hatte einige Söhne. Fragte ihn der älteste Sohn: „Vater ich möchte heiraten, warum suchst du mir keine Braut?“ – „Meiner Seel, lieber Sohn, ich kenne mich da nicht aus, ich bin schon bejahrt, gehe nirgends hin; doch hab ich vernommen, in einer bestimmten Stadt lebe ein allweiser Salomon und dass sich so mancher in Bedrängnis bei ihm Rat holte. Geh mein Kind, berate auch du dich mit ihm, such ihn also auf und hör, was er dir wohl sagen wird!“ Der Jüngling befolgte die väterliche Weisung und zog aus, den allweisen Salomon aufzusuchen.

Vor der Stadt angelangt, traf eine Kinderschar ein, die sich vor den Toren mit allerhand Spielen vergnügte. Er sprach die Kinder so an: „Liebe Kinder, wisst ihr mir wohl zu sagen, ob nicht in dieser Stadt der hochweise Salomon weile, und wenn ja, wo er zu finden sei?“ Unter diesen Kindern befand sich auch der hochweise Salomon, ein Minderjähriger unter Minderjährigen. Gott hatte ihn jedoch mit hervorragender Schönheit vor allen übrigen Kindern ausgezeichnet und ihn überdies mit Verstand und Klugheit begabt. Der Knabe ritt auf einem kleinen Steckenpferdchen und antwortete: „Ich bin der allweise Salomon, sag an was du für einen Ratschlag von mir heischest!“ – „Ich bin willens mich zu verehelichen und wandte mich deswegen an meinen Vater, er aber wies mich an, bei dir Rat zu holen.“ Sagte ihm der Salomon: „Tritt näher an mich heran und horch auf, was ich dir sagen werde: Nimmst du dir eine Jungfrau, so bist du der Überlegene; nimmst du aber eine Wittib, so ist sie die Überlegene; nimmst du jedoch eine Geschiedene zur Frau, ... hüte dich vor meinem Ross, sonst schlägt es dich nieder!“ Und schon versetzt er ihm mit dem Steckenpferd einen Hieb über die Beine. „Hast du mir sonst keinen Rat zu erteilen?“ – „Weiter nicht! – Kennst du dich nicht aus, so befrage deinen Vater, er ist ein grundgescheiter Mann, ich kenne ihn, er kann dich aufklären!“

Der Jüngling verabschiedete sich und kehrte wieder heim. Der greise Vater fragte ihn: „Trafst du ihn richtig an?“ – „Ich stiess auf einen Knaben, der nannte sich der allweise Salomon, einen anderen dieses Namens gäbe es nicht!“ Fragt der Vater weiter: „Nun was hat er dir gesagt?“ Der Sohn erzählt haargenau, was ihn der Knabe angeraten. „Und verstehst du auch mein teurer Sohn, was das heissen soll?“ – „Hab bei Gott keine Ahnung, Väterchen!“ – „Also das ist der Sinn seiner Rede: nimmst du dir eine Jungfrau, bist der Überlegene, d. h. du musst sie leiten, lenken und belehren, im Haus und Hof und was sonst ihre Obliegenheiten seien. Aber, nimmst du eine Witwe, so ist sie dir überlegen, meint er: sie hat schon in der ersten Ehe Erfahrungen gesammelt, weiss in Haus und Hof und all ihren sonstigen Pflichten Bescheid! Zuletzt ist der Sinn seines Rates: nimmst du dir eine Geschiedene! Wobei er dir mit dem Holzpferdchen einen Streich versetzte, du sollst auf der Hut sein, denn sie könnte mit dir ebenso wie mit ihrem ersten Manne verfahren. Nun aber mein lieber Sohn wähle: mein Rat geht dahin: wähle dir ein Mädchen, lehre sie und kläre sie auf!“ Der Jüngling hielt sich daran und handelte nach dem Rate des allweisen Salomon.

Anmerkung: Bei den Primitiven kommt es nicht selten vor, dass man sich in Fällen der Unschlüssigkeit auf den Zufall verlässt, der einen den richtigen Weg zeigen soll. Man fragt häufig den Erstbesten, der einem begegnet, am liebsten ein unbefangenes Kind. Man meint, so die Stimme des Schicksals zu vernehmen. Unser Jüngling wendet sich an einen Knaben, der noch auf einem Steckenpferd reitet, um dessen Antwort ein besonderes Gewicht beimessen zu dürfen, macht ihn der Volkgläubigkeit zum Wunderkind und zwar zum anderweitig wohlbekanntem weisen König Salomon.

109. Ein untrügliches Anzeichen für bevorstehenden Witterungswechsel

Zur Zeit einer grossen Dürre versammelten sich sämtliche Einwohner eines Dorfes nach der Liturgie vor der Kirche, um Rat zu pflegen, wie und wodurch sie das Landübel beheben könnten. Sie richteten an den Popen die Anfrage: „Weisst du, Pope, wann ein Regenguss kommen wird?“ „Ich nicht, wer vermag denn Gottes Willen zu ergründen?“ Die einen sagten: „Gestern gegen Abendanbruch krächten die Hähne“, andere wieder bemerkten: „Seit zwei, drei Tagen herrscht so eine zu Tod niederdrückende Schwüle; rasch wird, so Gott will, ein Regen fallen!“ Der Schulze: „Ich wäre wieder, Bruder, dafür, dass wir den Popen wieder in sein Ornat hineinstecken, damit er für uns um Regen zu Gott flehe, und wir wollen seine Gebete kieend mit unseren kräftigsten Amen unterstützen!“ Einer aus ihrer Mitte, der bis dahin alles stillschweigend mitangehört hatte, ergriff nun das Wort: „Ei, ganz vergebens haben die Hähne gekräht, vergeblich ist die Schwüle und vergeblich werdet Ihr Gott anflehen, denn ich sage euch, dass es vorläufig keinen Südwind gibt und auch keinen Regen, und Gott möge uns auch vom Südwind verschonen!“ Alle verwunderten sich darüber und riefen einstimmig aus: „Ja, was faselst du? Keine Kränk auf dich! Bist du bei Trost? Weiss unser Pope nicht, der sich doch mit den göttlichen Büchern berät, wann ein Regen eintreten wird, woher weisst denn du es?“ „O, welch ein Glück für mich, wüsste ich es nicht!“ „So sprich doch, keine Kränk auf dich!“ „So oft ein Sturmgewitter losbricht und so oft eine Zeit der Trockenheit eintritt, gibt mein Weib Ruh und haut mich nicht; kaum aber hebt der Südwind an, fahren in sie alle Teufel hinein und weh demjenigen, der gerade im Hause weilt, am wehesten meinen Rippen!“

Anmerkung: Einige Zeit vor Ausbruch des Südwindes oder Sciroccos befällt nervöse Menschen eine grosse Unruhe, die sich zuweilen für die Umgebung recht unangenehm bemerkbar macht. Vor dem Sturm verkriechen sich die Neurotiker ängstlich und bei andauernder Trockenheit befällt sie mitunter eine Mattigkeit. Sofern gab der Bauer eine richtige Beobachtung zum besten der versammelten Dörfler und erlustigte sich über sein Eheweib.

110. Das Gespräch des Kaisers mit einem Greise

Es war einmal ein Kaiser, der kam mit zweien seiner Vezire des Weges daher. Sie trafen einen pflügenden Alten, mit einem bis zum Gürtel herabwallenden Bart. Der Kaiser begrüßte ihn mit: „Helf dir Gott Erde, du Herr der Erde!“ Fragt ihn der Kaiser: „Warum bist du nicht zeitlich aufgebrochen?“ – „Bin's doch“, versetzte der Greis, „doch versagte mir Gott seinen Segen!“ Der Kaiser fragte ihn zum zweiten und dritten Male gleichso und bekam immer wieder dieselbe Antwort. Zum vierten fragte er: „Warum bist du nicht? ...“ Wieder so. Spricht der Alte: „Fiel Reif auf den Hochwald!“ Bemerkt der Kaiser: „Morgen

schicke ich dir zwei Widder, damit du sie bis auf die Schulterblätter ausweidest!“ – „Gut,“ sagt der Alte, „deinem Worte gemäss werde ich sie ausweiden!“ Nachdem er sich verabschiedet hatte, wendet sich der Kaiser an seine Vezire: „Habt ihr wohl verstanden, was ich mit dem Greise dort gesprochen habe?“ – „Nein, bei Gott!“ – „Wieso versteht ihr denn das nicht? Gehet denn hin und erkundigt euch bei dem Greis“, rät ihnen der Kaiser.

Kamen die Vezire zu jenem Alten: „Helfe dir Gott Alterchen!“ – „Gut Glück mit euch!“ – „Geh sag uns, was du gestern abends mit dem Kaiser gesprochen hast!“ – „Ich verlange“, erwiderte er ihnen, „das ihr beide mir dreitausend Groschen gebt!“ – „Bei Gott, wir tun's, dagegen ist kein Kräutlein gewachsen!“ Der Alte spricht: „Als der Kaiser hieher kam und mir ein – Grüss Gott zurief, fügte er hinzu: Erde beackert Erde – ich beackere nämlich die Erde, Erde aber bin auch ich, ich muss in sie wieder zurückkehren; er aber ist der Herr der Erde und Erde ist auch er, sowie jede andere Erde, wird auch er wieder in die Erde zurückfallen!“ – „Und weshalb hat er dich dreimal und zum vierten gefragt, warum du nicht zeitlich früh aufgebrochen bist?“ – „Warum ich mich nicht verheiratet hatte?“ – „Und warum hast du auf die zum viertenmal erneute Frage geantwortet: Es fiel Reif auf den Hochwald?“ – „Meine Antwort aus die viermalige Frage: Es fiel Reif auf den Hochwald, bedeutet, mein Bart ist mir ergraut!“ – „Und was heisst denn das: Du sollst zwei Widder seinem Wort gemäss ausweiden?“ – „Damit hab' ich euch beide ausgeweidet, indem ich euch dreitausend Groschen abzwackte.“

Die Vezire erschienen vor dem Kaiser und erzählten ihm, was der Alte ihnen für eine Aufklärung gewährt habe, und dass sie ihn mit dreitausend Groschen entlohnten.

111. *Von einem übermütigen reichen Mann und einem klügeren Zigeunerjungen*

Ein reicher Mann besass soviel an Geld und Gut, dass er schon nimmer wusste, was damit anzufangen. So manche unwissende und unedle Menschen verblendet und betört Reichtum derart, dass sie nicht mehr mit sich zu Rat gehen und darum in den Augen bedächtiger und verständiger Leute lächerlich und rätselhaft erscheint ihr Gehaben und Gebahren. Der Reiche, von dem die Mär erzählt, übte im Lande auch die Herrschermacht aus. In seinem Übermut und in seiner Verstocktheit liess er einen Befehl verkünden, es haben sich an einem bestimmten Orte jene Männer einzufinden, die soviel Verstand und Geschick besitzen, um genau zu erfüllen, was er von ihnen heischen werde. Derjenige, so da sich nicht als tüchtig bewähren sollte, der werde auf der Stelle ums Leben kommen, wer dagegen den Auftrag auszuführen vermögen wird, der soll davon am Ende beglückt zu singen und zu sagen haben. Nun, mag da geschehen, was immer, gehorchen muss man ja und das Volk fieng sich zu versammeln an. Der Reiche gab nun den Befehl aus: „Wer mir bis zum Morgen nicht das ganze Meer bis auf den letzten Tropfen austrinkt, den lasse ich

sogleich enthaupten!“ Befehl ist Befehl, es macht sich zuerst einer daran zu trinken, doch was soll ich dir sagen, wer vermöchte so eine Wassermenge auszutrinken? So erging es auch dem zweiten, dem dritten und dem fünfzehnten, bis zu allerletzt nach allen anderen auch an das liebe Zigeunerlein die Reihe kam. Der bat nun den Reichen um gütige Nachsicht und Frist bis zum Morgen, weil er sich, wie er vorgab, vorerst satt anessen müsse, denn als Satter werde er viel leichter mit dem Wassertrinken fertig werden. Also entliess er den Zigeuner und der gieng heim und ass den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend in sich hinein, was das Zeug hielt. Seinem Weibe erschien die Fresserei sehr seltsam verwunderlich und darum befragte sie ihm: „Ei, so wahr die Ehre und Glauben, was stopfst du soviel in dich hinein?“ – „Frag mich nicht, habe keine Zeit dir lange Geschichten zu erzählen!“ erwiderte er ihr. Als ihn dann sein Söhnlein um eine Erklärung bat, so sagte er ihm, was er für schlimmen Handel vorhabe. Sein Weib fragte ihn darauf nach einigem Nachdenken, ob er ein reines Handtuch bei sich habe, um damit das Wasser abzuseien und sie beriet ihn auch, er möge nur von der Mitte an zu trinken anfangen. Als der alte Zigeuner im Begriff stand abzugehen, fragte ihn sein Sohn, der Zigeunerjunge: „Ei, Väterchen, hast du auch vor, jene Flüsse auszutrinken, die ins Meer einmünden?“ – „Nein, mein Söhnchen, bloss das Meer allein“, antwortete ihm der Vater Zigeuner. „Ei, dann sag du diesem Reichen, er solle vor allen den Zustrom jener Flüsse einstellen, die sich ins Meer ergiessen und nachher fang zu trinken an!“ sagte das Kind. „So ists recht, bei meiner Seel und Seligkeit, und auch am allerbesten“, erwiderte der alte Zigeuner.

Begab sich der Zigeuner zum Reichen und sagte zu ihm: „Ich habe mich verpflichtet, nur das Meer allein auszutrinken. Darum ists erforderlich, dass du vor allem die Flüsse absperrst, die sich ins Meer ergiessen!“

Jetzt erst merkte der Reiche, der sich für unendlich mächtig und gewaltig hielt, seine Ohnmacht und Schwäche, denn dieser Aufgabe war er nicht gewachsen. Er errötete vor Scham angesichts der Menschenmenge, weil ihn erst das armselige Zigeunerlein zur Besinnung und Vernunft gebracht. Von da an wandte er sich mit Ernst und Eifer der Arbeit zu und sein Reichtum stieg noch immer mehr. Seinen Hochmut und Übermut legte er gänzlich ab. Seit der Zeit schätzten und ehrten ihn die Menschen, denn Böses wird mit Bösem, das Gute aber mit Gutem wiedervergolten.

Anmerkung: Sowie von Aschenbrödelmärchen ist auch das Vorkommen dieser in der Welt nicht minder weit verbreiteten Erzählung schon im alten Ägypten nachweisbar. Vielleicht waren beide Stoffe auch schon Jahrtausende vorher den Bewohnen des Landes urvertraut. Man vergleiche zwar das mit unendlichem Fleisse und grösster Gewissenhaftigkeit verfasst literargeschichtlich folkloristische Werk Walter Andersons: „Kaiser und Abt. Die Geschichte eines Schwanks.“ Helsinki 1923 und dann die Berichte von Guelano und Amalfi, *L'Hulia d'oggi*, *Rassegna politica-letteraria-economica-sociale*, Napoli 1924, S. 220–224 und Krauss, *Anthropophyteia* XI, 1925. Das Schwergewicht solcher Untersuchungen beruht in der Feststellung eines ständigen Völkergedankenverkehrs trotz aller staatlichen und sprachlichen Hemmnisse, für den Völkergeisterforscher

kommen dabei hauptsächlich die besonderen durch Sitte, Brauch, Recht und Glauben im einzelnen erfolgten Umstellungen einer Überlieferung vor. Das Schwanken zwischen mündlicher und literarischer Festhaltung einer Geschichte ist äusserlicher Beschaffenheit. Die Frage nach dem Erfinder eines solchen Stoffes fast immer mühsig, weil unbeantwortbar, allzumal mit Hinblick auf den Umstand, dass ein Einfall in den allerseltensten Fällen nur einem einzigen Gehirn eines Menschen eines einzigen bevorzugten Volkes entspringen sein dürfte. Gewisse Überlegungen stellen sich unter gleichen gesellschaftlichen Bedingungen überall auf gleiche Weise ein und selbst die Ausgestaltung erfolgt nach gleichartigen Denkgesetzen.

112. *Der scharfsinnige Soldat*

Ein Soldat diente volle zwanzig Jahre und sah während der ganzen Zeit auch nicht ein einzigmal den Kaiser. Einmal begab er sich vor den Kaiser und der Kaiser befragte ihn: „Was führt dich her, Soldat?“ – „Ich diene bereits zwanzig Jahre und kenne den Kaiser noch nicht von Angesicht!“ – „Hast du etwas in den zwanzig Jahren dazugelernt?“ – „Sogar recht viel!“ – „Hast du soviel zugelernt, so will ich dich um etwas befragen und kannst du mir meine Fragen beantworten? So zum Beispiel: Ist des Ende der Welt weit?“ – „Nein, aber gar nicht!“ – „Woher weisst du aber, dass es nicht weit ist?“ – „Zeitlich morgens erscheint die Sonne und am Abend geht sie am Ende der Welt unter!“ – „Ist der Himmel weit?“ – „Gar nicht weit!“ – „Woher weisst du das?“ – „Wenn der Donner rollt, so hört man es!“ – „Ist jene Welt von uns weit entfernt?“ – „Recht weit!“ – „Woher weisst du, dass sie weit entfernt ist?“ – „Mein Vater und meine Mutter sind längst dahin gezogen und noch immer ist mir von ihnen keine Kunde geworden!“ Der Kaiser beschenkte den Soldaten und entliess ihn. Darnach berief er alle Soldaten und befragte sie: „Kann einer von Euch etwas gleiches, wie dieser Soldat, sagen?“ Antworteten sie: „Wir können es nicht!“

113. *Von den drei allerschönsten Erscheinungen auf dieser Welt*

Nach dem Ableben seines Vaters bestieg den Thron Noschirevan. Eines Tages berief er zu Hof die Schriftgelehrten und richtete an sie die Frage, was wohl das allerschönste hiernieden sei. Nachdem bereits die Antworten aller Versammelten Noschirevans Missfallen erregt hatten, meldete sich zuallerletzt noch ein alter Weiser zu Wort: „O Kaiser! Auf dieser Welt ist nicht bloss eines das allerschönste, sondern vielmehr sind es ihrer drei Erscheinungen und zwar: die erste ist der Tod, die zweite das Weib und die dritte der Gehorsam!“

Erwiderte ihm der Kaiser: „Gerade das sind die allerschlimmsten Erscheinungen und ich muss dich, wie billig, befragen, wieso du zu der Ansicht gelangst, sie für die allerschönsten zu halten?“ Antwortete darauf der Weise: „Ich sagte, der Tod sei von den schönsten Erscheinungen, denn ohne sein Eintreten, wäre dir auch nicht das Kaiserreich zugefallen!“

Der Kaiser nickte ihm zustimmend zu und der Weise setzte seine Rede fort: „Ich sagte darum, das Weib sei die allerschönste Erscheinung, denn ohne deine Frau Mutter wärest auch Du nicht auf der Welt!“ Wieder nickte ihm der Kaiser zu und der Weise fuhr in der Rede weiter fort: „Ich sagte darum, der Gehorsam sei auch die allerschönste Erscheinung, denn ohne ihn täten dir die Schriftgelehrten nicht dienen und folgte dir nicht auf den Wink dein unermesslich grosses Heer!“ Der Kaiser bestätigte die Richtigkeit auch dieser Erklärung und weil ihm die Antworten gut gefielen, schenkte er dem Weisen für seine Rede einhundert Golddukat.

Anmerkung: Über den persischen König aus dem Sassanidengeschlechte Chosroës Nusirvan (der Gerechte) vgl. mein Buch: Slavische Volksforschungen, S. 23 f. – Diesem Namen in einer Volkerzählung zu begegnen ist ebensowenig verwunderlich als in einem Guslarenlied und nicht auffälliger als eine christliche Legende von einem der Apostel.

114. *Der Serbe als Erbe*

Ein altgläubiger Bauer erschien vor dem Kadi und sagte, er habe ihm vertraulich unter vier Augen etwas mitzuteilen und der Kadi schloss die Türe ab, setzte sich mit kreuzweis unterschlagenen Beinen nieder, zündete seinen Tschibuk an und sprach: „Sag, was du zu sagen hast!“ – „Gott helfe mir, Effendi! Unlängst trieb ein mir unbekannter Moslim an meinem Hause eine Kuh mit einem Kalbe vorbei, es befahl ihn eine Üblichkeit und Ohnmacht und er rief mich hinzu und redete so zu mir: ‚Serbe, so heilig dir dein Kreuz! Sterbe ich, so bestatte mich an derselben Stelle und errichte mir einen Denkstein nach unserer Glaubensatzung. Dafür sei dir diese Kuh samt dem Kalbe vergeben!‘“ – „Und ist er gestorben?“ fragte der Kadi. „Ja, und ich habe ihn aufs allerschönste bestattet und so bin ich denn hiehergekommen, um dich zu fragen, ob mir die Kuh mit dem Kalbe mit Segen zustehen oder nicht, und, falls man davon späterhin erfährt, ob ich zur Herausgabe des fremden Viehs verpflichtet bin?“ – „Wart mal ein wenig“, entgegnete der Kadi, „bis ich in den Quoran hineingucke, um zu sehen, was darin geschrieben steht.“ Er griff nach dem Quoran und dem Gesetzbuch, begann darin herumzublättern, als ob er Stellen suchte und erwiderte ihm: „Hier steht es im göttlichen Buche geschrieben: die Kuh mir und das Kalb dir!“ – „Aber Effendi! Schau doch nach, was geschrieben steht, was geschehen wird, wenn die Sache aufkommt. Was fangen wir alsdann an?“ – „So horch, was da steht: ‚Was immer man dem Kadi zuträgt, das trägt man von ihm nicht mehr fort‘, du jedoch musst das Kalb den Erben ausfolgen, weil da geschrieben steht, es sei unsere Pflicht einen Toten unentgeltlich zu begraben!“

Anmerkung: Die Moslimen befolgen noch immer den leidigen urzeitlichen Brauch, den Toten, womöglich an seiner Sterbestelle zu bestatten, mit Vorliebe im Hausgarten. Städte und grössere Dörfer legten fast regelmässig

in den letzten Jahrhunderten für alle Gläubigen gemeinsame Friedhöfe an. Für einen Denkstein sorgt schon bei Lebzeiten häufig selbst der ärmste Moslim.

115. *Wie ein Wollschläger zum Grossvezir geworden*

In Istanbul erscholl der Trommelschlag und verkündete des Kaisers Befehl, jeglicher müsse am Freitag zur Moschee, um zu Gott zu beten und die verschiedenen Gebetbeugungen zu verrichten; wer die Moschee nicht besuchen sollte, verfällt dem Strang oder wird niedergeschossen.

Lebte da ein Wollschläger, oder ein stattlicher Jüngling, der hatte von dieser Verordnung nichts vernommen und kam nicht in die Moschee. Die Kunde darüber gelangte zu Ohren des Kadi und des Mufti, des Gottesgelehrten, die beeilten sich, dies dem Vezir zuzutragen, wie sich so einer getraut hat, des Kaisers Befehl zu missachten, und er habe sich damit strafbar gemacht. Der Vezir brachte es wieder seinerseits dem Kaiser zur Kenntnis. Da befahl der Kaiser dessen Vorführung, und gleichzeitig mögen der Kadi und der Mufti vor dem höchsten Richterstuhl erscheinen. Trugen der Kadi und der Mufti dem Kaiser vor, an dem bewussten Tage sei die kaiserliche Verordnung in Kraft getreten, jedweder habe in der Moschee zu erscheinen. Dieser sei jedoch nicht erschienen und verdiene darum die Todstrafe gemäss dem Gesetz Mohammeds. Und überdies, hoben sie nachdrücklich hervor, in diesem Falle gäbe es keinen Widerruf! Der Kaiser bekräftigte ihre Ansicht, wandte sich dem Wollschläger zu und sprach: „Was sein soll, muss sein, doch steht es Dir frei, von mir zu heischen, was Dir behagt, drei Tage hast du noch zu leben, drei Wünsche sind Dir frei gegeben, drei Herzenswünsche für drei Tage, dann aber heisst es – sterben!“ Der erbleichte, es ward ihm schwindlig und in diesem Nachgrübeln verlangte er die Hand der Kaisertochter, in der Annahme, der Kaiser werde ihm diesen Wunsch nicht erfüllen. Der Kaiser gab ihm seine Tochter, seine Staatskarosse, Rosse und die Ehrengarde mit. Sie führten die Prinzessin in das Heim des Wollschlägers ein und nahmen Hausrat und was sonst erforderlich ist mit. Die Garde macht kehrt um und die zwei Leutchen blieben für sich allein.

Die Kaisertochter fragte ihn: „Was bist du so niedergeschlagen, und hast dabei mich, eine Kaisertochter zur Ehefrau genommen; wenn du auch morgen sterben sollst, ist es für dich doch eine ungeheuere Ehre!“ Gab er ihr zur Antwort: „Kein Wunder, sind mir doch nur noch zwei Tage zu leben beschieden!“ Sie aber redete ihm zu: „Sei ohne Furcht, was einem beschieden ist, das geschieht! Morgen, wenn dich der Kaiser zu ihm vorlädt, wird er dich von neuem befragen, was du für einen zweiten Herzenswunsch hegst. Heische von ihm, er möge dich zum Grossvezir bestellen; und er wird es auch tun!“

Er nächtigte mit der Prinzessin und frühmorgens begab er sich zum Kaiser hin. Frägt ihn der Kaiser: „Hast du dir's schon ausgesonnen?“ Er erwiderte, er habe sich schon ent-

schieden und erbitte sich die Verteilung der Vesirschaft. Man legte ihm ein neues Vezirgewand an und setzte ihn in Amt und Würden ein. Der Kaiser befahl den Paschas und seinen Untergebenen, sie mögen ihm das Geleite nach Hause geben. Die Gefolgschaft kehrte wieder zurück. Allein mit der Kaisertochter, doch tief bekümmert, redet sie ihm neuerlich zu: „Was bist du so betrübt?“ Entgegnete er ihr: „Ach meine liebste Gemahlin, es fiele mir gar nicht leicht, heiter zu sein, weiss ich doch, dass mir bloss ein einziger Tag zu leben beschieden ist!“ Sprach die Frau: „Wo hast du den Holzschlägel, mit dem du die Schafwolle weich zu schlagen pflegtest?“ Er erhob sich und überreichte ihr den breiten Schlägel. Die kaiserliche Prinzess ergriff ihn, wog ihn ab und fand ihn leicht. Sie beriet ihn: „Geh zum Handwerker, lass den Schlägel aushöhlen und ihn mit Blei ausfüllen!“ Gesagt, getan! Sie ergriff nachher das Werkzeug und fand es recht gewichtig, und bemerkte: „Morgen, wenn du vor den Kaiser hin trittst, sollst du deinen dritten Herzenswunsch vorbringen: Es sei dir nur noch vergönnt, jedem der in der Runde um den Kaiser herumsitzt und dich zum Tode verurteilt hat, zu guter letzt mit dem Schlägel einen leichten Streich auf den Schädel zu versetzen. Dem Kadi aber ihrer zwei und dem Mufti drei; dann aber wollest du ruhig sterben und nicht mehr heimkehren. Und es geschehe dann, was Gott und dein Geschick dir bescheren mögen!“ Diese Nacht haben sie kein Auge geschlossen, sondern dies und jenes reiflich beraten.

In der Frühe nahm sie von ihm herzlich warmen Abschied, die Sbirren erschienen und führten ihn ab. Er nahm den Schlägel mit, trat vor den Kaiser hin, verbeugte sich nach üblicher Weise und richtete sich auf. Um den Kaiser in der Runde die Paschas und Vezire, der Mufti und der Kadi; eine unübersehbare Volksmenge steht Kopf an Kopf gedrängt vor dem kaiserlichen Palaste, in der Erwartung des Augenblickes, da man den Schuldigen hängen werde.

Spricht ihn der Kaiser an: „Hast du dir's schon reiflich überlegt, was du noch begehrest? Das willfahre ich dir noch und dann stirb!“ Antwortete der Jüngling – Jawohl! – Nun – fragt der Kaiser was wäre das? – Darauf der Vezir, sein Eidam: „Ich bitte dich untertänigst, gestatte mir, mit diesem Holzschlägel jedem dieser Paschas und Vesire, die über mich urteilten und mich zum Tode verurteilten, einen kleinen Klaps auf den Schädel zu verabreichen, dem Kadi aber ihrer zwei und dem Mufti drei; dann tut's mir wirklich nicht mehr leid zu sterben!“ Blickten sich verwundet die Paschas und Vezire samt dem Kadi und dem Mufti an und schüttelten ihre weisen Häupter. – Sprach der Kaiser: „Unwiderruflich das Kaiserwort!“ Sie ergriffen den Holzschlägel, er wanderte von Hand zu Hand und kam auch dem Mufti zu Händen. Rief er aus: „Bei Gott meiner Seel und Seligkeit, wenn er nur einmal trifft, glaube ich nicht, dass er's noch länger macht, den er aber dreimal trifft, der muss ja hin werden! Lasst uns den Kaiser bitten, er möge uns eine Beratung gestatten, was wir tun sollen.“ Sie begannen, den Kaiser flehentlich zu bitten, er möge ihnen eine kurze Frist zu einer Besprechung gewähren. Der Kaiser bewilligte es und lässt sie allein. Ergriff der

Mufti als erster das Wort: „Vernehmt, ihr Türken, wir haben es beschworen, er sei wohl in der Moschee gewesen, doch hätten wir ihn leider nicht bemerkt.“ Und so beschlossen sie es. Sie traten also vor den Kaiser hin, und sprachen, sie seien bereit, von neuem einen Eid darauf abzulegen, er, der Wollschläger, sei tatsächlich in der Moschee gewesen, nur hätten sie ihn nicht wahrgenommen. Und sie beschworen es nunmehr wirklich! Auf solche Art und Weise ward der Wollschläger zum Grossvezir und zum Schwiegersohn des Kaisers. Und danach lebte er noch lange, lange Jahre.

Anmerkung: Der Wollschläger muss ein rüstiger, vollkommen gesunder Mann, mit starker Lunge und einem kräftigen Bizeps sein, um in gleichmässigem Takte den 4–5 kg schweren breiten Schlägelkolben auf die struppige Schafwolle niedersausen lassen, um sie mürbe und spinnbar machen zu können. Die Arbeit ist heikel, erfordert eine bestimmte Kunstfertigkeit, deswegen ist der Wollschläger ein gesuchter und gut entlohnter Mann.

116. Ein unabänderlicher Schicksalbeschluss

Es war einmal ein steinreicher Mann, der hatte eine einzige Tochter und auch einen Araber zum Diener. Eines Tages machten sie alle mit einander einen Ausflug und liessen den Araber an einem Orte zurück, damit er ihre Rückkehr abwarte, der Reiche aber mit seinem Weibe ergieng sich weiter dem Fluss entlang. Am Ufer erblickten sie einen alten Mann, der etwas in ein grosses Buch eintrug und sie befragten ihn: „Was tust du da?“ Er antwortete ihnen: „Ich schreibe die Geschicke der Menschen ein!“ Der Reiche stutzte darüber und fragte ihn weiter. „Was für ein Schicksal ist meiner Tochter beschieden? Wird sie einen reichen oder einen armen Mann heiraten?“ Der Alte entgegnete, ihr Schicksal sei bereits vermerkt und sie werde den Araber zum Ehegatten bekommen. Die beiden Eltern baten ihn inständig, dies abzuändern, doch entgegnete er ihnen: „Wann dieser Fluss seinen Lauf nach rückwärts nehmen wird, eher ist es nicht zulässig. Das einmal Geschriebene wird nicht abgeschrieben!“ Und so kehrte das Ehepaar tief betrübten Gemütes heim.

Der Mann sann darüber nach, was er anstellen solle und es fiel ihm ein, er habe in einer anderen Landschaft des Reiches einen Richter zum Freund. An den richtete er einen Schreibebrief des Inhalts: „Den Überbringer dieses Sendschreibens, den Araber, sollst du töten!“ Den Brief übergab er den Araber, zahlte ihm seinen Dienstlohn aus und entliess ihn.

Des Weges dahinwandernd machte der Bote unter einem Baume halt und setzte sich zur Rast nieder. In der Nähe befand sich eine Springquelle und da beobachtete er, wie schwarze Tauben, die darein untertauchten, weissgefiedert davonflogen. Er entkleidete sich nun auch selber bis auf die Stiefel und seinen ledernen Leibgurt und stieg in die Springquelle hinein. Wie er aus dem Bade herausstieg, war er weiss, hellweisschimmernd geworden. Nur an den geschützten Beinen und um die Lenden war er schwarz wie vor-

dem geblieben. Er zog weiter und suchte den Richter auf, um ihm den Brief zu bestellen. Als der Richter den Brief gelesen, sah er den Überbringer an und dachte sich: „Soll das ein Araber sein?“ Der Araber wieder roch Lunte und machte sich rasch aus dem Staube, den Brief zurücklassend. Da er von seinem Brodgeber die Entlassung erhalten hatte, kehrte er zu ihm auch nicht wieder zurück.

Er begab sich in eine andere Stadt, verlegte sich auf den Handel, gelangte zu Reichtum und wurde zum vornehmsten Kaufherrn. Einmal geschah es, dass er in der Stadt seinem vormaligen Herrn begegnete. Der machte als Kaufmann die Bekanntschaft des Arabers, ohne Ahnung, es sei sein gewesener Diener, und schloss ihn in sein Herz ein. Sie sprachen von Verheiratung und der Geschäftsfreund versprach ihm seine einzige Tochter, um den Kaufherrn dauernd an sich zu fesseln. Die Hochzeit fand statt und nach geraumer Zeit fiel es der jungen Frau sonderbar auf, dass ihr Mann seine Stiefeln und den Leibgurt niemals, auch nicht wann er sich zu Bett begab, ablegen mochte, weshalb sie ihn um den Grund dazu befragte. Anfangs weigerte er sich, ihn ihr zu gestehen, doch schliesslich erzählte er ihr, wie und was sich zugetragen habe. Als davon seine Schwiegereltern erfuhren, sagten sie: „Wahrhaftig, dem Schicksalspruch vermag man nicht zu entfliehen!“ (*od rečeneto nemožit da se izbegat*).

117. Ein unabänderlicher Spruch der Schicksalfrauen (Sudije)

Ein Kaufmann, der da in Handelsgeschäften reiste, kehrte einmal in einem Dorfe bei sehr armen Bauerleuten zu Nachtherberge ein. Es geschah aber, dass im selben Hause um die Mitternachtstunde die Hausvorsteherin niederkam. Nach ihrer Niederkunft sah der Kaufmann zwei Tauben zum Rauchfangloch hereinfliegen. Die eine liess sich auf dem hervorstehenden Balkenvorsprung, die andere dem Neugeborenen auf der Brust nieder. Hierauf fragte die dem Kinde auf der Brust sitzende Taube ihre Genossin oben: „Was für ein Schicksal sollen wir ihm zusprechen?“ Die Taube von oben beschied: „Es möge ihm einst dieses Kaufmannes gesamtes Vermögen zufallen!“ Und sie flogen wieder davon.

Als der Morgen angebrochen war, da sagte der Kaufmann zum Hausvorstand: „Beim Allah! Ich bin ein reicher Mann, doch leider kinderlos. Überlass du mir dieses dein Kind und ich werde ihm mein gesamtes Vermögen verschreiben und es wird alle Tage seines Lebens glücklich sein. Du hast ja ohnehin viele Kinder zu ernähren und bist zudem so arm, dass du nicht ein und nicht aus weisst!“ Der Bauer besprach sich mit seinem Weibe und so übergaben sie ihr neugeborenes, männliches Kind dem Kaufmann zu eigen. Der Kaufmann wickelte das Kindlein ein und trug es fort. Als er sich im Hochgebirgswald befand, hieng er das Kind an die Astgabelung einer Buche auf und entfernte sich. Zufälligerweise kamen Hirten des Weges daher, hörten das Kind plärren, giengen der

Stimme nach, entdeckten es, nahmen es von der Buche herab und einer von ihnen trug es zu sich heim, um es grosszuziehen und sie legten ihm den Namen Findling (Nahod) bei. Das Kind erwuchs zu einem stattlichen Jüngling, als da eines Tages eben jener Kaufmann auch in dieses Haus zur Nachtherberg eintraf und jeden Augenblick den Namen Findling rufen hörte. Er fragte die Hausleute, warum sie denn ihren Hausgenossen Findling hies- sen und man erzählte ihm, wie einmal die Hirten den Burschen als ein Wickelkind im Hochwaldgebirge an einer Buchenastgabelung hängen aufgefunden, heimgebracht und grossgezogen haben. Darauf sagte der Kaufmann wie vor Jahren auch hier: „Gebt ihn mir. Ich bin ein Mann im Wohlstand und werde mein gesamtes Vermögen auf ihn überschrei- ben lassen, denn ich bin kinderlos!“ Und die Leute liessen sich überreden und vertrauten ihm den Burschen an, um dessen Glück nicht zu vereiteln.

Als der Kaufmann mit Findling daheim angelangt war, sann er lange darüber nach, wie der ihn ganz sicher verdürbe und verfiel auf den Gedanken, mit seiner Tötung zehn Diener zu beauftragen. Er bewaffnete jeden mit einem Schiessgewehr und sprach zu ihnen: „Geht hin und bewacht nur meinen Melonengarten. Wer da immer Miene macht, in den Garten einzudringen, den schießt auf der Stelle nieder!“ Die Diener begaben sich gleich dahin, der Kaufmann aber erteilte Findling den Auftrag, in den Garten hinauszugehen und ihm Melonen heimzubringen. Der Jüngling ahnte nicht im entferntesten, was ihm bevorstehe und gieng arglos fort. Der Garten aber befand sich ziemlich weit zwischen den Wiesen und Äckern und er hatte eine gute Strecke zu wandern. Auf dem Wege begegnete er einem Landmann, dem just ein Wagen mit Schweinekürbissen umgestürzt war und der Bauer bat Findling, ihm beim Auflesen und Wiederaufladen der Kürbisse zu helfen. Das tat er willig und verweilte dabei eine geraume Zeit. Dem Kaufmann brannte vor Ungeduld schon das Haar auf dem Kopf und er gedachte, die Wächter müssten wohl inzwischen Findling getötet haben. Er rannte darum querfeldein zum Melonengarten hin, die Diener erblickten den daherlaufenden Mann, legten auf ihn an und töteten ihn. Der Kadi erfuhr davon und zog alle Beteiligten vors Gericht. Sie berichteten ihm wahrheitgetreu den gan- zen Hergang und der Kadi übergab Findling des Kaufmanns gesamtes Vermögen, denn es fanden sich Zeugen, die da bestätigten, der Kaufmann habe sich geäussert, er werde sei- nen ganzen Besitz auf Findling überschreiben lassen.

Bosnien

118. Ein Frauenverkauf

Ljuto war schön wie das Morgenrot, doch an Geldbesitz ein blutig armer Mann. Er ver- heiratete sich und die Auslagen brachten ihn vollends um die letzten Münzen. Er hatte Ljelja, ein Mädchen aus gutem Hause heimgeführt und es tat ihm bitter weh, in Not und

Elend mit ihr zu leben, am Ohridasee mit ihr zu darben und zu kargen. Er fieng die Teppiche und Hausgeräte aus der Wirtschaft zu verkaufen an und nachdem er alles, was nicht niet- und nagelfest war veräussert und den Erlös verbraucht hatte, sprach er zu seiner Ehefrau: „Ljelja, meine Krone! Meine leibliche Mutter will ich verkaufen, nur um einige Groschen einzunehmen, denn schau, du gehst mir sonst noch ganz ein, du Labsal meines Lebens! (*rano moja*).“ Das war gar nicht nach Ljeljas Sinn und sie rief aus: „Gott soll dich töten! Wie willst du deine Mutter zum Kauf ausbieten? Muss unbedingt etwas geschehen, so schlag mich los!“

Ljuto kleidete sich aufs prächtigste heraus, schmückte sie, hiess sie sich satt anessen und fort gieng er mit ihr zu Markte. Kam da ein Kriegermann daher und Ljuto bot ihm Ljelja zum Kauf an. Dem Krieger gefiel das Frauenzimmer ausnehmend gut und er kaufte sie um bare tausend Dukaten. Zahlte nicht um eine Para weniger.

Der Krieger führte sie mit sich in den Han fort und liess sie allein in der Stube, während er wieder auf den Markt gieng, um für sie Süssigkeiten einzukaufen. Als er weg war, weinte Ljelja eine Weile noch und schlief darüber ein. Der Krieger kam wieder zurück und fand sie im tiefsten Schlafe wie abgeschlachtet vor. Noch lagen Tränenperlen auf ihrem Angesichte und der Anblick rührte tief den Krieger. Der Mond schien hell und ein Stern stieg vom Himmel herab und erglänzte auf Ljeljas Stirne, der Krieger aber vernimmt eine Stimme, die ihm zuruft: „Eine Sünde ist's, seine eigene Schwester minnig zu kosen!“

Den befiel vor Schauder ein Gefröstel. Was soll das bedeuten? Wohl hatte er eine Schwester, doch seit neun vollen Jahren sah er sie nicht, dieweilen er im Heere diente, doch er war im Kriegdienst jenseits von sieben Hochwaldgebirgen, nicht hier am Ohridasee.

Seine Schwester dürfte inzwischen vermutlich geheiratet haben. Eben als er sich anschickte, das junge herrliche Weib in die weisse Kehle zu beissen, erwachte sie. Sie erwachte und brach in Tränen aus. Der Krieger hielt sich zurück und befragte sie, von welchen Sippen und Magen sie sei. Sie erzählte es ihm. Da hob er ihren Ärmelbesatz (*uzričje*) auf und gewahrte auf ihrem Arme ein Muttermal (*madež*), wie ein gleiches auch seine Schwester Ljelja am Ohridasee gehabt. „So sag an, Weib, wie man dich heisst?“ rief der Krieger aus.

„Ljelja!“

„Da soll mich eine Hexe (*strisća*) beissen, wenn das nicht Ljelja ist!“ dachte der Krieger und hub ihr von sich zu erzählen an und sie bestätigte jedes Wort als richtig. Während er zum Heer gestossen sei, habe man um sie gefreit und sie weit, weit bis in dieses ferne Land weggeführt.

„Ei, ist's dir lieber, dass ich dich wieder deinem Ehemanne zuführe oder zu meiner Mutter bringe? Geld besitze ich im Überfluss, wirst keine Not leiden und in Armut vergehen!“

„Bei Gott, zu deiner Mutter nicht! Füh mich wieder meinem Ljuto zu und müsste ich mit ihm lebend den Tau am Blatt trinken, einen anderen mag ich nicht!“

Sie kamen zu Ljuto. „Gieb mir das Geld wieder zurück! Habe an der Sklavin einen Fehler entdeckt“, sprach der Bruder, indes sich Ljelje hinterm Haustor verbarg.

„Ich kann es dir unmöglich rückverschaffen, weil ich es zur Tilgung von Schulden aufgebraucht habe und den Verlust meines Weibes kann ich nun und nimmer verwinden. Übrigens haftet ihr kein Fehler an, du Hundesohn! Das getraue dich nicht, mir noch einmal zu sagen, sonst ...“ schrie Ljuto wild auf und seufzte vom Herzensgram auf. Das Waldgebirge wäre vor Leid erbebt.

„So nimm sie denn ohne Geld wieder hin, sie hat doch einen Fehler, weil sie meine leibliche Schwester ist!“ sagte auflachend der Krieger und holte seine Schwester herbei. Ljuto begann sie abzuherzen wie verrückt und sie schmeichelte ihm wie ein Kätzchen.

Anmerkung: Zu meiner Abhandlung vom Mundschaftrechte des Ehemannes über die Ehefrau bei den Südslaven regte mich ein in Bosnien aufgezeichnetes Guslarenlied an, das der Dichter Maximilian Bern der Aufnahme in sein Deklamatorium (Leipzig, Reclams Universabibliothek) für würdig erachtete. Dort tritt der Prinz Marko, der Mazedonier, als Frauenverkäufer auf und der Käufer ist ein spanischer Ritter. Bulgarische Guslaren verwerten oft die Geschichte, welche ursprünglich wohl durch sie auch unter Serben und Chrowoten Verbreitung fand. Die oben angeführte Fassung der Erzählung verdanke ich einer Mitteilung der Frau Jelica Belović Bernadzikowska. Diejenigen, die mich wegen der Veröffentlichung des Liedes und der Untersuchung über das Vormundschaftrecht des Ehemannes der Herabwürdigung der südslavischen Frau schmähten und noch verketzern, beweisen lediglich ihre Unkenntnis des südslavischen Gewohnheitsrechtes im Besonderen und des älteren germanischen im allgemeinen.

119. Das böse Schicksal wird schon bei der Geburt bestimmt

Zwei Vilen zogen zwischen zwei Gebirghöhen hin. Rief die eine der anderen zu: „Oh Uvid!“ Der anderen Antwort gellt schrill zurück: „Was gibt es denn, Uris?“ – „Ist jener Mutter Sohn schon da?“ – „Oh noch nicht!“ – „Ei, ei, der glückliche Augenblick ist ihm entschwunden!“ – „Und was war das für einer?“ Hallt ihr zur Antwort: „Er wäre der bedeutendste Kaufherr der ganzen Welt geworden!“ Neuerliche Frage: „Oh Uvid!“ – „Warum rufst du mich, oh Uris?“ – „Ist jener Mutter Sohn schon da?“ – „Noch ist er nicht da!“ – „Ei, diesmal ist ihm ein noch günstigerer Augenblick entgangen!“ – „Ja war denn für einer?“ Entgegnung: „Er wäre der allererste unter den Herrschern der Welt geworden!“ Neuerdings: „Oh Uvid!“ – „Warum rufst du mich an, oh Uris?“ – „Ja, fand sich bei jener Mutter der Sohn schon ein?“ – „Ach ja?“ – „Ei, traf ihn leider ein unglückseliger Augenblick!“ – „Und der wäre?“ Antwort: „Er wird seiner eigenen Mutter Gatte werden!“

Jenes Mädchen kam mit dem Kinde nieder, hörte aber dabei das ganze Zwiegespräch mit an: Da sie einen Knaben geboren, nahm sie ein Nadelchen zur Hand, fädelt einen Seidenfaden ein und zog ihn dem Knäblein durch beide Fersen durch. Und hängte ihn auf einen Tannenbaum auf.

An diesen Ort, gelangte zufällig auf der Jagd ein Kaiser mit seinen Knechten und Jagdrüden; die Rüden witterten und entdeckten das ausgesetzte Knäblein. Den Vilen tat es leid, die Rüden könnten das ausgehängte Kind erschnappen, und riefen deswegen den Kaiser herbei: „Oh Kaiser, dir ward nicht das Glück einer Nachkommenschaft zuteil, ergreif dieses kleine Kind, und heb es empor, auf dass es dein Sohn werde, dir ward ja sonst kein leibliches Herzenskind beschieden!“ Der Kaiser schweifete von seinem Pfad ab, sah das an der Tanne hängende Kind und befahl den Dienern, es herunter zu holen, wickelte es in den einen Schoss seines Dolmans ein und kehrte heim. Er rief seine Gemahlin in den Hof herab: „Komm heraus, oh Edelfrau, siehe, da Gott hat uns einen Sohn beschert, ich fand ihn im Grünen!“ Die Kaiserin stürzte in den Hof herunter, ergriff das männliche Kind und sprach: „Heil mir, dieweilen ich unverhofft ein Kind gewann!“ Sie hüllte das Kind in Samt und Seide, bestellt drei Ammen, hob das Kind empor und zog es dann gross.

Als der Knabe zum Jüngling herangewachsen war, reiten konnte und mit den Waffen umzugehen verstand, pflegte er neben dem Kaiser zu jagen und hielt sich für den leiblichen Kaisersohn. Das war dem übrigen Jagdgeleite gar zuwider und aus Neid begannen sie ihn wegen seiner Haltung zu rügen: „Du bist kein wahrer kaiserlicher Prinz, vielmehr ein Hurenbastard, den man in Waldgrün an einem Aste hängend aufgefunden!“ Mit dem Kaiser wieder heimgekehrt, sank er der Kaiserin auf den Schoss und beschwörte sie: „Mutter, ich muss es einmal bestimmt wissen, sag es mir unumwunden heraus, bin ich dein leiblicher Sohn, oder bin ich es nicht? – Heute machte man mir den Vorwurf, ich sei nicht dein Sohn, sondern ein Hurenbastard!“ Die Kaiserin gestand ihm, sie habe ihn freilich nicht geboren, sondern der Kaiser habe ihn an einen Ast hängend im Walde gefunden. „Er nahm dich mit, ich aber hob dich empor, so hoffe ich, dass du heute und immerdar mein Sohn bist und es bleiben wirst, als ob ich dich unter Schmerzen zur Welt gebracht hätte!“ Er erwiderte: „Meines Bleibens ist hier nicht länger, doch hab ich irgend einen Eigenbesitz, so gib ihn mir, ich ziehe in die Welt hinaus, damit dies Gesindel von mir nichts mehr wissen soll!“ Die Kaiserin wimmerte auf, und bat ihn himmelhoch wie einen leiblichen Sohn, er möge doch sie und den Kaiser nicht verlassen! Er nahm keine Rücksicht darauf, rüstete ein Reitross und zog davon.

So streifte er durch die Welt, von Herberge zu Herberge, bis ihn sein unabwendbares Geschick auf Herberge just zu seiner Mutter hinlenkte. Sie war noch jung und rüstig, der Jüngling gefiel ihr besonders gut und sie sagte ihm: „Hör mal Bursche, wenn es dir passt, so heiraten wir!“ Worauf er: „Einverstanden, wenn es dir so recht ist!“ Also verbrachten sie die Nacht miteinander. Im ersten Morgengrauen beriefen sie den Popen und den Gevatter und liessen sich trauen. Nach der Trauung begab sich der junge Mann auf die Jagd. Abends in Schweiss gebadet heimgekehrt, entkleidete er sich, zog die Schuhe aus und gab sie seiner Frau zum Weglegen. Wie sie die Schuhe nun aufhebt, kommt ihr etwas in den Sinn, sie starrt entsetzt auf seine nackten Füße und erinnert sich dabei, was bei ihrer Niederkunft

die Vilen einst verkündet haben. Da fragt sie ihn bange: „Ja von wannen stammst du denn, so Gott dir helfe, gesteh mir's!“ Nachdem er ihr alles erzählt, woher, wieso und warum und wo man ihn seinerzeit im Walde aufgefunden, brach sie in Tränen aus. Ruft er erschrocken aus: „Warum weinst du, so Gott dir helfe?“ – „Ah, wie soll ich denn nicht weinen, du mein unglücklicher Sohn!“ Wie er diese Worte vernimmt, beginnt auch er zu klagen an: „Wehe, dreimal wehe mir und meinem unglücklichen Geschick!“ Er springt auf der Stelle auf, sattelt sein Ross und ruft aus: „Beim Allah, Mutter, deine Augen werden mich nimmermehr erschauen.“ So zog er zurück. Und so erhielt die Mutter nie und nimmermehr Kunde von ihm, er aber auch von ihr keine.

Anmerkung: Hier haben wir eine Fassung der Oedipussage, wie sie sich seit uraltesten Zeiten bis auf die Gegenwart im Volksmunde erhalten hat. Wie ihr ein Sophokles durch seinen Oedipus auf Colonos eine Verarbeitung über die ganze Welt sicherte, ist uns durch seine dichterische Bearbeitung wohlbekannt. Es ist hier nicht der Raum, um die Abweichungen zu besprechen. Der Volkerzähler geht von dem Glauben an die Unabwendbarkeit des Schicksals aus. Nach altslavischem Glauben ist es ein usud (Bestimmer), der jedem Neugeborenen sein Schicksal bestimmt. In der vorliegenden Fassung ist eine Spaltung seiner Persönlichkeit eingetreten. Die eine bestimmt den Augenblick der Geburt, d. i. der uvid (Einsicht), die andere uris (Bestimmung, Zumessung) das Geschick und Glück des Neugeborenen. Der Schicksalbestimmer waltet stumm seines Amtes. Zu seinen Dolmetscherinnen machen sich zwei Vilen, die dabei die männlichen Namen seiner Spaltgestalten annehmen. Neu ist, dass der Hohlfuss (Oedipus) ein Mädchenkind ist, während er bei Sophokles als Prinz zur Welt kommt. Der Kaiser und die Kaiserin adoptieren den Findling durch eine feierliche sinnbildliche Handlung, durch das Hindurchziehen des Kindes zwischen den Schenkeln und dessen Emporheben. Dieser Brauch besteht noch gegenwärtig bei einem grossen Teil des südslavischen Bauernvolkes. – Das griechische Lehnwort mantulija (manteuein, voraussagen, prophezeihen), weist vielleicht auf eine griechische Überlieferung hin. Die Wörterbücher enthalten das Wort nicht. – Im übrigen dürfte diese Mär wahrscheinlich dem Erzähler nach einem Guslarenlied bekannt geworden sein, denn mehrere weitverbreitete Lieder behandeln diesen Stoff und der Erzähler behält einige Redewendungen in der Versform bei. Ein Beispiel eines solchen Guslarengedichtes möge hier folgen. Aufgezeichnet hat es Alexander Sandić' ums Jahr 1860 im Donaubanat, erschienen ist es in Zara 1861 in der Festschrift zur Hundertjahrfeier der Geburt des Volkdichters Kačić-Miošić, Seite 132 ff.

120. Simeon der Findling

Der Jagd lag ob der Patriarche Sabbas,
Lag ob der Jagd drei Tag hindurch und vier,
Erlegte nicht das mindeste Gejaid,
Nur eine Kiste zog er aus dem Wasser.
Als Sabbas diese Kiste tat erschliessen,
Fand sich darin ein Kind, ein kleiner Knabe.
Ein zierlich weisser Brief ihm unterm Haupte,

Und in dem Briefe heisst es trüb und traurig:

„Die Schwester mit dem Bruder ihn gebar,
„Sie schmiedete aus Blei ein Kistchen klein,
„Warf's Trühlein in das blaue Meer hinein,
„Und redete das kalte Wasser an:
„Nimm fort, oh Meer das Unrecht aus der Welt,
„Damit die schwarze Erd' sich nicht versudle,
„Und sie vor Gott dem lieben nicht mehr frevle;
„Nimm's Unrecht fort, oh Wasser, aus der Welt,
„Auf das der Sünd ich los und ledig werde!“

Als Sabbas dieses Schreiben durchgelesen,
Erhob er ein Gebet zum lieben Gott,
Trug fort das Kind zur Kirche Hilander,
Mit heiligem Kreuze er das Kind bekreuzte,
Und legte ihm den schönen Namen bei,
Den schönen Namen: Findling Simeon! –

Er zog ihn auf und hat ihn gross gezogen,
Bis dass das Kind ein Ross besteigen konnte,
Zum Reiten reif, und bis zu sechzehn Jahren,
Da sprach der heilige Sabbas so zu ihm.

„Oh Findling du, mein teures Kind,
„Oh Sohn ich habe dich wohl gross gezogen,
„Dich gross gezogen, doch dich nicht gezeugt!
„Nun aber zählst du deine sechzehn Jahre:
„Soviel als dir behagt, nimm von den Schätzen,
„Dazu auch will ich dir mein Reitross schenken,
„Und zieh dahin von einer Stadt zur anderen,
„Und trachte deine Eltern aufzufinden!“

Dem Jüngling ward es bang und angst zu Mute,
Es fiel ihm schwer der Abschied von dem Hofe:
Voll Zärtlichkeit hat Sabbas ihn erzogen,
Und nie hat er ein Wort davon gesagt,
Er wäre nicht durchs Blut sein eigen Kind.

Nahm Schätze mit, soviel er tragen konnte,
Zerfloss in Tränen, sprach zu Sabbas also:
„Das Herz mir bricht, muss ich vom Hofe scheiden?“
Und weiter spricht er demutvoll zu Sabbas:
„Nach welchem Lande gibst du mir die Weisung?“

Auf diese Worte Sabbas Mitleid fühlte,
Und unter Tränen gab dem Kind er Antwort:
„Oh Findling, du mein allerliebstes Kindlein,
„Bisher hab ich dich bestens gross geatzt,
„Nun will ich dich auch herzlich gut beraten:
„Zum Auszug nun zu guter Frist mit Gott!
„Richt dein Gebet zu Gott, dem einzigen Hort,
„Und zieh dahin, wohin du immer magst,
„Such aufzufinden deine beiden Eltern!“

Der Jüngling nahm den Ratschlag sich zu Herzen
Und zog mit Gott zu guter Stunde weiter.
Er wandte sich der Sonne zu im Osten,
Und richtete zum lieben Gott ein Beten –
Und schlug ein Kreuz mit dem geweihten Zeichen.

Schon flog er über's weite Flachland hin.
Wie eine Schnuppe über'n klaren Himmel –
Als er zur Pribinstadt gelangt war,
War just daran die Kaiserin zu heuren
Vom edel Volk möcht jeder Kaiser werden,
Sie konnten sich nicht andern Rat verschaffen,
Aus ihren Reihen keinen Kaiser küren.
Da hielten sie den ganzen Tag Beratung
Auf welche Weise sie des Rechtens täten,
Um auf den Thron den rechten Mann zu setzen.
Sie hielten Rat und fassten solchen Ratschluss:

„Die Kaiserin, die Fraue, die soll werfen,
„Soll werfen einen Apfel rein im Golde,
„Und werfend soll sie diese Worte sprechen:
„Auf wen der güldne Apfel fallen sollte,
„Den wird die Kaiserin in Lieb umfahren
„Und auf ihm soll das Kaiserreich verbleiben!“

Es näherten sich ihr die Herren alle,
Doch traf der Apfel keinen von den Edlen.
Vielmehr den letzten, Simeon den Findling!

Der Herold ruft im Kaiserhof in Runde:
„Woher der Fahrt der unbekannte Kämpe
„Auf ihm verbleibt das Kaiserreich zur Stunde!“

Ergaben sich dem Gottgericht beruhigt

Und führten auf den Hof hinauf den Findling,
Sie trauten ihm die Kaiserin nun an.

Und haben dann das Hochzeitmahl gefeiert.

Verging der Abend, Nacht war angedunkelt,
Man führt das Brautpaar in ihr Brautgemach,
Auf's weiche Kissen und auf weisse Arme.

So hat mit ihm sie diese Nacht verbracht.
Frühmorgens war sie zeitlich aufgewacht,
Und hat im Selbstgespräch zu sich gesagt:

„Oh liebster Gott, liegt's so in deinem Willen,
„Dass mir genaht ein unbekannter Kämpe,
„Auf dem das Kaiserreich verbleiben soll!“

Geheim durchsucht sie jetzund sein Gewand,
Und fand darin das zierlich weisse Schreiben
Von welchen Sippen er und Magen stamme,
Dass ihn gezeugt die Schwester mit dem Bruder,
Sie kreischt, so kreisst der schwarze Berg in Wehen:

„Oh wehe mir, mein Gott wie strafst du herbe,
„Womit hab ich oh Gott so schwer gesündigt,
„Dass ich gezeugt ein Kind mit meinem Bruder,
„Und dieses Kind umfahnte nachts die Mutter!“

In Tränen aufgelöst spricht sie zu ihm:
„Oh du mein Kind, du Findling Simeon,
„Erheb dich Sohn auf deine Heldenbeine,
„Und eile hin zum Patriarchen Sabbas;
„So wird ihn eine Mutter grüssen lassen:
„Er werfe dich in's unterste Verliess,
„Darin du neun der Jahre schmachten mögst,
„Auf das du deiner Sünde ledig werdest!“

Da sprang er hurtig auf die Heldenbeine,
Enteilte hin zum Patriarchen Sabbas,
Und überbrachte ihm das zierlich weisse Schreiben,
Darin der Mutter Gruss enthalten war.

Nachdem das Schreiben Sabbas durchgelesen,
Warf er zutiefst den Jüngling in's Verliess,
Darin er schmachten soll der Jahre neun.
Und so vielleicht der Sünden los zu werden.
Das wüst Verliess, das schloss er sorgsam zu

Und schmiss den Schlüssel in das blaue Meer. –

Es schritt von da die Zeit nun wieder weiter
Ein wenig viel, es waren neun der Jahre,
Als auf dem Meere Fischer Fische fingen,
Und fingen einen Mostarflussfisch ein.

Weil keinen sie den Fisch vergönnen machten,
So schenkten sie den Fisch dem heiligen Sabbas.

Als Sabbas nun den Fischleib aufgeschnitten
Fand er im Fisch den Kerkerschlüssel vor;
Da sprach das Wort der Patriarche Sabbas:

„Oh wehe mir, Erbarmen hab oh Gott,
„Verschlossen hab ich wohl das wüst Verliess,
„Doch auf den Jungen drin so ganz vergessen!“

Als Sabbas nun die Türe aufgeschlossen,
Da war der Junge längst und längst verblichen,
Zu seinen Häupten eine mächtige Kerze;
War los und ledig seiner Sünde worden!

Von mir dies Lied, oh meine liebsten Gäste,
Von Gott jedoch Gesundheit Fried und Freuden
Und Seligkeit der Seel im Paradiese!

Anmerkung: In der Narenta, die bei Mostar fließt, gedeihen riesige Forellen, die als Leckerbissen besonders hoch geschätzt werden. Einen solchen in die Adria verirrt den Fisch erbeuten die Fischer und weil einer dem anderen den kostbaren Fang nicht vergönnt, so einigen sie sich, ihn dem hochverehrten Patriarchen Sabbas zu verehren. – Hier spricht auch die Fabel vom wiedergefundenen Ring des Polykrates mit.

121. Vom Schicksal verhängte Verfluchung

Die althellenischen Dramen wurzelten in der Volküberlieferung und waren ihrem Ursprunge nach Darstellungen religiöser Handlungen. Der Dichter durfte die im Volke durch Überlieferung erhaltene Sage nicht willkürlich umwandeln, er war ihm nur gestattet, sie auszugestalten und zu begründen. Er schuf auf diese Weise aus dem Theatron, dem Schauspiel, seine moralische Anstalt, zu der der Choros, der in Strophe und Antistrophe vor der Bühne auf und ab wandelte, seine Erläuterungen im Sinne des Volkempfindens singend beisteuerte. Auch Sophokles hat in seinen Oedipus auf Kolonos eine Volksage verarbeitet. Seine Erfindung durfte sich erstens auf die Hinzufügung der Antigonegestalt, der

unschuldigen Frucht der als götterwidrigen Greuels betrachteten Tochter und zweitens auf die Blendung des ohnmächtigen Opfers eines unheimlichen Schicksals beschränken. Wie er diesen Stoff künstlerisch zu veredeln gewusst hat, machte ihn zu einen der unsterblichen Dichter aller späteren Zeiten. Daneben behauptete sich noch weiter die anspruchlosere Fassung in der Folklore in eigener Unverwüstlichkeit. Wir haben noch eine dritte südslavische Version derselben hellenische Volksage. Sie zeichnet sich vor den vorher mitgeteilten zweien durch den wichtigen Zug aus, dass bei der Geburt des Kindes zwei Schicksalsgöttinnen, in der entscheidenden Stunde das Unheil unwandelbar fest bestimmen. Die Eltern vernehmen deutlich die Zukunft ihres Sprösslings und sie beschließen sie zu vereiteln, indem sie das Kind von einer Brücke in einen Fluss schleudern. Fischende Klosterbrüder fangen ihn auf und erziehen ihn bis er zum Jüngling herangereift. Er zieht in die Welt aus, wie im Guslarenlied, wird von seinen Eltern aufgenommen, tötet unabsichtlich seinen eigenen Vater, heiratet die Mutter, wird von ihr als ihr Sohn erkannt und sie weist ihn aus dem Hause. Nun erfüllt sich sein Verhängnis auf eine noch viel schrecklichere Weise. Er gelangt nach Jerusalem, tritt in die Dienste des Heilands und dessen Jünger und verrät gegen schnöden Sündenlohn seinen Herrn und Gebieter den rachsüchtigen Juden. An dem Wunder, das Jesus mit seinem Blutropfen noch im letzten Augenblicke verrichtet, erkennt der Frevler, er habe sogar seinen Gott schnöde preisgegeben und enteilt in's Gebirge, bezeichnenderweise in einen Tannenwald, und knüpft sich dort auf. Hier ist der Ursprung der Judaslegende zu suchen, denn wie man weiss, gab es überhaupt keinen dreizehnten Apostel Judas, der die bewusste Schande verübt haben könnte. Auch der Verräter, der sich selber richtet, ist eine der ältesten Gestalten der asiatischen Folkloren. Der südslavische Volkdichter hat davon noch immer nicht genug, sein Oedipus stiftet sogar nach seinem Ableben mit seinen Knaben ewiges Unheil, denn aus ihnen spross das Tabakkraut hervor. Die Überlieferung bei Nonica Saulić, *Srpske narodne priče iz zbirke narodnik pripovjedaka*, Beograd 1931, knjiga I., Nr. 37, S. 58–60 lautet genau verdeutscht so:

Vom Schicksal verhängte Verfluchung

Mann und Frau wanderten durch eine Einöde im Hochgebirge. Die Frau war hochschwanger. Dort im dunklen Hochwald setzte sich die Frau unter einem Baume müde nieder. Ihr Man fragt sie: „Warum setztest du dich?“ Sie schweigt. „Warum sitzt du denn?“ Es fällt ihr schwer, ihm die Wahrheit zu gestehen. Nach einer geraumen Weile erst versetzte sie: „Merkst du nicht warum ich sitze, ich möchte das Kind haben!“ – „So hat er uns das Schicksal (*Bog*) bestimmt, wir haben doch auch danach gestrebt!“ entgegnete der Mann.

Auf einmal liess sich eine Stimme aus dem Hochwald vernehmen: „Ist das Kind schon erschienen?“ – „Nein bei Gott, noch nicht!“ so hallt es zurück. Und wieder ertönt jene

Stimme: „Ist das Kind schon da?“ – „Nein, noch immer nicht!“ Zum dritten Male erscholl der Ruf: „Ist's Kind endlich da?“ – „Bei Gott, ja!“ Die erste Stimme: „Beim Allah, es war zur Unglücklichstunde erschienen.“ – „Um Gottes Willen wieso denn?“ – „Wäre es, als ich dich zum erstenmale befrug, geboren worden, wäre es zum Herrscher der halben Welt geworden. Bei meiner zweiten Anfrage wäre aus dem Neugeborenen ein Eigentümer gar vieler Völker erstanden. Jetzt aber ist er zu einer unseligen Frist auf die Welt gekommen, denn: es wird sich den Bluthenker seines eigenen Vaters heissen, wird seiner leiblichen Mutter Buhle werden, gegen Gott selber wird er seine Hand ausstrecken und zu böser letzt sich selber einen Strang um den Hals legen!“

Die junge Mutter hob ihr Kindlein auf, nahm es auf den Arm und schritt mit ihrem Manne weiter. Sie gelangten an einen Strom, über den eine grosse Brücke führte. Als sie sich in der Brückenmitte befanden, warf sie das Kind plötzlich in weiten Bogen in's Gewässer und rief dabei aus: „Beim Allah ich mag nicht, daß er mein Buhle und des Vaters Bluthenker geheissen werde!“

Just zur gleichen Zeit fischte ein frommer Mönch mit seinen Schülern im Weiden-
gesträuch am Stromufer. Die Fischer gewahrten das Kind, die Strömung trug es ihnen zu und der Mönch fing es auf. Er wickelte es in den Schoss seines Dolmans ein, trug es zur Kirche, taufte es im selben Augenblick, besorgte ihm eine Amme und hob ihn hoch, damit er als sein Sohn gelte.

Das Kind ist von auserlesenster Schönheit gleich einer Vila und gedeiht prächtig. Mit einem Jahr ist es schon grösser und kräftiger als sonst ein Knabe von drei Jahren. Er ist ein unbändig wilder Range, der seinesgleichen nicht hat. Er zerfetzt die Kirchenbücher im Heiligtum, zerschlägt die Heiligenbilder, zerbricht die aufgestellten Kreuze, verwüstet die Gartenanlagen um die Kirche herum; man prügelt in ihn hinein, doch fruchtet es nichts, denn er ist und bleibt ein ungebärdiger Wildfang.

Als er sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, vermochte der Mönch schon überhaupt keine Herrschaft über ihn auszuüben, so sehr war er ihm über den Kopf gewachsen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ihn von Kopf bis zu den Füßen neu einzukleiden und auszustatten. Er versah ihn noch überdies mit einigen Kleingeld und sprach zu ihm: „Zieh in die Welt hinaus, ich kann dich hier nicht länger halten, du bereitest mir Ungemach, das mir über den Kopf steigt!“

Der Jüngling treibt sich nun in der Welt herum. Er zieht von Ort zu Ort, dahin und dorthin, bis er schliesslich bei Vater und Mutter landet. Das sind überaus reiche Leute, bei denen Überfluss herrscht. Bei ihnen fragt er an: „Könntet ihr mir wohl eine Nachtherberge gewähren?“ – „Ja freilich, warum denn nicht, nächtigen kannst du schon hier!“ Und abends unterhielt man sich. „Wohin der Fahrt Jüngling?“ erkundigte sich der Vater. Er antwortet: „Ich möchte mich halt gerne irgendwo verdingen!“ – „Wie willst denn du dich verdingen, du so jung an Jahren und so ein feines Herrchen!“ – „Bei Gott, so gedenke ich's zu tun,

nimmt mich nur wer auf!“ – „Ich bin dazu bereit, wenn du schon geneigt bist, einen Dienst anzutreten!“ Und so vereinbarten sie, daß er ihr Winzer werden solle.

So ging er denn in den auf einer Hochlehne gelegenen Weinberg hinauf, um ihn zu beaufsichtigen. Die Trauben litten grossen Schaden durch die genäsigen Vögel, sie waren daran gewöhnt und liessen sich durch nichts verscheuchen. Der junge Winzer verfertigte nunmehr eine Schleuder, legte einen Stein in sie, rannte damit zwischen den Rebenstöcken herum und wehrte den Schädlingen.

Der Vater sagt eines Tages: „Ich muss einmal hingehen und nachschauen, was der Junge treibt; ob er mir den Weinberg getreulich behütet, Gott sei es gedankt, dass wir einen Hüter haben.“ Und schlich sich heran, um ihn zu belauschen, wie er sich seiner Aufgabe entledige. Im selben Augenblick hebt der Jüngling einen Stein auf und schleudert ihn nach jener Richtung hin und der Teufel lenkt den Wurf gerade gegen die Stirne des Vaters, dringt in's Gehirn und der Getroffene schreit wehvoll auf: „Warum tötest du mich?“ Der Jüngling nahm den Verletzten auf seine Schulter und eilt mit ihm heim. Um den Verwundeten sammeln sich viele Leute um zu sehen, was da geschehen sei. Er erzählt ihnen den ganzen Vorfall und band es ihnen an's Herz: „Das sei auch ein Gottesauftrag, legt ihm keine Blutschuld auf, er traf mich unabsichtlich, er hat sich gegen mich nicht im geringsten vergangen!“ Nach diesen Worten verschied er.

Der Jüngling verwaltet indessen Haus und Hof im Verein mit der Frau des Vestorbenen, seiner Mutter. Leute setzten ihr wiederholt nachdrücklichst zu: „Schau Frau, nimm doch diesen Jüngling zum Gatten, verschwende nicht so grosse Mühewaltung und dein Gut, denn dieses Bürschlein ist, so wahr mir Gott, ein vorzüglicher Bräutigam!“

Und so nahm sie ihn zum Manne und sie versündigten sich. Eines nachts erkundigt sich die Frau, bevor sie sich auf's Lager begeben hatten: „Du Unglückseliger, wer bist du eigentlich und von wem stammst du ab? Du kamst aus der weiten Welt hergeschneit, hast mir den Gatten getötet, ich ehelichte dich und weiss bis heute nicht wer und woher du bist!“ Er bekennt ihr, der Mönch habe ihn aus dem Wasser aufgefischt, ihn zu seinem Sohn erhoben und gross gezogen. „Und so bin ich denn in die grosse Welt mein Glück zu suchen ausgezogen!“ Entsetzt erinnerte sie sich des Zusammenhanges. „Oh du Gottes Unglücksmensch, woher hat dich der Satan hergebracht! Der Satan trage dich von hier wieder fort! Niemand möge je erfahren, dass du diesen Ort betreten hast!“ Sie jagt ihn damit zum Haus hinaus und er wandert weiter in's Blaue hinaus.

So gelangte er bis nach Jerusalem, wo er Christum und die Apostel antraf, in ihre Dienste trat, bereitete ihnen ihre Mahlzeiten, trug sie ihnen auf, wusch das Geschirr ab, hielt die Behausung sauber, niemand hätte das alles besser verrichtet als er.

Und die Juden suchten ihn zu bestechen: „Verrate uns Christum!“ – so redeten sie ihm zu. „Beim Allah ich tu's, wenn ihr mir diese Büchse mit Dukaten anfüllt!“ Sie vergoldeten zwölf der billigsten Münzen und fügten noch einen echten Golddukaten bei, so gefüllt

händigten sie ihm die Büchse ein. Sagte er zu ihnen: „Folgt mir denn nach!“ In dem Wohnhause gab es neun Türen. Er öffnete eine nach der anderen und sie gingen ihm auf Schritt und Tritt nach. Als er in jene Stube kam, wo die Heiligen hausten, trug er ihnen Brot und Salz auf, jedem zu gleichem Teil. Zu seinen Begleitern aber sprach er: „Derjenige, gegen den ich die Hand ausstrecke, der eben ist Christus!“ Und er setzte ihnen Salz und Brot auf den Tisch hin und wies mit ausgestreckter Hand auf ihn. Ein Einaug stand mit einer Lanze am Eingang, sah das Zeichen und schleuderte sein Geschoss dem HERRN in die linke Brust. Ein Bluttröpfchen spritzte jäh auf und traf den Schützen in das erblindete Auge. Im selben Augenblick ward auch dieses Auge wieder sehend und der Mann rief aus: „Vergib mir, oh Herr, ich bin der Deine bei Gott!“ – Du weisst ja, mein lieber Zuhörer, wie sie ihn dann abgequält, wie sie ihn vor's Gericht geschleppt und wie arg sie es zuletzt mit ihm getrieben haben!

Als Judas erkannte, was er angestellt, rief er verzweifelt aus: „Bei Allah und bei Gott, was hab ich alles aus mir gemacht! So ward ich meines Vaters Bluthenker, meiner Mutter Buhle geheissen und habe jetzt sogar wider meinen Gott die Hand ausgestreckt!“

Und er kaufte sich um jenen Dukaten einen Strang, rannte damit in ein hohes Gebirge, schrieb einige Zeilen auf, danach die Leute erkennen mögen, wer und was er sei, erklomm dann eine hohe Tanne, befestigte an deren Wipfel das eine Ende des Stranges, das andere aber schlang er sich um den Hals und erhängte sich so auf der Tanne.

Und so herabbaumelnd zerfiel er. Das Volk geriet in grosse Verwunderung, weil es drei Jahre lang nicht erfahren konnte, wohin sein Aas geraten sei, noch wo er sich versteckt und hingewandt. Einige Jäger verirrten sich in jene Gegend und bemerkten den von der Tanne herabhängenden Strick. Am Füsse des Baumes gerade unter dem Seil lag das Gebein des Erhängten verstreut und aus diesen Knochen war das Tabakkraut empor geschossen. Auf dass die Menschen den Tabak rauchen sollen. Der Sünder hatte Busse getan und dieses Kraut soll bis aufs Ende der Tage in aller Welt das Andenken an seine Missetat verewigen.

Anmerkung: Bei der Niederschrift dieses Aufsatzes half mir meine vortreffliche gelehrige Schülerin der serbischen Folklore und Psychoanalyse in ihrer Anwendung zur Erklärung der südslavischen Volküberlieferung Fräulein Annemarie Hlebowicka. Diese Überlieferung gehört wegen ihrer Altertümlichkeit zu den wichtigsten Urkunden der europäischen geistigen Kulturentwicklung. Sie nach der bisherigen Methode literarischer Nachweise zu erklären, erweist sich als völlig unzulänglich, denn sie reichen häufig weit in eine vorgeschichtliche Zeit zurück, als das Lesen und Schreiben noch nicht bekannt gewesen. Man muss sie als Erzeugnisse ursprünglichen Sitten, Gebräuche, Gepflogenheiten und Anschauungen psychoanalytisch auszulegen trachten. Mit meiner Schülerin habe ich auf solche Art bisher 150 Überlieferungen besprochen und sie mit dieser Art der Betrachtung vertraut zu machen gesucht. Bei vielen Stücken bewährte sich diese Art sehr einleuchtend. Ein Beispiel davon bildet die angeführte Zusammenstellung und Erklärung der drei Oedipussagen.

122. Die drei Usuden (Schicksalbestimmer)

Einmal kam ein fremder Wanderer gegen Abendanbruch zu einem Bauern ins Haus und bat ihn um eine Nachtherberge. Der Landmann erwiderte, das sei ihm nicht gut möglich und er möge ihm die Abweisung entschuldigen, denn sein Weib liege in den Wehen. Der Reisende entgegnete, das sei doch für ihn in seiner bedrängten Lage kein Hindernis, im Haus zu verbleiben. Der Hausherr erbarmte sich seiner und nahm ihn gastlich auf.

Nachts gebar das Weib einen Knaben und nach einer Weile schief sie ermattet ein, der Fremdling jedoch blieb wach, umsomehr als da plötzlich drei Usuden, drei Männer nämlich, bei dem Kinde erschienen. Sie begannen dem Neugeborenen sein Schicksal zu bestimmen. Der eine Usud sagte: „Er soll zehn Jahre lang leben!“ Der zweite: „Das ist zu wenig, er soll fünfzehn Jahre alt werden!“ Der dritte Usud aber bemerkte: „So möge er denn zwanzig Jahre erleben!“ Dabei verblieben sie auch und willigten alle ein, und bestimmten sie alle drei, er möge auch noch ein Mädchen freien und bei der Heimführung in sein Haus auf dem Wege in einem Fluss ertrinken. Darauf verschwanden die Usuden.

Am anderen Tag erklärte der Fremdling: „Ich werde diesem Kinde Gevatter sein!“ Die Eltern suchten es ihm auszureden, weil sie jedoch bereits einen Paten fürs Kind haben, doch der Wanderer will es durchaus und lässt nicht ab, bis sie es ihm erlauben. Man berief den Popen zur Kindtaufe und der Gevatter beschenkte das Kind mit einem Ringe. Dabei sagte er: „Wann er als erwachsener Jüngling heiraten wird, dann soll er durch diesen Ring hindurchschauen und ich werde mich einfinden, um sein Hochzeitgevatter zu sein!“ Damit zog der fremde Gevatter ab, die Hausleute aber verblieben mit dem Popen und den eingeladenen Gästen zurück, um einige Gläschen Branntwein auf die Gesundheit und das Wohl des Neugeborenen zu trinken.

Als das Kind zur Neige seines zwanzigsten Jahres manbar geworden war, erwarb ihm der Vater ein Mädchen, versammelte ein Hochzeitgeleite und schaute durch den Ring durch, als da im Augenblick jener fremde Gevatter hoch zu Ross, wie auf einer Hochwaldgebirgvila auftauchte. Sie begegneten einander, umhalsten einander nach Brauch, erkundigten sich eingehend um das gegenseitige Wohlbefinden, schwangen sich alle wieder auf ihre Pferde auf und ritten um das Mädchen aus.

Auf ihrer Rückkehr vom Elternhause des Mädchens gelangten sie an ein Flusswasser. Da stieg der für das Wohl seines Patenkindes, des Bräutigams, besorgte Gevatter von seinem Renner ab, tauschte ihn mit dem Paten und trieb selber des Patenkindes Reitross ins Wasser hinein. So kamen sie ungefährdet über den Fluss hinüber. Das Ross unter dem Bräutigam schüttelte das Wasser von sich ab, ein Tropfen nur davon fiel dem Reiter in den Mund. Er fiel vom Sitz hinab und erstickte daran. Was fängt man nun an? Die gesamte Sippe des Bräutigams stimmt ein Geweine und Weheklagen an, der Gevatter Fremdling aber befragt jeden einzelnen der Blutverwandten und der Hochzeitgäste, ob nicht der eine

oder der andere einige Jahre seines Lebens dem Bräutigam abtreten möchte, er sei ja nicht in Wirklichkeit verstorben, vielmehr sei bloss die ihm zugesprochene Zahl der Jahre abgelaufen. Dazu jedoch wollte sich niemand verstehen, nicht einmal Vater noch Mutter, ihm welche Jahre zu schenken, nur seine Braut, der da noch achtzig Lebensjahre beschieden waren, überliess ihm als Liebegabe die Hälfte ihres Lebens. Der Gevatter richtete ein Gebet zu Gott und sein Patenkind erhob sich frisch und gesund, als ob gar nichts vorgefallen sei.

In den Hochzeitzug kam wieder Freude und Fröhlichkeit hinein und die Hochzeit mit der Trauungfeier fand unter Lustbarkeiten statt, nachdem man glücklich die Braut heimgeführt hatte. Beim Abgang sagte der Gevatter Fremdling, wann das Ehepaar einmal versterben wird, so soll man es in einem gemeinsamen Grabe bestatten. Und weg war er! Das Volk glaubt, dieser Gevatter dürfte wohl irgend ein Heiliger, vielleicht gar der heilige Sabbas selber gewesen sein, bemerkte der Bauer, der mir die Geschichte als eine gut verbürgte Begebenheit erzählte.

Bosnien

123. *Besser in der Jugend*

In einer Stadt lebte einstmal ein steinreicher Mann, dem erschienen einmal im Traume zwei Männer in grasgrünem Gewande und die sprachen zu ihm: „Dir ist jedenfalls harte Lebensqual beschieden und du kannst dich entscheiden, ob du lieber in jüngeren Jahren oder in deinen alten Tagen dulden magst. So wähle denn jetzt!“ Er dachte darüber nach, oh, der Traum ist ein Lügner und nur Gott ist die Wahrheit; doch, weil sich ihm das Traumgesicht mehrmals wiederholte, so musste er einmal einen Entschluss fassen und so entschloss er sich wirklich, lieber in der Jugend als im Alter zu leiden. Bald danach gieng sein gesamtes Vermögen, als ob auf Gottes Geheiss, zugrunde, rein als ob es die Erde verschlungen hätte. Von da an musste er sich im Schweisse seines Angesichtes abrackern, um für sich und seine Kinder das kümmerlichste Stückchen Brod täglich zu verdienen. Weil er vor Kummer und Gram in seinem Geburtsorte nicht verbleiben konnte, wanderte er mit Weib und Kindern in die weite Welt hinaus, um sich irgendwo auf eine leichtere Art und Weise durchzubringen. Indem er sich so herumtrieb und von einem Ungemach ins andere hineingeriet, gelangte er einmal an einen grossen Strom. Da fand er einen Nachen und er setzte sich mit einem Söhnchen hinein, um aufs andere Ufer hinüberzusetzen. Doch sein Schicksal hatte es anders beschlossen! Als sie sich inmitten des reissenden Flusses befanden, kippte der Kahn unterm Schlag der wütenden Wellen um, und Vater und Kind kamen unter Wasser. Der Vater konnte ein wenig schwimmen und mit harter Mühe und Not schwamm er aufs jenseitige Ufer hinüber, dem schwachen Kindlein aber schlugen die Wasser über seinem Schopfe zusammen.

Als da die Mutter sah, was da mit ihrem Söhnlein und ihrem Ernährer geschehen war, zersprang ihr vor Leid beinahe das Herz, sie sank zu Boden und verfiel in schwere Ohnmacht. Das zweite, unter der Mutter Obhut zurückgebliebene Kind fieng zu heulen und zu winseln an und wand sich der bewusstlosen Mutter um den Hals. Zu seinem grösssten Unglück aber reizte sein Wehgeschrei einen Bären, der darauf aus dem nahen Walde hervorgetrabt kam, das Kind mit seinen Tatzen anpackte und in den Wald davonschleppte. Wie nun der Vater sah, was sich mit seinem Kinde und seiner Ehefrau zugetragen, schwamm er unter Aufgebot aller seiner Kräfte wieder über den Strom zurück zu seinem Weibe. Im ersten Augenblick vermeinte er, sie sei schon tot, doch bald blitzte ihm ein Sonnenstrahl der Freude auf, als sie wieder zu reden anhub, nachdem er sie mit Wasser gewaschen hatte. Ihr erstes Wort war: „Ist unser Kindlein gerettet?“ – Die Ärmste wusste eben noch nicht, dass auch ihr zweites Söhnchen verunglückt sei, und wie sie vernahm, von einer Rettung könne keine Rede sein, war sie neuerlich einer Ohnmacht nahe. Trotz alledem sprach ihr der Gatte Trost zu: „Geduld bringt Heil, teuerstes Weib! So ist's Gottes Wille!“ Mit solchen Reden flösste er ihr einigen Mut ein und sie setzten ihre Wanderung fort. So wanderten und wanderten sie immer weiter fürbass, bis sie zu guter Letzt auch noch das wenige an Wegzehrung aufgebraucht hatten, die sie mitgenommen und sie mussten den Bettelstab ergreifen. Es galt, in den Dörfern und Weilern entlang des Stromes und auf den Schiffen milde Gaben heischen. Eines Tages stieg die Frau auf ein Schiff, das am Ufer angelegt hatte, weil sie darauf viele Reisende sah, an die sie sich wenden konnte. Während sie aber das Schiff bestieg, gab der Kapitän das Abfahrzeichen und das Schiff stiess ab.

So ist also der unglückselige Mann um sein Vermögen gekommen, musste seine beiden Kinder verlieren und schliesslich sich auch noch von seinem ihm angetrauten Eheweib getrennt sehen. All dies jedoch brach nicht seinen Mut, weil er unerschütterliche Zuversicht hegte, Gott werde ihn, seinen Knecht, doch noch auf den rechten Weg herausführen. Einige Tage lang irrte er ziellos umher, bis er zuletzt vor irgend eine ihm fremde Stadt hingelange. Das Stadttor war aber nach Brauch nachts geschlossen und er war genötigt, draussen im Freien den Morgen abzuwarten. Zur unsäglichen Trauer der Städter, jedoch zu seinem unverhofften Glück verstarb in selber Nacht der Herrscher dieses Landes. Da er keinen Sprossen seines Blutes hinterliess, so trafen die Bürger die Verabredung, denjenigen, den sie frühmorgens vor dem Stadttore antreffen sollten, – möge er wer immer sei –, zu ihrem Kaiser zu erwählen und sie werden sich ihm als seine Untertanen gehorsam fügen. Wie gesagt, so getan. Als sich frühmorgens das Stadttor öffnete, setzte man ihn in die Kaiserliche Sänfte und trug ihn in den Serail hinauf. Er war darüber ausser sich vor Verwunderung und sprach zu sich im Stillen: „Wunder über Wunder, was die Leute da aufführen und was da alles mit mir vorgeht!“ Er wusste selber nicht mehr, ob er träumte oder ob er wache. Schliesslich überzeugte er sich dennoch, alles beruhe auf greifbarer

Wirklichkeit, als ein Mann vor ihm erschien und ihm einen Herrscherstab mit den Worten überreichte: „Gestern zu Nacht verschied unser Kaiser ohne Hinterlassung eines Erben seines Blutes und darum beschlossen wir Bürger, denjenigen, den wir am Morgen vor dem Stadttore anträfen, zu unserem Kaiser zu erheben und seine getreuen Untertanen zu sein!“ Auf solche Weise gelangte zuerst jenes Wort zu Ehren: Geduld bringt Heil! Siehe, so wechselte er den Bettelstab mit Herrscherstab und Herrschersitz! Doch machte ihn dies alles nicht hochmütig und nicht übermütig, vielmehr verblieb er nach wie vor demütig und gutmütig und half immer gern Verarmten in ihren Nöten aus. Er trachtete dabei auf jede Art und Weise, wieder zu seinem Eheweibe zu kommen, von den Kindern vermutete er aber nicht einmal, sie könnten noch am Leben sein. Seine Bemühung war jedoch eitel und erfolglos, denn über seine Frau erlangte er von nirgends die leiseste Kunde oder Spur. Er fand sich schon damit ab, es werde ihm niemals mehr beschieden sein, sie wiederzusehen.

Jenes ins Wasser gefallene Kind rissen die raschen Wellen mit sich fort und der Zufall fügte es, dass es im Stromunterlaufe in einem ausgespannten Fischernetze hängen blieb. Die Fischer wähten, einen guten grossen Fischzug zu machen, zogen die Netze auf und erblickten darin einen Jungen. Auf solche Weise rettete das Büble sein Leben glücklich aus dem Wellengrabe. Zur selben Zeit geschah indes noch ein anderes Wunder! Auf wildem Gejaid im Walde pirschende Weidmänner vernahmen ein Kindergewimmer. Sie liefen eiligst nach der Richtung hin, woher es schallte, erblickten das Kindlein in den Bärenatzen, legten ihre Gewehre an und auf den ersten Schuss fiel der Bär mausetot zu Boden hin.

Also war auch das zweite Knäblein vom Verderben gerettet. Wer aber weiss weisere Wege zum Heil als Gott! Von der Jagd ermüdet begaben sich die Jäger an den Strom, um auszurasen und einen Schluck kalten Wassers zu trinken. Als die dort eintrafen, sahen sie, wie die Fischer dem Befehlhaber eines Schiffes ein Kind verkaufen. Da besprachen sich die Jäger untereinander und auch sie schlugen ihr gefundenes Kind an den Schiffmann los.

Zum Glück der beiden Knaben befand sich auf demselben Schiff auch deren Mutter als Sklavin. Der Schiffer gewann die Knaben bald sehr lieb, weil sie zu jeder Verrichtung anstellig, geschickt und gewandt waren. So lebten denn die Kinder gemeinsam mit der Mutter auf einem Schiffe, doch hatten sie keinen sonstigen Vorteil davon, weil sie einander schon längst und längst nicht mehr erkennen konnten. Eines Tages plauderte die Jungen miteinander von allerlei Dingen, und kamen unter anderem auch auf ihre Herkunft zu sprechen. Keiner aber wusste dem anderen von seiner Abstammung etwas zu sagen.

Einer fieng zu erzählen an, wie es sich zugetragen, dass er sich in ein Fischernetz verfieng und wie ihn dann die Fischer diesem Schiffherrn verkauften. Der zweite wieder erzählte, wie ihn Jäger einem grimmigen Bären entrissen und gleichfalls verkauft haben. Etwas näheres hatte keiner von ihnen behalten, denn infolge des erlebten Schrecks war ihnen jede Erinnerung an die früheren Kindheittage völlig entschwunden. Zufällig hörte ihre Mutter, die im anstossenden Gelass die Kinder des Schiffherrn betreute, die

Unterhaltung mit an und es überkam sie eine Ahnung mit Hoffnung, das könnten ihre eigenen Kinder sein. Eines Tages rief sie sich zu sich, umarmte sie und sprach zu ihnen: „Meine teuersten Kinder, Gott hat mich wiederum mit euch vereinigt!“ Darnach erzählte sie ihnen ihre ganze Vergangenheit und half ihrem Gedächtnis nach. Als einmal das Schiff an einem Gestade die Anker ausgeworfen, ergriffen alle drei verabredetermassen die Flucht. Nachdem sie vieler Herren Reiche und Länder durchwandert gelangte sie auch ins Reich ihres Vaters und zwar gerade vor die Hauptstadt, wo er seinen Sitz hatte. Die Söhne fanden eine lohnende Arbeit und ernährten mit ihrem Verdienste ihre Mutter. Inzwischen war der ältere Sohn bereits zu einem stattlichen Jüngling herangewachsen und als er sich zum militärischen Dienste stellte, behielt man ihn gleich zurück.

Unter den Kriegern war er von musterhaftem Betragen und zeichnete sich insbesondere bei den Übungen aus. Man redete soviel von seiner Vortrefflichkeit, dass die Kunde davon auch dem Kaiser zu Ohren kam. Der Kaiser wünschte einen solchen Mann kennenzulernen, berief ihn zu sich und führte ihn sogar in sein Gemach ein. Der Jüngling benahm sich vor dem Kaiser mit feinem Anstand und gab auf jede Frage kluge, klare Antwort. So währte das Gespräch längere Zeit und der Vater wusste nicht, dass er mit dem Sohne und der Sohn nicht, dass er mit dem Vater rede. Die Unterhaltung zog sich hin und der Kaiser befragte ihn auch nach der Familie, als er ihm da den ganzen Fall, sowie er ihn von der Mutter erfahren, erzählt hatte, da überzeugte sich der Kaiser, er habe leibhaftig seinen verloren geglaubten Sohn vor sich und der sei wahrhaftig dessen Vater. Sie umarmten einander herzlich und tauschten Küsse aus, sodann aber schickte der Kaiser einen Abgesandten um die Mutter und den anderen Sohn ab, und nachdem man sie in einer kaiserlichen Kutsche zu Hof gebracht, da erst gab es ein rechtschaffenes Freudenfest des Wiedersehens. Sie tauschten miteinander eine Unzahl Küsse aus, befragten einander um gegenseitige Wohlbefinden und schwammen in eitler Wonne, so die Eltern miteinander und mit ihren Kindern und die Kinder mit ihren Eltern. So kamen die zwei Leute nach langen Qualen und schwersten Heimsuchungen noch auf ihre alten Tage zu höchstem Glanze, zu Ruhm und Ehren, so leben Vater und Mutter mit ihren Kindern, – Kaiser, Kaiserin und Prinzen noch viele Jahre lang in Glück und Freude.

124. *Verstand und Zufall*

Einmal gerieten in einem Menschenkinde der Verstand und der Zufall mit einander in Streit. Der Zufall sagte zum Verstande: „Du kannst ohne mich gar nichts ausrichten!“ und der Verstand erwiderte ihm: „Nein, ohne mich vermagst du rein gar nichts!“

Um dem Gezänke ein Ende zu machen, sagte schliesslich der Verstand: „Wohlan, ich will diesen Menschen verlassen, um doch zu sehen, was du allein zuwege bringen wirst!“

und schon zog er davon. Der Knabe wurde auf einmal unverständlich (der HERR sei davor!), riss sich sein Gewand vom Leib herab, ergriff ein Grabschert und eilte zu einem Hügel hin, um hinabzugraben. Wie er so grub und scharfte, rollte plötzlich eine Fülle von Goldgeschmeide und unschätzbaren Edelgesteins vor ihn hervor, doch wusste er nicht, was er damit anfangen sollte. Kam da ein Wanderer des Weges daher und verschaute sich in den so verwahrlosten und verkommenen Jungen. Der Knabe nahm eine hohle Handvoll Edelsteine und reichte es ihm mit den Worten hin: „Na, dies Gestein, sollst du dem Kaiser zum Geschenk hintragen!“ Der Wanderer nahm sie und als er merkte, es seien lauter Diamanten, war er darüber unendlich erfreut. Nach einer Weile kehrte er in denselben Ort wieder zurück, der Junge rief ihn an und gab ihm noch mehr von dem Schatz. Der Mann veräusserte die Fundstücke und gelangte zu so grossem Reichtum, dass ihn der Kaiser zu seinem Schatzmeister bestellte. Der Mann war kinderlos und nach Verlauf einiger Jahre drängte es ihn, den Burschen, dem er allen seinen Reichtum verdankte, an Sohnes statt aufzunehmen. Das tat er unter Vermeidung eines Aufsehens und hielt ihn immer verborgen, so oft als ihn der Kaiser besuchte.

Einmal jedoch erschien der Kaiser ganz unverhofft, sah den Jüngling, der sehr schön von Aussehen war und fand Wohlgefallen an ihm. Er fragte den Schatzmeister: „Ist das dein Sohn?“ und der antwortete: „Jawohl!“ – „Ich mache ihn zu meinem Eidam!“ versetzte der Kaiser. Der Mann erschrak darob gar sehr und erwiderte nichts darauf, indem er einerseits überdachte, dass ein Kaiserwort unwiderruflich ist, andererseits, dass er doch selber den Jüngling als seinen Sohn bezeichnet habe. Er schwieg also und überliess die Angelegenheit der Huld des HERRN. Auf Befehl des Kaisers fand einige Tage darnach die Hochzeit statt. Er schenkte ihm einen Serail und schickte ihm die Tochter zu.

Als man am Abend das Brautpaar eingeschlossen, setzte sich der Jüngling auf einen Sessel hin und wusste gar nichts zu sagen, weder einen „Guten Abend!“ noch einen „Guten Morgen!“ Drei Abende nacheinander rührte er sich von seinem Sessel nicht weg. Die Prinzess erzürnte darüber dermassen, dass sie zu ihrem Vater, dem Kaiser, sagte: „Entweder bringst du diesen Narren um oder ich begehe einen Selbstmord!“ Da befahl der Kaiser, man solle ihn mitten im Serail abschlachten. Der Henker machte sich ans Werk und holte bereits mit dem Arm zum Schwung aus, da verbeugte sich der Zufall vor dem Verstand und sprach zu ihm: „Tummel dich, sonst brachten wir den Menschen ums Leben!“

Im Nu fand sich der Verstand ein und auf einmal machte der Jüngling mit der Hand eine Abwehrbewegung und sagte zum Scharfrichter: „Halt ein! Ich habe dem Kaiser zwei Worte noch zu sagen!“ Man berichtete davon dem Kaiser und er befahl, ihn vorzuführen. Der Jüngling fragte ihn: „Warum befehlest du, mich zu töten, o Kaiser, Glück sei mit dir?“ – „Wieso, warum?“ antwortete ihm der Kaiser. „Ich erhob dich zu meinem Schwiegersohn und du treibst frechen Spott mit meinem Töchterlein und würdigst sie nicht einmal einer Annäherung!“ – „O Kaiser, Glück mit dir“, erwiderte der Jüngling, „du weisst wohl, dass

ich nicht von kaiserlichem Geblüt bin und nicht nur drei Tage, vielmehr drei Wochen lang muss sich einer unseresgleichen ehrfurchtvoll vor einer kaiserlichen Prinzess fernhalten. Wie sollte ich vor ihr nicht zurückschrecken?" Als der Kaiser dies vernahm, veranstaltete er eine zweite, noch fröhlichere Hochzeit und vermählte ihn neuerlich mit seiner Tochter.

Und so wäre beinahe geschehen, dass er dank dem holden Zufall ums Leben kam, während ihn sein wiedergekehrter Verstand vom Tode errettete und ihn zum kaiserlichen Eidam machte.

125. Die Schicksalbestimmung eines armen Bauern

Es war einmal ein ungemein armer Mann, doch das Schicksal (Kasmel) war ihm hold. Einmal traf er auf dem Wege zwei Knaben, die sich um einen Stein herum balgten. Er trennte die Raufbolde von einander und fertigte jeden mit einer Zwei-Parasemmel ab, den Stein aber trug er heim und legte ihn auf das Wandschranksbrett hin. Am Abend begann der Stein zu leuchten, es war nämlich ein unschätzbare Diamantstein, und der Mann verzehrte bei den Lichte sein Nachtessen. Gegen drei, vier Uhr nachts pochte jemand an die Türe an und bat um ein Feuer. Der Arme trat hinaus und sagte, er habe kein Feuer im Hause. „Ja, was ist denn aber das, was da so leuchtet?“ fragte der Fremdling, der ein sehr reicher Mann war. „Ein Steinchen“, antwortete ihm der Arme, „habe es gestern zur Nacht gefunden.“ Der Wanderer erriet, was das für ein Stein sei und erkundigte sich, ob er ihn feil böte. „Nein“, erwiderte der Arme, „das ist mein Schicksalstein.“ Der Fremdling bot ihm dafür fünfhundert Groschen an, der Arme aber, der da vermeinte, jener halte ihn nur zum besten, entgegnete: „Geh deines Weges, so heilig dir dein täglich Brod ist, treib deinen Spott mit mir armem Schlucker nicht!“ – „Da hast du eintausend!“ steigerte sich der Fremdling. Der Bauer, im Glauben, der Fremde treibe mit ihm nur seinen Spott, wollte von dem Handel nichts wissen, der andere dagegen, den Wert des Steines wohl ermessend, trieb sich selber bis auf hunderttausend Groschen hinauf. Da endlich sagte der Arme: „Na, so gib sie denn her, meinewegen!“ Der Fremdling zog seinen Geldsack heraus und zählte ihm bare hunderttausend Groschen auf, doch wandte der Bauer ein: „Schön, du wirst mir dies viele Geld geben, die hiesigen Dörfler jedoch, die meine Lage genau kennen, werden mir später nachsagen, ich habe es gestohlen. Darum tatest du gut daran, du kämst morgen in die Weinschenke und wir träfen uns dort und erkannten einander als verlorene Brüder wieder. Späterhin sollst du meinen dürftigen Zustand beklagen und mich mit dem Gelde beschenken. Darauf hin lüde ich dich zu mir ein, damit du meine Kinderchen kennenlernst und dann könntest du dir den Stein mitnehmen!“ Der Fremdling befand den Einfall vorzüglich und entfernte sich.

Am anderen Tag trafen sie einander wie zufällig in der Weinschenke vor den Bauern, ein Wort ergab das andere und schliesslich erkannten sie einander als leibliche Brüder, die

einander längst für verschollen oder umgekommen gehalten. Der Fremdling beklagte seines angeblichen Bruders Armut, zog seinen Beutel hervor, schenkte ihn dem Armen und sprach: „Nimm, o Bruder, dies Geld, um damit deine Kinder zu erziehen. Mir hat der HERR übergenuß beschert!“ Der Arme nahm es an und erwiderte ihm: „Nun, wohlan, Bruder, komm jetzt zu mir heim, um meine Hausleute zu begrüßen und damit wir uns an dem erquicken, was Gott gewährt hat!“ Freudig bestieg der Fremdling sein Pferd und ritt nach dem Hause hin. Auf dem Wege befand sich eine brunnentiefe Rübengrube voll Wasser und der Fremdling, der im Orte unbekannt war, trieb fröhlich durch die, wie er dachte, seichte Pfütze sein Pferd und versank darin. Bis sich die Bauern zu seiner Rettung versammelten, war er schon mitsamt dem Pferde erstickt und man zog ihn als Leiche heraus. Alle beweinten ihn und bestatteten ihn mit grössten Ehren. Am meisten Wehe klagte zu ihm und bejammerte ihn der Arme und bezahlte vom empfangenen Gelde alle Leichenkosten. Die Waren aber, die der Fremdling zum Verkauf mit hatte, stellte man dem Armen, als wie seinem Bruder von rechtswegen über. Auf solche Weise ist der gestern zu nacht noch Blutigarme in der Früh zum reichsten Manne im Ort geworden; so wollte es eben seine Schicksalbestimmung. Zum Überflus verblieb ihm auch noch das Steinchen im Eigentum.

126. *Dem zum Unglück Geborenen ist nicht aufzuhelfen*

Es war einmal ein Mann, so ein rechter, echter Tolpatsch, dabei unermüdlich emsig und eine grundehrliche Haut, doch in allem und jedem, was er unternahm, gab es keinen Fortschritt, sondern nur Rückschritt. Wer immer ihn kannte, jeder bedauerte ihn und jedermann bemühte sich, ihm irgendwie aufzuhelfen, er aber hatte ständig für jeden die Antwort bereit: „Ihr strengt euch umsonst an: Ihr mögt einen noch so guten Willen an den Tag legen, will Gott nicht, so ist alles eitel Müh. Wer da unter einem unglücklichen Stern geboren ward, den wird von der Windel bis zum Leichentuch stets das Unglück begleiten!“

Ein reicher Mann fasste den Entschluss, sich mit einem Versuch zu überzeugen, ob es sich tatsächlich damit so verhalte, wie es jener behauptet und lud ihn eines Tages zum Mittagessen ein, seinem Sohne gab er aber die Weisung, auf dem Kreuzwege am Ende der Zeile ein Beutelchen mit Geld hinzulegen, und er sagte zu ihm: „Versteck dich seitwärts vom Wege und pass auf, damit nicht wer anderer des Weges kommend das Geld einsacke. Nur unser heutiger Besucher soll darauf stossen und es mitnehmen!“ Der Sohn tat so, jener Unglücksmensch aber bedankte sich nach dem Mahl und empfahl sich. Als er auf den Kreuzweg hinkam, schaute er, von welcher Seit er gekommen war und nachdem er sich zurechtgefunden, zog er aus seiner Tasche den Tabakbeutel hervor, stopfte sich die Pfeife an, schlug mit Stahl, Feuerstein und Zunder ein Feuer an, zündete die Pfeife an und zog

weiter ruhig schmauchend, ohne nur einen Blick zu Boden zu werfen. Wie dies der Sohn des Gastgebers bemerkte, hob er selber den Beutel auf und rief den Mann an: „Heda Gevatter! Gevatter! Du verlorst beim Pfeifenzünden einen Beutel mit Geld, kehr zurück und nimm ihn!“ Darauf jener: „Ich habe keinen verloren, sondern einer, der glücklicher ist als ich es bin; hätte ich ihn aber verloren, glaub es mir, mein Vetter, nie und nimmer hätte ich ihn je wiedergefunden!“

Anmerkung: In einer altjüdischen Fassung lässt ein König auf eine Brücke den Beutel mit Goldstücken hinlegen, der Pechvogel aber geht mit geschlossenen Augen tappend über die Brücke, ohne den ihm zugedachten Schatz zu bemerken. Auf des Königs Frage, warum er die Augen geschlossen habe, gab er zu Antwort, er käme so oft zu Hofe, dass er es einmal probieren wollte, ob er wohl, sollte er erblinden, den Weg richtig träfe. Die Vorstellung von Geburt und Glückstern ist dem serbischen Volksglauben ganz fremd. Ich bringe die Erzählung als ein Beispiel mehr, wie sich ein fremder Stoff der serbischen Vorstellung anbequemen muss, um Beifall bei Zuhörern zu erlangen.

127. Die zwei Schwestern

Es waren einmal zwei ganz arme Schwestern ohne Eltern und fern von Verwandten. Sie wollten ihrer Not ein Ende bereiten und beschlossen, in die Welt auszuziehen und ihr Glück zu suchen. Eines Tages brachen sie selbänder auf und jede hatte ein Messer mit auf die Wanderung mitgenommen. Als sie auf der Landstraße gemeinsam dahinwanderten, beschlossen sie, die beiden Messer in einen am Kreuzweg stehenden Baum zu stecken und trifft eine von ihnen einmal wieder bei dem Baume ein und sieht, ein Messer fehle, so würde sie an dem Zeichen erkennen, die andere Schwester, die Eigentümerin des Messers, sei schon vor ihr dagewesen und bereits wieder heimgekehrt. Nun verabschiedeten sie sich von einander und die eine, die älteste Schwester schlug den Weg links, die andere, die jüngere, den rechts ein.

Die jüngere Schwester geriet auf ihrer Wanderung in einen grossen, dichten Wald hinein und gelangte zu einer mit hoher Wallmauer befestigten Burg, in welcher Buschklepper hausten. Die Hajduken waren damals gerade auf der Jagd und hatten es vergessen, das Burgtor zu verschliessen. Die Wanderin gieng zum Tor in den Burghof hinein und wäre auch in die Burg eingetreten, doch schreckte sie davor zurück, weil sie an einem Baume innerhalb des Schlosshofes ein Mädchen hängen sah. Bei diesem Anblick verbarg sie sich in einem Winkel, zumal da ihr ein Geräusch die Heimkehr der Räuber verriet. Sowie einer nach dem anderen der Räuber in den Schlosshof eindrang, so stiess er auch schon mit seiner Lanze in den toten Leib des am Baume aufgeknüpften Mädchens und trat erst dann in die Burg ein. Nachdem sich die Räuber zur Ruhe begeben, schlich die Schwester wieder zum Burgtor hinaus und trachtete möglichst rasch, dem Bereiche der unheimlichen

Gesellschaft zu entkommen. Auf ihrer Flucht aus dem Walde erreichte sie eine grosse Stadt und suchte sich daselbst einen Dienstherrn. Sie verdang sich als Magd bei einem reichen Kaufherrn, der einen offenen Geschäftladen hatte, darin er Waren jeder Art feil hielt. Dieser Kaufmann war aber ihres Vaters Bruder. Sie wusste nichts davon, und er ahnte bei ihrer Aufnahme auch nicht, sie sei seine Nichte. Mit ihrem Fleiss, Eifer und ihrer Ehrlichkeit erweckte sie allmählich die Aufmerksamkeit ihres Dienstherrn, er liess sich mit ihr in ein Gespräch ein, erfuhr darauf wie nahe verwandt sie einander seien, schenkte ihr nunmehr noch grösseres Vertrauen und betraute sie mit der Kassaführung in seinem Laden. So gestaltete sich ihr Leben im Hause ihres Oheims aufs angenehmste. Sie fühlte sich bestens aufgehoben. Eines Tages verlautbarte man öffentlich, die Tochter des Königs sei von Räubern entführt worden und der König habe eine hohe Belohnung demjenigen ausgesetzt, der den Aufenthalt der Prinzessin ausfindig mache oder auch nur ihren Leichnam zu ihm heimbrächte. Davon erfuhr aus den Unterhaltungen der Kunden im Geschäftladen auch die Kassierin und sie sagte am Abend zu ihrem Oheim: „Mein teuerster Ohm! Ich weiss, wo sie weilt und könnte sie holen, doch es hält gar nicht so leicht, sie herzuschaffen. Ich müsste in Reitross haben, das da über einen hohen Burgwall zu setzen vermag ohne Schaden davonzutragen. Auf das würde ich mich mit dem Leib der Prinzessin hinaufschwingen und so entrinnen können, denn wofern uns die Räuber ereilen und überwältigen, so ist mein und meines Rosses Tod!“

Der Oheim besass einen ganzen Marstall edler Rosse jeder Zucht. Die Nichte verstand die Sprache der Rosse und konnte darum mit jedem reden. Sie befragte darum der Reihe nach jedes der Rosse, ob es sich wohl getraute, heil über einen so hohen Mauerwall hinüberzuspringen, und jedes antwortete ihr, es sei ausser Stande, solch ein Kunststück auszuführen, nur ein Maultier erklärte, es vermöchte den Sprung zu leisten, es müsste jedoch vorher ein getauftes Kind aufessen, nur dann gewänne es die Kraft zum Sprung über den Mauerwall. Hierauf fand man ein elternloses Kind und das Maultier ass es auf. Das Mädchen und das Maultier rüsteten sich sodann für die weite Reise aus und zogen ab.

In der Nähe jener Burg angelangt, sagte das Maultier dem Mädchen: „Nunmehr nimm du den Leichnam der Prinzessin vom Baum herab, bring ihn her und binde ihn an meine Kruppe fest an. Du aber häng dich an seiner Statt am Baume auf und wann die Räuber am Abend heimkehren, so werden sie nach dir ein wenig mit ihren Lanzen stechen, du aber erdulde die Qual, ohne aufzuschreien und in ein Geweine auszubrechen. Sobald die Kerle in die Burg eintreten, werden sie sich zum Schlafen niederlegen. Dann steig du sachte vom Baum herab, komm wieder her, schwing dich auf mich und wir werden heimflüchten!“

So wie sie es abgemacht, so führten sie es auch glücklich durch. Sie kamen zum offenen Burgtor in den Schlosshof in Abwesenheit der Räuber hinein, das Mädchen holte vom Baum die hängende Prinzessin herab, band den Leib dem Maultier fest an die Kruppe an und hieng sich selber an dem Baumast an Stelle der entfernten Königtochter auf. Das

Maultier versteckte sich inzwischen in einem Schlosswinkel. Nicht lange darnach erschienen auch schon die Räuber und jeder führte im Vorbeigehen einen Lanzenstoss gegen das hängende Mädchen wie gewohnt aus, die jedoch gab trotz unsäglicher Schmerzen und Qualen keinen Laut von sich. Nach und nach rückten alle Räuber in die Burg ein, assen sich zu Nacht an und legten sich schlafen.

Kaum war in der Burg oben Ruhe eingetreten, liess sich das Mädchen vom Baum herab, schwang sich auf das Maultier hinauf, das Maultier sprang mit seiner toten und mit seiner lebenden Reiterin über den Mauerwall hinaus und trug beide in die Stadt fort, wo der Oheim des Mädchens ansässig war. Der König gewährte dem kühnen Mädchen die versprochene hohe Belohnung, und liess seiner Tochter, der Prinzessin Leib unter feierlichem Gepränge bestatten.

Von dem hohen Preis hatte die Nichte des Kaufmannes geringen Vorteil, denn sie lag schwer krank an den ihr mit den Lanzenstichen zugefügten Wunden darnieder. Dem Arzt, der ihr die Wunden täglich reinigte und wieder sauber verband, gab sie jeweilig für seine Bemühung bare hundert Dukaten, doch unter der Bedingung, er dürfe keiner sterblichen Seele etwas davon verraten, dass er sie und warum er sie besuche und sie heile.

In jener einsamen Waldburg hausten nebst dem Oberhäuptling noch ihrer neun und siebenzig Räuber. Als der Räuberhäuptling am anderen Morgen aufwachte und merkte, die Prinzessin hänge nicht mehr am Baume, beschloss er gleich, nachzuspüren, wer sich des unterfangen habe, den Leichnam aus dem Schlosshofe zu stehlen und davonzuschaffen. Den frechen Frevler gedachte er aufs härteste zu betrafen. Er verkleidete sich und verliess die Burg und den Wald, um dem Täter in der Welt nachzuforschen. Er wanderte von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, hielt überall vorsichtig Umfrage und gelangte eines Tages auch in die grosse Stadt, in welcher die Nichte bei ihrem Oheim, dem reichen Kaufmanne, ihrer baldigen Wiedergesundung entgegensah. Weil er sich von den Anstrengungen der langen Reise gesundheitlich etwas angegriffen fühlte, wollte er bei Zeiten einen tüchtigen Arzt zu Rate ziehen, und man empfahl ihm als einen der Kundigsten gerade eben denselben Arzt, in dessen Behandlung des reichen Kaufherrn Nichte war. Er befreundete sich alsbald mit dem Doktor, der eine Plaudertasche und ein ruhmrediger Mensch war. Im Laufe des Gespräches äusserte sich der Doktor dahin, niemand verdiene wie er so leicht für nichts und wieder nichts so vieles schöne Geld. „Wieso das?“ fragte verwundet der Räuberhäuptling. Darauf legte der Doktor des Langen und Breiten los, wie seine Patientin den kühnen Zug nach einer Räuberburg im finsternen Walde gewagt, den Leichnam der Prinzessin vom Galgenbaum herabgeholt, sich selber dorthin aufgehängt habe und wie sie letztlich mit ihrer Beute eingekehrt und vom König für die abenteuerliche Heldenleistung überaus so reich entlohnt worden sei, dass sie ihm auch jetzt noch täglich für das Nachsehen der Wundenverbände hundert bare Dukaten bezahle. Es sei doch ungemein merkwürdig, wieviele Lanzenstiche so ein Frauenzimmer stummen Mundes aushalten

könne. Übrigens sei sie bereits so gut wie schon geheilt und habe ihre Tätigkeit wieder aufgenommen.

Darauf bemerkte der Räuberhäuptling zum geschwätzigem Doktor: „Dies Frauenzimmer möchte ich für mein Leben gern sehen und reden hören. Die Geschichte klingt ja schier unglaublich!“ „Nun gut, wenn Sie auf ihre Bekanntschaft von Aug zu Aug so erpicht sind, so will ich es Ihnen vom Herzen gern sagen, wo sie am besten anzutreffen sei!“ Nach erlangter Auskunft begab sich der Räuberhäuptling in seiner Verkleidung als vornehmer Herr spornstreichs in den Geschäftladen des Kaufmannes, kaufte drei Rauchzigaretten und erlegte an der Kasse der Kassierin hundert Kronen. Die wollte ihm den Überschuss in kleiner Münze herausgeben, doch er erklärte, er pflege solche Kleinigkeit nicht erst in die Tasche zu stecken, er überlasse sie ihr zur freien Verfügung. Ebenso erschien der Räuberhäuptling am anderen Tage im Laden, kaufte wieder drei Zigaretten, erlegte aber diesmal dem Fräulein fünfhundert Kronen. So zeigte er sich des öfteren, nur verzweifachte er jedesmal den das letztemal erlegten Betrag und verzichtete jederweilig auf den Überschuss, weil es ihm nicht darauf ankam.

Er macht ihr auf Leben und Tod den Hof und gestand ihr seine unbezwingliche Liebe. Auch sie fasste zu ihm eine tiefe Neigung, weil sie nicht im entferntesten ahnte, wer und von wannen er sei. Nicht minder sagte sein Umgang dem Oheim des Mädchens gut zu und endlich vereinbarten sie miteinander, wann er, der Verehrer, offen als Freier bei ihm, dem Oheim, um die Hand der Nichte anhalten und an welchem Tage er sie nach der Verlobung zur Vermählung in die Kirche und heimführen werde.

Bei der Verlobungsfeier fragte ihn die Braut, wieviele Hochzeitleute er von seiner Seite aus beizustellen gedenke. Er erwiderte: „Es werden ihrer neunundsiebenzig und mich mitgezählt unser achtzig sein!“ Da gieng ihr urplötzlich ein Licht auf und auf einmal erinnerte sie sich, wann und wo und in welcher Gesellschaft sie ihn gesehen habe. Das war ja jener Räuberhäuptling selber! Sie beherrschte sich vollkommen, liess ihn von ihrer Erregung nicht das leiseste merken und sagte dann noch zu ihm: „O, wie schön! Das ist mir gar sehr lieb und recht, nur bitte ich dich, dass dein Gefolge, das mir das Geleite geben wird, ganz waffenlos erscheine und keiner selbst nicht das kleinste Messer mit sich trage. Dergleichen werden auch meine eingeladenen hiesigen Hochzeitgäste vollkommen unbewaffnet sein. So ists doch am besten, denn wenn beim Hochzeitmahl das Getränke die Köpfe erhitzt, kann es zwischen den Einheimischen und den Fremden zu Schiessereien und Messerstechereien kommen!“ Damit gab er sich gern zufrieden.

Gleich nach der Verlobung und Festsetzung des Trauungstages telephonierte die Braut dem König, er möge zu ihrer Hochzeit achtzig seiner auserlesensten Krieger in voller Adjustierung mit Munition zum Empfang der Räuber zu ihr ins Haus befehlen. Als dann zur bestimmten Frist der Räuberhäuptling mit seinen neunundsiebenzig Rottgesellen, alle in goldstritzender Gewandung, eintraf, erwartete die Braut sie mit grösster Freundlichkeit,

hiess sie herzlich willkommen und geleitete sie in den grössten Saal des Hauses, wo sie zunächst jeden daraufhin untersuchte, ob einer nicht doch insgeheim ein Messer oder sonst eine Waffe bei sich habe.

Sie waren richtig samt und sonders, wie sie es gefordert hatte, ohne jede Waffe erschienen. Vergnügt sagte sie darauf zu ihrem Bräutigam, dem Räuberoberrhäuptling: „Wahrhaftig, deine Gefolgschaftsmannen sind wunderschön anzuschauen, jedoch noch prächtiger die, welche ich selber zur Hochzeit aufgeboten habe, damit sie einen Tanz aufzuführen!“ Entgegnete er ihr: „Da bin ich auch wirklich neugierig. So lass sie doch ehestens kommen, damit ich mich mit eigenen Augen davon überzeuge!“ Sie standen bereits in den Nebenzimmern bereit und auf ein vor ihr gegebenes Zeichen hin drangen die bewaffneten Soldaten des Königs in den Saal ein. Darüber erschrakten die Gäste gewaltig und grauses Entsetzen erfasste alle. Sie teilte jedem fremden Gaste einen der Soldaten als Geleiter zu und sagte zu den Soldaten: „Wann wir morgen vor der Kirche sein werden und ich die Hand erhebe, so wünsche ich, dass jeder seinen Mann auf der Stelle niederstrecke!“

Als der Morgen graute, da zogen alle zur Kirche hin und sobald die Braut mit erhobener Hand das Zeichen gab, stach jeder Soldat mit dem Bajonett seinen gefesselten Gefangenen nieder. Als der Oberhäuptling merkte, dass es Ernst sei, nahm er seinen Hut in die Hand, schaute nicht mehr auf seine Braut und achtete nicht auf seine Leute, sondern trachtete nur auszureissen. Das ist ihm auch in aller Schnelligkeit gelungen. Also endete dies Hochzeitfest.

Wie nun der König sah, dass das Fräulein so klug und vorsichtig seine Stadt und sein Volk von der Landplage befreit und die Ermordung der Prinzessin, seiner geliebten Tochter, gerächt hat, da hielt er um ihre Hand für seinen Sohn, den Prinzen, bei ihrem Oheim an. Alsbald feierte man ein fröhliches Hochzeitfest, bei dem es gar lustig zugieng und das ehemals blutarme Mädchen war glücklich. Späterhin erfuhr sie den Aufenthalt ihrer Schwester und schickte um sie. Die Schwester traf ein und erhielt eine Stellung in Hofdiensten. So verbrachten beide Schwestern ihr Leben bis ans Ende ihrer Tage in Glanz und Reichtum.

Anmerkung: Diese Mär bekam ich mit dem Schlusszusatz zugesandt: *Primate srdačan pozdrav skupa sa obitelji i učenikima od mene. Vaš imenjak Osmanović. Mohin Odgovor* (Empfangen Sie herzlichen Gruss zusammen mit Ihrer Familie und den Schülern von mir. Ihr Schüler Osmanovic, Bitte um Antwort). Redžep O. aus Kozarac in Bosnien kämpfte als Maschinengewehr-Gefreiter an der russischen Front und kam als Verwundeter im Herbst i. J. 1917 nach Wien ins Kriegspital Grinzing. Bis zu seiner Wiederherstellung besuchte er mit Eifer meine Krieginvalidenschule und erfreute mich mit seiner Lernbegierde. Er schrieb viele Märchen und Volklieder nieder und verlegte sich auch selber aufs Versmachen, um seine Beobachtungen und Erlebnisse mir zur Veröffentlichung zu übergeben. Im Frühjahr 1918 musster er an die italienische Front wieder ins Feld und er schrieb mir wöchentlich weiter Briefe, die er mit neuen Aufzeichnungen versah. Selbst nach dem Kriegende blieb er mit mir in schriftlichem Verkehr. Die vorliegende Mär schrieb er in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni

i.J. 1918 in seinem Unterstande im Schützengraben während der Angriffe auf Montello nach dem erzwungenen Übergang über den Piavefluss nieder. Beachtenswert ist, wie sich in der Erinnerung Redžeps mehrere ältere Motive unter Verwertung neuzeitlicher Eindrücke zu einem einzigen Gebilde vereinigen. Merkwürdig berührte mich die Wahrnehmung, dass der lange Weltkrieg mit seinen unerhört gewaltigen Erscheinungen bloss auf einige wenige meiner Tausende von Schülern märchenbildend einwirkte. Vielleicht lag es daran, dass der einzelne Mann in der Menge aufging und keinen Überblick über die Ereignisse gewann.

128. Die Klette bringt es an den Tag

Ein Bauer überfiel einen Mann, der ganz allein war, auf freiem Felde, um ihn wider Recht und Gottes Gerechtigkeit zu ermorden. Der Angefallene hatte ihm niemals auch nur das geringste zu Leid getan und war vollkommen schuldlos. Er beschwor den Bösewicht und flehte ihn um Erbarmen an und als der Angreifer durchaus nicht ablassen wollte, schaute der Überwältigte die Klette an und rief aus: „O du Klette, du bist heute die alleinige Zeugin, dass ich ungerecht umkomme! Dich verpflichte ich, den Missetäter zu verraten!“ Der Bösewicht lachte über diesen Auftrag hellauf, tötete den Niedergesunkenen und verscharte ihn auf derselben Stelle.

Jahre verstrichen seither und es gelang nicht, den Urheber der Mordtat ausfindig zu machen. Einmal mähte der Mörder dieselbe Wiese, auf der er den Mord begangen hatte. Sein Weib brachte ihm das Mittagessen hin und er setzte sich zum Essen hin. Kaum hatte er sich niedergelassen, erhob sich ein Wind und wehte die abgemähte Klette gerade auf den Mordgesellen und dessen Weib zu. Der Mörder schob die Klette mit dem Fusse weg und sagte: „Und der Kerl rief die Klette zur Zeugin auf!“ Sein Weib bestürmte ihn, ihr doch zu sagen, was das bedeute. Anfangs wollte er nicht mit der Farbe herausrücken, doch als sie ihm unaufhörlich zusetzte, gestand er ihr schliesslich alles, was und wie es sich zugetragen.

Wieder verstrichen einige Jahre, einmal aber kriegte sich der Bösewicht mit seinem Weibe, worauf sie in ihrem Zorn zu ihrer Schwester hinrannte und ihr das Geheimnis mitteilte. Die erzählte es wieder der vertrautesten Freundin, die Geschichte gieng bald von Mund zu Mund, bis auch die Obrigkeit davon erfuhr, den Mörder gleich verhaften liess und nach Verdienst bestrafte.

Da siehst du also, wie es die Klette an den Tag gebracht hat.

129. Die verräterische Fliege

Ein Bauer hatte im Schoppen Heu eingelagert und ein anderer Bauer gewöhnte sich, davon auch seinen Bedarf zu decken. Der Heueigentümer bemerkte, dass sich Tag für Tag sein Vorrat verringere, weil ihn irgend einer bestehle. Konnte es jedoch auf keine Weise her-

auskriegen, wer der Dieb sei. In einer Bauerngesellschaft trafen sich einmal der Heubauer und der Dieb. Der Bauer hegte gegen den Dieb wohl einen schweren Verdacht, doch konnte er ihm nichts beweisen. Er brachte nun das Gespräch auf die Heudiebstähle und wer wohl der Dieb sein möge. Auf einmal rief der Bauer aus: „Jetzt erkenne ich den Dieb! Auf seiner Mütze sitzt eine Fliege!“ In selben Augenblick griff der Dieb seiner Mütze, um die Fliege zu verscheuchen, ohne Ahnung, dass er sich damit verrate. Damit erst verriet er sich dem Bestohlenen und der rief aus: „Da habt Ihrs, wie ich den Dieb überführte!“ Und ergriff ihn am Arm.

130. Der überwiesene Bienendieb

Zu Hrasno im Herzoglande am Fusse der Auslugwarte Alipaschas stahl einer aus dem Bienenhause einige Bienenkörbe. Als der Pascha vom Diebstahl erfuhr, berief er seine sämtlichen Bauern vor sich. „Heute nachts hat einer in meinem Immenhaus aufgeräumt. Bei Glauben und Gott, den finde ich heraus ... Also melde er sich!“

Alle schweigen mäuschenstill.

„So fahre der Böse drein! Wer vom Hundegeblüt ist, meldet sich nicht selber, doch hört, gleich sticht ihn eine Biene im Nacken!“

Kaum hatte er es gesagt, so griff sich schon erschrocken einer der Bauern nach dem Nacken.

„Her mit ihm, er ist reif, das man ihm die Fusssohlen mit ungebrannter Asche gerbe. Es möge ihm wohlbekommen!“ rief fröhlich der Pascha aus, weil es ihm so vortrefflich gelungen war, den Dieb einzufangen.

Anmerkung: Der Witz kehrt in verschiedenen Fassungen in der Folklore wieder. Doch bleibt diese Art des Selbstverrates von zweifelhafter Beweiskraft rechtlicherweise. Die Bastonade als Diebstrafe war bei den slavischen Moslimen niemals allgemein üblich, dagegen häufiger das Ohren- und Nasenabschneiden. Es kamen auch Fälle vor, dass man einem gefährlichen Gewohnheitdieb die Hand abschnitt. Erwischte Wegelagerer und Mordbrenner pfählte man und stellte sie aus, um andere vom bösen Tun abzuschrecken. Die Fusssohlenuntersbehandlung behauptet sich noch gegenwärtig in den Anfangschulen bosnischer Moslimen. Schutzlos vor ungezügelter Prügelsucht nichtszündiger Halunken, die man als Lehrer anstellte, waren in meiner Knabenzeit auch die Kinder chrowotischer Schulen, sogar in den Gymnasien. Der grausamste Wüterich genoss den Ruf eines strengen Lehrers. Das Unterrichten war so gut wie Nebensache, die Hauptsache eine tägliche Misshandlung der Schuljugend. Wie es heutzutage in den moslimischen Mejlefen zugeht, schildert mir ein verlässlicher Zeuge so: In den Mejlefschulen in Bosnien ist die strenge Strafe der Falake üblich. Der Hodscha lässt den Knaben von mehreren seiner Mitschüler zu Boden strecken, ihm die Füße im Gelenke mit Riemen festbinden und den Riemen an einer Querstange befestigen, so daß die blossen Sohlen hoch kommen, während sich der gefesselte auf dem Bauche krümmt und windet. Nun zählen ihm andere Knaben mit Ruten so viele Hiebe auf die Sohlen auf, als es der Hodscha für angemessen findet. Sämtliche Schüler müssen unablässig dazu Amin!

Amin! brüllen, um das Wehgeschrei des Misshandelten zu überkreischen, weil es für die Schule als eine Schande gilt, dringen Wehrufe eines Kindes auf die Strasse hinaus. Darum drücken sich die Knaben sehr gerne vom Schulbesuch. So ein Drückeberger war auch der kleine Mujo. Vergeblich ermahnten ihn die Eltern: „Mujo, willst du Faluken abbekommen?“ Dann führten sie ihn endlich zwangweise vor den Hodscha (turiše ga pred hodžu) und sagten zu ihm: „Dein sei das Fleisch, unser die Knochen!“ (tebi neka je meso a nama kosti) d. h. „schlag ihn, doch zerbrich ihm nicht die Knochen im Leibe!“ Klein Mujo merkte sich so sehr die Züchtigung, dass er von da ab gehorsam den Mejlef besuchte und als fleissiger Lerner pflegten ihn seine Berufsgenossen häufig aufzuziehen, indem sie ihn an seinen Lehrzeit mit dem Zuruf: „Mujo, willst du Falake?“ neckten.

131. Der Wahrsager

Es war einmal ein Mann, der kam in den Ruf eines kundigen Wahrsagers, der weitauschauend verborgene Dinge erriet. Eines Tages suchte ihn ein Mann auf und klagte ihm, es sei ihm Geld abhanden gekommen und er hege auf sein Hausgesinde einen Verdacht. Darauf sagte der Wahrsager zu ihm: „Gut, so geh heim und führ mir die Leute her!“

Während der Besucher heimgieng, um sein Gesinde zu versammeln, verhängte der Wahrsager eine seiner Wahrsagungstuben, so dicht dass kein Licht hineinfallen konnte, fieng darauf einen Hahn ab, bestrich ihn ganz mit schwarzer Farbe und schloss ihn in der Stube ein.

Als die Leute eintrafen, sprach sie der Wahrsager so an: „Tretet alle in die Stube ein und es berühre jeder, damit der Hahn zu krähen anfange!“ So giengen denn alle in die Stube hinein und jeder von ihnen, der sich frei der Schuld wusste, berührte den Hahn, nur der eine getraute es sich nicht zu tun, der das Geld gestohlen, weil er befürchtete, der Hahn werde krähen. Wie sie nun aus der Stube wieder herauskamen, hiess sie der Wahrsager die Hand herzuzeigen, mit der sie den Hahn berührt hatten. Zu dem einen Menschen, dessen Hand ganz rein geblieben, sagte er dann: „Du hast dir das Geld angeeignet, denn du allein getraustest dich nicht, den Hahn zu berühren aus Furcht, er werde zu krähen anfangen!“

Herzogtum

132. Greiser Väter Los

Ein hochbetagter Vater besass einen einzigen Sohn. Den bat er öfters und drängte ihn, sich zu beweiben, auf dass es ihm als Grossvater noch vergönnt sein möge, vor seinem Ableben sich eines Enkels zu erfreuen. Der Sohn weigerte sich hartnäckig, weil er vor des Vaters Ableben nicht heiraten wollte. Eines Tages beschwor ihn der Vater, entweder solle er heiraten oder ihm den Grund seiner Weigerung angeben. Antwortete ihm der Sohn: „Alt bist du geworden, zusammengekrümmt hast du dich wie ein Igel, tiefäugig bist du und vom ewigen Gehüstel bist du über und über rotzbedeckt, sodass sowohl mir als der ganzen

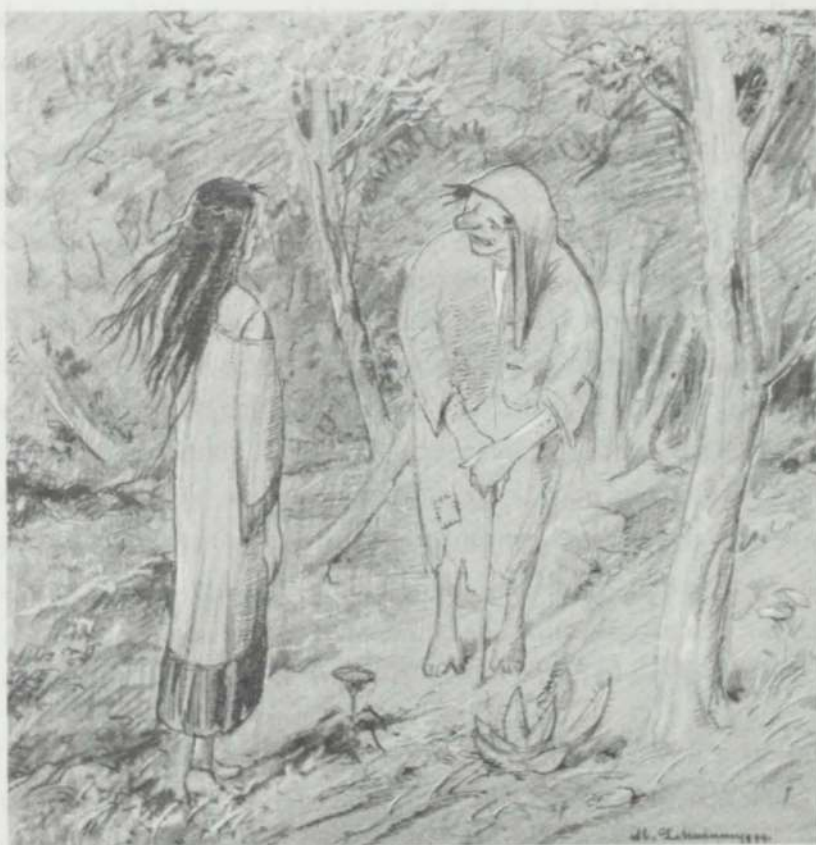
Nachbarschaft graut, dich anzuschauen und wie sollte sich nicht erst mein Eheweib vor dir ekeln! Bestehst du jedoch durchaus darauf, dass ich ein Weib heimführe, so will ich es vermeiden, dass dich die Hochzeitleute und die Braut im Hause antreffen, sondern lass mich dich auf jenen Berg oberhalb des Dorfes hintragen, damit du dort solange verbleibst, bis nicht das Hochzeitfest vorbei ist!“

Damit war der Vater einverstanden und der Sohn trug ihn am Vorabend des Hochzeittages auf jenen Berg hin, liess ihm aber im Rucksack nichts sonst als nur einen Laib Brodes und in einen Kürbis Wasser zum Trinken zurück. Darnach kehrte er zurück, schickte die Hochzeitleute um das Mädchen ab, liess sich mit ihr trauen und feierte acht Tage lang im Hause das Freudenfest. Am achten Tage erinnerte er sich des Vaters und begab sich zu ihm, fand ihn aber schon halb tot vor Hunger und Kälte vor. Er lud sich ihn auf die Schultern und brachte ihn heim, doch verriet er seinem Weibe nicht, das sei sein Vater, sondern gab ihr an, er habe auf der Landstrasse den Bettler gefunden und ihn um des Seelenheiles willen heimgetragen. Es kam die Zeit, dass ihm der Vater verstarb, es kam aber auch die Zeit, wo er selber gealtert war und redete unablässig, wie einst zu ihm sein Vater, jetzt seinem Sohne zur Heirat zu und der wich ihm mit den gleichen Ausflüchten aus, wie er, der Vater, ehemals dem Grossvater. Der Alte merkte jetzt erst, dass er sich vor Gott versündigt habe und sprach zum Sohne: „So nimm mich denn auf den Rücken und trag mich auf denselben Berg dorthin, wo auch ich meinen Vater hingetragen habe, auf dass ich mich von der Sünde loskaufe!“ Der Sohn lud ihn sich huckepack auf und der Vater sagte zu ihm, als sie auf dem Berge anlangten: „Lass mich, Söhnchen mein, nicht auf diesem Berge hier, sondern trag mich dort auf den anderen hin, dich aber wird, meiner Seel, dein Sohn wieder, wann er ehreif geworden, gar auf jenen dritten Berg hinwegtragen!“

133. Der Sohn stösst den Vater in den Abgrund

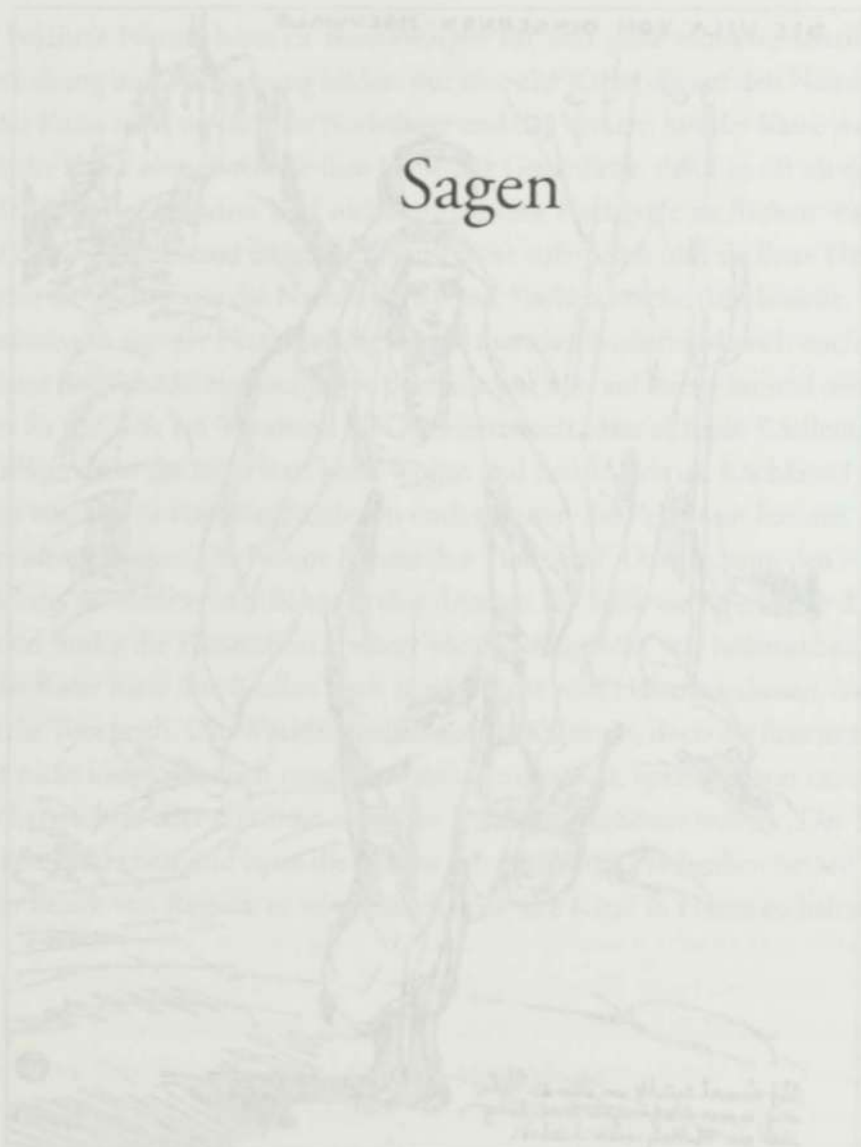
Es hatte einer einen alten Vater, den er aber sehr schlecht behandelte. Kam das Sippenfest mochte der Sohn den Vater unter keiner Bedingung den Bart scheren, sondern stiess ihn jedesmal aus dem Hause hinaus. Einmal aber befürchtete er, der Alte könnte doch zur Unzeit zurückkehren, deswegen beschloss er, sich seiner kurzerhand zu entledigen, lud sich ihn auf den Rücken auf und trug ihn zu einem Abgrund, um ihn hinunter zu schleudern. Sein kleiner Sohn schloss sich dem Vater als Begleiter an: „Papa, was fängst du mit dem Opapa an?“ – „Ich will ihn, mein Söhnchen in den Abgrund werfen!“ – „Papa, auch ich werde dich, bis ich gross bin, so in den Abgrund werfen, wie du meinen Opapa hinunter wirfst!“ Darüber erschrak der Mann, denn er sagte sich, auf sein Tun werde auch einmal die Vergeltung folgen, dass ihm sein Junge das gleiche Schicksal bereiten werde. Machte mit dem Vater gleich kehrt und befahl daheim seinem Weibe: „Hol gleich Wasser und Seife

her und wasch ihn rein ab und ich werde ihm dann den Bart scheren!“ Bei Ankunft der Gäste ehrte er zuerst den Vater, indem er ihm jedesmal das erste Glas bot; als sein Sohn nach Jahren herangewachsen war, erwachte in ihm die Jugenderinnerung so lebhaft, daß er seinen gealterten Vater zusammenpackte, ihn zum Abgrund hintrug und mir nichts, dir nichts hinabstieß. So tat er, ohne Rücksicht darauf, dass der Vater einst den Grossvater in den Abgrund hinabzustürzen bloss gewollt hatte. Schon mit der bösen Absicht war er damals schuldig geworden.



*Illustrationsentwurf zur geplanten Ausgabe
(Krauss-Archiv, Los Angeles)*

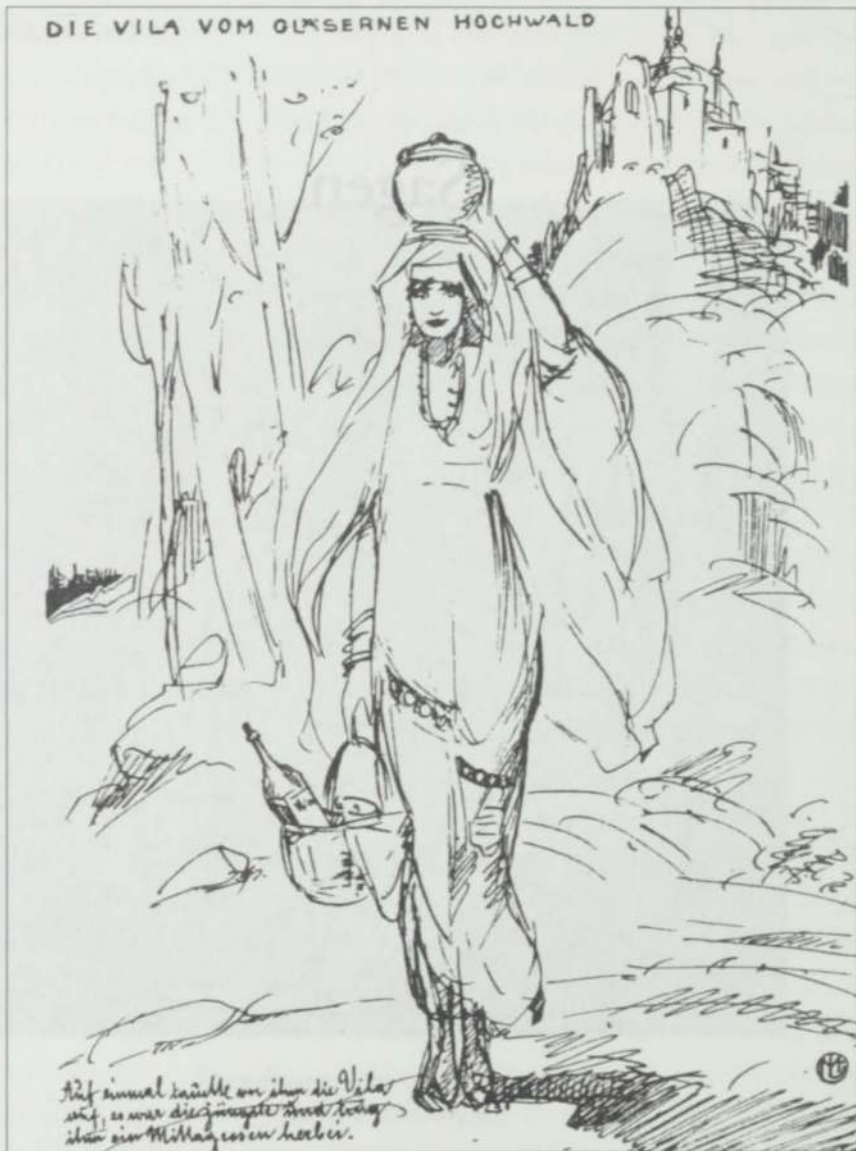
Die Sagen der Nordsee- und Ostsee-
Regionen sind in der
Folgezeit in der
Folgezeit in der
Folgezeit in der



Sagen

Die Sagen der Nordsee- und Ostsee-
Regionen sind in der
Folgezeit in der
Folgezeit in der
Folgezeit in der

DIE VILA VOM OLSERNEN HOCHWALD



Illustrationsentwurf zu Nr. 29
(Krauss-Archiv, Los Angeles)

5. Dämonen- und Totensagen

134. Vom Teufel und einer alten Klosterfrau

Eine bejahrte Nonne lebte zu Bussübungen für sich ganz mutterseelenallein und ihre Unterhaltung und Zerstreung bildete nur eine alte Katze, die auf den Namen Risa hörte. Mit der Katze teilte sie auch ihr Nachtlager und der Verkehr mit der Katze war ihr einziger Trost, die Katze aber erwiderte ihre Liebe mit Gegenliebe, denn so oft als das Meer über den Stadtwerder brandete und nicht einmal eine Fischgräte zu fischen war, pflegte die Katze die auf den Strand ausgeworfenen Fische aufzulesen und sie ihrer Herrin heimzubringen, die dann sogar die Nachbarschaft mit Fischen beschenken konnte.

Jedermann war der Nonne neidig und so mancher boshafte Mensch trachtete darnach, der Katze den Schädel einzuschlagen, doch die war stets auf ihrer Hut und niemals zu erwischen. Es traf sich am Vorabend zu Ostermittwoch, dass sich die Edelleute der Nonne empfahlen, denn das Meer warf hohe Wogen und siedete, wie ein Kochkessel überm Feuer, so dass von einem Fischfang nicht im entferntesten die Rede sein konnte. Es brach der Ostermittwochttag an, die Nonne öffnete ihre Türe nicht. Das erscheint den Nachbarn sehr verdächtig, sie erstatten der Behörde eine Anzeige, die Scharwache erbricht die Wohnungstüre und findet die Klosterfrau erwürgt vor. Ihr Angesicht war höllenschwarz geworden und die Katze hatte ihre Krallen noch immer nicht vom Halse losgelassen, sondern würgte selbst die Tote noch. Die Wächter hieben auf die Katze ein, doch die liess trotz alledem ihr Opfer nicht locker. Endlich machte sie selber einen Satz, sprang davon und verschwand, die Scharwächter aber erzählten es jedem, der es nur anhören wollte: „Der Teufel war in die Katze gekrochen und hatte die Nonne mit ekelhaften Fischgaben betört!“ Seither sagt man in Bezirk von Ragusa, es sei unrätlich, eine alte Katze in Hause zu halten.

Dalmatien

135. Die Vampirbraut

Es war einmal ein Jüngling, der verliebte sich in ein Mädchen von auserlesener Schönheit. Die hatte ihn derart gefangen genommen und geblendet, dass er, war es nur irgendwie möglich, jeden Tag zu ihr auf Besuch erschien, und sie war auch sonst in jeder Beziehung tüchtig und liebenswert. Sie hatte nur die Mutter noch und einen einzigen Bruder und sonst niemanden in der Hausgemeinschaft. Der Jüngling hatte ihr seine Liebe gestanden und Gegenliebe gefunden. Mit ihrer Mutter und ihrem Bruder hatte er auch schon die

erfreuliche Einigung erzielt und in kurzer Zeit darnach sollte die Vermählung mit dem Mädchen stattfinden.

Des Mädchens Bruder und der Jüngling Bräutigam waren so innig mit einander befreundet, dass eine Steigerung der Freundschaft rein undenkbar war.

Eines Abends stellte sich der Jüngling wieder bei seiner vielgeliebten Braut ein. Da trat urplötzlich ein ungemein garstiges Wetter ein. Es stürmte und es regnete in Strömen. An eine Heimkehr war unter diesen Umständen zu verzichten. Und es redeten dem Jüngling seine Braut, ihre Mutter und ihr Bruder zu: „Wozu sollst du bei diesem Gewitter heimgehen. Gescheiter ists, du verbleibst hier bei uns zur Nacht und schläfst dich hier aus. Voraussichtlich wird der Regen bis zum Morgen aufgehört haben und dann kannst du ruhig heimgehen!“

So hat der Jüngling auch getan und verblieb, um bei ihnen zu übernachten. Um die elfte Nachtstunde begaben sich der Jüngling und sein zukünftiger Schwager jeder auf seine Bettstatt zur Ruhe, indem Mutter und Tochter noch an der Feuerstätte weiter sassen. Wie in vielen Bauernhäusern bildeten Küche und Stube nur einen Raum und es standen die Bettstellen in den entgegengesetzten Winkeln an der Wand, wie schon bei armen Bauersleuten.

Der Jüngling lag wohl zu Bette, doch konnte er in dem fremden Heime keinen Schlaf finden, sei es weil es ihn nicht schläferete, sei es weil er die Mutter und die Tochter belauschen wollte, wie sie sich niederlegten. Es reizte in auch zu erfahren, warum denn beide so lange in später Nacht am Feuer verweilen. Der Haussohn war auf seinem Lager alsbald eingeschlummert, der Jüngling dagegen ruhte mit halbgeschlossenen Liedern, damit die Frauen glauben sollten, er schlafe, wenn sie auf ihn hinschauten. Er beobachtete sie unausgesetzt.

Als die beiden Frauen meinten, die beiden Jünglinge schliefen bereits fest, da sagte die Mutter zur Tochter: „Was sollen wir zu Nacht essen? Wir haben rein nichts vorbereitet!“ Antwortete ihr die Tochter: „So will ich mich doch sofort umschauen, um etwas aufzutreiben!“ Sprachs und verschwand augenblicklich.

Der Jüngling sah und hörte dies alles mit an und vermehrte seine Aufmerksamkeit. Es währte gar nicht lange und das Mädchen war schon wieder zurückgekehrt. Die Mutter befragte sie sogleich: „Hast du etwas gefunden?“ Das Mädchen erwiderte: „Ich war schon bis um neunten Konfinium gekommen (das heisst, sie hatte schon neun Pfarren abgesucht) und nirgend konnte ich etwas entdecken, denn jeder hatte sich vor dem Schlafengehen bekreuzt, nur mein Bruder, der dein Sohn ist, unterliess es, das Kreuz zu schlagen, doch an ihn mag ich nicht herantreten, um ihm das anzutun!“ Versetzte die Mutter: „Ich muss wohl auch an ihn heran, denn vor Hunger kann ich nicht mehr aufrecht stehen!“

So gab es weiter keine Widerrede und beide Frauen traten an seine Lagerstatt heran. Da schau was sie anstellten! Sie hoben die Bettdecke ab, mit der er zugedeckt war, öffneten

ihm die Brust und entnahmen ihm die Leber! Darauf verschlossen sie wieder seine Brustöffnung, ergriffen die Leber, giengen ans Feuer hin und sotten die Leber ab und den Schaum aber, der sich auf dem brodelnden Wasser bildete, schöpften sie ab und schleuderten ihn hinter das Feuer in die Asche fort und sprachen: „Das wäre für ihn das einzige Heilmittel, daran er wieder genesen würde, eine andere Arznei giebt es für ihn nicht!“

Mit bitterster Wehmut betrachtete und beobachtete der Jüngling dies Treiben der Frauen und wandte keinen Blick von ihnen ab.

Nachdem die Leber völlig gar geworden war, machten sich beide ans Mahl. Erst als sie bei Putz und Stengel alles aufgezehrt, beruhigten sie sich ein wenig und suchten ihre Schlafstatt auf.

Am anderen Morgen erhoben sich diese zwei Vilen in aller Früh und taten, als ob nichts vorgefallen sei. Der Bräutigam war auf die weitere Entwicklung höchst gespannt, ob nämlich der Sohn der Alten, des Mädchens Bruder, den die zwei nächtlicherweise zerfleischt hatten, wieder zu sich kommen werde. Von vornherein hielt er dies für unwahrscheinlich. Doch sieh da, es dauerte nicht allzulange und der Schläfer erwachte! Doch kaum wachgeworden, hub er gleich zu weinen und zu stöhnen an, er fühle sich schwer krank und könne nicht mehr leben. Da stellten sich Mädchen und Mutter, diese Vilen, so als ob sie in Tränen ausbrechen wollten und tummelten sich, um ihm etwas Gutes zu bereiten, um seinen Zustand bessern, doch half alles nichts. Darum verliessen sie das Haus, um sich auswärts um ein Heilmittel in der Nachbarschaft umzuschauen. Dadurch fügte es sich, dass der Jüngling mit seinem Freunde, der sein Schwager werden sollte, allein blieb. Was tat er nun selber, um ihm zu helfen? Er kannte doch das alleinig wirksame Heilmittel. Er füllte ein Glas voll Wasser an, schüttete ein wenig von der Asche hinter dem Feuer, in die sie den Schaum nächstens geschmissen, hinein ins Wasser und reichte ihm die Mischung zum Austrinken dar. Kaum hatte der Leidende den Trank geleert, so sprang er schon im selben Augenblicke pumperlgesund vom Lager auf die Beine auf und war munter und heil wie jemals vorher. Sobald der junge Mann wieder in voller Gesundheit dastand, sprach sein Retter zu ihm: „Schau, wir waren immer miteinander vertrauteste Freunde und wir wollen es bis an unser Lebensende sein. Wir gedachten ja sogar Schwager zu werden, weil ich doch deine Schwester zu ehelichen beabsichtigte. Freilich kann daraus nichts werden, doch unsere Freundschaft soll und darf deswegen keinen Bruch erleiden. Ich kann wahrhaftig deine Schwester nicht zur Frau nehmen!“

Ausser sich vor Überraschung und aufs tiefste betrübt, fragte ihn der Freund: „Um Himmelswillen, warum denn nicht?! Was hat dir denn meine Schwester für Leid zugefügt? Was ist so plötzlich dazwischen getreten. Bisher warst du immer mit ihr hauptzufrieden, tatst bis über die Ohren in sie verliebt und jetzt auf einmal magst du sie nicht?!“ – „Nichts, nichts, lass dirs gesagt sein, daraus kann nichts mehr werden!“, antwortete ihm der Jüngling.

Jetzt drang erst recht des Mädchens Bruder auf ihn ein und fragte: „Was ist denn dann, was du mir nicht gestehen kannst? Ich versichere dich trotz allem, was immer als Beweggrund vorliegen mag, meiner unverminderten, unerschütterlichen Freundschaft, sag es mir nur freimütig heraus, warum sie dir nicht mehr zu Gesicht steht!“ Endlich sah sich der Jüngling gepressten Herzens genötigt, mit der vollen Wahrheit herauszurücken. „Gestern zu Nacht als wir uns auf unser Lager hinstreckten, verharteten die zwei Frauen, deine Mutter mit deiner Schwester noch weiter an der Feuerstelle“, und sodann berichtete er ihm Wort für Wort ihr Gespräch, wie sich die Schwester entfernt habe, wie sie mit leeren Händen bald wieder zurückgekehrt sei und wie sie darnach selbst ihn, den sorglosen Schläfer überfallen, ihm die Leber ausgeweidet, sie ausgesotten und den Lebersuppenschaum hinter die Feuerstatt als einziges Heilmittel hingeworfen haben. „Siehst du, das alles musste ich mit eigenen Ohren mitanhören und mit eigenen Augen mitanschauen und siehst du, sobald du die Mischung ausgetrunken, bis du augenblicklich wieder ganz gesund geworden. Die beiden sind Strighen, Vilen und dessentwegen verzichte ich auf sie, die deine Schwester heisst!“

Antwortete ihm der Bruder: „Verhält sich die Sache so, so hast du unbedingt recht, doch wir wollen trotzdem gute Freunde bleiben!“ Als jedoch der Bursche auf solche Weise erfahren, seine Mutter und seine Schwester seine Strighe, Vilen, was tat er da? Er tötete Mutter und Schwester, dass sie niemals wieder Menschen abschlachten mögen.

Anmerkung: Mein Schüler, der Istrier Jovan Božić, nennt in dieser Mär die Hexen kein einziges Mal slavisch *vjestica*, sondern zweimal Vilen und zweimal italienisch *strighe* mit der erklärenden Beifügung *Vile*, wie dies auch die Verdeutschung beibehält. Mit meiner Abhandlung vom südslavischen Hexenglauben in den Slavischen Volksforschungen 1908 suchte ich darzulegen, wie der Glaube an die Baumseelen, die Vilen, mit dem abendländischen an die Hexen verschmolzen sei. Ein nach den Waden schnappender Kritikaster – er hört auf den Ruf Murko – übersieht dies geflissentlich, um mir den höhnischen Vorwurf der Unwissenheit zu machen, weil ich nicht sämtliche in südslavischen Büchern je veröffentlichten Hexenprozessgeschichten anführe, was zur Erläuterung des Verhältnisses zwischen Vilen und Hexen nötig war mitzuteilen, brachte ich reichlich bei. Ich hätte den Beiweisstoff auch mit Angaben aus meinen eigenen ungedruckten Sammlungen vermehren können, doch hätte dies die Abhandlung zu einem Buch überflüssigerweise ausgebaut. Stofflich Neues steuert zwar auch dies Mär nicht bei, doch reichte ich sie trotzdem ein, weil sie eine bemerkenswerte istrische Fassung einer in meiner Abhandlung mehrfach vertretenen Geschichte darbietet.

136. *Von einem Vampir, der den Obstgarten des Orts Pfarrers heimzusuchen pflegte*

Es war einmal ein Pfarrer, dessen Pfarrhof nächst der Kirche stand, wie dies zumeist der Fall ist und auch der Friedhof lag gleich hinter dem sehr hohen Glockenturm und anschliessend daran der schöne, bestens gepflegte Obstgarten des Pfarrers, der sich in jeder Beziehung wie ein vornehmer Herr benahm und jede Art edler Gewächse in seinem Heimgarten zog. Doch zu seinem Unglück und Verdruss verschwanden immer zumeist

die auserlesenen reifen Früchte des Gartens auf eine unerklärliche Weise. Der Pfarrer beklagte gewöhnlich den Verlust schmerzlich und schalt den Schweinkerl, der da gerade seinen Pfarrgarten heimsuche, um sein Diebgelüste zu befriedigen. Als ihm das schändliche Treiben zu arg geworden war, fieng er davon in der Kirche zu predigen und den Leuten die Leviten zu lesen an, ob sie denn wirklich alle Scheu und Schande verloren haben und sich nicht schämten, sogar an einem geheiligten Orte dem Laster des Stehlens zu frönen. Er sagte ihnen wörtlich: „Habe ich irgendeinem von euch je von Leides zugefügt? War ich je von übertriebener Strenge? Oder geschah von uns aus sonst etwas, dass ihr berechtigt wärt, mich zu beunruhigen, dass ihr mir stehlt, was mir am liebsten ist? Warum also? Schämen soll sich der Kerl bis in die Knochen, der mir solche schmachvolle Unbill antut, der mich für einen solchen Schwächling hält und mich bestiehlt, was mir am meisten lieb und wert ist!“

Darauf huben die Dörfler untereinander die Angelegenheit zu beraten an und forschten nach. Sie meinten so: „Wer mag nur dieser Saudieb sein, der da unsere ganze Pfarre in einen so schmähhlichen Verruf bringt? Täte ers doch einem anderen an, oder wäre es ein schlechter Pfarrer, dem man sein Betragen entgelten heisse; wir müssen uns jedoch gestehen, dass wir noch niemals einen besseren und würdigeren Pfarrer als diesen gehabt haben, und just dem soll Unrecht widerfahren?“

Als im Obstgarten die Birnen zu reifen begannen, auf die der Pfarrer wegen ihrer Vortrefflichkeit besonders viel hielt, da vermindern auch sie sich zusehender und unauffällig und darüber grämte sich der Pfarrer ausnehmend ab. Was tat er nun? Er beauftragte gegen gute Bezahlung den Glöckner mit der Bewachung der Birnbäume, um des Birnendiebes wenn irgend möglich habhaft zu werden.

Es war an einem Samstag, als sich der Pfarrer dachte, in der neuen Nacht wird der Dieb gewiss kommen, um meine Birnen zu stehlen. Da wird wohl am besten sein, ich bezahle meinem Glöckner ein gutes Trinkgeld, damit er dem Dieb auflauere, der da beständig mein Obst stiehlt und meinen Garten beraubt. Der Glöckner ist ein Mann, der keine Furcht kennt.

Wie gedacht so ausgeführt. Der Pfarrer steckte dem Glöckner ein tüchtiges Trinkgeld in die Hand und sobald die Nacht vom Samstag auf Sonntag anbrach, legte sich unser tapferer Freund Glöckner beim Glockenturm ins Gebüsch auf die Lauer, um den zu ertappen, den es nach des Pfarrherrn Birnen gelüstete. Um die elfte Nachtstunde herum erblickte er eine menschliche Gestalt, die schnurstracks auf den Obstgarten zugieng und geraden Wegs auf die mit den feinsten Birnen behangenen Bäume loszielte. Der Mensch war notdürftig bloss mit Hosen an den Beinen und mit Socken an den Füßen bekleidet und als er sich den Baum zu besteigen anschickte, zog er sich die Socken aus und liess sie unterm Birnbaum liegen.

Was tat nun der Glöckner? Nicht sobald hatte der Dieb den Birnbaum erklimmt, schlich der Glöckner leise herbei und nahm sachte einen Socken an sich, um ihn dem Pfarrer vorzeigen zu können, dann aber kehrte er wieder zum Glockenturm zurück und

stieg gleich bis zum Glockenstuhl hinauf, um gemächlich den Birnenfreund zu beobachten, wieviel Stücke er wohl aufessen, wieviel er mitnehmen und wie er sich überhaupt verhalten werde.

Jener Dieb war ein Toter aus dem Friedhof; trotzdem fürchtete sich der Glöckner vor ihm nicht im geringsten. Nun, der tote Mensch ass sich an, soviel als ihm behagte, stopfte zum Überfluss seine Taschen auch noch mit Birnen an und rutschte langsam vom Baum hinab. Er griff mit der Hand nach dem einen Socken und zog ihn an, dann langte er nach dem anderen, fand ihn jedoch nicht vor, wo er ihn hingelegt hatte. Das zweite Bein war unbekleidet und darum hielt er weiter in der Runde Umschau. Darauf zog er den Socken von dem einen Bein aus und zog ihn aufs andere an und fieng wieder nach dem zweiten Socken zu suchen an. Nun suchte er wieder nach dem Socken für den blossen Fuss, sucht her und sucht hin in der Runde, entdeckt nichts, legt neuerdings den Socken von dem einen Fuss auf den anderen an und wiederum bleibt der eine ohne Socken. Solcherweise trieb er es mit dem Absuchen des Erdbodens und abwechselnd mit dem An- und Ausziehen des Sockens an zehnmal nacheinander, ohne damit ans Ziel zu kommen, ohne den zweiten Socken wollte er aber allem Anschein nach den Ort nicht verlassen.

Der Glöckner hoch oben im Turme schaute dem Spiel des Toten zu und es wirkte auf ihn so lächerlich ein, dass er sich nicht enthalten konnte, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Der Tote wurde darauf aufmerksam, begann sich nach allen Richtungen hin umzuschauen und vermutete gleich, der Lacher müsse ihm wohl den Strumpf entwendet haben. Endlich gewahrte er den Glöckner hoch oben im Kirchturm und sprach: „O du Erzschem, du hast mir meinen Socken weggegrapst, na wart nur, wart, werde dich mal näher begucken und dich lehren, wie man anderen Leuten die Socken wegschnappt!“

Der Tote nimmt einen Anlauf, um den Glockenturm zu besteigen, doch der Glöckner hatte den Turmeingang gut versperrt und dazu noch von innen einen schweren Holzklotz vorgeschoben, so dass der Zutritt vortrefflich verammelt war. Wie der Tote dies Hindernis wahrnahm, rief er aus: „Das frommt dir nicht, ich komme, alles eins, wie immer es sei, zu dir hinauf.“

Darauf verwandelte sich der Tote in eine Schlange und klomm an der Turmwand wie ein Kater an einem Baume geschmeidig empor. Bei diesem Anblick gruselte es den Glöckner vor bangem Schreck, was mit ihm geschehen werde. Was ist jetzt in der Eile zu tun? Er sass gerade an der kleinen Glocke, dem Lügenglöcklein und damit doch wenigstens einer zusehen möge, was sein letztes Ende sein werde, erfasste er das Seil und zog am Lügenglöcklein an. Kaum erscholl das Totenglöcklein, hörte der Tote emporzuklimmen auf, erschauerte und plumpste zu Boden hinunter. Als der Tote von der Turmwand hinabfiel und aufschlug, erdröhnte die ganze Erde, alle Häuser im Orte erbeben und der Glockenturm wiegte sich erzitternd hin und her.

Sobald der Glöckner die Erschütterung des Glockenturmes verspürte, schaute er zum

Turmfenster hinab, ob der Tote noch weiter zu ihm hinaufklimme, doch erblickte er ihn nicht mehr gleitend, sondern unten am Fusse des Turmes liegend. Kaum vernahmen die Ortsbewohner das Geläute des Lügenglöckleins in vorgerückter Nachtstunde, so erhoben sich alle, Alt und Jung und eilten zum Glockenturm hin, um zu erfahren, was denn losgeworden sei, dass die Glocke zu so ungewohnter Stunde ihren Ruf erschallen lasse.

Einer der ersten, die von ihrem Nachtlager aufgesprungen waren, war unter anderen der Pfarrer und er rannte eilig zum Glockenturm hin, um zu sehen, was es Neues gebe.

Als die Menge des Volkes herangestürzt war, kam der Glöckner alsbald wieder ein wenig zu sich von dem ausgestandenen Schreck, er ermannte sich und gab ausführlich Bescheid auf die auf ihn eindringenden Fragen, was ihm denn eingefallen sei, mit dem Geläute die Menschen aus dem besten Schläfe aufzuscheuchen. Der Glöckner hielt mit der Wahrheit nicht zurück, sondern erzählte ihnen umständlich sein nächtliches schauerliches Erlebnis, wie ein Toter schnurstracks aus dem Friedhofe auf den Birnbaum im Obstgarten des Pfarrers losgesteuert sei, sich bevor er zum Baum hinaufgeklettert seiner Socken entledigt, wie er selber, der Glöckner, aber sich sachte, sachte genähert, einen Socken flugs erwischt habe und auf den Glockenstuhl hinaufgestiegen sei, um von dort aus den Dieb zu beobachten, was er anstellen und wohin er zuletzt verschwinden werde. Nachher, so erzählte er weiter, wie er in ein helles Gelächter ausgebrochen sei, als er das närrische Treiben des Toten sah und wie der Tote dadurch auf ihn aufmerksam geworden, versucht habe, zur Türe in den Turm hinaufzusteigen, was ihm aber wegen des verrammelten Einganges missglückt sei und dann in Schlangengestalt es versucht habe, an der Aussenwand emporklimmend zu ihm zu dringen. „In meiner entsetzlichen Angst und schauerlichen Ungewissheit, was mit mir geschehen wird, wollte ich einen Menschen herbeirufen, damit er doch sehen und hören soll, wie es mir zuletzt ergangen sei. Darum langte ich nach dem Glockenstrick und setzte das Glöcklein in Schwung. Doch kaum ertönte es, sank der Verfolger in die Tiefe hinab und schlug so heftig auf, dass der ganze Glockenturm erbebe!“

Da gieng man um den Turm auf die Gartenseite zu hin und schaute nach, wohin denn der Tote gefallen sei und richtig fand man daselbst einen Leichnam liegen. So eine riesige Menge Blutes war ihm aus dem Leibe herausgequollen, dass es rein fürchterlich anzuschauen war. Alsdann blieb den Leuten nichts anderes übrig, als dass sie alle gemeinsam noch in selber Nacht den Toten nochmals verscharren und das verursachte ihnen die kleinste Mühe, denn seine Gruft gähnte ihm offen entgegen, doch an der Stelle am Fusse des Glockenturmes, wohin er herabgefallen war, konnte man die Blutspuren noch volle drei Jahre nachher erkennen und sie liessen sich auf keinerlei Weise entfernen und weder Schnee noch Regen wuschen sie weg.

Zum Schlusse hielt der Pfarrer den Versammelten eine Rede und sagte: „Meine lieben Leute, das war ein grosses Glück für den Ort und seine Bewohner, dass der Glöckner rechtzeitig mit dem Lügenglöcklein geläutet hat, als sich der Tote ausserhalb seines Grabes

befand und daher bleibt er für alle Zeit und Ewigkeit tot. Sonst hätte er Gott weiss wieviele Menschen noch abgeschlachtet und seht, all dies viele Blut rührt nur von den Leuten her, die er abgemurkst hat. Daher kam das jähe Sterben in unserem Orte. Zu unserem grossen Glücke ist seine Kraft nunmehr gebrochen und ist er endgültig tot.

Mit seinen Diebereien hat er auch mir selber in meinem Obstgarten vielen Schaden zugefügt; jetzt aber wollen wir alle unserem wackeren, unerschrockenen Glöckner herzlichst dafür danken, dass er den Toten, der ein Strigo oder eine Vila gewesen, endgiltig unschädlich gemacht hat!“

Istrien

Anmerkung: Wie man bemerkt, nennt Božić, der Istrier, den rückkehrenden Toten italienisch *Strigo*, Hexenmeister, und bezeichnet ihn als eine Vila, statt den sonst üblichen Namen Vampir zu gebrauchen.

137. Der Vampir von Leskovac

Ich war ein Knabe von fünf, sechs Jahren, als sich die Kunde verbreitete, ein Moslim zu Lescovac habe sich vervampirt. Er suchte nur die Häuser reicher Moslimen heim und verbreitete derartigen Schreck, dass sich drei bis vier Familien in einem Hause zu vereinen pflegten, um gemeinsam zu übernachten. Dann zog er von Haus zu Haus, und fand er sie menschenleer vor, so ergrimmte er, schichtete alle Kupferschüsseln, Bratbecken und Kessel zu Hauf, verbog und zerbrach alles, legte auch noch alle im Hause vorhandenen Gewandstücke darauf, und verrichtete darüber seine Notdurft.

Nun will ich euch erzählen, wie ich selber einmal diesen Vampir zu Gesicht bekam. Es war zur Sommerzeit. Das Rindvieh zog auf die Mira-Heide in der Richtung nach Mis zur Weide. Wir Kinder spielten auf dem Wall. Wir schauten auf die Herde, als ich da auf einer Büffelkuh den Vampir reitend erblickte. Die Füsse baumelten ihm herab und schleiften auf dem Erdboden nach, dabei hielt er sich am Hals der Büffelkuh an. Er war ganz behaart und nackt, nur um den Kopf hatte er ein weisses Tuch turbanartig gewunden. Die arme Büffelkuh schreitet mühsam keuchend vorwärts und der Schweiss trieft von ihr herab vor Ermattung, denn an der Seite des Vampirs gehen auch noch die Verfluchten (die Teufel) einher und es belastet die Kuh nur umsomehr.

Mustafa Alipaschas' Sohn begab sich in die Moschee zum Gebet. Kaum hatte er sich die Hände gewaschen, als ihm ein unsichtbares Wesen das Handtuch über die Hände legte. Er begann nach Glaubensvorschrift zu beten und hinter ihm murmelte einer. Gleich erkannte er die Vampirstimme.

Als die Muslimen merkten, der Vampir sei gar gewalttätig geworden und beunruhige sie ohne Unterlass, beriefen sie einen Vampirsohn und beauftragten ihn, den Vampir zu

töten und sie von der schlimmen Heimsuchung zu erlösen. Der Vampirsohn war ein gewisser Asan Guslia. Man versprach ihm viel Geld, doch mochte er nicht gleich ihrem Wunsche nachzukommen. Gewiss wollte er ihnen möglichst viel Geld abknöpfen.

Der Vampir besuchte oft eine Witib und hatte eine Liebschaft mit ihr. Einmal gewahrte ihn der Vampirsohn auf ihrem Dachboden, wie er so über die Balken dahin schritt und lud seine Büchse mit Stahlstückchen, – Blei vermag nämlich einem Vampir nichts anzuhaben, – und begann zu zielen, doch der Vampir foppte ihn gar sehr. „Just wollte ich los-schiessen, so sprang er schon auf die Seite, oder schnellte in die Höhe,“ erzählte Asan. Als er ihn gut ins Auge gefasst hatte, drückte er los, der Schuss knallte, der Vampir meckerte wie ein Ziegenbock auf und kollerte zu Boden herab, – in lauter Blutgerinnsel; sonst war nichts zu sehen, weder Haut noch Knochen.

Der Vampirsohn sammelte sogleich das Blut in ein Becken auf, und ging von Haus zu Haus, einen Bakschisch einzuheben, die Blutstelle aber fegte man sauber und rein.

Anmerkung: Zur Erklärung der Unsauberkeit des Vampirs in den Häusern vergleiche den V. Abschnitt, „Vom Einbrecherhaufen“ im verjüngten Bourke S. 412 ff. – Vampire treiben Buhlschaft mit irdischen Weibern, gewöhnlich mit Witwen. Den Sprössling aus einer solchen Verbindung heissen die Serben *vampirovič*, die Türken *vampirdži*, die Zigeuner *vampiroglu*. Er kann wie ein Sonntagskind einen Vampir sehen, mit ihm sprechen und ihn auch töten. Es verdient kaum einer besonderen Erwähnung, dass dies alles auf einer gemeinen, betrügerischen Ausbeutung des Volkgläubens beruht. Solang als man zu Berlin noch immer Zauberwahnprozesse führt und Universitätsprofessoren, Musealdirektoren und noch andere Gestalten der offiziellen Wissenschaft unter Eid als Sachverständige gleichartige Ausgeburten kranker Gehirne als lautere Wahrheit ausgeben, steht uns Deutschen kein Recht zu, das Serbenvolk zu bemitleiden. Fangen wir zuerst daheim bei uns zu kehren an.

138. Das Pferd ein Vampir

Auch ein Pferd kann zum Vampir werden, sich in einen Faden verwandeln, sich um einen Menschen winden und ihn würgen. So zum Beispiel würgte irgend etwas nächtlich einen Jüngling derart, dass er sich die ganze Nacht über abquälte und in der Früh schweissgebadet erwachte. Während der Jüngling eines nachts schlief, sass an seiner Seite ein Schneider und nähte. In vorgerückter Nachtstunde fieng der Jüngling fürchterlich zu stöhnen und zu ächzen und alle Kleidung von sich abzuwerfen an. Der Schneider nahm da wahr, dass sich um den Schläfer irgendein Faden schlang und schnitt ihn kurzweg mit der Schere entzwei. Augenblicklich fühlte sich der Jüngling erleichtert und er schlief die weitere ganze Nacht hindurch ruhig. Als sie sich in der Früh in den Stall begaben, siehe da, lag nicht das Pferd abgeschlachtet da! Dies Pferd eben war der Vampir, der allnächtlich den Jüngling würgte.

Anmerkung: Der Erzähler verwechselte offenbar die Mahr mit einem Vampir, der im Sinne des allgemeinen Volksglaubens ein dem Grab entstiegener Mensch ist.

139. Die Vampirin von Mrštan im Leskovacer Kreis

„Wer, wie ich, ein Samstagkind ist (*subotan*), ist vampirrichtig. Lebte da in unserem Dorf ein schon bei Lebzeiten arg unverträgliches und boshaftes Weib, das sich aber, nachdem sie verschied, rein zu einem Wunderding verwandelte! Die Augen quollen ihr zum Scheitel hervor und zerplatzten schier. Sie schwoll fassgross an. Wir bestatteten sie unverzüglich, doch am dritten Tage verlautete, sie habe sich vervampirt. Gleichzeitig fiengen im Dorfe die Hennen zu verschwinden an.

Einmal sassen wir mitten im Dorfe, ich erblickte sie und zeigte sie den anderen. Vergebens, keiner sah sie noch, denn unter allen ihnen war ich der einzige ein Samstagkind. Sie sah wie bei Lebzeiten aus, nur war sie im Gesicht stark, wie von Blut, gerötet. Sie schritt den Zäunen entlang dahin, die Hunde aber bellten sie nicht an, verstummten fast. Sie hält einen Stock in der Hand und wehrt die Hunde sachte ab. Plötzlich verwandelte sie sich in ein Schwein! Ein langes, hohes und schönes Schwein, die Ohren ein Halbmeter lang. So stürmte sie gegen die Hunde los und die verliefen sich nach aller Richtungen hin. Darnach richtete sie sich auf die Hinterbeine auf und verwandelte sich zurück in ihre vorige Weibgestalt. Eine zeitlang würgte sie das Vieh hin, dann aber beförderte man sie irgendwohin weg.“

140. Vom einem alten Weib, das da eine Vampirin war

Es war einmal ein altes Weib. Dies alte Weib war eine Vampirin und wie der Abend kam, so zog sie aus, um Leute aufzufressen. Einer fand sich, der da sagte: „Falls sie mich auffrisst, sollt Ihr mich von ihr abfordern!“ und begab sich zu ihr. Die Alte empfing ihn und als es dunkelte, bewirtete sie ihn gehörig und sprach zu ihm: „Leg dich jetzt nieder, ich will mich zur Ruhe begeben!“ Der Mann setzte sich aufs Bett hin und wartete, um zu sehen, wann sie abfahren werde. Kaum war er eingeschlummert – er tat nur so – zog sie sich ein blutiges Gewand an, öffnete in der Wand eine Klapptüre und machte sich auf, um Menschen zu fressen. Nachdem sie sich satt angefressen, kehrte sie wieder zurück, traf sie den Gast auf dem Bette sitzend an, braute ihm einen Kaffee und gab ihm ein Frühstück. Absichtlich liess er seinen Tschibuk auf dem Ofen liegen und tat, als ob er sich entfernte. An der Türe sagte er zur Alten: „Geh, Alte, bring mir mal den Tschibuk her!“ Sie gieng hin und überreichte ihm den Tschibuk. Da ergriff er sie an der Hand und schlug sie übers Genick. Während er sie noch würgte, sagte sie zu ihm: „Hätte ich es geahnt, dass du ein solcher bist, ich hätte dich aufgefressen!“ Und er erwürgte sie.

Anmerkung: Die Bezeichnung Vampirin ist hier missbräuchlich angewandt. Die Alte ist eher als eine Werwölfin oder als Hexe aufzufassen.

141. *Wie sich ein Werwolf an seinem Verräter gerächt hat*

In einem bosnischen Dorfe verschied ein Bauer, der bei seinen Lebzeiten das Volk belogen, betrogen und bestohlen hat. Nachdem man ihn bestattet hatte, verwandelte er sich zu einem Werwolf (*vukodlak*) und als solcher gieng er nachts um und jagte den Leuten Schreck und Grauen ein, ohne dass ihn einer erkannte. Einmal erschien er im Dorfe bei einem Kaufmann im Geschäftladen, doch der Kaufmann erkannte ihn, wer er sei und entsetzte sich über ihn, aber der Werwolf gebot ihm, seinen Mund zu halten, verriete er dagegen gegen irgendwen immer, was er von ihm wisse, so werde er schlecht fahren. Der Kaufmann ertrug es mehrere Jahre hindurch und litt darunter unsäglich, endlich musste er sich trotz alledem entlasten und gestand eines Tages dem Geistlichen, was für ein schauerlich Geheimnis sein Gemüt niederdrücke. Es versteht sich von selbst, dass der geistliche Herr dies seinen Pfarrleuten mitteilte, worauf sich die Dorfbevölkerung und die Popen aus der Umgebung versammelten, sich insgesamt auf den Friedhof begaben, die Erde vom Grabe des Werwolf ausschaufelten und dem Werwolf einen Weissdornpfahl in den Leib einrammten. Das Blut spritzte aus dem Toten mächtig auf und ein Tropfen flog bis zum Kaufmann hin, fiel auf ihn und der Kaufmann sank auf der Stelle tot an Boden wieder.

Bosnien

Anmerkung: Das ist keine richtige Sage, vielmehr der Bericht von einer Begebenheit, wie sich ganz gleichartige noch gegenwärtig im südslavischen und magyarischen Völkergebiet alljährlich ereignen, mitunter unter gefälliger Mitwirkung der Dorfbehörde, worauf die Bezirk- oder Kreisbehörde die Schuldigen ermittelt, um sie wegen Grab- und Leichenschändung mit Gefängnisstrafen belegt und die Zeitungen davon wie üblich kurz die weitere Öffentlichkeit unterrichten.

142. *Wie ein Wolf dem Sohne des Vojvoden zum Gevatter stand*

Grubača war eine ehrenwerte Frau und Ehegemahlin des Vojvoden Miotosa zu Saljani. Sie sehnte sich nach einem Kinde von ihrem eigenen Herzblute. Sie genas eines Sohnes, doch das Knäblein verstarb alsbald. Grubača weinte sich die Augen rot und ihr Gatte, der Burgherr, zog tief betrübt ins Waldgebirge hinauf. Da berief ihre liebtraute Schwester Dejana zauberspruchkundige Frauen (*bajalice*), damit sie dem Übel abhelfen, doch niemand wusste einen Rat. Es erschien auf der Burg Trliša Vršanovac, der ein Bogomilenältester (*dobri*) und ein Ritter war, sich in den heiligen Büchern und in der Anwendung geheilig-

ter Heil-Kräuter auskannte. Er überbrachte Grubača ein Kraut, davon sie wieder schwanger ward und wieder eines lieblichen und kräftigen Knäblein genas, doch auch dies verschied in kurzer Frist. Das gleiche Geschick traf ihr drittes Söhnchen und auch ihr viertes, dem man den Namen Milobrat (Bruderlieb) gab. Dieser verstarb in seinem dritten Lebensmonate.

Es kam Muhme Mislava zu Besuch und Aussprache und sagte zur trostlos klagenden Frau: „Du hast kein Glück mit den Kindern. Ihr müsst unbedingt einen Waldwolf zum Gevatter nehmen.“ Als dann Grubača einen fünften Sohn gebar, führte man ihn längere Zeit nirgendwohin aus, sondern wählte vorerst fürs Kind den Bergwolf zum Paten, benannte das Knäblein Vukac (Wölfling), die Mutter aber Vučica (Wölfin) und von der Stunde an rief niemand mehr sie beim Namen Grubača an.

Und dieser Sohn blieb am Leben und der Tod verschonte ihn. Er gedieh so stark wie der grüne Hochwald. An Ehren erwarb er mehr als alle übrigen Fürsten zusammen. Als er seine eigene Burg erbaut hatte, wagte es keiner, sich in einen Strauss mit ihm einzulassen, denn seine Faust war kräftig und überkräftig. Der Wolf war ihm als Pate gut gesinnt und das wusste auch Muhme Vukana, die selber nach dem Wolf zubenannt worden war.

Einmal zog Vukac mit Trliša Vršanovac zu pirschen aus. An der Jagd beteiligten sich auch die Frauen Alinica, Stojšava und Vukna. Auf einmal brachen in Rudeln Wölfe aus dem Schnee hervor. Trliša schickte sich an, die Wölfe niederzusäbeln, doch da sprang aus dem Rudel ein Wolf auf den jungen Vukac zu und legte sich wie ein Hündchen ihm zu Füßen nieder. Inzwischen hieb Trliša drei Wölfe gross wie drei Ungemache und böse Versucher (*Kô tri belaja i naleta*) nieder und auch Vukac schlug wie ein Alter drein. Dann kehrten sie singend wieder heim.

Anmerkung: Diese Mär erzählte der Frau Bernadzikowska ein steinalter Moslim, der ein verkappter Bogomile ist. (Er lebt noch jetzt, wo ich dies schreibe, im Jahre 1925). Sie ist darum beachtenswert, weil sie uns lehrt, wie der Wolf zum Totemtier einer Familie erhoben wurde. Der Wolf ist wie das Ross, der Bär, der Hirsch, die Kuh, der Dachs und zumal die Schlange ein Waldgeist. Aus welchem Grunde man ein solches Totemtier erwählt, giebt die Geschichte deutlich an. Man ändert aber auch den Taufnamen des Kindes auf gleiche Weise, wenn es unheilbar erkrankt und führt damit die Krankheitgeister irre. Der Vorgang ist allgemein. Um Mitternacht am Neumondfreitag begiebt sich die Mutter splitternackt auf einen einsamen Kreuzweg, legt das Kindlein hin und ruft mit lauter Stimme den Wolf oder ein anderes Geistertier an und schenkt ihm ihr Kind. Meist ruft sie ihn dreimal. Dann hebt sie das Kind vom Boden auf und eilt beflügelten Schrittes ohne sich auch nur ein einzigesmal umzusehen heim. Begegnet ihr keine Menschenseele auf dem Wege und stösst ihr kein Unfall zu, so ist sie sicher, das die Beschwörung des Geistertieres den erhofften und erwünschten Erfolg haben werde. Die Mutter kann sich auch durch die Grossmutter oder eine Muhme oder Schwester vertreten lassen. Seltsam ist, dass sich Vukac an der Wölfetötung beteiligt, weil doch gewöhnlich der Mensch gegen sein Totemtier nicht losgehen darf, um es zu töten.

143. Die Pestfrau in Sofia

„Ich war bei meinem Oheim, einem Spezereiwarenhändler in Sofia im Geschäfte. Einmal schickte er mich um den Eichmeister, damit er uns irgend etwas eiche. Ich traf ihn an und er sagte zu mir: ‚Nimm diese Zoberstange und lauf voraus, ich komme gleich nach!‘ So tat ich auch. Kaum hob ich die Zoberstange auf mich, fühlte ich gleich etwas Schweres auf den Schultern lasten. Ich greife mit der Hand darnach, ausser der Zoberstange habe ich nichts auf dem Rücken. Und doch trage ich irgend einen Teufel! Schau nur, ich fühle seine Beine, mit denen er mich umklammert hält, ich fühle auch den Hauch seines Atems. So wie ich nach Haus kam und die Zoberstange übergab, empfand ich eine Erleichterung, dass nichts auf mir sitze.

Plötzlich ergriff mich ein unbestimmter Schmerz im rechten Schulterblatt. Ich beklagte mich zu meiner Tante, es tue mir etwas weh, entblösste meine Schulter, damit sie nachschaue und sie sagte zu mir: ‚Es ist nichts, wie ein Druckfleckbläschen, wird schon von selber vergehen.‘

Freilich ja, ein jammervolles, ‚wird schon vergehen!‘ Mich befiel ein heftiger Schüttelfrost und ich sank zu Bett. Jenes Bläschen wuchs sich zuerst gross aus, dann brach es auf, es bildete sich eine grosse Wunde und die Wunde färbte sich blau.

Ich liege so ohne Bewusstsein da. Als ich einmal ein wenig zu mir kam, hörte ich irgend jemand um mich herum hüsteln. Ich frage: ‚Tante, bist du’s?‘ doch mir antwortete irgend eine Alte: ‚Ich bin’s, ich bin’s, Demeter!‘ – ‚Ja, wer bist denn du?‘ – ‚Ich bin die Pestfrau!‘ [*Ćuma*] – ‚Ja, wie kommt denn du hieher?‘ frage ich sie. ‚Entsinnst du dich, wie du jene Zoberstange über die Schultern nahmst? Ich hockte auf der Zoberstange, gieng von ihm auf deine Schultern über und du trugst mich hieher!‘ – ‚Und warum frassst du mich so aus, möge dich Gott dafür strafen!‘ – ‚Es war halt ein Versehen; ein anderer kam an die Reihe und ich vergriff mich irrtümlich, doch sei ohne Furcht, ich werde dich wieder ausheilen!‘

Von da an vernahm ich sie noch einige Male um mich herum hüsteln. Und wirklich fieng mich die Wunde zuerst zu jucken an, dann bedeckte sie sich mit einem Schorf und der Schorf fiel ab.

Als ich mich wieder ganz genesen fühlte, erhob ich mich vom Krankenlager und gieng auf den Markt hinaus, doch sowohl in den Gassen als auch zu Markte war alles öde, alle Geschäftläden und alle Häuser geschlossen. In den Strassen und auf dem Markte liegt der Mist bis zu den Knien, niemand da, um ihn zu beseitigen. Auf dem Hauptmarkte keine Seele zu sehen, ausser einigen Leuten, die im Dünger herumstieren. Auch ich fange ihrem Beispiel folgend zu stieren an und finde erst einige kleine, doch auch grosse Silbermünzen. Dieses Geld warfen die Leute auf die Strasse hinaus, um die Pestfrau von ihren Häusern abzulenken. Ich hörte sagen, dass, habe einmal die Pestfrau einem einen Hieb versetzt und er genest, sie ihn fernerhin mit Schlägen verschont. – Es gesundet aber nur, wen die Pestfrau selber heilt.

Mit dem, den sie heilt, spricht sie und hüstelt um ihn umher, der Kranke fühlt es, wie sie ihm gewisse Heilmittel umbindet, und wie sie Beschwörungsprüche hersagt. Doch der Leidende sieht sie dabei gar nicht, sie zeigt sich ihm nicht. Wen sie aber nicht ausheilen will, mit dem spricht sie gar nicht, noch befasst sie sich mit ihm.

Die Pestfrau verweilte in Sofia volle drei Jahre.“

144. Die Pestfrau auf dem Quersack

In einem Dorfe errichteten die Kinder vor dem Hause eine Hutsche, um sich am Hutschen zu vergnügen. Als sie am Abend genug hatten, vergassen sie, die Hutsche loszumachen. Nachts trat ein Weib aus dem Haus in den Hof hinaus und bemerkte auf der Hutsche ein hochgewachsenes Mädchen, dem das aufgelöste Haar bis zur Erde herabfiel. Sie hutschte sich allein auf der Hutsche. Es war im hellen Mondschein und man konnte alles gut übersehen. Kaum erblickte das Mädchen das aus dem Hause herausgekommene Weib, so stieg sie gleich von der Hutsche herab und gieng über den Zaunsteig in des Nachbars Hof hinüber. Der Hausvorstand, in dessen Hof sich die Pestfrau – das Mädchen war eben eine – begab, verheiratete seinen Sohn und brach auf, um den Gevatter in nächsten Dorfe einzuladen. Doch auch die Pestfrau schwang sich auf den Quersack hinauf und er trug sie zum Gevatter ins andere Dorf fort. Auf dem Wege dahin fühlte der Mann, er trage die Pestfrau, sie lastete gar schwer auf ihm und bestrich ihn mit ihrem Hauch.

145. Vom Geiste Tolosom

Vom Tolosom glaubt das Volk, das sei ein unsichtbares Wesen von übermenschlicher Kraft gewesen. Es habe sich nächtlicherweile in alten Häusern und wohl auch in alten Kirchen gezeigt. Zu Ohrid steht noch heutzutage ein Kirchlein, in der, wie die Sage geht, ein Tolosom gehaust habe. Aus diesem Grunde tauft man auch heutigentags in diesem Kirchlein weder ein Kind, noch traut man daselbst ein Brautpaar, weil man glaubt, dass weder die Täuflinge noch die Brautleute lange lebten.

Man erzählt aber auch, jedes Haus habe einst seinen Tolosom zum Hauswardein gehabt. Das sei eine Schlange gewesen, die man den Hausgeist (*Domašar* oder *Domakin*) geheissen, den zu töten als eine Sünde gegolten habe. Darum hüten sich soviele, eine Hausschlange zu töten.

Anmerkung: Das türkische Wort *tylsem*, *tylism*, *telesem*; (Talisman); *taly*, Glückstern, *talysyk*, unter einem Glückstern geboren. Serbisch: *talasum*, *tilisum*, *tilsum* und *tilšum* bedeutet Amulett und auch häuslicher oder persönlicher Geist. Wer eine mäusevertilgende Hausschlange tötet, bringt sich um ein Jahr Glückes.

146. Das Glutfräulein (*Žar-deklica*)

Als die Pest das Land verheerte, starb an ihr eine Menge Volkes dahin und eine Hungernot trat ein. Niemand ackert, niemand sät, niemand hat was zu ernten. Es hat auch niemand Saatfrüchte im Hause vorrätig. Eine schneidene Kälte herrschte. In seiner verzweifelten Notlage machte sich ein Mann aus dem Dorfe in die Stadt auf, um zu betteln. Sein Weg führte ihn durch den Wald. Auf einmal drang an sein Ohr eine Stimme und er vernahm den Zuruf: „Schäm dich zu betteln!“ So erscholl es dreimal. Er schaut sich um und erblickt im Schnee hochrote Wesen: Glutfräulein (*žar deklica*) waren es. Sie beschenkten ihn mit Samen und er säte ihn im Frühjahr aus. Siehe da, es spross ein so dicker Weizen auf, als ob er nicht von der bei Menschen gewöhnlichen Art wäre. Doch musste er sich Tag für Tag um sie mühen und das üppig emporgeschossene Unkraut jäten. Irgend etwas war stets hinter ihm einher und drängte ihn zu Fleiss und Arbeit. Von da an gedieh ihm der Weizen alljährlich prächtig und die Fechsungen waren über alle Massen reichlich. So ward er zum reich begüterten Manne und immer erzählte er dankbaren Gemütes von den Glutfräulein.

Slovenien

147. Von ruhelosen Geistern

Es giebt ruhelose, böswillige Geister oder Seelen, die in der Welt umherirren und Unheil stiften. Sehen kann man sie zwar nicht, doch geschieht es oft, dass einer von irgendwo angerufen wird. In solchen Fällen ist es am rätlichsten, du schlägst ein Kreuz und stellst dich, als habest du nichts gehört. Ruft es dich ein zweites Mal, so schweig wieder, erst bei dritten Anruf kannst du dich zu Gott betend anmelden, doch beileibe nicht mit der Frage: „Was giebst? Ha?“ oder „Hier bin ich.“ Vielmehr frage: „Wer ists? Wer ruft mich?“ Meldest du dich aber auf der Stelle an, so kann dich grosses Ungemach treffen.

1. Sass da einmal in der Dämmerstunde ein Weib am Fenster, als jemand vom Garten her rief: „Zarko!“ So hiess das Söhnchen des Weibes. Sie fragte: „Was willst du von meinem Zarko?“ und die Stimme antwortete: „Ich brauche ihn, schick ihn mir sogleich zu!“ Es dauerte darnach keine halbe Stunde, Zarko erkrankte und verschied.

2. Ein Geist vermag sich in alles mögliche zu verwandeln, nur nicht in ein Schaf oder eine Taube, denn diese zwei Geschöpfe sind gesegnet. Einst wanderten zwei Gefährten nachts des Weges und fanden am Wegrain einen Esel. Einer der Gesellen schwang sich auf den Esel auf und das trug ihn in zwei Minuten durch irgend einen dichten Wald drei Stunden weit davon. Der Mann erzählte späterhin, der Esel hätte ihn, Gott weiss wie weit fortgetragen, hätte nicht irgendwo ein Hahn gekräht, worauf der Esel auf einmal verschwand und der Reiter sich auf dem Boden ausgestreckt sah.

3. Mitunter giebt es jedoch auch gute Geister. Einmal wanderten zwei Lohnarbeiter mit ihren Ersparnissen aus Rumänien nach Serbien zurück und sie kamen nachts in einen Wald. Ein Wegelagerer überfiel sie und wollte ihnen ihr Geld rauben. Sie waren unbewaffnet und wehrlos gegen ihn, als da plötzlich aus dem Dickicht ein grosser Hund auf den Räuber losstürzte, so dass der zu Tod erschrocken die Flucht ergriff, der Hund jedoch immer hinterdrein ihn verfolgte. Da sagte der eine Wanderer: „Dieser Hund war die Seele meines Grossvaters! Ich habe ihn gleich erkannt.“ Der andere wieder behauptete, es sei der Geist seines seligen Vaters gewesen, der in Hundgestalt dem bedrängten Sohne zur Hilfe herbeigeeilt sei.

148. Von der Vila an der Bergquelle

Bei einem Beg traf vom Sultan ein Ferman ein, mit dem ihm der Herrscher befahl, ein Fähnlein aufzubieten und zum Heer aufs Schlachtfeld zu stossen. Der Beg, der schon in vorgerückten Jahren stand, hatte zwei Söhne. Der ältere Sohn trat nun vor den Vater hin und bat ihn um die Erlaubnis, an seiner Statt die Rotte dem Sultan ins Heer zuzuführen. Der Vater gab ihm seine Zustimmung und erteilte ihm seinen Segen mit auf die Fahrt und der Jüngling rückte mit seiner Kämpenschar aus. Auf ihrer Reise gelangten sie in ein wildes Hochwaldgebirge, allwo sich im dicken Wald eine wundertätige Quelle befand. Dasselbst lagerte sich der Rottenhauptmann mit seinen reisigen Mannen zur Ruhe und Rast nieder. Auf einmal erschien vor ihnen die Vila, welcher die Quelle gehörte, an der sie hauste und verfluchte dreimal die ihr unwillkommenen Eindringlinge in ihr Gebiet. Der Fluch erfüllte sich auf der Stelle und alle die Kämpen mit ihrem Führer verwandelten sich zu Stein.

Seitdem waren viele, viele Jahre vergangen und der Beg bekam kein Lebenszeichen weder von seinem Sohn noch von seinen übrigen Leuten. Er verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihm. Der jüngere Sohn wollte nicht immer stumm zuschauen, wie sich sein alter Vater so in Gram verzehrt und sprach darum eines Tages zu ihm: „Liebster Vater, lass mich fort, ich will meinen Bruder aufsuchen und werde ihn wieder heimführen!“ Der Vater willigte schweren Herzens ein, segnete ihn und der jüngere Sohn brach auf die Reise auf. Er wanderte und wanderte gen Osten weiter und gelangte gleichfalls in den Hochwald, wo sein älterer Bruder dem Verhängnis erlegen war. Am Gebirgsee erblickte er ein kleines Häuschen mit einer kleinen Türe. Er trat heran und pochte Einlass begehend an. Die Türe öffnete sich und es erschien in der Türe ein altes, garstiges Weib. Wie sie ihn da so seltsam anschaute, befiel ihn ein Grauen vor ihr umsomehr, als sie ihm riet, sich schleunigst auf und davon zu machen, denn kommen ihren Söhne, die Divi heim und treffen ihn hier an, so werden sie ihn zu lauter Stücken zerreißen. Im finsternen Walde mochte der Jüngling nicht übernachten, weil es ihm dort nicht geheuer vorkam und so entschied er sich, lieber

unter Dach und Fach zu kommen, geschehe was immer da wolle. Darum bat er die Alte inständig, sie möge ihm doch für die eine Nacht gastliche Herberge gewähren und ihn vor den Diven verstecken. Sie erbarmte sich endlich seiner und verbarg ihn im Bette.

Er hatte sich noch nicht recht unter den Decken verkrochen als man schon die gewichtigen Schritte der Diven vernahm. Kaum waren sie in die Küche eingetreten, brüllten sie einstimmig: „Hier riechts nach Menschenfleisch. Hier muss irgendwo ein Mensch stecken!“ Sie drangen auf die Alte ein und zwangen sie unter greulichen Drohungen, das Versteck ihres Schützlings ihnen zu verraten. Die Alte verlegte sich aufs Bitten: „Übt Gnade, meine teuersten Söhne und tut ihm kein Leid an. Es ist wohl hier ein armer Wanderbursche, der sich im Walde verirrt hat und hier bei uns eine Zuflucht suchte!“ Die Diven versprachen ihr, seiner zu schonen und so zeigte sie ihnen dann, wo sie ihm den Unterschlupf gewährt hatte. Der Jüngling wand sich unter den Decken hervor und die Diven liessen sich mit ihm in eine Unterhaltung ein. So kam unter anderem im Gespräche die Rede auch auf die Vilen. Sie erzählten ihm auch von einer wundertätigen Vila und ihren Zauberstücken, denen jeder unterliege, der ihr in die Nähe komme. Auch habe sie einen Windhund, der melde es ihr sofort, wie einer in ihren Bereich hineingerate. Die Diven machten ihn auf die Gefahr aufmerksam und warnten ihn, seine Wanderung fortzusetzen. Der Jüngling erwiderte: „Ich hege nicht die geringste Furcht vor ihr; denn ehe ich auszog, gab mir meine Mutter zu meinem Schutze einen Edelstein mit, den ich an meiner Brust in einem Säckchen mit mir trage. Darum können mir keine Vilen und keine Zaubereien etwas anhaben. Ich gehe daher wohlgemut weiter vorwärts!“

Also wanderte frühmorgens der Jüngling, nachdem er sich von der grundhässlichen doch grundgütigen alten Divenmutter und seinen Wahlbrüdern, den Diven herzlich verabschiedet hatte, seines Weges weiter und traf vor der Vilenburg ein. Als er in den Burghof eintrat, schlug der Windhund Wächter an und gleich darnach kam aus ihren Gemachen die Vila mit einem Schwert ihm entgegen. Flugs versteckte sich der Jüngling hinter einem grossen Kessel, der im Hofe lag. Die Vila sah sich um, gewahrte niemand, wähnte, der Hund habe sie irreführt und kehrte auf ihre hohe Warte zurück. Der Jüngling trat aus seinem Versteck wieder hervor, der Windhund hub neuerdings wütend zu bellen an, die Vila eilte nochmals mit dem nackten Schwerte in der Hand herbei, der Jüngling verbarg sich wieder schleunig und weil sie, die Vila, wiederum keinen Störenfried ringsam im Hofe erblickte, geriet sie in hellen Zorn und hieb mit dem Schwerte ihren Burgwächter, den treuen Wardein nieder. Rasch gereute sie ihr Jähzorn, kehrte unmutig und betrübt um und streckte sich, um ihren Kummer zu vergessen, zum Schlafen auf ihr Pfühl aus, ihr Schwert aber legte sie sich zu Häupten.

Der Jüngling wartete eine Weile, bis die Vila fest eingeschlafen war, dann schlich er leise, leise zu ihr auf die Stube hinauf und entwendete ihr das Schwert. Als die Vila erwachte, erschaute sie voll Schreck vor sich den Jüngling, sah ein, dass sie ohne Schwert wehrlos geworden war, bat ihn um Gnade für ihr Leben und gelobte ihm in Treue und

Liebe seine Ehegемahlin zu werden. Unter dieser Bedingung verzieh er ihr, verlobte sich gleich mit ihr und legte sich auf ihr Pfühl zum Ausschlafen wieder, die Vila aber begab sich in ihre andere Stube.

Dort in jener Gegend wohnte zu jener Zeit ein altes böses Weib, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, ihren eigenen Sohn mit der Vila zu verheiraten, um Vilenschwiegermutter und Herrin in der Vilenburg zu werden. In dunkler Nacht stahl sie sich zu dem Jüngling in sein Schlafgemach hinein und suchte ihn auszuforschen, wie er es denn zuwege gebracht habe, zur Vila zu gelangen und sie für sich zu gewinnen, was doch nicht einmal die grössten Helden zu erreichen vermochten. Der Jüngling würdigte das abscheuliche Weib nicht einmal einer Antwort. Unverrichteterdings gieng die Alte ab, kehrte nach einer halben Stunde jedoch wieder zurück und umschmeichelte solange mit süssen, heuchlerischen Reden den Jüngling, er möge ihr sagen, woher ihm denn so ein gewaltiges Heldentum zugekommen sei, bis er ihr, nur um sie abzuschütteln, sein Geheimnis offenbarte, er besitze von seiner Mutter her einen Edelstein, der ihn vor jeglicher Not und Gefahr beschütze und behüte. Ach so, jetzt wusste sie es. Sobald nun wieder der Schlaf den Jüngling überwältigt hatte, schlängelte sich heimlich die verrückte Vettel zu des Jünglings Pfühl hin und stahl ihm den Edelstein aus dem Schwertgriff heraus.

Am nächsten Tag fiel es der Vila am Morgen auf, dass sich ihr Bräutigam gar nicht von seinem Lager erheben mag. Sie betrat mit leisem Schritt seine Schlafstube und bemerkte zu ihrem Entsetzen, der Jüngling sei weder lebendig noch tot. In ihrer Verzweiflung stimmte sie Jammerklagen an, dass davon die ganze Burg erbebe. Und ihr Wehgeschrei vernahmen auch die Diven. Sie eilten zur Burg, fanden die in Tränen aufgelöste Vila vor und befragten sie, was denn da los geworden sei. Als sie erfuhren, wie es mit ihrem Wahlbruder, dem Jüngling stünde, erkundigten sie sich des weiteren, ob nicht irgend wer den Jüngling heimgesucht habe. Die Vila beschied sie, niemand sei dagewesen, nur jene unglückselige, verdächtige Alte. Da suchten die Diven von grimmiger Wut erfüllt die Vettel auf und drohten ihr, sie auf der Stelle zu verschlingen, gestünde sie nicht offen und ehrlich, was mit dem Jüngling geschehen sei. Furcht und Schrecken erfassten die böse Alte, sie gab klein bei, bekannte ihre Missetat, steckte den Edelstein wieder in den Säbelgriff hinein und augenblicklich kehrte der Jüngling wieder zum neuen Leben zurück. Darauf murksten die erbitterten Diven die Alte ab. Die Vila vermählte sich mit dem Jüngling, die Diven waren bei dem Freudenfeste die Hochzeitbeistände und erhielten herrliche Geschenke. Ihrem Bräutigam schenkte aber die Vila ihren Ring, dem die Eigenschaft innewohnt, sich im Wasser zu Eis und auf trockenem Boden zu lauterstem Golde zu verwandeln. Zu guter letzt verwandelte sie alle die versteinerten Helden und Rosse in der Umgebung ihrer Burg wieder zu Menschen zurück, wie es vor dem gewesen, darunter natürlich auch den älteren Bruder ihres Gemahls und dessen sämtliche Mannen. Ihr Schwager ritt als Brautführer dem Hochzeitzug voran und so langten sie singend und

unausgesetzt schiessend beim alten Beg und dessen Begin glücklich an. Und die Vila gebar ihrem Manne wackere Söhne und schöne Töchter und sie lebten alle in Frieden und Freuden bis an ihr seliges Ende.

Bosnien

149. Ein Brautlauf

Es war einmal ein wunderholdes Mädchen, weder von einem Vater und einer Mutter geboren, sondern es hatten sie Vilen aus Höhenschnee gebildet, in ihrem Kreise grossgezogen und in jeglicher Vilenkunst unterwiesen. Als die Maid herangewachsen war, liess sie über die Lande und Berge und Täler überall hin die Botschaft kundtun, an dem und dem Tage werde an dem und dem Orte ein Wettlaufen um ihre Hand stattfinden. Sie werde zu Fuss laufen und die um sie werbenden Freier mögen hoch auf ihren besten Rossen reitend ihr nachrennen und sie werde sich nur jenem Jüngling zu eigen geben, der sie im Laufe einholen sollte. Die Nachricht davon verbreitete sich weithin über die ganze Welt und es stellten sich zu tausenden Bewerber, die schmucksten Jünglinge in ihren Prachtgewändern auf ihren raschen Rennern ein und du wüsstest es nicht zu sagen, welches unter den edlen Rossen das vieladelste sei. Sogar der kaiserliche Prinz erschien eigenhüptig, um sich mit seiner bewährten Beduinenstute am Wettrennen zu beteiligen. Das Mädchen stellte sich barfuss auf die Marke hin und rechter Hand und linker Hand von ihr reihten sich alle die Freier hoch zu Rossen auf: „Horcht auf meine Rede auf! Ich habe dort am Ziele einen goldenen Apfel hingelegt und ich werde demjenigem als Preis zufallen, der da als erster ans Ziel gelangt und den Apfel ergreift. Komme jedoch ich als die erste ans Ziel, so wisst, dass Ihr alle samt und sonders dem Tode geweiht seid! Wohlan, nun los!“ Und sie klatschte in die Hände zum Zeichen des Wettlaufbeginns und im gleichen Augenblick mit ihr setzten auch alle Reiter zu Ross zum Wettlauf an. Als sie sich in der Mitte der Rennbahn befanden, überholte sie alle die Reiter und entfaltete unter ihren Achselhöhlen zwei kleine Fittiche und flog wie ein Vöglein dahin. Sobald die Reiter dies wahrgenommen, gaben sie ihren Rossen die Sporen und überholten so das Mädchen. Wie sich das Mädchen überholt sah, riss sie sich ein Haar vom Haupte aus und warf es hin und im selben Nu entstand dortselbst ein riesiges Hochwaldgebirge. Eine kleine Weile waren die Freier ratlos, ermanneten sich jedoch bald, sporneten neuerlich ihre Rosse zum Lauf an und überholten wieder das Mädchen. In ihrer Bedrängnis, in das sie dadurch geraten war, liess die Maid aus ihrem Auge eine Träne zu Boden fallen und die Träne verwandelte sich zu brausenden, rauschenden, reissenden Strömen, in denen nahezu sämtliche Reiter mit ihren Rossen jämmerlich ertranken. Niemand setzte weiter das Wettrennen fort bis auf den einzigen kaiserlichen Prinzen, der mutig ausharrte, weil ihn sein Ross durch die stärkste Strömung vorwärts trug. Als er aber trotz grösster Anstrengung merkte, die Maid habe vor ihm einen

zu gewaltigen Vorsprung gewonnen, beschwor er sie dreimal hoch bei Gottes Namen, auf der Stelle, wo sie stand, stehen zu bleiben. Sie musste Halt machen, er fieng sie ein, setzte sie hinter sich auf sein Ross auf, gürtete sie dreimal mit seinem Leibgurt an seinen Leib fest, schwamm mit seinem Ross über den Strom und schlug über ein Hochwaldgebirge den Heimweg ein. Als sie sich aber mitten im höchsten Waldgebirge befanden, sah er sich nach rückwärts um, doch sein Mädchen war spurlos verschwunden.

Anmerkung: Die gleiche zu einem Guslarenliede umgedichtete Sage von der Witib Ava verdanke ich meinem Guslaren Ilija Crljić Martinović (Milovan) aus Gornji Rgovi im Saveland. Ich veröffentlichte sie mit Erläuterungen in Jan Karłowicz's Wisla in Warschau (1890). Es ist ein Überbleibsel eines bei vielen Völkern nachweisbaren Werbebrauches.

150. Von einem Magjaren, der zu einem Vilenmann geworden

Es war einmal ein Magjare. Der war so schön, dass man sich seines nicht satt schauen konnte. Eines nachts trugen ihn die Vilen davon und sie lehrten ihn zwölf Jahre lang tanzen, er jedoch konnte und wollte aber auch nicht tanzen lernen, und im dreizehnten Jahre so beiläufig um die elfte Tagstunde entwich er und gelangte in einen Wald und hier schlüpfte er in einen grossen Eichenbaum hinein. Gegen elf Uhr nachts kamen plötzlich die Vilen, gleich einer Wolke, daher und suchten nach ihm, doch rufen sie: „Komm, Liebster, zu uns! Fürchte gar nichts!“ Er aber wollte sich just ihnen nicht anmelden. Als der Tag graute, machte er sich auf den Weg, kam auf eine Wiese. Hier hüteten Hirten Schweine und er sagte zu ihnen, sie mögen ihn vor Unglück schützen. Hierauf legte er sich in die Hütte hin, die Hirten aber an der Seite nieder. Sie gaben ihm zu trinken und zu essen. Als es um zwölf Uhr nachts war, siehe da! Sie kommen schon wieder zu ihm und rufen ihn, er möge zu ihnen kommen, er aber trotzte ihnen nur und wollte nicht gehen. Als der Tag lichtete, so bezahlte er sie [die Hirten] gut und zog weiter. Er kam in ein Wirthaus und bat um eine Nachtherberge, doch der Wirt antwortete: „Gott helf mir, ich kann Sie nicht aufnehmen, denn ich habe nur eine Stube, doch in diese Stube darf niemand hinein. Wer darin übernachtet, der bleibt nicht lebend!“ Er aber entgegnete: „Ich habe keine Furcht, gäben Sie mir nur genug Tabak und drei Kerzen. Und stellen Sie mir einen Tisch und einen Sessel und ein Päckchen Zündhölzchen hinein, ich werde Sie befreien!“ Aus Furcht zündete er die Kerzen an und setzte sich hin und rauchte. Als es gegen zehn Uhr war, da kamen schon die Vilen. Das ganze Haus knistert und knattert. Als sie eintrafen, sagten sie: „Jetzt haben wir dich erwischt!“ Und sie packten und trugen ihn fort. Und als er dorthin kam, da verwandelte er sich zu einem Vilenmann.

Slavonien

151. Wie sich eine vom Wahlbruder verlassene Vila gerächt hat

Dies Geschehnis trug sich in den Jahren 1845 bis 1849 zu. Im Dorfe St... lebte ein Mann namens Lukas, der da volle sechs Jahre lang eine Vila zur Wahlschwester hatte und nirgendwo liess die Vila ihren Wahlbruder im Stich. Dreimal zog sie mit ihm in den Krieg nach Italien aus und jedesmal beschützte sie ihn vor der Gewehrkuugel, ja sogar das Gepäck half sie ihm zu tragen. Leicht fiel es Lukas, Kriegsdienste zu leisten, weder hatte er Hunger noch Durst zu erleiden, weder sich mit Gewehr noch Tornister abzuschleppen. Lukas war allezeit fröhlichen Gemütes und zuweilen befragten ihn seine Genossen, wieso es komme, dass er niemals ermüdet sei. Lukas mochte mit der Wahrheit nicht herausrücken, bald log er dies, bald jenes, den Gefährten vor, zumeist aber prahlte er: „Man muss halt ein Kämpfer meines Schlages sein und dann ist's leicht im Heere Kriegsdienst zu leisten!“

Die Vila bot überall und in allen Dingen Lukas hilfreichen Beistand dar. Eines Tages sprach sie zu ihm: „Hör mich mal an, Lukas, mein Wahlbruder! Alles und jedes Gute habe ich dir erwiesen, was immer du dir nur ersonnen und erdacht hast und werde dir auch alles und jedes bis ans Lebensende zu willen tun. Doch sei auch du gut zu mir und erweis dich mir für meine Liebe erkenntlich!“ – „Sprich, o Schwester, sei es, was immer es wolle, der Bruder wird es für dich verrichten!“ – „Lukas, sagte die Vila, du liebst mich, ich jedoch dich noch hundertundneunmal mehr. Mich hat noch keines Menschen Auge, bis auf dich, je geschaut. Ich will mich zu einem Menschen Weib verwandeln und dir angehören. Du töte dein Eheweib und ich lasse mich dir antrauen!“

Als Lukas der Vila Wunsch begriffen, verwirrte sich ihm das Gehirn vor Schrecken. Er starrt die Vila an und steht da wie angeschmiedet. Allmählich sammelte es sich wieder und sagte: „Mein Eheweib zu töten, wie brächte ich dies, o Schwester, zuwege?“ – Tag für Tag verstrich und jeder neue Tag sah Lukas in trauriger Niedergeschlagenheit und Bekümmernis. Er welkte zusehends dahin und wenig fehlte es, er wäre schon ganz verwelkt. Eines Morgens raffte er sich zu einem Entschlusse auf, biegen und brechen, ein Jammer ohne Ende nimmer zu ertragen, und darum suchte er seinen Alten, den Schwiegervater auf. Der war schon ein Mann von achtzig Jahren und verstand es, auf alle Arten zu Gott zu beten.

Er berichtete dem Alten alles haarklein, wie er seine Jahre mit seiner Wahlschwester Vila verlebt hatte und wie sie ihm nunmehr zumute, er möge sein Eheweib töten. Sogleich bat er ihn auch um einen Rat, auf welche Art und Weise er wohl die Vila von sich abschütteln könnte. „Hör mich an, Lukas“, sagte der Greis, „du, mein Söhnchen, trägst dich mit der Absicht herum, die Vila von dir abzubeuteln. Das ist halt ja eine schwierige Sache, doch vernimm mich wohl, wie und was du anzustellen hast und zaubere mit aller Umsicht und Vorsicht. Verschaff dir ein solches Messer, das da wenigstens einen Christenleib getötet hat. Sobald du es erlangst, wirble es dreimal eigenhändig um dich herum, dann aber stich es oberhalb der Stubentüre in den Balken hinein!“

Lukas befolgte die Weisung und tat alles so, wie es ihn der Alte geheissen. Eines Nachts, es war nicht lange darnach, seit er das Messer in den Balken hinein gesteckt, lag er, Lukas nämlich, in seiner Schlafkammer, da vernahm er, wie halb im Schlummer die Worte: „Was tatest du, Lukas, möge dich Gott dafür strafen!“ Klang auch wie im Halbtraume, so verstand Lukas dennoch die Worte und die Stimme. Das war die Vila. Von wildem Grimm erfüllt flog die Vila davon, zog jedoch das halbe Hausdach mit und riss das Häuschen, darin Lukas Schlafkammer war, über den Haufen nieder, im Garten aber entwurzelte sie eine ganze Reihe Zwetschkenbäume.

Nicht lange danach, im Jahre 1859, entbrannte ein neuer Krieg. Auch Lukas zog ins Heer aus, er zog wohl aus, doch ist er nimmer mehr wieder heimgekehrt.

Anmerkung: Diese Geschichte erzählte der Bauer Lukas Vučevac in Prkovci in Slovenien und verbürgte sich für deren volle Wahrheit. Er selber, so sagte er, habe gemeinsam mit Lukas dreimal Feldzüge mitgemacht und Lukas selber pflegte ihm öfters zu erzählen, wie schön einträchtig er mit seiner Vila, seiner Wahlschwester, gelebt habe.

152. Die Hexe und das Brüderpaar

Es waren einmal zwei Brüder, die hatten daheim nicht den Tag zu überleben und machten sich darum auf und hinaus in die weite Welt. Sie fanden gemeinsam bei einem Manne eine Arbeitgelegenheit und verdangen sich in seine Dienste. Nebst Lohn gewährte er ihnen Nahrung und Unterkunft. Tagüber rackerten sich die Gebrüder so weidlich ab, dass sie den Abend ersehnten, um sich auszuschlafen und auszuruhen. Um Mitternacht gleich in der ersten Nacht erscheint eine Hexe, trägt in den Händen einen Rosskopf und sucht den jüngeren Bruder auf, der da wie ein Braten fest schläft. Sie nähert den Rosskopf seinem Haupte, der Jüngling verwandelt sich auf der Stelle zu einem Pferd, sie schwingt sich ihm auf den Rücken hinauf und reitet in die weite Welt hinaus. Beim ersten Morgengrauen, als die Kirchenglocke zum erstenmal läutete, führte sie ihr Reitpferd zurück, verrichtete irgend einen Zauber, ergriff wieder ihren Rosskopf, und ihr Pferd verwandelte sich wieder zum Jüngling zurück. So tat diese Hexe oder Mahr, denn sie war beides zugleich, auch in der zweiten und dritten und in jeder weiteren Nacht.

Der Jüngling magerte allmählich bis auf Haut und Knochen ab und taugte zu seiner Arbeit nicht mehr. Bekümmert befragte ihn sein Bruder: „Was fehlt dir denn, mein lieber Bruder, dass du gar so sehr vom Fleisch und Fett abgefallen bist?“ Antwortet er ihm: „Allnächtlich gegen Mitternacht sucht mich eine Gevatterin Hexe heim, setzt mir einen Rosskopf auf und reitet auf mir in der Welt umher bis das erste Morgengeläute erschallt, ich aber vermag dich nicht wachzurufen, weil du einen so festen Schlaf hast!“

Am folgenden Abend tat sich der ältere Bruder die möglichste Gewalt an, um wachend der Hexe aufzulauern, doch gegen Mitternacht überwältigte ihn der Schlummer und die Hexe kam wieder und setzte ihr gewohntes Treiben ungestört weiter fort. Um die Mitternachtstunde der nächsten Nacht blieb jedoch der ältere Bruder wach. Auf einmal erschien die Hexe mit dem Rosskopf in den Händen und willens, ihn seinem Bruder aufzusetzen. Da aber fiel der wachende Bruder über sie her, erwischte sie, machte sie tüchtig dingfest und spannte nun ihr selber den Rosskopf auf ihr Haupt, worauf sie, das Mädchen, sich zu einer Stute verwandelte. Jetzt gewann plötzlich der ausgemergelte Jüngling seine alte Kraft und Stärke wieder, wie er sie ehemals besessen. Beide Gebrüder schwangen sich nunmer auf die Stute hinauf und holla ho! jagten mit ihr auf allen den Orten umher, wo sie mit dem jüngeren Bruder umherzuschweifen pflegte, und als der Morgen anbrach, ritten sie auf ihr zu einem Hufschmied, um sie beschlagen zu lassen. Der Schmied holte Nägel, um die Stute zu beschlagen, doch die verwandelte sich im selben Augenblicke zurück in Mädchengestalt, küsste den jüngeren Bruder, bat ihn um Verzeihung und als er sie ihr gewährte, sank sie auf der Stelle tot zu Boden nieder.

Dalmatien

153. Das Töchterlein eine Hexe

Ein weibliches Kind kann in einem blutroten oder auch in einem schwarzen Hemdchen zur Welt kommen und reist es nicht beizeiten durch, so wird das Kind eine Hexe. Hat es jedoch ein weisses Hemdchen mit zur Welt gebracht, so hat es auf allen seinen Wegen immer Glück im Geleite. Fürsorglich vernäht die Mutter ein solch weisses Hemdchen in ein Amulett und wächst das Kind zu einer heiratfähigen Maid heran und wünscht es, irgendein ihr genehmer Mann möge sie ehelichen, so braucht sie ihn nur mit ihrem besagten Amulett zu berühren und sie wird ehebald zu seinem Eheweibe.

Zur Bestätigung des Volksglaubens erzählte ein dalmatischer Eilandbewohner folgende Geschichte, die er vom Vater einer solchen Hexe zu Schiff während einer Meerfahrt vernommen hatte.

Zu Ragusa lebten Mann und Weib. Sie hatten in ihrer Ehe zwar viele Kinder gehabt, doch waren ihnen alle hingestorben bis auf ein einziges Töchterlein. Eines Tages sagte ihr der Mann: „Hör mal, mein Weib, wir können bei der Teuerung hier in der Stadt nicht länger mehr bestehen, lass uns aufs Land hinaus übersiedeln, damit wir uns leichter fortretten!“

So zogen sie denn zur Stadt nach Gravoša hinaus und kauften sich ein Häuschen, wo sie mit ihrem Töchterlein weiterwirtschafteten. Einmal sah das Weib im Gefild von Gravoša Soldaten exerzieren, erblickte an ihrer Spitze einen Hauptmann, der ein schöner Mann war und bemerkte: „Ach mein Söhnchen, was bist du für ein schöner Mensch! Erschaute dich

nur deine Mutter! So wäre mein Sohn auch geraten, wäre er am Leben geblieben!“ Ihr Töchterlein hörte ihr zu, und sprach zu ihr: „Mütterlein, wenn es dir recht ist, so werde ich ihn, so schnell als du zublinzelst, zermalmen!“ Darauf zu ihr die Mutter: „Wie könntest du das, Töchterlein, nur bewerkstelligen?“ Die Alte ahnte eben nicht, ihr Töchterlein sei eine Hexe, wähnte, sie scherze, und sagte zu ihr: „Wohlan denn, lass mich deine Kunst sehen!“ Inzwischen rückte die ganze Abteilung vor, und an ihrer Spitze zu Ross der Hauptmann mit dem blanken Säbel in der Rechten. Er befahl der Schar zu marschieren. Da stellte das Mädchen irgend einen Zauber an. Es blitzte nicht, es donnerte nicht, kein Windhauch regte sich und doch, zerfielen im Nu Reiter wie Ross zu lauter kleinen Stücken! Die Soldaten sprangen hinzu und lasen alle die Stücke zusammen, um sie zu bestatten.

Am selben Abend bereitete die Mutter ein ausgiebiges Nachtmahl und kaufte auch genug Wein dazu ein. Sie berauschte ihr Töchterlein ganz gehörig, und legte sie zu Bette. Als die Tochter eingeschlafen war, trug sie sie auf ihren Armen in den Garten hinaus und schaufelte eine Grube aus, um sie darein zu begraben. Sie hieb ihr den Kopf ab, verscharfte sie und ebnete das Erdreich so, dass niemand etwas merken konnte.

Am anderen Morgen, begab sie sich aufs Gemeindeamt und erzählte, sie habe ihre Tochter um Wasser geschickt, und die komme nimmer heim. Die Gemeindebehörde liess überall nach ihr nachforschen, doch blieben alle Umfragen vergeblich.

Mittlerweile traf auch der Mann daheim an und befragte sein Weib: „Liebstes Weib, wieso hast du unser Töchterlein verloren?“ Sie log ihm etwas vor. Eines abends nach dem Nachtessen sprach das Weib zu ihrem Manne: „Ich will dir alles wahrheitgetreu von unserem Töchterlein berichten, doch musst du mir vorher hoch und heilig schwören, mich nicht zu töten.“ Er schwur und sie hub ihm zu erzählen an, wie die Tochter, von der sie nicht wusste, sie sei eine Hexe, den schönen Hauptmann in einem Nu samt seinem Ross zertrümmerte und wie die Soldaten die Bröckchen, die ihres Hauptmannes besonders, und wieder besonders die seines Reitpferdes, aufgelesen haben und wie sie, die Mutter, ihre Tochter betrunken gemacht, abgeschlachtet, und begraben habe.

Darauf sagte der Mann zu ihr: „Hast daran nur wohl getan, teuerstes Weib, denn wer kann wissen, wieviel Volk die noch vernichtet hätte!“

Die Mutter ging nun zu Pfarrer beichten, und auch der Pfarrer sagte zu ihr, sie habe recht gehandelt, denn sie hätte auch ihren Vater zu Meer samt der Mannschaft auf dem Schiffe in den Grund gebohrt.

Die Tochter traf eigentlich kein Verschulden, denn in Wahrheit wollte sie gar nicht so böseartig sein, doch war sie unter einem bösen Stern und in einem schwarzen Hemdchen zur Welt gekommen und musste Hexenwerke ausüben.

Anmerkung: Der Glaube an das Geborenwerden unter einem besonderen günstigen oder ungünstigen Sterne, kommt wohl unter den Chrowoten und Serben im Küstenlande und unter den Slovenen, hauptsächlich unter

den Städtern vor, die mit Kalender- und Lauberbücherweisheit versorgt werden. Das Bauernvolk dagegen ist davon noch so gut wie ganz verschont geblieben. Der Volkglaube vom Usud, den Sugjenice oder Rogjenice, liess sich mit dem Stern glauben nicht leicht verschmelzen. Auch ist der vom Abendlande aus verbreitete Hexenglaube sehr stark von dem einheimischen Baumseelenglauben verschieden. Die neuere Zeit schuf erst die Vilen zu Hexen um, wie dies so manche unserer Erzählungen lehrt, und selbst diese Hexen bleiben noch immer als Waldgeister erkennbar.

154. Die Mahr als Henne

Im Herzogland glaubt man, die Mahr nehme mit Vorliebe die Gestalt einer Henne an. Einen Burschen quälte immer eine Mahr, doch konnte er sie nie erwischen. Einmal zündete er eine Kerze an, bedeckte sich mit einem Topfe und legte sich schlafen. Als bald erschien die Mar und begann ihn zu würgen. Flugs hob er den Topf ab, erblickte beim Kerzenschein eine Henne, fieng sie ein und verschloss sie in eine Truhe. Als er dann in der Frühe die Truhe öffnete, traute er kaum seinen Augen. In der Truhe lag ein Mädchen, just das, bei dem er am liebsten zu fensterln pflegte.

155. Von der Niederkunft einer Kröte

Es war einmal ein Mann, der hatte ein sehr liebes, gutmütiges Eheweib und sie lebten sehr gut mit einander, wenn sie gerade auch keinen Überfluss an Geld und Gut besaßen. Eines Abend beschlossen sie zu irgend einem Bekannten im Dorfe in die Spinnstubenunterhaltung zu gehen, um sich in fröhlicher Gesellschaft aufzuheitern. Als die Eheleute über die Hausschwelle durch die Türe in den Hof hinausschritten, trat die Frau unversehens auf eine Kröte auf und die Kröte sprach zu ihr mit menschlicher Stimme: „Bist du auf mich getreten, so wirst du meine Hebamme sein!“ Und schon war die Kröte, die sich in anderen Umständen befand, spurlos verschwunden. Das Ehepaar verbrachte den Abend im vergnügten, fröhlichen Kreise, kehrte gegen Mitternacht heim und hatte bald den Zwischenfall mit der Kröte so gut wie halbvergessen. Da erschien ganz unerwartet ein Sendbote der Kröte mit der Einladung, die Kröte rufe die Frau als Wehenmutter zu sich. Die Frau entsetzte sich darüber und fragte in ihrer Bestürzung ihren Ehegatten: „Um Gottes willen, Mann, was soll ich jetzt tun? Rat mir!“ Der Ehemann gab ihr zur Antwort: „Wenn sie dich in ihren schweren Nöten um sich haben will, so folge ihrem Ersuchen und sei mir Gott befohlen!“ Was blieb ihr übrig als zu gehorchen. Sie betete zu Gott um seinen Schutz und Beistand und machte sich mit dem ihr unbekanntem Menschen bangen Herzens auf den Weg. Der Mann führte sie kreuz und quer über Strassen und durch Gassen, deren sie gar nicht erinnerte und führte sie endlich auf einen Düngerhaufen. Dort angelangt hiess er sie die Augen fest zudrücken und sie schloss die

Augen, dann aber sagte er wieder: „Nun mach die Augen auf!“ Und sie schaute auf und um sich. Sie erblickte sich urplötzlich in einem wunderschönen grossen Prachtgebäude, in welchem es von festlich gekleideten überaus lustigen, tanzenden und singenden Männern und Frauen wimmelte. Man begrüßte sie mit auserlesener Höflichkeit und Freundlichkeit, bildete einen Spalier, geleitete sie in die Stube zur Kreissenden und liess sie dann mit ihr alleine. Die Frau hörte die Leute draussen vor der Türe singen: „Heil der Schwerenotmutter kommt ein Knabe zur Welt, wehe aber ihr, wenn es ein Mägdlein sein sollte!“ In ihrer Angst flehte die Frau zu Gott, die Mutter möge eines Knaben genesen und siehe da, ihre Bitte ward erhört und das Kindlein war männlichen Geschlechtes. Alle Gäste stimmten darüber ein Freudengeschrei an und man kannte sich vor Fröhlichkeit schier nicht aus. Nachdem sich die Aufregung ein wenig gelegt hatte, traf der Gatte der Wöchnerin Anstalt, um die Hebamme zu ihrem Heim zu geleiten. Bevor sie jedoch aufbrachen, beschenkte man die Frau überreich mit Lauchstengelspitzen, so dass sie von der Bescherung die Schürze übervoll mit sich trug. Aus Artigkeit, um die Geber nicht zu beleidigen, nahm sie das Zeug an und bedankte sich noch recht freundlich dafür, weil sie hauptfroh war, endlich fortzukommen. So gieng sie denn mit dem Manne ab. An einer Stelle hiess er sie: „Jetzt schliess die Augen fest zu!“ bald darauf: „Nun mach die Augen auf!“, sie schaute um sich, fand sich wieder auf dem Düngerhaufen und er geleitete sie neuerdings durch die ihr fremden Strassen und Gassen, bis er sich vor ihrem Hause von ihr mit herzlichen Grusse verabschiedete. Bevor sie durch die Türe in ihr Zimmer eintrat, beutelte sie noch ihre Schürze von der immer schwerer gewordenen Last ab, pochte Einlass begehend an, der Gatte öffnete ihr und sie sank ihrem Manne selig um den Hals. Beglückt und hocheifrig fragte er sie: „Mein Weibchen, bist du noch am Leben?“ – „Ach ja, Gott Lob und Dank, jetzt aber ergreif den Besen und kehre die Lauchstengel von der Türe auf den Mist!“ Er nimmt den Besen, wie er aber zu kehren anfängt, merkt er zu seiner unsagbaren Überraschung, dass von der Stubentüre die blanken Golddukat in hellen Haufen herumliegen!

Bosnien

156. Wie sich ein toter Kartenspieler entsühnt hat

Es waren einmal im Dorfe drei Männer, die leidenschaftlich dem leidigen Kartenspiel frönten. Öffentlich zu spielen, das verwehrten ihnen die Gemeindegewächter, im Hause daheim die erbosten Eheweiber, in den Wirtschaftgebäuden und im Felde die ergrimmtten Väter. Nirgendwo hat man Ruhe vor Belästigungen, nirgend ist man frei von unliebsamen Störungen. Was tun?

Sie fanden aber doch einen Ausweg vor den Verfolgern, indem sie sich heimlich in die alte Grabkammer neben dem Kirchlein auf dem Friedhofe versammelten. Sie setzen sich

nieder, mischen die Karten und teilen sie aus, als sich da plötzlich ein Toter in einem Graben zu rühren anfängt, sprach der eine der Kartenspieler: „Muss doch mal hinausgehen und nachschauen, was dort rumort!“ Und kehrte nicht wieder zurück. Nach einer Weile sprach der andere: „Nun was soll das heissen? Jetzt gehe ich mal hinaus, um zu schauen, was losgeworden!“ Und kam auch nicht wieder zurück.

Verblieb nur der dritte allein in der Grabkammer. Bei Gott, er mischt sorglos die Karten, schert sich um nichts und harret der Spielgenossen. Inzwischen erhebt sich der Tote aus dem Grabe, tritt in die Grabkammer ein, setzt sich mir nichts dir nichts dem Kartenmischer gegenüber hin, um mitzuspielen, hat jedoch kein Geld. „Borg mir, Bruder! Gut ist's, Toten zu gewähren.“ Er bat inständig darum.

– „Fällt mir nicht ein! Hast du kein Geld, so leg dich wieder nieder, wo du gelegen bist!“ Sagte er und erhob sich, um fortzugehen.

– „Wart doch, Bruder, wenn du lebst!“ schrie der Tote, „ich gehe Geld holen!“ Und brachte einen vollen Zuber herbei. Lauter silberne Lindzen. Sie spielen. Der Tote verliert nach und nach alles bis aufs letzte Stück. Er beginnt wieder flehentlich zu bitten.

– „Borg mir, Bruder! Gut ist's, Toten ein Darlehen zu gewähren!“

– „Fällt mir gar nicht ein, beim Allah! Hast du nichts, so leg dich wieder nieder, wo du gelegen bist! Ich gehe meines Weges!“

– „Wart doch, Bruder, wenn du lebst!“ schreit der Tote und klapperte mit seinem trockenen dürren Knochengerippe. Und wiederum schaffte er einen Zuber voller Silberlinge zur Stelle her. Er setzt alles Geld auf die Karten und verspielt auch die letzte Silberlinda. Wieder erneuert er sein Flehen: „Bruder, wenn du lebst und einen Funken Mitleid im Herzen hegst, borg mir ein Geld zum Weiterspielen!“

– „Justament nicht! Fällt mir gar nicht ein, auf Pump zu spielen. Hast du kein Geld mehr, so leg dich nieder, wo du gelegen bist. Ich gehe heim!“

– „Aber, so gedulde dich doch! Ich suche noch eins aufzutreiben und kehre gleich wieder!“ Und bald schleppte er einen dritten Zuber voll Silberstücke herbei und das Spiel gieng von neuem an. Als er sein letztes Stück auf die Karte gesetzt und es wie alle übrigen verspielt rief er aus: „Ach, sei mir unendlich bedankt! Raff rasch das Geld zusammen und flüchte damit! Glück und Segen mögen dir davon erspriessen! Auf solche Weise hab auch ich den Schatz gewonnen und ihn verscharrt und nichts davon weder den Verwandten noch Gott vermacht. Und dessentwegen musste ich als Toter mit dir Karten spielen, nur zur Strafe, dir zum Lohne und mir zum Heile meiner Seele!“

Und er zog ab und legte sich wieder in seine Truhe nieder und muckste sich niemals wieder, jener ohne Furcht aber, sein Partner, gieng heim, entsagte für immer dem Kartenspiel und lebte reich und glücklich sein Leben lang. Dagegen verblieben die andere zwei mit leeren Fäusten und hatten das Nachsehen. Recht geschah es ihnen, warum waren sie solche Memmen!

Istrien

157. Der Lehrer spricht aus dem Grabe

Es war einmal ein greiser frommer Mann, der hatte ihrer vierzig Schüler, die er alle Gebete lehrte. Eines Tages erkrankte er so schwer, dass er den Unterricht unterbrechen musste. Vergeblich kamen die Schüler zu ihm und baten ihn um Abschluss der Unterweisung. Der Greis antwortete jedesmal: „Ich kann heute nicht. Ich fühle mich schon sehr schwach und mein Ende herannahen, aber bin ich einmal verschieden, so sucht mich an meinem Grabe auf und ich will euch zu Ende lehren!“ Bald darnach schloss er für immer die Augen.

Alsbald erschienen seine Schüler am Grabe und riefen ihn an. Es erfolgte keine Antwort. So kamen sie Tag für Tag ans Grab, volle neununddreissig Tage hindurch, doch immer war ihr Anrufen vergeblich. Der alte Lehrer gab ihnen kein Zeichen von sich. Endlich am vierzigsten Tage vernahmen sie deutlich seine Stimme aus dem Grabe, wie sie ihnen den Schluss der Gebete (*bogomola*) hersagte und die waren nicht sehr lang.

„Warum meldetest du dich uns nicht schon früher, ehrwürdiger liebster Lehrer?“ fragten ihn die Schüler.

„Das konnte ich nicht, weil an dem Tage, an welchem man meinen Leib im Grabe barg, ein gar frommer Mann an dem Grabe vorübergieng und eine grosse Gabe für das Seelenheil der Verstorbenen darbrachte (*prid duše mrtvih*). Diese Gabe teilte man vierzig Tage hindurch an sämtliche Tote dieser Welt auf und die Rechnung war lang, wie Ihr seht. Doch nur die eine Hälfte empfiengen wir, die andere entfiel auf den Geber selber!“

Bosnien

Anmerkung: Erzählt von einem zweiundachtzigjährigen Bosnier, der noch im Geheimen dem öffentlich seit Jahrhunderten geächteten Bogomilenglauben anhieng. Das gottgefällige Werk (*sevap*) einer den Verstorbenen dargebrachten Weihegabe ist so bedeutend, dass die Hälfte des Verdienstes dem frommen Geber im Jenseits gutgebucht wird. Von der Bedenkung der vierzig Tage im Totenglauben der Völker handelt mit bewundernswerter Gründlichkeit wie immer W. H. Roscher in mehreren Abhandlungen. – Gespräche mit Toten im Grabe behandeln so manche Sagen und Märchen, häufiger noch bei Frauen beliebte gefühlvolle Volklieder der Südslaven. Die Seele des Bestatteten geht gewöhnlich in den auf dem Grabe gewachsenen Baum oder in die Blume am Grabe über.

158. Der Alptraum des Totenwächters

In einer Kleinstadt bestand der Brauch, einen Verstorbenen nicht wie anderswo noch am Sterbetage zu bestatten, sondern ihn in der Moschee zu lassen, wo gewöhnlich einige Leute bei ihm zur Nachtwache zu verbleiben pflegten.

So verstarb einmal ein Mann und die Städter wuschen und statteten ihn aus, schafften ihn in die Moschee und belassen bei ihm drei Männer zur Wacht bis zum nächsten Morgen.

Zu vorgerückter Nachtstunde schlief einer von den Dreien ein. Als dies die anderen zwei Wächter bemerkten, huben sie miteinander zu besprechen an, wie es wohl wäre, ging jeder von ihnen in der Stille gemächlich heim und sie verschlossen hinter sich die Moschee. So könne ja dem Toten nichts geschehen, im übrigen schlafe doch ohnehin ein Lebender bei ihm. Nachdem sie ihre Verabredung getroffen, steckten sie noch einige Kerzen an, damit die Moschee ausreichend beleuchtet sei, aus ihren Mänteln aber machten sie an der Seite des Schläfers zwei Wülste, damit es demjenigen, der zufällig durchs Fenster in die Moschee hineinschauen sollte, erschiene, es seien alle drei Wächter beisammen. Sie legten darnach an die Moscheetüre ein Schloss an und gingen gemächlich nach Hause.

Nunmehr herrschte in der Moschee Totenstille. Der Wächter schlief wie abgestochen und hätte wer aus Neugierde nachgeschaut, ob alles in guter Ordnung sei, so hätte er ausser dem Toten noch drei mit Mänteln bedeckte Gestalten zu erblicken vermeint und geglaubt, alle drei Wächter seien anwesend.

In später Nachtstunde kam es dem Schläfer vor, er sei erwacht und schaue um sich herum. Er sieht die Moschee hell beleuchtet, verwundert sich jedoch gar sehr als er wahrnimmt, er sei das einzige lebende Wesen in der Moschee. Er blickt unverwandt auf den Toten hin und beginnt nachzudenken, was wohl geschehen würde, lebte der Tote jetzt auf einmal wieder auf. Während er sich solchen Gedanken hingab, fing sich der Tote allmählig zu erheben an. Den Wächter überlief es eiskalt. Inzwischen richtete sich der Tote nach und nach ganz auf und stand schon auf den Beinen. Darauf liess er seine Blicke nach allen Seiten schweifen, gab mit dem Fusse den zwei leeren Mäntel einen Schupfer, dass sie wegflogen und gieng auf den entsetzten Wächter mit ausgebreiteten Armen los, als ob er sich mit ihm in einen Ringkampf einzulassen gedächte. Dieser aber getraute sich nicht, ihn zu empfangen, sondern sprang auf und war mit einem Satz beim Ausgang. Wie er nun merkte, die Türe sei abgesperrt, geriet er vollends in Verwirrung und begann vor dem Toten in der Moschee zu flüchten, bald in den einen, bald in den anderen Winkel hin. So jagten sie einander eine volle Stunde herum. Der Unglückselige wollte in seiner Angst um Hilfe rufen, wie sehr er aber den Mund auch aufriss, um zu schreien, so blieb ihm trotzdem jeder Laut in der Kehle stecken.

Ermüdet bis zur Erschöpfung sah der Wächter in seiner Verzweiflung ein, zuletzt dürfte ihn der Tote doch einholen und packen und in seiner äussersten Not kam ihm der rettende Gedanke zur Flucht aufs Minarett hinauf. Er rennt in wilder Hast die Wendeltreppe zum Minarett empor, doch sah er ein, der Tote werde selbst da von ihm nicht mehr ablassen, denn er vernahm deutlich hinter sich dessen Getrampel.

Schon ist er oben auf dem Minarett, der Tote hintendrein. Nun hebt die Hetzjagd rund um den Rundkranz an. Immer rastlos rundherum, jage, laufe, renne, bei Gott, es ist klar, eine Rettung ist ausgeschlossen! In seiner hellen Verzweiflung schwingt sich der aufs ärgste bedrängte Wächter übers Geländer, klammert sich krampfhaft an einen Turmvorsprung

an, und bleibt so zwischen Himmel und Erde hängen. Das Minarett ist gar hoch, der Erdboden aber hart, das Leben ist zwar mühevoll, doch tut einem das Sterben bitter leid.

Der Tote ergriff ihn bei der einen Hand, er aber riss sie mit einem Ruck los und hielt sich nur um so fester mit der anderen an. Der Tote erwischte die andere Hand, der Wächter wechselte in einem mit der anderen ab. Darauf beugte sich der Tote über die Brüstung und wollte ihn beim Kopf anpacken, der Wächter entzog sich jedoch mit einer geschickten Schwenkung dem Zugriff. Wie er nun sah, dass auch der Kopf verloren sei, sagte sich der Unglückliche, es sei noch immer besser, zerschmettert zu Boden zu liegen, als von einem Toten erwürgt zu werden – und er liess sich hinabfallen.

Unter grausigem Gepolter schlug er auf dem Boden so heftig nieder, dass davon die ganze Moschee erzitterte. Er schaute um sich und da sah er sich auf derselben Stelle ausgestreckt liegen, auf der er sich gestern zur Nacht gebettet hatte, während der Tote, wie immer Verstorbene, noch immer unbeweglich auf seiner Bahre lag.

Der Wächter erinnerte sich nun aller Vorgänge und war sich klar darüber, er habe bloss geträumt, das Gepolter aber, das ihn über alle Massen erschreckt, sei davon gekommen, dass er in Schläfe irgendwie heftig mit dem Fusse auf den neuen Moscheenestrich aufgehaut habe, sodann stand er auf und hob die zwei Mäntel auf in der Meinung, auch seine zwei Genossen schliefen noch, doch geriet er in Verwunderung, weil er sie nicht sah, erschrak darüber und erbleichte vor Schreck: „Seit wann bin ich denn so ganz und gar allein hier in der Moschee um diese Stunde und bewache den Toten?“, so fragte er sich im Stillen. Er hub mit einer Gebetverrichtung an, nur um sich selber so zu ermutigen.

Inzwischen hörte er, wie man die Moscheetüre aufsperrt und öffnet und zugleich vernahm er menschliche Stimmen, was ihn hoch erfreute. Es waren eben jene zwei Männer zurückgekehrt, um bis zum Taganbruch beim Toten auszuharren.

Als die zwei Männer ihren kreidebleichen, verstörten Genossen erblickten, da errieten sie sogleich, es müsse etwas besonders in ihrer Abwesenheit vorgefallen sein. Sie ermunterten ihn, zu reden und ihnen mitzuteilen, was sich zugetragen und er erzählte ihnen unter Lachen, weil er sich jetzt vollkommen sicher fühlte, sein so merkwürdiges Traumerlebnis. Er schloss mit den Worten: „Dem lieben Gott sei Dank, dass dies alles bloss ein Traumgespinnst und keine Wirklichkeit war, sonst weilte ich nicht mehr unter euch!“

6. Lokalsagen

159. Vom Ursprung der Namen Teufelsee und Krätzensee (Vrazije jezero und Srablje jezero) im Herzoglande

In der Gegend von Drobniak liegt ein kleiner Gebirgsee, dem das einheimische Landvolk mit scheuer Furcht gern im weiten Bogen ausweicht, denn man sagt vom ihm, er sei verflucht. Einst barg er in seinem Wasser eine Unmenge von Fischen und die reichen Spahis pflegten zum Sommeraufenthalt ihre Gezelte an seinen Ufern aufzuschlagen. Von da aus pirschten sie häufig auf Wild im Hochwald und noch lieber und häufiger auf die schmucken Bauernmädchen. Das laute und lustige Treiben war aber den Bauernburschen herzlich zuwider und darum sannnen sie darauf, den grossen Herren den Aufenthalt am See ein für allemal zu verleiden. Eines Winters schleppten sie eine schwere Menge gefüllter Fichten- und Tannenbäume auf das dicke Eis des zugefrorenen Sees hin und als es sie Frühling taute, sanken die Stämme auf den Seegrund hinab. Im Sommer stellten sich die Spahis wie gewohnt wieder ein, um ihr fröhliches Leben zu erneuern. Sie lagen zum Zeitvertreib auch dem Fischfang ob und warfen ihre Netze aus, doch die Netze zerrissen an den Nadeln und an dem stacheligen Geäste der Bäume. Aus Zorn verfluchten sie den See und kehrten nie wieder zu ihm zurück. Dafür nahm vom verwunschenen See ein Dzin Besitz und richtete sich in ihm häuslich ein. Der Dzin war so frech und übermütig, dass er sogar den heiligen Elias höhrend verspottete. Der Heilige hätte ihn deswegen bestraft, doch konnten ihm seine Blitze nichts anhaben, weil sie im Wasser nicht zünden. Es traf sich aber, dass sich zur selbe Zeit herum ein Svaba (Schwabe, Deutscher) in der Nähe des Sees ergieng und den ersuchte der heilige Elias, mit seinem Jagdgewehr ins Wasser hineinzuschiessen und den Dzin zu töten. Das tat denn auch der Schwabe, traf mit seinem Schuss den Dzin zu Tod und erfreute damit den Heiligen, der ihn dafür mit einem recht hübschen Mädchen entlohnte. Aber das Mädchen war mit der Krätze behaftet. Um sie davon zu heilen, zeigte ihr der Heilige den See auf dem Sedlenik (der Sattelkammhöher), der den von der Krätze befreit, der im Seewasser badet. Sie folgte der Weisung und genas von ihrem Übel. Seither nennt das Volk den See *Srablje jezero*, den Krätzensee.

Anmerkung: Der hl. Elias ist bei den Südslaven Herr des Donners und des Blitzes. Zu dieser Machtstellung gelangte er nicht so sehr wegen seiner biblisch beglaubigten Himmelfahrt als weil er dank seinem Namen zum Nachfolger des hellenischen Apollo – Helios geworden war. Der Schwabe verdankt wieder seinerseits die Ehre eines Seegeisttöters dem Gleichklang seines Namens mit Srab, der Krätze.

160. Vom Ursprung der Ortsnamen *Ljubišnje* und *Pavino Polje* im Herzoglande

Der Name *Ljubišnje* rührt noch aus der Zeit der Bogumilen oder Paterenen her. Man erzählt, der Herzog Stefan habe seines Sohnes Hochzeit gefeiert und sei auf der Brautfahrt über die Berge mitgewandert. Auf den Bergen wehte damals ein heftiger Wind und der Wind hob den Schleier der Braut empor. Der Herzog erblickte jetzt ihr liebreizendes Angesicht und entbrannte in sündiger Liebe zu seiner Schnur. Man war genötigt, in den Bergen zur Nachtrast zu lagern. In dunkler Nachtstunde schlich der Herzog zur Braut seines Sohnes hin und umarmte sie wider Gottes Gebot und der Menschen Gesetz. Seit jenem Tag heisst das Volk jenen Ort *Ljubičina livada* oder *Ljubišnje* (Ljubica's Wiese oder Ljuba's Ort), denn daselbst habe man viel der Liebe gepflegt (*ljubiti*).

Herzog Stefan ruhte bei jener Gelegenheit auf einem Felsstein aus, aber unter des starken Helden Arm gab selbst der Stein nach und man sieht noch heutigen Tages im Felsgestein den Abdruck seines Armes. Er war ein Bogumile und Leute, die ihn seines Glaubens wegen hassten, erzählten dagegen, das sei ein Abdruck des Ellenbogens des heiligen Sabbas gewesen, nicht jedoch des gierigen Bogumilenherzogs.

Eine Bogumilin namens Pava heiratete einen Spahi Asanbeg, wurde zu einer Edelfrau Asanbegović und bekehrte sich zum Islam. Sie erfreute sich nicht allzu lange ihres Eheglückes, denn sie verschied früh und ihr Grundbesitz verblieb dem Begen, der sie, seine holde Gattin, niemals vergass. Ihr Andenken bewahrt noch der Name *Pavino polje* (Paula's Gefilde) im Herzoglande.

Anmerkung: Der Name *Ljubičina livada* verbürgt nur als sicher, dass einmal die Wiese Eigentum einer Frau Ljubica (Veilchen) gewesen. Die spärlichen Nachrichten vom ersten Herzog Stefan, nach dem das Land den Namen Herzegovina behielt, siehe bei Krauss, Slavenart B.I.S. [Handschrift im Nachlaß]. Von den in den religiösen Kämpfen noch vor den Siegzug der Türken niedergerungenen Bogumilen handelt unter Verwertung ihrer eigenen folkloristischen Ermittlungen Frau Jelica Belović-Bernadzikowski in ihrem ausgezeichneten Werke.

161. *Mandić's Wasserstrudel*

Mandić's Wasserstrudel heisst ein grosses Loch im tiefen Bach (*Duboki Potok*) auf der Vidojevica in Serbien. Man sagt, bei Kaiser Trojan habe ein Hirte als Ziegenhalter gedient. Der Bursche hiess *Mandić*. Eines Tages, als *Mandić* wie gewöhnlich die Ziegen auf der Vidojevica hütete, brachen aus dem Walde Wölfe aus und erwürgten sämtliche Ziegen, nur er allein rettete sich. Als er Kaiser Trojan hiervon meldete, geriet Trojan in Wut, packte *Mandić* und schleuderte ihn in das Loch hinab, das man heutigentags *Mandić's Wasserstrudel* nennt.

Die Hirten glauben, Mandić sei zum Werwolf geworden und komme zur Sommerzeit bei Regenwetter aus dem Strudel hervor, um die Hirten zu schrecken. Oft geschieht es, dass im Sommer so mancher Hirte atemlos und leichenfahl nach Lesnica hinabgerannt kommt und auf die Frage, was ihm denn fehle, antwortet, Mandić habe ihn verfolgt.

162. Von der Hreljaburg (Hreljograd)

Unweit Podliješe im Bosnalande steht noch eine verfallene Burg aus allergrauen Tagen. Dortselbst hauste einstmal Held Hrelja der Beflügelte vom Bosnalande. Allmorgendlich pflegte er vom hohen Burgwall, der seinen Bergfried umgibt, zu Ross einen Sprung bis weit ins Tal auf eine Grabplatte hin zu machen, welche nahe dem Han Jezero (Seewirtschaftshaus) liegt. Einmal unterblieb der Weitsprung, weil Hrelja auf Brautschau abgezogen war. Als er die Braut auf seine Burg heimgeführt hatte und sie von ihrem Zelter vor der hohen Warte abstieg, ersah er ihr nacktes Bein (*obraži joj se noga*). Der Anblick regte ihn über alle Massen auf, so dass sich darüber sein klarer Sinn verwirrte. Als er nun am anderen Morgen wie vordem gewohnt, den Rosssprung unternahm, vermochte er nicht wieder wie früher bis zur Grabplatte hinzuspringen. Da merkte er, er habe seine Heldenkraft eingebüsst und zwar nur einer Mädchenschönheit wegen. Darum leistete er fürder Verzicht auf Frauenliebe, um seinen Heldenruhm und seine Heldenehre ungeschmälert zu bewahren.

Anmerkung: Dank der rastlos tätigen Einbildung des chrowatischen Akademikers Nodilo gelangte Hrelja mit Hinblick auf seine Flügel zum Rang eines urchrowatisch – urserbischen Gottes zweiter Güte. Wie Hrelja einen ebenso kühnen Sprung ohne Ross von der Kosturburg an der Drina und einen Rücksprung aus der Tiefe zurück auf den Burgwall glücklich ausgeführt hat, besingt ein dalmatischer Guslar, dessen Gedicht ich in Verdeutschung mit meinen Erläuterungen dazu im XVII. Abschnitt meiner Streifzüge ins Reiche der Frauenschönheit mitgeteilt habe. Erweitert erschien die Abhandlung in Deutschland, in einer Zeitschrift für Aufbau, München 1925. Ein geschichtlich als Staatengründer im Sechzehntelformat beglaubigter Held Hrelja war ein Mazedonier. Weil der Name Hrelja einst sehr gebräuchlich war, so ist recht fraglich, ob die Hreljaburg in Bosnien dem Mazedonier gehört habe. Es ist wahrscheinlich, dass Herr Hrelja von der Bosnia eine vom Mazedonier verschiedene Gestalt gewesen ist.

163. Wie König Stefan von Deščani Träume ausgedeutet hat.

Im Kloster Moraca standen bei König Stefan von Deščani, dem Sohne Vukans, der das Kloster erbaute, drei Brüder in Diensten. Sie hiessen Tomo, Branko und Nikša. Ihre Frauen waren von so grosser Schönheit, dass man sich daran mit seinen zwei Augen nicht satt

sehen konnte. Eines Tages berief König Stefan die drei Frauen vor sich, es war dies am Vorabend des Lazar Samstages und gebot ihnen, es möge jede vor dem Schlafgehen ihres Mannes Socken unters Kopfkissen legen und ihm dann am nächsten Tage erzählen, was ihnen nachts geträumt habe.

Am anderen Morgen erschien Tomos Gattin vor ihm und berichtete, ihr habe geträumt, sie kehre das Kloster aus. Da legte ihr der König den Traum dahin aus, es sei ihren sämtlichen Nachkommen beschieden, die gleiche Arbeit des Fegens zu verrichten. Und wirklich verblieben die Tomić seit Menschengedenken Klosterdienerschaft. Brankos Ehefrau teilte mit, ihr habe geträumt, sie knete fürs Kloster einen Brodfladen an. Ihr sagte der König voraus, alle ihre Nachkommen werden im Kloster Köche sein und es zu keiner höheren Stellung bringen. Zuletzt traf die Reihe auch noch Nikšas Frau, doch schämte sie sich dermassen, dass sie ihren Traum unter keiner Bedingung erzählen wollte. Erst als der König über ihre Hartnäckigkeit erzürnte, sagte sie: „Mir hat geträumt, mein Mann habe mein Eingeweide zerrissen und es über die ganze Welt verstreut, wo immer er hinkam!“ (*muž mi je izdro utrobicu, Tolitto me je jebavo i razneo je po čitavom svetu, kudgod je hodio*). Darauf deutete ihr der König den Traum dahin aus, ihr Geschlecht werde sich sehr vermehren und über die ganze Welt zerstreuen. Von ihrem Blute stammen gar manche grosse Helden und nach ihnen ist auch die Stadt Nikšić zubenannt. Man sagt, auch die Vojnović stammen von dieser Frau ab, so auch der Dichter Conte Vojnović. Zu Ruhm gelangten drei Gebrüder Nikša vom Berge Mljetička. Der eine vollbrachte Heldentaten auf der Rauna rijeka, der andere zu Cattaro und der dritte zu Višnjica. Von allen dreien singen und sagen die Guslaren in ihren Liedern.

Bosnien

164. Der hl. Sabbas auf den Dormitorhöhlen

Als der hl. Sabbas am Fusse des Dormitor erschienen war, scharte sich das Volk um ihn, um von ihm zu vernehmen, wie es sich nach Gottes Willen aufzuführen habe. Der hl. Sabbas übernachtete in der Einsiedelei, die an der Stelle des gegenwärtigen Scharzen Sees (*orno jezero*) stand. Beim ersten Hahnenschrei rief er aus: „Oh wie herrlich singt dieser Vogel!“ Man hörte diesen Ausruf und trug es dem Einsiedler zu. Worauf er die Weisung erteilte, man solle den Morgensänger erwürgen und dem hl. Sabbas heimlich in den Rucksack stecken. Wie der Heilige am nächsten Tage schon weiterzog, schickte ihm der Einsiedler seinen Diakonus nach, damit er ihn aufhalte. Und der schlechte Mensch sagte: „Du geistlicher Herr, du erteilst dem Volke fromme Belehrungen, deine Diener aber haben uns heute morgen, als du aufbrachst, den Hahn gestohlen!“ Sprach der Heilige: „Pack dich du Taugenichts, wir sind kein Diebgesindel, sondern sind Wanderprediger, die wir das Volk aufklären, wie es

sich nach Gottes Befehlen zu betragen habe!“ Worauf der nichtswürdige Geselle: „Glaubst du mir nicht, schau doch selber in deinen Rucksack hinein, und du wirst dich überzeugen!“ Der hl. Sabbas erriet sofort, dass der verschmitzte Kerl den Streich selber verübt und den Hahn in den Rucksack hineinpraktiziert habe. Er befahl seinem Schüler nachzusehen. Da öffnete er den Rucksack und siehe da, liegt nicht drin der tote Kräher! Der Ehrwürdige heischte nun gebieterisch siebzehn Silberlinge vom Heiligen für den zugefügten Schaden, und liess ihn keinen Schritt weiter, ehe das Geld nicht bar aufgezählt war.

Von hier aus stieg der hl. Sabbas den Dormitor hinan. Als er die Höhe des Dormitorgebirges erklommen, dessen oberster Grat nach ihm der Sabbas-Gipfel heisst, erhob er ein Gebet zu Gott und sprach dann zu seinem Jünger, er möge von der Berghöhe den Blick nach ihrem Ausgangorte werfen, um zu sehen, wie es unten aussehe. Der Jünger befolgte das Geheiss. Angelangt auf dem Berggipfel, schaute er hinab. Dort wo die Einsiedelei stand, lagerte eine dunkle Wolke. Kam zum Heiligen und meldete es ihm. Abermals befahl ihm der Heilige. „Steig wieder hinauf und schau hinunter!“ Der Schüler schaute von oben in die Tiefe und sah eine Stelle, wo sich Wasser sammelten. Er kehrte um und berichtete dem hl. Sabbas davon. Dieser gebot ihm wieder: „Geh abermals!“ Doch als er nun zum drittenmale kam, blickte er hinunter und sah, wie das Wasser um sich gegriffen und die Einsiedelei mit sich gerissen habe. Mitten im Wasserwirbel tanzte die Mönchskappe obenauf! Er kehrte um und auf die neuerliche Frage des hl. Sabbas: „Wie steht's?“ erzählte er: „Das Wasser hat alles ergriffen, nicht einmal die Stelle der Einsiedelei ist noch zu erkennen, alles ist nachtraben-schwarz.“ Sprach der hl. Sabbas: „Solange es Sonne und Mond geben wird, soll diese Stelle der Schwarze See heissen.“ Der Name blieb bis auf unsere Tage.

Der Schüler war gehörig durstig geworden und sprach: „Hätte ich nur einen Trunk Wasser, meinen Durst zu löschen!“ Der hl. Sabbas schlug mit seinem Stab an die Felswand und das Wasser floss in einem starken Strahl heraus: Diese Quelle wird seither Sabbas-Bronnen genannt, die Quelle auf der Hochfläche des Dormitor. Sie empfanden plötzlich Hunger und nahmen ein Stück Brot. Meinte der Jünger: „Ach hätten wir nur etwas Zwiebel, um das Brot zu würzen!“ – Der hl. Sabbas wandte sich mit einem Gebete an Gott und plötzlich spross Zwiebel vor ihnen aus der Erde auf. Der Schüler riss einige heraus und jetzt war das Brot schmackhafter.

Auch noch in unseren Zeiten gibt es oberhalb des Sabbas-Bronnen Zwiebelbeete und es besteht der Glaube, dies stamme noch vom hl. Sabbas her. Das Volk glaubt, der hl. Sabbas sei durch die Lande gewandert, um zu lehren und zu bekehren.

Anmerkung: Durch die Deckeneinbrüche in die Karsthöhlen entstehen Einbuchtungen (doline) und Täler, wo die genügsamen Karstbewohner ihre Steinhütten errichten. Ab und zu stürzt im weiten Umfange eine Decke in die Tiefe und es bildet sich dort ein Wasserauge, ein Tümpel, oder ein See. Es ist sicher, dass der hl. Sabbas als erster im Serbenreiche Klöster errichtete; was für ein Gebäude aber anstelle des Schwarzen Sees gestanden, ist leicht zu erraten. Es war gewiss ein vorchristliches Heiligtum, ein Wallfahrtsort des Landvolkes, wo man zugleich

neben dem Kult der Ortgottheit fröhliche Tänze und andere Spiele aufführte. Das ersieht man mittelbar deutlich aus Nonica Saulies sehr belehrenden Anmerkung zu seiner hier mitgeteilten Volksage: „Im Volksmunde der Bewohner des Dormitorgebietes lebt der feste Glaube, der hl. Sabbas sei dorthin gekommen. Auch heutigen Tages sagt man, – auch mir erzählten ältere Leute, – man höre frühmorgens aus dem Schwarzen See einen Hahn krähen. Zum Sabbas-Bronnen pilgert das Volk, trinkt das Wasser und wäscht sich damit, im festen Glauben an die Heilkraft des Wassers und sie behaupten sogar, es helfe kranken Augen. In früheren Zeiten pflegte sich am Eliastag das Volk beim Sabbas-Bronnen zu versammeln. Jung und alt, gross und klein, Burschen und Mädchen. Man legt auch in unseren Tagen kleine Münzen in den Steintrog, wo in dünnem Strahl unablässig das Wasser hinfließt, oder Knöpfe, oder Schnallen, oder sonst etwas und das fischen sich die Hirten heraus. Besonders gerne besucht die reifere Jugend an jedem Feiertag zur Sommerzeit den Sabbasbronnen. Ehedem fanden bei dieser Gelegenheit Freiten statt. Deswegen hatte der Sabbas-Bronnen für sie ausser der Heiligkeit des Ortes, der Heilkraft des Wassers, noch eine ihn besondere kennzeichnende Bedeutung. Auch heute noch singt man die Zeilen:

Maj zaludni odu
 Na savinu vodu
 Mein vergeblicher Weg
 Nach dem Sabbas-Bronnen-Steg.

So sangen die ungefreiten Mädchen auf dem Heimwege vom Sabbasbronnen. Heutigentags singen Burschen und Mädchen bloss scherzweise den Zweizeiler, erwähnt man den Sabbasbronnen auf dem Dormitor.

Überall wo eine Verehrung des hl. Ilya (Elias), gewöhnlich auf Anhöhen, üblich ist, setzt das Volk die Verehrung des Helios, des hellenischen Sonnengottes fort. Es ist so ziemlich als sicher anzunehmen, dass sich auch auf dem Dormitor ein Heiligtum des Helios befunden. Darauf weisen auch die Weihegaben hin, die man ins Wasser wirft, ebenso auch die Verlobungen, denn solche fanden einst vor den Heiligtümern Apollos-Helios im hellenischen Kultgebiete statt.

165. Der heilige Sabbas und die verfluchte Brasnjasippe

Einmal kehrte der heilige Sabbas auf seinen Wanderungen im Lim-Fluss-Gebiete in Zvezda Ljeljenica im Bijelo polje bei der Sippe Brasnja zur Nachtherberge ein. Morgens beim Aufbruch vernahm er einen Hahn krähen. Er hörte dem Frühgesange zu und sagte, das sei die Stimme eines gesegneten Vogels (*blagoslovena ptica*). Er setzte darum seine Reise fort, als er aber bis zum Orte Savin Lakat (Sabbas Ellenbogen) hingelangt war, holten ihn die ihm nacheilenden Männer aus der Brasnjasippe ein, die den Morgensänger zeitlich geschlachtet und dem heiligen Manne unterschoben hatten. Sie fallen ihn mit wüstem Geschrei an und beschuldigen ihn, den heiligen Sabbas, er habe jenen gebenedeiten Vogel gestohlen. Der Heilige schwört bei Stein und Bein, er habe es nicht getan, die Leute beharren jedoch auf ihrer verleumderischen Behauptung. Sie bemächtigen sich mit Gewalt seines Rucksackes, untersuchen ihn und finden richtig in Sabbas Rucksack den toten Hahn vor. Sie huben den heiligen Sabbas zu beschimpfen an, er aber verfluchte sie. Seit jenem Tage sind die Angehörigen der Brasnjasippe bis in die Gegenwart mit seinem Fluche beladen.

Anmerkung: Es giebt in verschiedenen Gegenden des Balkans vereinzelte Sippen, ja ganze Ortschaften, von denen man erzählt, sie seien von alterher verflucht. Darum meidet man möglichst den geselligen Verkehr mit ihnen. In all den Fällen handelt er sich um Familien, über welche irgend einer Übertretung halber der Kirchenbann einmal verhängt wurde. Wie ich einigemal zu bemerken Gelegenheit hatte, machen sich die Betroffenen aus der Ächtung blutwenig, vergelten jedoch der ihnen aufsässigen Umgebung und legen geringen Wert auf Kirchenbesuch, Taufe und entziehen sich der Entrichtung kirchlicher Gebühren.

166. Der Spaltstein bei Lešnica

Einmal zerstritt sich Kaiser Trojan mit seiner Gemahlin und er beschloss, sie zu töten. Als sie einmal mit ihrem Gefolge im Hochwald dahinzog, ergriff er einen Steinblock und schleuderte ihn gegen sie, doch weil er zu weit ausgeholt hatte, warf er ihn über sie hinweg und der Stein fiel übers Gebirge hinüber. Die Kaiserin erriet sogleich, was da los war und sann auf Rache. Sie verfügte sich zum Steinblock hin, der vom Anprall auf den Boden einen Riss bekommen hatte – eben deswegen heisst er Spaltstein (*tijesni kamen*) – und lispelte in die Fuge hinein: „Kaiser Trojan hat Ziegenohren!“ Und noch heutigentags, so erzählt man, vernehme man zuweilen eine Stimme aus dem Steine, die da rufe: „Kaiser Trojan hat Ziegenohren!“ Auch glaubt man, nächtlich erscheinen dort Vilen und Vampire.

Anmerkung: Von sprechenden und singenden Felsen und Steingebilden ist in der Überlieferung oft die Rede. Diese Sage ist nicht ohne Grund. Ich selber hörte an manchen Orten im Karstgebiete bei Sonnenaufgang, mitunter auch sonst bei schönem Wetter, Steine reden, was sie aber sagen, verstand und deutet doch nur ein gläubiger Volksgemüt. Wir erklären uns die Erscheinung ganz anders. Auch Felsenabstürze und Bodenrutschungen und Senkungen legt das Volk als Rachehandlungen der Vilen und der Bodengeister aus. Alle Ortsagen dieser Art haben den gleichen Grundzug gemeinsam und ich bringe zu ihrer Kennzeichnung nur einige wenige, weil bemerkenswertere in vorliegender Sammlung bei.

167. Prinz Markos Stein

Einst bestieg Prinz Marko den Praujberg, ergriff einen Felsblock und schleuderte ihn so weit weg, dass der Felsen auf den Weg zwischen Brljevac und Planinia hinfiel. Einmal warfen einige Bauern aus dem Dorfe Vrbovac des Timoker Bezirkes und Valjevorer Kreises diesen Stein um, worauf drei Monate lang kein Tropfen Regen niederfiel und alle Saaten verdorrten.

Als die Bauern endlich ein Zauberweib befragten, warum denn kein Regen falle, so beschied sie sie: „Ihr habt des Prinzen Markos Stein in den Bach hinabgestossen, und deshalb bestrafte euch Gott. So geht nun hin, hebt den Stein wieder heraus und sobald ihr ihn draussen habt, wird es unverzüglich regnen.“ Auf Geheiss des Zauberweibes brachen

alle Männer dieses Dorfes auf, zogen den Stein aus dem Bache heraus und legten ihn auf seinen früheren Standort zurück. Kaum waren sie damit fertig, begann es zu schütten.

Es ist ein wunderlicher Stein mit einem Durchmesser von 1 m 50 cm. Einige seiner Vertiefungen deuten die Fusseindrücke Markos und Hufspuren seines Schecken an, und man hält einige Einschnitte im Stein für Schwerthiebe Markos.

168. Die drei Heldenbrüder von Ključ

Zu Ključ im Bosnaland geht die Sage von drei gar auserlesenen Kämpen, die leibliche Gebrüder waren. Als dazumal ein Krieg angebrochen und der Feind vor der alten Königburg von Ključ erschienen war, da sprangen diese drei Gebrüder als die ersten auf die Beine auf und griffen zu ihren Gewaffen um ihren Heimatort zu verteidigen. Auf der grossen Brücke über dem Sanafluss knapp vor dem Eingang zur Stadt stiessen sie mit dem stürmenden Feind zusammen. Es entspann sich ein wildes Gefecht, weil jedoch der Feind zahlreicher und mächtiger war, unterlagen im Kampfe alle die drei Heldenbrüder. Allen dreien hieb der Feind den Kopf ab. Da hob rasch jeder von ihnen seinen abgesäbelten Kopf auf, nahm ihn in die Hände und eilte damit in die Stadt zurück. Der eine trug sein Haupt noch zwanzig Schritte weit über die Brücke weiter und sank erst da tot zu Boden nieder. Zur Erinnerung daran errichtete man ihm an selbiger Stelle einen Gedenkstein, der auch noch gegenwärtig dort zu sehen ist und wer ihn schauen will, der findet ihn leicht. Der andere Bruder gelangte mit seinem Haupte in der Hand bis zur Mitte der Geschäftsstrasse und dort steht noch heutzutage sein Denkmal, der dritte Bruder aber kam sogar bis auf die königliche Burg auf den Berg hinauf, wo noch heutigen Tages die Burggemäuer in Trümmern und die Überbleibsel der königlichen Auslugwarten vorhanden sind. Auch ihm errichtet man hier ein Denkmal. Man erbaute zu seiner Erinnerung ein Häuschen daselbst, allwo Mütter und Mädchen ein ewiges Seelenlicht unterhalten und sein Denkmal mit Blumen schmücken, mag sich das Geschehnis immerhin in sehr alter Zeit zugetragen haben. Es ist freilich schwer glaublich, dass ein getöteter Mensch sein Haupt forttragen kann, zudem noch eine so lange Strecke weit. Aber es geht davon eine Sage im Volke um und es ist gut, alles derartige zu wissen, selbst wenn es nicht ganz der Wahrheit gemäss ist und wir es nicht glauben mögen. Wahrscheinlich waren jene drei Brüder Kämpen von Ruf und Ruhm und das Volk mutete ihnen daher zu, sie könnten selbst als Tote noch Heldenstreiche vollbringen. So dürfte diese Sage entstanden sein.

Bosnien

169. Von Bando dem Bogomilen

Die Begensippe der Šahinpašić in Odžak in Bosnien nennt den Rossenhauptmann Bando (*buljukbasa* Bando) ihren Stammvater. Einst erschienen türkische Krieger in Bosnien, um Mannschaften für das Heer des Sultans auszuheben. Nach dem Gesetze war der einzige Sohn als der Ernährer seiner Mutter des Kriegdienstes enthoben. Die Krieger bemächtigten sich des Bogomilen Bando, des einzigen Sohnes einer armen Witib. Sie bat flehentlich und beschwor die Werber, ihr die Stütze ihres Alters frei zu lassen. Der böse Dahija, wie man den Kreisvogt dazumal benannte, erboste über ihre Hartnäckigkeit, mit der sie ihre Bitten vortrug und erschlug sie in seinem Zorn und in seiner Wut. Als die bosnischen Neulinge in Konstantinopel eingerückt waren, wollte sie der Sultan auf ihre Verlässlichkeit und Findigkeit hin erkunden. Darum brachte man ihnen die Ausspeisung in grossen Kesseln und versah jeden Mann mit einem so langstieligen Löffel, dass man ihn nicht zum Munde führen konnte. Da sagte Bando der Bogomile zu den Waffengefährten: „So wollen wir denn einer den anderen füttern!“ Auf diese Weise sättigten sie einander und keiner blieb ohne Nahrung und hungrig. Darnach führte man die Bosnier in die kaiserliche Schatzkammer hinein und stellte es jedem frei, sich von den Schätzen, was und soviel ihm nur behagte, zu nehmen. Du kannst es dir wohl denken, dass alle wacker zugriffen, nur ein einziger tat nicht mit und hielt sich bei Seite. Das war Bando der Bogomile. Der Sultan bemerkte es, rief ihn vor sich und befragte ihn: „Warum nimmst denn du allein nichts von den Schätzen? Es ist dir doch erlaubt!“ Antwortete Bando: „O, Sultan, Kaiser, Glück begleite dich! Wollte ein jeder nur nehmen und keiner dir geben, so wäre deine Schatzkammer bald verödet und leer. Darum nehme ich nichts von deiner Gütern!“ – „Ich erhebe dich zum Rossenhauptmann, bekehrst du dich jedoch zum Türkenglauben, so verleihe ich dir den Rang eines Paschas!“ – „Um den Preis nicht. Lieber bleib ich wie bisher ein Bogomile!“ – „Wenn ich dich aber zu meinem Pascha von Bosnien ernenne?“ – „Dann bekehre ich mich gerne!“

So kehrte denn Bando, der ehemals ein Bogomile war, als Pascha von Bosnien und des Kaisers Stellvertreter in seine Heimat zurück. Man bereitete ihm einen herrlichen Empfang mit Freudenkundgebung unter Veranstaltung von Festmahlen und Reigentänzen. „Ist so alles gut?“ fragte ihn der Dahija, der Kreisvogt, der nun um den mächtigen Pascha herumscharwenzelte. „Alles ist gut, doch wo bleibt meine Mutter?“ fragte ihn Bando der Pascha. Der Dahija stand stumm und gebeugten Hauptes da. Auf ein Zeichen des Pascha ergriffen ihn die Henker, legten ihm eine Schlinge um den Hals und knüpften ihn am Ast eines verdorrten Ahornbaumes auf.

Ausser den Šahinpašić zu Odžak ehren auch die Begen Sokolović zu Višegrad Bando den Pascha, den ursprünglichen Bogomilen als den Urahnen ihrer Sippe.

Anmerkung: Die nach ihrem Gründer oder Stifter dem Priester Bogomil (Theophilus) zubenannte christliche Gläubigengemeinschaft war der Versuch einer Lostrennung von der byzantinischen und der römischen kirchlichen Oberhoheit. Dadurch geriechten die Bogomilen in ein Kreuzfeuer des Hasses verfolgungseifriger Machthaber. Bosnien und das Herzogland kam gar nicht zur Ruhe und die Erbitterung des Volkes war derart gestiegen, dass es die Türken als Befreier begrüßte und sich ihnen mit siebenzig Burgen innerhalb drei Tage ohne Kampf ergab. Die Bogomilen nahmen den Islam zwar an, bewahrten aber dabei noch zum Teil bis auf den heutigen Tag viele religiöse Sitten, Bräuche und Überlieferungen ihrer Vorfahren. Das schildert nach eigenen Ermittlungen und auf Grund eingehendster literargeschichtlicher Untersuchungen ausgezeichnet gut Jelica Belović-Bernadzikowski in ihrem Werke.

170. Schwertscharterich

Vor vielen, vielen Jahren war es, als ein grosser Haudegen aus dem Bosnalande einmal gerade zu der Zeit in Konstantinopel eintraf, als ein wilder Kampfahn aus Arabien erschienen war und den Sultan Kaiser zu einem Waffengange auf weitem Plan vor den Mauern der Stadt herausforderte. Ein Sultan darf sich nie zum Kampfe selber stellen und trotz ausgesetzter hoher Belohnung wollte sich kein Ersatzmann für ihn melden, um es mit dem Araber aufzunehmen, der sein Zelt in der Ebene aufgeschlagen hatte und darin dem Weine wie ein Ungläubiger zusprach. Sein feuersprühendes Beduinenross wühlte kampflustig mit den Hufen den Boden auf. Vergeblich schrien sich die kaiserlichen Ausrufer heiser, niemand wollte den Strauss mit dem unbesiegbaren Wüterich aufzunehmen. Da sprang der Bosnier für den bedrängten Sultan ein. Er verzichtete auf jede Wehr und Waffen, die man ihm anbot, weil ihm sein schartiges, altes, schweres Hausschwert, die Kusturvetina genügte, wonach er daheim den Übernamen Kusturica, d. h. Schwertscharterich erhalten hatte. Beim ersten Gang wich er dem Araber trotz allen seinen Kniffen glücklich aus, beim zweiten holte er den zu Ross flüchtenden Partner ein und versetzte ihm nur einen Hieb, doch der eine war so ausgiebig, dass der Araber in zwei Hälften gespalten zu Boden niedersank.

Für diese Heldentat belohnte der Sultan seinen tapferen Kusturica mit einem Sack voll Golddukaten und einem abgabefreien Lehengut im Bosnaland. Kusturica kehrte wieder heim und erbaute im Küstenlande zu Novi, zu Zubac und zu Grab Burgen mit hohen Auslugwarten, entlang der Heerstrasse viele Hane oder Einkehrgastherbergen und über die Trebinjčica, die ein tiefes Bett hat und im Frühjahr nach der Schneeschmelze und bei Wolkenbrüchen nicht zu überschreiten ist, eine mächtige, steinerne Bogenbrücke. Der Baumeister machte einen Überschlag über die erforderlichen Aufwand und erklärte Kusturica, es sei nicht genügend Geld zur Bestreitung vorhanden. Die grössten Ausgaben erheische der Brückenbau. Man soll über den Fluss einen dicken Strick spannen und daran Sack an Sack voll Geld hängen und all das Geld in die Grundmauern verschütten, dann erst verbürge er sich für die Festigkeit der Brücke.

Kusturica tat alles, wie es der Baumeister wünschte, wie er sich jedoch zum Schluss schickte, das Geld in die Tiefen des ausgehobenen Brückenpfeilergrundes zu schütten, schrie ihm der Brückenbautenmeister zu: „Nicht doch, um Gottes Willen nicht! Ich wollte mich bloss vorest vergewissern, ob du über all so viel Geld verfügst!“

Darüber geriet Kusturica in Zorn, weil ihn die Versuchung des Baumeisters ergrimmt und er beschloss, sich an ihm dafür zu rächen. Er liess ihn die Brücke und daneben eine Kirche auch noch erbauen, wie er aber mit den Bauten fertig geworden war, sperrte er ihn in einen festen Wachturm ein und gab ihm keine Nahrung, damit er als Gefangener vor Hunger und Durst kläglich umkomme. Der kunstreiche Baumeister machte sich aus der über ihn verhängten Strafe nichts, denn er verfertigte sich aus den ihm übrig gebliebenen Brettern Flügel und flog mit ihrer Hilfe über die Lande und das weite Meer davon. Die gewaltige Brücke hat sich noch bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten.

Auch zu Hrasno erzählt man die gleiche Mär von einem Brückenbaumeister, der sein Heil aus der Gefangenschaft durch seine aus Brettern gezimmerten Flügel gefunden habe.

Von den meisten grossen Steinbrücken im Lande erzählen Sagen, in die Grundpfeiler haben die Baumeister erwachsene Menschen oder Kinder eingemauert, um die gegen den Bau aufgebrachtten Geister des Bodens und des Wassers zu versöhnen und so den Bauten einen ewigen Bestand zu sichern.

Anmerkung: Man vergleiche des weiteren meine Abhandlung vom Bauopfer bei den Südslaven.

171. Ulak, der Hajdukenhäuptling

Im Unterwald (*Podgora*) bei Vlasenica, wo noch sein Hügelgrab zu sehen ist, hauste und heimte in alter Zeit mit seiner Rotte der Häuptling Ulak zum Schrecken des Volkes weit und breit. Er war zum armen Bauernvolk nicht gut, wie es sonst Hajduken zu sein pfliegen, die für die Unterdrückten eintreten und die Reichen, die habgierigen Grossgrundbesitzer und die frevlerischen Ausnützer ihrer Amtsgewalt züchtigen, vielmehr war er leicht im Zorn aufwallend grausam und von recht boshafter Gemütart. Er machte in seinem Übermute Jagd auf Goldflügelutven, um mit ihnen Buhlschaft zu treiben und gelangte eine Utva in seine Gewalt, so erschlug er sie zuletzt. Oft fand man die goldenen Flügel einer Utva im Grase zertreten vor. Die Flügel sind so dünn und zart wie die eines Riesenschmetterlings. Ulak ermordete so manchen Wanderer, aber einmal kam er auf den richtigen. Der ergriff einen gewaltigen Stein und zerschmetterte ihm damit den Schädel. Man bestattete ihn in einem Hügelgrabe (*gromilia*) am Strassenraine. Wer des Weges daherkommt, unterlässt es nicht, auf das Grab einen Stein oder dürres Reisig zu schleudern. Von

Zeit zu Zeit zündet man den Reisighaufen an und dann sieht man jeweilig aus den Rauchschwaden eine Utva auf- und davonfliegen. Das mit Steinen hochbedeckte Grab schaut wie ein niedergebrannter Kohlenweiler aus. Das ist des verruchten Ulak Grab bis in die Ewigkeit.

Bosnien

Anmerkung: Von den mit Goldflügeln versehenen Gebirgseevögeln, die zur Hälfte von vilenhafter Märchengestalt sind, erzählen auch viele Guslarenlieder. Diese Vögel sind ihrer Natur nach menschenfreundlich und gutmütig. Verirrt sich einer im dunklen Walde, so erscheint bald eine Goldflügelutva (*utva zlatokrila*) und leuchtet ihm mit einer Kerze auf die gebahnte Strasse zum Heimweg. Verwundeten Kämpen bringen Utven Heilkräuter und retten ihnen als Wahlschwestern das Leben. Die Utven zwitschern nur ein Lied: „Der Schöne der Garstigen, die Garstige dem Schönen!“ (*lijepi ružnoj, ružna lijepom!*). Dank ihrer Ehestiftungen sieht man selten, dass sich zwei schöne Menschen ehelichen, immer ist er oder sie minder schön, wo nicht gar hässlich geraten. Utven ist die Gabe der Weissagung zu eigen. Wer sich an ihnen vergreift, dem verwirren sie den klaren Sinn und er begeht in seinem Wahn ungeheuerliche Schandtaten. Kommt er dann in einem lichten Augenblick zu sich und erkennt er, was er angestellt hat, so legt er an sich selber zur Sühne Hand an.

172. *Haseci Hava hanuma (Frau Herrliche Eva)*

In jenen Tagen als noch die stolzen Guten (*Dobri*, die Bogomilenhäuptlinge) in Bosnien die Herrschaft inne hatten, kam Isabeg in diese Länder. Lange belagerte er die Burg Hodidjed an der Miljacka. Die ewig miteinander in Streit und Hader lebenden *Vijoden* hatten ihn zu Hilfe gerufen. Sie zerfleischten einander im Bruderkrieg unaufhörlich. Mit seinem Heerbann erschien auch *Haseci Nedret* (der Herrliche Seltene). Er gedachte bloss eine kurze Heerung zu unternehmen, und sie war auch kurz, denn er holte sich bald den Tod. Der tapfere bosnische Ritter Held *Baltic Miotus* nahm den Zweikampf mit ihm auf und erschlug ihn. Das Haupt des Gefallenen sandte er an dessen wunderschöne verwitwete Frau *Haseci Hava* ab. An der Stelle, wo ihr Gatte auf der Wallstatt sein Leben beschloss, erbaute die Witib zu seinem Seelenheil eine Moschee, es war die erste im Bosnienland. *Resa*, die holde Gemahlin des *Tepadžija* (Burgherrn) *Batalo*, besuchte oft die Moschee, um hier ihre Andacht zu verrichten, denn obwohl Bogomilen-Christin pflegte sie zu sagen: „Es gibt nur einen Gott.“ Einem fremden Glauben war sie sonst nicht ergeben. Sie küsste die türkische *Hanum* so herzlich ab, als wäre sie ihre leibliche Schwester und verweilte auf ihrem Gute im Dorfe *Brovac* oft mehrere Tage lang in Gesellschaft der Trauernden, deren Tränen um den verlorenen Gatten niemals versiegten. So erzählt man, eine Frau habe im Slavenlande die erste türkische Moschee erbaut. Ungarische Krieger zerstörten sie bei einem Einfall und sie erstand nie wieder. *Haseci Hava hanumas* Grab und Denkmal sind aber noch heutigentags zu sehen.

Bosnien

Anmerkung : Die Äusserung Frau Resas, einer Bogomilin, die wir nach einer anderen Überlieferung als eine mit Heilkraft, gegenwärtig sagt man medizinisch heilkräftig, begabte Frau näher zu würdigen lernen Gelegenheit gehabt haben (siehe meine Abhandlung von der südslavischen Volksmedizin im 2. Band der Slavenart) ist eher eine Abwechslung des moslimischen Allah il Allah und bezeichnend dafür, warum die Bogomilen den Islam zwanglos annahmen. Sowohl die auf Rom als die auf Byzanz eingeschworenen Geistlichen und Landhäuptlinge betrieben ihre Ausmerzungen, der Türke dagegen gewährte ihnen seinen vollen Schutz und Schirm. In den Haremlyken des Bosnien- und des Herzoglandes behauptete sich mit der altbosnischen Schrift auch bogomilischer Kult und Brauch bis auf unsere Tage. Die Feststellung dieser Tatsache verdanken wir unstreitig allein den umsichtigen und gründlichen Ermittlungen der Frau Jelica Belović Bernadzikowska, die mir auch die hier angeführte Sage mitteilte. Die Bogomilen in Bosnien sind ebensogut, wie die Sabatäer in Salonichi und die Maramiemen in Spanien echte Christen.

173. Stiere als Vorzeigentiere

Einst, Gott allein mag es wissen, wann es geschah, wanderten drei Gebrüder aus Bosnien nach Serbien ein und jeder führte einen Stier mit. Die Stiere waren all ihr väterlich Erbe. Sie sagten zu einander: „Wo einem der Stier zu brüllen anfangen sollte, dort wird sich sein Eigentümer für ständig ansiedeln.“

Auf der Wanderung durchs Serbenland brüllte der Stier des einen Bruders im Kragujevacer Kreis in der Einöde zwischen dem Dorfe Trnava und Evnsic auf und der Mann liess sich an der Stelle gleich nieder. Er hiess Vuka, weshalb auch die Einwohner dieses Dorfes Vukići oder Vukićevići (Wolf, Wölflinge) mit Zunamen heissen. Weil es den Behörden schwer fiel, einen bestimmten unter den vielen Gleichnamigen herauszufinden, so änderten so manche ihren Zunamen.

Die anderen zwei Brüder setzten ihre Wanderung fort. Von dem einen sagt man, er habe sich im Kruševacer, vom anderen, er habe sich im Požarevacer Kreise sesshaft gemacht.

174. Von den zu Grmeč versteinerten drei Prinzessinnen

Im Dorfe Grmeč, im herrlichen Gebirglande in der Nachbarschaft der Stadt Ključ im Bosnalande, ist eine versteinerte königliche Prinzess zu sehen. Sie steht auf einen Felsen da, riesig und wunderbar von Gestalt als ob sie voll Lebens sei. Ihre Haltung ist bloss ein wenig vorgebeugt, gleichsam als ob sie etwas auflese oder es in der Felsenhöhle zu verstecken suchte. Bei dem in der Umgebung wohnenden Volke geht die Sage, die Prinzess sei von übergrosser Güte und bedenkender Schönheit gewesen. Sie besass auch noch zwei Schwestern, von denen die eine in Ostrelj, die andere aber im nahen Dorfe ansässig war. Als der Krieg ausbrach, waren sie genötigt, die Flucht zu ergreifen und all ihr Hab und Gut

im Stich zu lassen, nur um ihr Haupt unversehrt zu behalten. Der König, ihr Vater, versammelte sie alle drei bei sich auf der Burg zu Ključ und als die Gefahr aufs höchste gestiegen war, flohen sie wie ohne Seele aus Ključ davon, immer weiter und weiter. Als sie jedoch auf der Flucht nach Grmec gelangt waren, da tat es der ältesten königlichen Prinzessin leid, ihr Goldgeschmeide, ihre Edelsteine und Dukaten fahren zu lassen, blieb stehen, beugte sich über die steile Felswand hinab, um vielleicht einen geeigneten Fleck zu entdecken, wo sie ihre Schätze verbergen könnte, damit sie in den Kriegwirren nicht zu Grunde gehen sollen. Sobald dies der König bemerkte, rief er aus: „Du trägst Leid um das Gold, während unser wackeres Volk seine Herdstätten nicht beklagen darf, sondern es stürzen sich tausende und abertausende in den Kampf, um ihre Heimat und ihre Ehre zu bewahren! Sei du verflucht und verwandle dich in einen kalten Stein, du, welcher Gold lieber als deine Heimat und dein Volk ist!“ Im selben Augenblick verwandelte sich die königliche Prinzess zu Stein und desgleichen auch ihre beiden Schwestern, jede gerade an dem Orte, am welchem sie sich zur Stunde befand. Auch noch heutigentags stehen sie daselbst versteinert und gefühllos, das Volk aber erzählt von ihnen, die Schwestern giengen häufig selbdritt um und schritten die Wagengeleisespuren ab, die man noch gegenwärtig sieht, denn, wie die Sage vermeldet, war dazumal als der König flüchtete, vor lauter schwerem Mitgefühl sogar der Stein erweicht wegen des Wehs, von dem unser Volk heimgesucht worden war. Und weil der Stein damals so weich war, behielt er bis auf unsere Tage in sich die Geleisespuren. Wann aber werden die drei königliche Prinzessinnen von dem auf ihnen lastenden Fluche erlöst sein? Dann wann es im Chrowotenlande mehr gute als bösegeratene Chrowotinnen geben wird. Eher nicht.

Bosnien

Anmerkung: Der Erzähler war zeitlebens niemals in Chrowotien, wusste gar nicht einmal, in welcher Weltrichtung dies Ländchen zu suchen sei, doch waren die Pfandfinder des urchrowotischen Staates, den im Dreibund mit den Serben und Slovenen eine neue Glück- und Heilzeit der südslavischen Dreiträchtigkeit schaffen wird, sofern dies noch nicht geschehen sein sollte, selbst im Felsennest Ključ erschienen, um das Volk erzieherisch für die grösste Zeit seiner Geschichte vorzubereiten, welcher nachhaltigen Eindruck das staatengründerische Gewäsch auf unseren Mann aus dem bosnischen Landvolke gemacht habe, erkennt man aus der Schlussbemerkung. Er gewann eine denkbar ungünstigste Meinung von den Chrowotinnen, die er vorerst nur als die hochmögenden Gattinnen oder Buhlerinnen der höchstmögenden Beamten erkannte, welchen das gemeinsame österreichisch-ungarische Finanzministerium in Wien das Bosna- und Herzogland zur Verwaltung und Ausschlichtung überantwortet hatte. Die halb und ganz verkrachten Fürsten, Grafen, Barone und sonstigen mit Orden behangenen Adelligen, die man zur Auffrischung ihrer Finanzen mit den obersten leitenden Stellen versorgte, verbrachten ihre Zeit und Musse mit Jagden, Veranstaltungen von Spielen und Vergnügen, deren Gründung ein unübertrefflich reich ausgebildeter Stumpfsinn war. Als ich nach vierzehnmonatlicher Wanderung das Land verliess, gelobte ich mir an der Grenze, es niemals wieder zu betreten und auch keine Reisebeschreibung zu verfassen, um nicht die unter der Flagge der Kultur verübten Ungeheuerlichkeiten darstellen zu müssen. Engländer, Franzosen, Italiener und Russen verfahren mit den Völkern und Ländern, die sie

ihrem Herrschbereich angliedern, weitaus vernünftiger als die Magyaren, welche einen Benjamin Kallag gegen ein gutmütiges, williges Volk losgelassen hatten.

175. Das Leinfeld

Einst mangelte es Kaiser Trojan an Leinen, um seine Krieger zu bekleiden und darum beschloss er, Lein zu säen. Er suchte überall nach einem geeigneten Ort dazu, doch gefiel ihm nirgend einer. Zuletzt gedachte er einen Falken ausfliegen zu lassen und auf dem Acker, wo sich der Falke niederliesse, Lein zu säen. Gedacht, getan. Der Falke flog auf, flog die längste Zeit in den Lüften umher und liess sich schliesslich auf einem grossen Kirschenbaume auf einem Acker nieder. Trojan begab sich mit seinen Kriegern dahin und säte mit eigener Hand den Leinsamen aus. Daher bekam das Grundstück seinen jetzigen Namen Leinfeld (*čiteništa*) – Es liegt unterhalb Vidojevica und wird von drei Seiten vom Lešnica-Fluss umspült.

176. Vom Dorfe Obrovac

Im Bezirke Banja Luka in Bosnien in der Nähe des Klosters Gnionica liegt das Dörfchen Obrovac, von dem die Überlieferung folgendes berichtet: Als einst Gott der unseligen Pestfrau (*Kaga*) erlaubte, die Menschen heimzusuchen, so suchte man zwei Mädchen aus, dass sie gleichmässig drei Reihen Flachs bereiten und trocknen. Hierauf spannten sie zwei schwarze Ochsen vor einen Pflug und ackerten mit ihnen um das ganze Dorf herum eine Furche auf, damit die Pestfrau das Dorf nicht heimsuche. Von da ab hiess das Dorf: das Umgeackerte (*Obrovac*).

Anmerkung: Bei derartigem Umpflügen müssen die Teilnehmer splitternackt sein und vollkommenes Stillschweigen bewahren, mag ihnen dabei, sei es was immer begegnen oder erscheinen. Man nimmt den Zauber „in tauber Nachtzeit“, d. h. um Mitternacht vor.

177. Vom Ursprung der Ortsnamen Kratovo, Rutoši, Radinja, Otilovići, Oborići, Hodžina Glavica, Drobnjaci, Savin Kuk und Savina voda

Es waren einmal des Serbenkönigs Uroš Krieger samt und sonders schäbig und darob sehr traurig geworden. Darum zogen sie auf die Suche nach einem Heilbade aus. In der Nähe eines in den Bergen gelegenen Klosters entdeckten sie eine Heilquelle, badeten darin, fühlten sich vom Bade erleichtert und ihre Krankheit nahm ab oder verkürzte sich (*pokratila*

se). Deshalb nannten sie das Dorf am Fusse des Klosters Kratovo. Sie setzten nun ihre Wanderung fort und die Krätzen an ihren Leibern trockneten ein (*zarutale se kraste*), denn die Bauernweiber gaben ihnen Rautenabsud zu trinken ein (*Ruta. Ruda graveolens*). Daher behielt das Dorf bis auf den heutigen Tag den Namen Rutoši. Als sie noch weiter des Weges gekommen waren, bemerkten sie zu ihrer grössten Freude, sie seien wieder vollkommen gesund geworden. Aus Fröhlichkeit (*radost*) darüber tanzten sie einen Reigen und der Ort heisst seitdem darnach Radinja. Sie nahmen noch andere Krieger auf ihren Zug mit und viel Vieh dazu. Als dies König Uros sah, segnete er sein Kriegsvolk und sprach: „O gebe es Gott, es möge euch alles so zum Guten ausschlagen!“ (*da vam bude sve otilo i pretilo!*) Von da an benennt man bis auf gegenwärtige Zeit den Ort Otilovići.

Zwei Helden aus der Schar, Zwillingbrüder, trennten sich von den übrigen, blieben daselbst zurück und ackerten die Gemarkung ihrer neuen Ansiedlung um (*oborali ga*). Deswegen heisst ihr Dorf bis auf unsere Tage Oborići. Dort giebt es keine verheerende Seuchen und nie tritt hier eine Unfruchtbarkeit ein.

Im Dorfe Kolasin blieben vom Heere König Uroš fünf Gebrüder zurück. Einer von ihnen war ein Viehhändler. Er hatte oft zu fünfzig Stucke Vieh im Stalle stehen. Einmal geriet er in Zorn und verfluchte einem Moslim die Muttermilch, die ihn grossgenährt hatte. Aus Rache wegen solch greulicher Verwünschung legte nächtlicher Weile der beschimpfte Moslim in die Stallung des Viehhändlers ein Bündel Fruchthalse und zündete es an. Da verbrannten eine Menge Viehes, die Fruchtvorräte und das Heufutter lichterloh und niemand löschte den Brand, weil sich aus dem Wohnhause weder der Hausvorstand noch einer von der Hausgemeinschaft hinauswagten. Der Moslim entnahm noch seinem Gürtel eine Pulver- und Bleipatrone und hieng sie an den Pfahl, der inmitten der Getreidetenne steht (*o stozer na guvnu*). Das ist die landübliche Ankündigung der Blutrache. Als die fünf Brüder das Zeichen gewahrten, liessen sie Hab und Gut im Stich und flüchteten für immer aus der Gegend. Bald hernach traf daselbst Redžep Hodža, ein Pascha, der Bruder des damaligen Türkenkaisers ein, doch die einheimischen Christen schlugen sein Heer auf dem Berge Mokro nieder, und weil bei diesem Gemetzel auch der Pascha, der Heeranführer ums Leben kam, benannte man die Bergspitze das Hodschu Häuptlein (*Hodžina glavica*). Die besiegten Türken wollten jedoch dem Sultan schmeicheln und ihre Niederlage bemänteln. Darum weideten sie die Gedärme (*drob*) ihres Anführers, des gefallenen Pascha aus und bestatteten sie dort unter feierlichem Gepränge, seinen Leib aber tränkten sie mit duftendem Balsam und trugen ihn in die kaiserliche Moschee (*careva džamija*) nach Sarajevo fort. Seit jenem Ereignis heisst der Ort auf dem Schlachtfelde Drobjaci.

In selber Gegend befindet sich auch der Schwarze See (*Crno jezero*), wo im Kloster an dessen Ufer des Kaisers oder Königs Uroš Geistliche (*pop*) einmal nächtigte. Am Morgen steckten junge geistliche Schüler (*gjaci*) in seinen Rucksack einen Hahn und bezichtigten

ihn des Diebstahls. Dafür belegte der Pope sie und das Kloster mit seinem Fluche und augenblicklich versank das Kloster samt Turm und Glocke und allen seinen Insassen in den Seetiefen. Der Hahn allein lebt aber noch und kräht in Zeiten drohender Seuchen, Kriege oder sonstiger Gefahren. Der Hahn reitet auf einem Flügelrosse dahin, welches der Urahn jenes Jabučilo, des Leibrosses des Helden Momčilo ist, dem Momčilos treulose Ehefrau, die Hure Vidosava die Flügel abschnitt und die Augen blendete, um es zum Streitross für den Zweikampf Momčilos mit ihrem Buhlen untüchtig zu machen. Auch der heilige Sabbas besuchte einmal diesen See und da hub die versunkene Glocke zu läuten, der Hahn zu krähen und das befittichte Ross zu wiehern an. Während der Weiterwanderung des Heiligen brach eine riesige Hitze aus und der Heilige fand nirgends eine Quelle, an der er seinen Durst hätte löschen können. Da schlug der heilige Sabbas mit seinem Hirtenstabe auf einen Felsen und auf einmal entsprang dem Felsen ein Quellwasser. Die an dieser Stelle entstandenen Orte heissen seither Sabbasfels (*Savin kuk*) und Savawasser (*Savina voda*).

Herzogtum



Illustrationsentwurf zur geplanten Ausgabe (M. Lehmann)
(Krauss-Archiv, Los Angeles)

7. Ätiologische Sagen

178. Warum und wodurch der Teufel die Hölle mit Bauernseelen bevölkert hat

Einst in alter grauer Zeit hielten die Teufel in der Hölle eine gründliche Nachschau und Umschau ab. Bei dieser Gelegenheit entdeckten sie zu ihrer grössten Überraschung, in der ganzen Hölle, so hoch und so weit sie auch ist, finde sich auch nicht eines einzigen Bauern Seele vor. In jener Zeit gab es überhaupt noch keinen Bauern in der Hölle. Da versammelten sich sämtliche Teufel in einer Ratsitzung, um zu beraten, was wohl in diesem Falle zu tun sei. Der eine Teufel sagte: „Ich habe alle Winkel der Hölle bis zum letzten durchstöbert und bin allerlei Volk begegnet, Männern und Frauen, alten und jungen Leuten, jeglichen Ranges Herrschaften, habe jedoch nicht einen einzigen Bauern auch nur zu Gesicht bekommen!“

Andere Teufel begannen zu erzählen: „Wir haben uns allüberall in der Welt umgetan und gesehen, dass es just am meisten Bauern in der Welt giebt.“ Ein anderer bemerkte, er sei auch oben auf der Welt umhergestiegen und habe es oftmals versucht, einen Bauern zu Abwegen zu verleiten, doch sei es ihm durchaus misslungen, kaum dass er einmal einen ein wenig verführen gekonnt. Hierauf trat der Hinkteufel vor und erklärte: „Die Bauern müsst ihr unbedingt verführen, dieweilen es ihrer an der Zahl auf der Welt am meisten giebt und es uns noch immer nicht geglückt, sie für uns zu gewinnen, so vermögen wir auch nicht Herrschaft über die Welt zu erlangen. Dahero beauftrage ich euch, auf alle Fälle das Bauernvolk früher oder später zu verführen!“ Die untertanen Teufel erwiderten: „Wir haben bereits alles mögliche aufgeboten, um die Bauern zu Verbrechen, Ehebrüchen, Diebstählen und allerlei Lumpenstreichen zu verleiten, doch ist es bisher noch keinem gelungen, auch nur einen Bauern zu kirren und zu verführen!“ Auf einmal sprang unter dem Höllenofen ein kleines Teufelchen hervor, das sich schon viel in der Welt herumgetrieben hatte, doch war er nur erst ein Teufellehrling und beschränkte sich daher aufs Zuhören, wie seine älteren Genossen in der Ratversammlung das grosse Wort führen.

Dies Teufelchen verhöhnnte und verspottete die grossmäuligen erwachsenen Genossen und sagte ihnen ins Gesicht, sie verstünden alle miteinander eine Kränk. Hätte man aber ihn mit der Aufgabe betruet, die Menschen zu verführen, so wimmelte es schon längst von Bauern in der Hölle. Darauf sprach der Hinkteufel zu ihm: „Also gut, sintemalen es sich so verhält, so übertrage ich dir hiemit auch dir dies Geschäft und du sollst es gewissenhaft besorgen, doch kehrst du mit leeren Händen zurück, so wisse, dass ich dir den Einlass verwehren und dich mit Taufwasser benetzen werde!“ Aber geweihtes Taufwasser und dazu Beräucherung mit Weihrauch schafft den Teufeln die allergrössten Qualen. Sodann erteilte

der Hinkteufel allen strengsten Befehl, sie müssten unter allen Bedingungen und Umständen das bäuerliche Volk dem Lotterleben überantworten, denn die Höllenot sei bereits zum äussersten gestiegen, aus der man bis zum Biegen und Brechen herauszukommen habe, sollten sie unverrichteter Dinge wieder zurückkehren, ohne auch nur einen einzigen Bauern, sei es Mann oder Weib mitzubringen, so lasse er keinen wieder in die Hölle herein. Die Teufel hatten indessen samt und sonders dieses nutzlose Geschäft satt gekriegt, weigerten sich darum entschieden, nochmals aufzubrechen, nur der Teufel Lehrling, er ward Drumu geheissen, bildete eine Ausnahme.

Die Widerspenstigkeit und Unbotmässigkeit erzürnte den Hinkteufel gewaltig und er befahl dem Lehrling Drumu, dort auf die Mistgestätten hinzulaufen und das Weihrauchfässchen herauszuscharren und dann auch schnell unter dem Grundstein eines Winkels des verfluchten Gebäudes nachzugraben, denn dort habe er, der Hinkteufel, seine Büchse mit dem Weihrauchkörnern verborgen. Den Weihrauch soll er herbeiholen. Flugs entfernte sich Drumu und war bald wieder zur Stelle. Inzwischen schaffte der Hinkerich von irgendwoher geweihtes Taufwasser her und hub damit die Teufelschar zu bespritzen an. Drumu tat im Nu etwas Glutkohle ins Rundfass, warf auf die Glut zwei, drei Handvoll Weihrauch und begann mit der Ausräucherung, worauf die Teufel nach allen Richtungen der Hölle zu rennen, zu fluchen, zu flehen und zu rasen anfiengen. „Hört doch auf, uns mit diesem sengenden Gestein zu bewerfen und mit diesem greulichen Qualm zu quälen, der uns ersticken wird!“ Die zwei lassen jedoch nicht ab, worauf die Teufel nach allen Weltgegenden schleunigst durchbrannten. Nachdem sich alle verflüchtigt hatten, jagte der Hinkerich noch zu guter letzt seinen Lehrjungen hinaus und so lief auch das Kerlchen auf unsere Welt herauf.

Es versuchten nunmehr die Teufel mit aller Macht, die Menschen untereinander zu verhetzen und miteinander zu verfeinden. Sie fügten ihnen aller Art Gewalttätigkeiten zu, verursachten ihnen verschiedenen Schaden, stachelten sie zu mancherlei Ungebührlichkeiten und Ungehörigkeiten auf und stifteten nach Möglichkeit Zwist und Unfrieden unter ihnen, doch die Menschen liessen dies alles über sich ruhig ergehen. Die Teufel sahen die Fruchtlosigkeit ihres Treibens endlich ein und heckten ein neues Mittel aus.

Müde und abgespannt vor lauter Müh und Anstrengung setzten sich die Teufel einmal am Rain der Landstrasse nieder, wo die Landleute vorüberzogen. Die Teufel hatten die Gestalt gewöhnlicher Menschen angenommen, so dass man sie nach ihrem Äusseren nicht erkennen konnte, wer sie eigentlich seien. Es giengen die Bauern gerade zur Kirche ins nächste Dorf, weil es in ihrem eigenen noch keine Kirche und keinen Pfarrer gab.

Drumu sprang auf und machte ein Feuer an, um das sich alle wie Zigeuner lagerten, wenn sie ein Rastlager aufschlagen. Die Landbauern schritten an der Gesellschaft vorbei und riefen ihr Gott zum Grusse zu. Man kann sich leicht vorstellen, dass das den Teufeln unlieb und unangenehm war und dass sie den Gruss nicht erwiderten. Sie murmelten nur

etwas vor sich hin. Sie riefen einige Bauern zu sich ans Feuer, damit sie sich wärmen, denn es war eine kalte Witterung. Einige von den Erwachseneren folgten wirklich der Einladung, erwärmten sich ein wenig und gingen wieder ihres Weges weiter.

So sassen die Teufel eine geraume Zeit lang am wärmenden Feuer, bis sich einige von ihnen erhoben und irgend ein Pulver herbeibrachten. Inzwischen kehrten die Leute vom Kirchengang wieder heim. Wiederum luden die Teufel einige Bauern ein näherzukommen, um sich zu wärmen. Und sie gaben ihnen von diesem Pulver. Fragten die Leute: „Wozu taugt der Staub?“ Antworteten die Teufel: „Das führt man unter die Nasenlöcher und schnupft es und dann merkt man gleich, wozu es frommt!“ Die Leute nahmen den Staub mit sich nach Hause, steckten ihn in die Nase und jeder musste sogleich davon niessen. Da ruft man: „Helf Gott!“ zu, denn man glaubt, das Niesen sei zur Gesundheit zuträglich. Als die Teufel merkten, die Menschen riefen selbst in diesen Falle Gott zu Hilfe an, sagten sie: „Also auch das nützt nichts! Wenn die Kerle Gott zu Hilfe anrufen, so geben wir das Mittel zweckwidrig wieder auf und reichen ihnen kein Pulver zu schnupfen mehr dar!“

Die Teufel sann und überlegten nun weiter, was sie mit den Menschen noch anstellen könnten. Bei einer anderen Gelegenheit setzten sie sich wieder wie das erste Mal an das Feuer. Dann fand der Teufellehrling ein Stück Holz, ein wenig dicker als zwei Finger und dies Holz war inwendig hohl. Er nahm das Holzstück und verpickte es auf der unteren Seite mit Lehm. Darnach füllte er die Höhlung mit allerlei trockenem Laub aus und bohrte auch noch ein kleines Loch ins Holz hinein. Suchte und fand hierauf noch einen wie eine Baumrinde dicken, inwendig hohlen Grasstengel und steckte das eine Ende des Stengels in das Loch des Holzstückes, so dass das Ganze einer Pfeife ähnlich sah. Das eine Ende dieses Unkrautes steckte er sich in den Mund, aufs andere aber legte er seine Glutkohle auf. Und er begann, den Rauch in sich hineinzu schlürfen und auszupampfen, dass sich alles in Dampf einhüllte. Das machten ihm die anderen Teufelgenossen nach, denn ihnen war von Haus aus der Gestank angenehm. So sassen sie ums Feuer herum und rauchten, als wieder Bauern des Weges kamen. Da rief der Teufelanführer einige der älteren Bauern und sagten zu ihnen: „Wohlan, Ihr Leutchen, kommt her und versucht auch ihr zu schmauchen! Seht mal wie schön das anzuschauen ist!“ Fragt ihn der Landmann: „Ei, weist uns doch, wie man das anstellt und wozu das dient?“ Darauf belehrt ihn der Teufel: „Schau mal her, so macht man es!“ Und überreichte ihm das einer Rauchpfeife ähnelnde Gefäss. Er zeigte ihm, wie man das Ende des Röhrchens in den Mund nimmt, ein Kohlenglutstückchen am anderen Ende mit der Hand aufs trockene Kraut auflegt, den Rauch einzieht und ausbläst. Das Spiel gefiel einigen Leuten ganz gut und sie gewöhnten sich bald das Rauchen an, nur beim Aufgreifen der Glut mit blossen Händen, versengten sie sich des öfteren und stiessen Flüche aus. Als die bösen Geister dies merkten, sagten sie vergnügt: „Das geht ja recht gut, die Leute fangen schon zu fluchen an!“ und sie verlockten immer mehr Volkes zum Rauchen. Um ihr Ziel um so gewisser zu erreichen, beschlossen sie ein

Kräutlein zu ziehen, das sich besonders gut zum Rauchen eignen werde. Zu diesem Behufe machte sich Drumu auf, um jene Narben, die krätzigen Wunden und all den Gestank zu suchen, mit denen dessen Leib des heiligen Hiob bedeckt war, von dem die Bibel erzählt. Nämlich er brachte die Hautabfälle vom Aussatz des Heiligen herbei. Da wählten die Teufel ein Stück Land, besäten es mit dem Samen dornigen Kuhkrautes und düngten den Boden mit jenen Hiobabfällen. Daraus sprossste ein Gewächs von augen- und lippenbeizender Kraft empor. Die Germanen benennen solches Gewächs Tabak, die Chrowoten aber gaben ihm den Namen duhan, weil es einen starken Geruch (*duk*) ausbreitet. Und seit jener Zeit besteht ein Tabak oder duhan und raucht man Tabak.

Indessen war dies alles noch zu wenig zur Verführung zum Verderben der Bauern. Die Teufel legten ihnen noch weitere Fallstricke, um sie den mannigfachen Ungehörigkeiten und Schlechtigkeiten zu verleiten, um sie zu schädigen und zu unterdrücken, doch brachte sie dies nicht merklich vorwärts. So liessen sich die Bauern noch immer nicht verführen. Da fiel den Teufel ein, die Wolken einzusperren und es regnete bereits seit vollen sechs Monaten kein Tropfen vom Himmel herab. Trotzdem verzagte das Volk nicht, vielmehr richtete es noch innigere Gebete zu Gott um Hilfe in so furchtbarem Ungemach. Vergebens suchten die Teufel sie vom Glauben an Gott abzubringen, alle Bedrängungen erwiesen sich als nutzlos, denn die Bauern setzten nur umsomehr ihre Hoffnung auf Gott. So gross und mächtig war die Dürre und die Bauern waren derart verarmt, dass sie schon nimmer aus und nimmer ein wussten. Viele Leute starben Hungers, die Ernte gieng vorüber und man heimste weniger als die Aussaat ein. So mancher ergab sich der Verzweiflung und mancher brütete trostlos vor sich hin, doch man wandte sich nicht von Gott ab und noch immer betete man zu Gott.

In einem kleinen Dorfe, wo gleichfalls herbe Not eingerissen war, lebte ein vordem ziemlich wohlhabender Landmann, der aber nunmehr mit seinem Hausgesinde am Hungertuch nagte, dabei jedoch gottergeben verblieb. Er sann und sann und sagte endlich zu seinem zu seinem Ehefrau: „Hör mal mein teuerstes Weib, ich habe die Absicht gefasst, unser Ackerfeld morgen zu bestellen, das bisher so äusserst fruchtbar gewesen, heute jedoch wegen der schrecklichen Trockenheit kaum zwei, drei Hände voll Frucht getragen.“ Bemerkte das Weib dazu: „Was sollst du, mein liebster Mann hinausgehen, um zu ackern. Der Boden ist ja bis zum äussersten ausgetrocknet und wird so doch keine Frucht zeitigen!“ Erwiderte ihr darauf der Mann: „Hör mich an Weib! du hast noch ein wenig Rübensamen aufbewahrt. Freilich weiss ich, dass auf dürren Erdreich nichts gedeiht, doch vielleicht hilft mir Gott ausnahmeweise und vielleicht wird es gerade jetzt angesichts unseres Elends verfügen, dass selbst auf ausgedörrtem Boden irgend etwas aufkomme!“ Darauf sein Weib: „Nun so geh im Namen Gottes und versuch es, morgen zu ackern.“

Am anderen Tag erhob sich frühzeitig des Morgens der Bauer von seinem Lager und spannte seine zwei kleinen Öchslein vor den Ackerwagen ein, die wie nicht minder er sel-

ber infolge des Nahrungsmangels ausgemergelt und schwach waren. Nachdem er die Ochsen eingeschrirt und auf dem Wagen den Pflug und sonstiges Geräte aufgeladen, das einer auf dem Felde haben muss, dachte er bei sich: „O Gott, o Gott, wie muss ich mich oder eines meiner Hausleute schwer versündigt haben, wenn du uns, o Gott, so bitterlich arg züchtigst! Sieh, vor drei Jahren hätte ich ein so herabgekommenes Rindvieh keines Blickes gewürdigt, geschweige denn es einspannen mögen, weil ich ein Paar zehnmal stattlicherer und kräftigerer Zugochsen besass, jetzt aber habe ich bloss noch diese zwei halb verreckten Öchslein und sonst kein Stück Vieh mehr im Stalle.“ Es herrschte eine sengende Hitze und die Ochsen zogen mit harten Mühe den Pflug. Nachdem der Bauer einige zehn Furchen aufgeackert hatte, war er schon derart ermüdet, dass ihm schier der Atem ausgieng. Er spannte die Ochsen aus und liess sie abseits zu weiden und zu rasten, er aber gieng um in seinem Schnappsack nach dem Stückchen trochenen Brodes zu suchen, das ihm sein Weib fürsorglich hineingesteckt hatte. Wie er zum Wagen kam und in den Schnappsack hineingriff, fand er den Schnappsack ganz leer! Und er wusste doch ganz bestimmt, er habe ein Brod mitgenommen! Das verschlug ihm die Rede und dachte bei sich: „Schau her! Was soll das bedeuten? Wer mag mir mein Brod entwendet haben? Hier herum habe ich mit meinen gesunden Augen keine lebende Seele gesehen und weit und breit auf den Feldern weilt niemand. Einzuernten giebt es gar nichts; niemandem verlohnt es sich, seinen Acker wieder zu bearbeiten; was sollte einer hier schaffen wollen? Oh mein Gott, das war mein letzter Bissen Brodes, den ich noch im Hause hatte und der ist auch weg! Hätte ihn doch wenigstens daheim liegen lassen sollen, dass ihn mein Weib und meine abgezehrten, elenden Kinder verzehren, so aber hat ihn einer weggestohlen!“ Trotzdem der Bauer bereits zwei Tage lang hungerte, mochte er dennoch nicht nach dem Broddieben fahnden, sondern schickte sich demütig ins Unabänderliche. Schliesslich sagte er laut im Selbstgespräche: „Nun denn, hat mir schon einer den letzten Bissen weggenommen, so war es gewiss ein Hungriger. Möge er sich daran sättigen und diene es ihm zur Gesundheit! Gott gewähre es ihm, dass es ihm wohlbekomme, ich aber weiss, hilft mir Gott nicht jäh und jach, dass ich samt meinem Hausgesinde vor Hunger in Not verschmachten werde!“

Das Diebteufelchen, das dem Bauern das Brod weggestohlen, sass im Schatten eines Baumes und betrachtete den Landmann, was der nun anstellen werde. Er hoffte, der Mensch werde erlosen und in Verzweiflung ausbrechen. Doch als nichts davon geschah und sah, mit welcher Fassung der Bauer auch diesen Schlag aufnahm und ihn reden hörte, dem Dieb möge das Brod mit Gottes Beistand zum Gedeihen dienen, da konnte er solche Worte nicht mehr vertragen. Er sprang auf, stiess ein Gebrüll aus und floh von diesem Orte davon; setzte sich an einer anderen Stelle nieder, fing zu grübeln an, grübelte und grübelte, doch fiel ihm nichts Gescheites ein. Jäh bemächtigte sich auch seiner Verzweiflung, der bereits seine Höllengefährten längst anheimgefallen waren.

Alsdann trat der Teufellehring den Rückweg zur Hölle an, um sich bei dem Hinkteufel über die Bauern zu beschweren, bei denen rein nichts zu erreichen sei. Er kam vor die Höllentüre und begann Einlass heischend an ihr zu pochen, doch wollte ihn die Satanin nicht einlassen. Das starke Tor war von innen bombenfest verrammelt. Drumu schlug unausgesetzt darauf los und schlug und schlug wie besessen, doch umsonst, keiner wollte ihnen öffnen. Die Teufel bestürmten endlich den Hinkteufel, er möge doch das Tor aufschliessen oder den Torschlüssel hergeben, er aber wollte ihn um keinen Preis ausfolgen. Schliesslich ergriffen ihn voll Erbitterung die Teufel und hämmerten solange auf ihn los, bis er dünn wie eine Nähnadel wurde, doch mochte er ihnen noch immer nicht verraten, wo er den Schlüssel verborgen habe, trotzdem Drumu beharrlich gegen das Tor losdrosch. Voll Wut packten die Teufel den Hinkteufel und schmissen ihn auf das Bett hin, das da für Wegelagerer bereit steht und das mit lauter scharfen Rasiermessern, spitzen Nägeln und kneifenden Zwickzangen ausgestattet, die unausgesetzt den bearbeiten, der auf ihm liegt. Auf dies Lager schnallten sie den Hinkteufel an. Der Hinkteufel fieng schauerlich zu heulen und zu brüllen an, doch zuletzt wurde er vor Brüllen und Heulen ganz heiser, denn die Kehle trocknete ihm aus. Jetzt erst bei zerstochem und zerfetztem Leib bat er flehentlich, man möge ihn von diesem entsetzlichen Bett befreien, er sei selber bereit, den Schlüssel herbeizuschaffen. Nunmehr schnallten ihn die Teufel los und er entfloh zum tiefsten Höllengrund, suchte den dort verborgenen Schlüssel, brachte ihn und sperrte sogleich das Tor auf. Drumu trat ein und sprang sofort hinter den Ofen. Jetzt erhob Drumu bitter Klage gegen das störrische Bauernvolk, bei dem sich auf keine Weise und mit keinerlei Mitteln der gewünschte Erfolg erzielen lasse. Er habe einem Bauern die letzte Brodrinde vom Munde weggeschnappt, genützt habe es jedoch rein nicht das Geringste, der Bauer habe sogar dem Dieb gewünscht, der Bissen sei ihm von Gott aus gesegnet. Darauf sagte zu ihm der Hinkteufel: „Dazu hast du sehr schlecht getan, denn gerät ein Bauer in äusserste Not und grösste Bedrängnis, so richtet er erst recht sein Gebet zu Gott und sucht bei Gott seine Zuflucht. Du Lump, hast nicht einmal das gewusst und hast dich jüngsthin erfrecht, mit Hohn und Spott gegen die älteren und erfahreneren Teufel auszuarten und prahlst, du verstündest im kleinen Finger mehr als wir alle übrigen mit unseren Köpfen! Du hast mit deinem Unverstande den Bauern nur noch gottfürchtiger gemacht und durftest hier davon überhaupt nichts reden. Hättest du keine Klage wider den Bauern, sondern nur wider dich allein, du Schwachkopf!“ Seine längere Strafrede schloss der Hinkteufel noch mit den Worten ab: „Berühmtest du dich dessen, der Bauer habe dir dafür, dass du ihm das letzte Stück Brode vom Munde weggeschnappt, gewünscht, sein Gott möge es in dir Gesundheit wohlbekommen lassen, so musst du dir selbstverständlich diesen Bissen auch ehrlich verdienen. Du erbärmlicher Wicht, pack dich auf der Stelle wieder auf die Welt hinauf und führ mir in die Hölle einen Bauern herab. Solltest du Schuft aber keinen einzigen herunter kriegen und selbst wenn es hundert Jahre dauert und kommst du mir

leer wieder zurück, so wisse Jämmerling, dass ich mit dir kurzen Prozess machen, dich fesseln und gefesselt in einen Fischteich voll Taufwasser hineinschmeissen lassen werde, allwo du drei volle Jahre lang weichen sollst, hernach aber knüpfe ich dich auf und du musst in dichtem Weihrauche volle zehn Jahre hindurch selchen. Mir aus den Augen, nichtswürdiger Gauch!"

Beim Anhören dieser Ermahnungen befahl den Teufelbuben ein Gezeter, umsomehr als einige andere Teufel das Taufbecken und das Weihrauchfass ergriffen und ihn zu beweihräuchern und zu besprengen anfiengen. Darüber vergieng dem Teufelkerlchen das Hören und Sehen, er erschreckte wie noch niemals vorher, tat einen verzweifelten Satz, entrann der grauenhaften Quälerei und flüchtete bis ans Ende der Welt, wie einer, gegen den die ganze Hölle los geworden. Der Hinkteufel wandte sich darnach an die übrigen Teufel und ermahnte sie ernstlich: „Ihr müsst mir auf jeden Fall Bauern herschaffen und sie verführen, denn ihrer giebt es an Zahl am meisten auf der Welt. Entweder muss man sie verführen, oder nach Stumpf und Stiel ausrotten, denn solange als sie so in ihrem Starrsinn verharren, können wir unmöglich die Weltherrschaft an uns reissen!“ Darauf jagte der Hinkteufel die übrigen Teufel zur Hölle hinaus und sie zerstoben nach allen Windrichtungen auf die Welt hinauf.

Drumu hockte indessen auf dem untersten Meeresgrund und brütete seinem Sinne hin und brütete bis ihm zu guter letzt im Kopf ein Licht aufgieng, wie und was er zu machen habe, um zu einem gedeihlichen Erfolg zu gelangen. Er stieg aus dem Meer empor, verwandelte sich in einen wandernden, arbeitssuchenden Bauernknecht, begab sich in ein Dorf, suchte einen Ackerbauer auf, trug sich ihm als Knecht an, der bereit sei jederart landwirtschaftliche Arbeiten zu verrichten. Der Mensch erwiderte ihm: „Ja mein Lieber, wie soll ich denn zum Knecht aufdingen, der ich nicht einmal eine entzweigebrochene Para Geldes besitze und selber mit meinem Hausgesinde von einer Ernte bis zur anderen nichts zu beissen und zu brechen habe?“ Antwortete ihm darauf der Teufel: „Hast du kein Geld um mir einen Lohn zu zahlen, so brauchst du mir halt keinen Lohn zu geben, was das Essen anbelangt, so werde ich mich schon allein darum bekümmern. Nur um eines bitte ich dich gar schön, nimm mich zum Knecht auf!“ Der Bauer dachte sich, dieser Mensch ist vermutlich ein noch grösserer Habenichts als ich einer bin. Wenns nichts kostet, so zahle ich gern. „Meinetwegen. Ich dinge dich unter solcher Bedingung zum Knecht auf!“ sagte nach einer Weile der Bauer.

Drumu schuftete Tag und Nacht ohne Ruh und Rast wie ein zigeunerischer Klepper und unterwies bei jeder Gelegenheit die Leute, auf welche Weise sie sich bereichern könnten, weil er hoffte, sie damit auf Abwege zu führen. Abwechselnd gab es immer genug Landregen und warmen Sonnenscheins, so dass der Boden die Arbeit mit reichem Früchteretrag lohnte, ebenso gedieh überaus prächtig das Gross- und Kleinvieh der Bauern. Der Teufel redete ihnen zu: „Leutchen, treibt doch euer überzähliges Vieh auf den Markt auf

und schafft eure überreichen Feld- und Gartenfrüchte in die Stadt zum Verkauf und ihr werdet alleweil eure Taschen gespickt voll Geld haben!“ Und die Leute begannen nach seinen Anweisungen Handel zu treiben und allmählich zu Wohlstand zu kommen. Drumu nahm wahr, dass die Bauern bei wachsendem Vermögen, wann die Scheunen und Kornkammern gesteckt voll sind und die Stallungen und Hürden das Vieh kaum zu fassen vermögen, alle Hände voll zu tun kriegen und wenig Musse zu Gebeten erübrigen. Darum fieng er sie zu überreden an, sie brauchten nicht mehr soviel Zeit mit dem Beten zu verträdeln, die Arbeit gehe vor und Gott beschere ihnen ohnehin mehr als genug, auch wenn sie ihn nicht ständig mit Wünschen behelligen. Die Bauernfrauen entgegneten ihm jedoch, gerade jetzt wäre es am angezeitigten, dem guten Gott zu danken, weil er so unendlich viel gewähre. Drumu überlegte es sich, weil er es einsah, das blosses Zureden helfe nicht weiter, denn je besser es dem Volke ergehe, um so inniger hieng es treu an seinem Gott.

Drumu war es ferner zuwider, dass die Leute sechs Tage lang in der Woche emsig im Haus und Feld tätig seien, an Sonntagen dagegen feiern und keine Feldarbeiten verrichten. Er tadelte sie als wegen: „Warum mögt ihr nicht sonntags arbeiten?“ Antworteten ihm die Leute: „Sechs Tage hindurch arbeiten wir, doch am siebenten ruhen wir und weihen ihn dem Gottesdienst!“ Erwiderte ihnen der böse Geist: „Ei warum pflegt ihr nicht noch mehr der Ruhe und rackert euch mit unnötiger Arbeit zwecklos ab?“ Das leuchtete den Landleuten ein und sie hörten richtig auf, so fleissig zu sein, weil sie es doch nimmer nötig hätten. So hoffte der Teufel, sie nach und nach an Trägheit zu gewöhnen, doch die Bauern wandten ein: „Das Nichtstun ist an sich eine schöne Sache, aber wir sind schon genug gewitzigt. Es können ja wieder einmal Hungerjahre eintreten, wie wir solche schon erlebt haben, dass wir nichts zu essen hatten.“

Drumu arbeitete bei seinem Bauern bereits fünf volle Jahre lang wie ein Klepper und der Bauer stand sich gut. Darum sagte Drumu zu ihm: „Schind dich nicht und plag dich nicht so viel mit der Arbeit ab, denn du hast übergenug Geld erworben, um im Falle einer Hungernot alles bar einkaufen zu können, was du brauchen solltest.“ Der Bauer liess sich ebensowenig wie die anderen Dörfner von ihm beschwatzen.

Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen entmutigte Drumu noch immer nicht. Er sagte sich im Laufe der ihm gesetzten Frist von hundert Jahren, müsse sich einmal doch irgend etwas zutragen, was ihm die Erfüllung seiner Aufgabe ermöglichen werde. Während die Bauern auf den Feldern arbeiteten, dass ihnen der Schweiss vom Leibe rann und Drumu wie ein wütender Esel mit ihnen um die Wette schuftete, redete er ihnen noch immer zu, sie sollten doch vernünftigerweise nicht an Gott glauben, den es ja gar nicht gebe. Denn gäbe es einen, so wäre es unverständlich, warum er so häufig an Wochentagen den Regen in Strömen fallen lasse, nicht jedoch an den der Ruhe von der Feldarbeit geweihten Sonntagen. Täte er es, dann wäre jeder Werktag für sie ein reiner Erwerbttag. So gedachte er sie zur Unbotmässigkeit gegen Gottes Gebote aufzureizen, das Volk mochte zu seinem

Gefasel nicht einmal hinhören und liess sich um keinen Preis von ihm zu irgend welchen grösseren Untaten und Sünden verlocken.

Drumu sann unermüdlich auf weitere Schlechtheit und sagte zu sich im Stillen: „Ich werde von nun ab nur noch hartnäckiger auf mein Ziel lossteuern, sie zur Faulheit und Tagedieberei verführen. Muss irgendwelchen unterhaltlichen Zeitvertreib ausdenken, damit ihnen zuletzt vor ihrem Leben grauen soll!“ Der böse Geist empfahl ihnen das Tabakrauchen und redete ihnen zu, Zerstreungen aufzusuchen und kurzweilige Vergnügungen zu pflegen. Nach und nach gewöhnten sich manche Bauern das Tabakrauchen an und pflanzten hie und da Tabakkraut. Drumu sah, den Männern schmeckte ein guter Weintrunk und ermunterte sie, nur immer fest dem Wein zuzusprechen, und auch die Weiber lehrte er, den Wein nicht zu verschmähen. Indessen war der vorrätige Wein bald aufgebraucht und Drumu redete ihnen zu, grosse Weinberge anzulegen und den gezogenen Wein nicht zu verkaufen, sondern lieber selber zu versaufen, denn er merkte, dass die Bauern in ihrer Betrunkenheit nicht mehr wussten, was sie treiben und sich im besoffenen Taumelzustande wenig scheuten, zu fluchen und sich zornig zu gebärden. Indes kamen die Leute wieder zur Nüchternheit zurück, so benahmen sie sich wiederum artig und waren fleissig, wie sonst voher.

Einmal diente der Teufel bei einem ehrenweren Bauern. Der besass einen ziemlich grossen Weingarten und die Trauben war vorzüglich geraten. In Winterzeit als der Most schon ausgegoren und der Wein kräftig geworden war, überredete der Unreine den Hausvorstand seinen Leuten in der Hausgemeinschaft – es waren ihrer beiläufig zwanzig Männer und Frauen –, soviel Wein als ihnen nur behagen mag zu geben und zu der Unterhaltung auch sämtliche Verwandtschaft einzuladen. Um den Hausleuten und der Sippe eine Freude zu bereiten, veranstaltete der Hausvorstand, der Einflüsterung Drumus nachgebend ein richtiges Ess- und Saufgelage, bei dem sich Männer und Frauen Tag und Nacht dem Suff ergeben und tüchtig berauschten, worauf sie miteinander in Streit gerieten, fluchten, auch sonst ungebührliche Reden ausstiessen und zum Schluss im Taumel hinsanken und in festen Schlaf verfielen. So lagen sie einen vollen Tag und eine ganze Nacht bewusstlos im Haus herum.

Da dachte der Teufel: „Also werde ich sie kleinweise dennoch zu Fall bringen, werde sie ans Faulenzen gewöhnen, sie werden das Trinken, Fluchen und ungehörige Aufführung nicht mehr als anstössig betrachten und all dies wird mir in meinen Kram passen.“ Drumu sann unablässlich darüber nach, wie er seine Schützlinge mit möglichst vielem betäubenden Getränke versehen könnte. Er sah, dass die Bauern aus dem Überschuss ihrer Äpfel einen Saft zum Trank herauspressten. Doch dem fehlte eine berauschende Kraft und hatte keinen besonders einladenden Geschmack. Damit die Bauern mit der Feldbestellung um so eher fertig werden sollen, redete er ihnen zu, möglichst viel Grundbirnen oder Erdäpfel einzusetzen, denn dies Gewächs sei sowohl ein zuträgliches Nahrungsmittel als auch genüg-

sam, weil es auch auf einem minderen Boden bei geringerer Bearbeitung reiche Ernten liefere. Sie befolgten seinen Rat. Angesichts der überaus ergiebigen Grundbirnenfechtung grübelte Drumu nach, ob es ihm nicht etwa gelänge, aus dieser Erdfrucht irgend ein Tränklein zu brauen. Darum redete er den Bauern zu, die Erdäpfel zu zerstampfen und aus dem Quark sowie aus Baumäpfeln den Saft herauszupressen. Die Leute befolgten seine Weisung, denn der Erdäpfelsaft war unschmackhaft und fad und darum sagten sie zu ihm, es verlohne sich ihnen nicht, sich damit weiter zu beschäftigen.

Mit solcher Dienstbarkeit hatte der Teufel nahezu bereits das volle hundert Jahre nutzlos verbracht und helle Verzweiflung wollte ihn übermannen. Als er da merkte, die Grundbirne sei ebenso feuchter Beschaffenheit wie der Äpfel, fieng er darüber nachzugrübeln an, auf welche andere Weise er wohl ein Getränk, noch dazu ein stärkeres und verlockenderes herstellen könnte.

Nach langem Nachdenken nahm der Teufel einen grossen Topf her, füllte ihn mit zerstoßenen rohen Erdäpfeln an. Er dachte Hitze treibe alles in die Höhe was flüssig ist und wandle jeden Tropfen zu Dampf. So stellte er denn den grossen mit den Erdäpfelmaische angefüllten Topf zur Erwärmung ans Feuer hin. Bald fing das Erdäpfelmus im Topfe zu brodeln an. Sagte der Teufel zu sich: „Tat doch nicht einen Tropfen Wasser hinein und dennoch sieden die Erdäpfel wie Wasser! Also muss in ihnen mehr Getränk stecken als man glaubt!“ Schliesslich sah Drumu aus dem Topf einen mächtigen Dampf aufsteigen, da deckt er den Topf mit einem starken Sturz zu, doch der starke Dampf hob bald ein wenig den Deckel und als der Topf ausgekühlt war und Drumu den Deckel abnahm, fielen um den Topf dicke Tropfen nieder, so dass sich ein nasser Kreis um ihn herum bildete. Als dies Drumu merkte, steckte er an den Topf eine Schüssel auf, damit der zu Tropfen sich verdickende Dampf hineinfalle. Als dann die Erdäpfel völlig ausgedampft waren, füllte er mit der im Topf noch verbliebenen Flüssigkeit ein Glas voll an und setzte es zum Abkühlen abseits, dann nahm er ein zweites Glas und füllte mit dem in der Schüssel tropfenweise abgelagerten Dampf an und stellte es ebenso zur Abkühlung weg. Darnach rief er einen älteren Bauern herbei und liess ihn aus dem ersten Glas trinken. Der Alte schmeckte davon und sagte, es habe keinen angenehmen Geschmack, doch ein kleinwenig Kraft. Als der Alte aber vom zweiten Glase den Mund voll hinunterschluckte, machte er ein ernstes Gesicht dazu und erklärte auf die Frage Drumus, wie ihm dies munde: „Ja, mein Lieber, das ist wohl ein zehnmal stärkeres Tränklein als der beste Wein!“

Drumu war darüber mächtig erfreut und ersuchte gleich den Greis, er möge es rund umher überall im Dorfe erzählen, was er, Drumu nämlich, für schöne neue Erfindung gemacht habe. Sofort verschaffte sich Drumu einen grossen eisernen Kessel. Und er überlegte im Stillen: „Das muss ich doch etwas gescheiter anstellen!“ Er füllte den Kessel ein wenig mehr als über die Hälfte mit zerstoßenen Erdäpfeln an und verschloss ihn von oben mit einem irdenen schwarzen Sturz. Die Ränder zwischen Kessel und Deckel verschmierte

er aber sorgfältig mit weichem Lehm. Dann grübelte er weiter nach, wo und wie er den Dampf entweichen lassen könnte: „Stelle ich den Kessel übers Feuer auf, so wird der Dampf den Deckel wegschleudern und der Dampf wird sich verflüchtigen.“ Dann bohrte er ein Loch und ins Loch schob er ein drei Fuss langes Rohr hinein, dessen anderes Ende liess er in einen Zuber hineinragen, der daneben stand. Dabei dachte er sich: „Der Dampf wird aufsteigen, den Weg durchs Rohr nehmen, im Rohr abkühlen und als geläutertes Nass in den Zuber hinabtröpfeln!“ Drumu begann nach und nach unter dem Kessel zu heizen, die Erdäpfelmaische quoll auf, der Dampf erhob sich und tröpfelte langsam durchs Kühlrohr in den Zuber hinab. Als nun die Maische ins Sieden geriet, hob der starke Dampf den Deckel in die Höhe und verlief sich nach allen Richtungen. Das belehrte den Teufel, er müsse ein mässiges Feuer zum Kesselheizen unterhalten. Er setzte den Deckel neuerdings auf und heizte vorsichtiger als vordem.

Nachdem die Maische erschöpft war, befanden sich im Zuber zwei, drei Litren einer wasserhellen Flüssigkeit. Drumu lud nun sowohl Männer als Frauen ein und forderte sie auf, Gläser zu ergreifen und von dieser Flüssigkeit zu trinken und die Leute liessen es sich nicht zweimal sagen, stiessen mit den Gläsern an, wünschten einander: „Gott bescher' dir Gesundheit“ und gossen mit der Zunge schnalzend die feurigen Tropfen hinter die Binde. Als Drumu merkte, was für eine die Sinne betäubende Wirkung der Trank ausübe, vermeinte er im ersten Augenblick, die Leute werden über den scharfen, brennenden Geschmack erlosen und sich mit seiner Erzeugung gar nicht befassen mögen. Deswegen ermahnte sie Drumu wohlwollend: „Ihr lieben Leutchen nippt nur ein klein wenig von diesem Tränklein, bis Ihr euch daran gewöhnt. Was soll ich euch denn diesen Trank anpreisen, der, wie ihr selber seht, fünfzig mal mehr wert als euer Wein ist?“ Die Leute überboten indes einander in der Bemühung, sich mit der neuen Gaumenlabung zu befreunden.

Auf solche Weise hat der Teufel endlich erfunden, wie man Spiritus und Raki (Branntwein) brennt. Nun sann Drumu weiter nach, ob nicht auf gleichem Wege durchs Feuer auch noch aus anderen Gewächsen allerlei Arten Flüssigkeiten zu gewinnen wären und er redete den Leuten zu, nachdem selben Verfahren auch aus jedem Obst und aus Korn und Weizen ein Wasser abzuziehen. Und so verlegten sich die Bauern nach und nach aufs Erzeugen von Spiritus und verschiedenerlei Schnäpse und ergaben sich allmählig dem Suff.

Der Teufel diente immer weiter im Dorfe. Bei einer Gelegenheit überredete er den Hausvostehrer, er möge seine ganze Sippschaft und die Hausgenossen zu einem fröhlichen Heimfest einladen und dazu ein Erdäpfelschnapsbrennen veranstalten. Menschen, wie Menschen schon sind, folgten gern der Einladung und bald tat es ein Hausvorstand dem anderen nach, denn keiner wollte sich als Knauser spotten lassen. Das Erdäpfelbrennen, Spiritustrinken und Sich-Besaufen kam in rascher Frist allgemein in Schwung. Einmal erschien bei einem derartigen Sauffest ein Bettelmann daher und bat um eine milde Gabe. Da jagte ihn die besoffene Gesellschaft unter Hohn und Spott von der Schwelle weg und

schrie ihm nach, es möge ihm Gott und der Himmel helfen, zu dem er bete, hier hier aber hätten sie nur ihre eigenen Sachen. Der Teufel billigte ihre Reden: „Wahrhaftig so ists auch vollkommen recht, denn just hat euch Gott nicht gegeben, weil er es überhaupt gar nicht versteht, so etwas Herrliches zu erfinden, was wir selber all hier zu Wege brachten!“

Die ungebildeten Leute trinken und trinken und betrinken sich, verlieren Schamgefühl und Ehre und fluchen Gott und allen Engeln im Himmel, der Teufel aber spricht zu sich voll freudiger Befriedigung: „O, niemals hätte ich nur träumen können, dass ich sobald die Menschen werde verführen können!“ Die Leute fiengen zu torkeln und sich abscheulich zu benehmen an und schliesslich gerieten sie in Streit und wurden mit einander handgemein. Dabei eiferte sie der Teufel ohne Unterlass zum Trinken an. Drumu dachte bei sich im Stillen: „Na geduld dich noch ein bisserl und alle verwandeln sich zu Schweinen!“

Eine Bäurin verschüttete unversehens ein wenig Spiritusschnaps worauf sie der Hausvorstand in seinem Rausch anrempelte und ihr Gott und alles, was einem heilig ist, verfluchte. „Ich sage dir, verschütt das Zeug, das du von Gott geschenkt kriegst, das Tränklein hast du aber nicht von Gott, sondern von mir.“ Andere Eheleute fangen betrunken zu raufen an, schlagen alle Fensterscheiben ein und schmeissen sämtliche Hausgeräte hin, dass sie zerbrechen. Ein Mann ergrimmte im Zorn gegen sein Weib und wollte sie erwischen, um an ihr seinen Rausch auszutoben, doch die erschrockene Frau fürchtete den Wutausbruch ihres Ehegenossen und suchte auszureissen. Sie hielt eben ihr kleines Kind in den Armen und als sie sah, ihr Mann werde sie einholen, legte sie das Kind nieder, um schneller laufen zu können. Der ausser Rand und Band geratene Betrunkene packte das unschuldige Kindlein und schleuderte es so unbarmherzig mit aller Wucht gegen die Wand, dass dem armen Wurm der Schädel in Scherben gieng. Bei diesem Anblick ergriff den Mann doch einiges Entsetzen und von da ab mochte er keinen Spiritus mehr schmecken. Auf die anderen Bauern machte dieser Vorfall keinen besonderen Eindruck, sie sofften wie bisher weiter den Spiritus, bis sie das Bewusstsein verloren und sie der Schlaf nieder warf. Jener Mann, der sein Kind getötet hatte, taumelte hin und her, rannte davon und irrte umher; bis er in einen tiefen Wassertümpel hinabkollerte, in seiner Trunkenheit seiner Sinne nicht ganz mächtig konnte er sich nicht wieder hinaufstrampeln, versank immer tiefer im Schlamm und ertrank kläglich darin. Drumu kam zu ihm, fieng ihm die Seele ab und enteilt ihr habhaft geworden mit riesiger Freude zum Höllenschlund hinab.

Also die Teufel Drumu mit einer Bauernseele herannahen sahen, bemächtigte sich ihrer eine ungeheure Freude. Und vor lauter Jubel drehten sie die Hölle zehnmal um und um und warfen alles kunterbunt zwanzigmal durcheinander und stellten alles in Ordnung wieder auf, die erste erlangte Seele eines Bauern brachten sie irgendwo in der Tiefe der Hölle unter. Und so hat Drumu im Laufe von hundert Jahren ein Stück Brod verdient. Und bis zu dieser Zeit gab es in der Hölle keinen Bauern, denn der Teufel vermochte keinen zu ver-

führen, bevor ihm nicht die Erfindung des Branntweins geglückt war, und seither ist auch der Bauernstand im Höllenreich gut vertreten. Berühmte sich der Teufellehring zu seinem Meister, dem Hinkteufel: „Siehst du, als ich dem Bauern sein letztes Stückchen trockenen Brodes weggegrapst hatte, war war er darüber nicht in Zorn geraten, sondern hat sogar dem Dieben noch Gesundheit gewünscht, jetzt aber im vollsten Überflusse im Haus und Hof hat er, als sein Weib nur ein wenig Raki ausgeschüttet, wutentbrannt lästerlich Gott und allen geflucht, was ihm durch den Kopf gieng und garstige Schmähungen ausgestossen!“ Also, seit jenem Tag, seit dem der Teufel den Branntwein erfunden, wandern auch Bauern in die Hölle hinab!

Anmerkung: Diese erbauliche Mär schrieb der damals etwa dreissigjährige chrowotische Landmann Josef Pros, mein Schüler in der Krieginvalidenschule des K. u. K. Grinzinger Spitals nieder. Er war Sapeur im K. u. K. Sapeur Bataillon Nr. 13, 4. Korp. und hatte sich an der Piavefront seine Heldenlorbeeren und Wunden geholt. Seine erzwungene Musse nützte er mit regstem Fleisse zu seiner Ausbildung aus. Von seiner Erzählerbegabung zeugen diese und andere Geschichten, die er aus der Erinnerung aufzeichnete, um mich zu erfreuen. Meine Verdeutschung hier hält sich wortgetreu an die Vorlage unter Beibehaltung der kleinen Unebenheiten und der Breitspurigkeit, denn ich will meinem Leser den südslavischen Bauern vorführen, wie er denkt und fühlt, nicht jedoch beweisen, dass ich ein stilgewandter deutscher Schriftsteller bin. Pros fragte mich: „Sind Sie, Herr Lehrer, von der Erzählung befriedigt?“ – „Da habe ich wieder einmal eine gute Geschichte erfunden!“ erwiderte ich. „Wieso haben Sie sie erfunden?“ fragte Pros verwundert, „ich habe sie doch von meiner Grossmutter, lang soll sie mir leben, gehört und selber gestern niedergeschrieben!“ – „Das ist wohl wahr für dich und mich, doch für deutsche Professoren in Berlin, die es vor Gericht beschworen haben und denen es die Richter geglaubt haben, ich sei der Erdichter eurer Volküberlieferungen. Das ist wahrer, denn zum Beweis raubte mir das Gericht meine Bücher und brandmarkte mich vor aller Welt als einen Betrüger.“ – „Du hast doch die Lügner gleich niedergeschossen, Lehrer!“ rief Pros in zorniger Aufwallung aus. „Nein, mein liebster Bruder und Held, das hätte mir nichts geholfen. Gegen die Dummheit, Bosheit und Habsucht jener Richter und ihrer Eidgenossen komme ich nicht auf. Es stand ihnen überhaupt kein Recht zu, weder über slavische Überlieferungen noch über mich, den Österreicher, zu Gericht zu sitzen!“ Pros und noch einige seiner Leidengefährten waren darüber derart erbittert, dass sie sich bereit erklärten, nach Berlin zu ziehen, um das Gerichtshaus samt den Richtern in die Luft zu sprengen. Ich redete ihnen dies aus. Dieses Zwischenfalles gedenke ich hier nur darum, um die reichsdeutschen Gerichte zu warnen, damit ich nicht einmal, wenn sie das Verhängnis über sich heraufbeschwören, der Mitschuld an dem daraus entstandenen Unheil beziehen werde. An seinen liliastisch verseuchten Richterstände krankt Deutschland, sowie am Bolteasmus, Roetheasmus, Dielsiasmus und Kümmeliasmus die amtlich beglaubigte Wissenschaft.

179. Warum der Branntweintrunk gesegnet ist

Als noch Christus mit zwölf Aposteln auf der Welt umherzog, da pirschten sie im Hochgebirge auf Wild, um sich zu ernähren, und man erzählt, es habe damals ein Wildtier von solcher Furchtbarkeit gehaust, dass sich ihrer alle dreizehn nicht getrauten, sich ihm entgegenzustellen, um es zu erlegen. Einmal trennte sich einer der Apostel – ich kann nicht

mehr sagen welcher – von den übrigen und traf einen Mann an, der ihm genug Branntwein zu trinken gab. Darnach gieng er weiter im Hochwaldgebirge, um seine anderen Genossen aufzusuchen und sich ihnen wieder anzuschliessen, als er da urplötzlich jenes grausige Tier erblickte. Rasch legte er sich auf den Anstand hin und schoss mit einem wohlgezielten Pfeil den Schreck nieder. Er stiess alsbald zu seiner Gesellschaft hinzu und sagte: „Gott helfe mir, ich habe jenen Wildschreck niedergestreckt!“ Antworteten sie ihm: „Wie vermöchtest du ein einziger allein ein solches Ungetüm zu töten, während wir doch unser alle dreizehn uns nicht getrauten, es zu stellen!“ – „Ja, hättet auch ihr Branntwein, wie ich einen, getrunken, der einen von Angst befreit und mit Mut beseelt, so hätte sich wohl ein jeder von euch gleich mir getraut, ihm aufzulauern!“

Hierauf sprachen jene übrigen elf Apostel zu Jesus: „Geh, führ uns mal hin, damit auch wir die Art und Beschaffenheit des Branntwein zubenannten Getränkes erkennen!“ Und es kam Jesus mit allen seinen zwölf Jüngern zu dem Manne auf Nachtherberge. Und sie baten Jesus Christus um Erlaubnis, je ein Glas Branntwein auszutrinken. Das erste Glas schmeckte ihnen vorzüglich und sie baten um die Erlaubnis ein zweites zu leeren und er genehmigte es ihnen und ebenso ein drittes. Das Glas war ziemlich gross und so kamen sie erst auf den Geschmack und sprachen: „Wohlan, lasst uns auch noch ein viertes zu Ehren des Namens, Gottes und des heiligen Kreuzes auskosten!“ Dann wieder: „Das fünfte zu Ehren des Namens Gottes und der heiligen Petra!“ Auch dies gestattete er ihnen und da sagten sie: „Alsdann, trinken wir noch ein sechstes ohne Erlaubnis auf unser aller Wohl aus, die wir uns am heutigen Tage hier versammelt haben!“ Nach dem sechsten Glase waren sie aber samt und sonders so besoffen, dass sie alle torkelten und sich zu Boden wälzten, um auszuschlafen.

Als der Morgen graute, lagen alle Apostel wie tot ausgestreckt und jener Hausvorstand trat zu Jesus in die Stube ein und meldete: „O Jesus! Siehe dort sind alle Apostel hingestorben!“ Fragte der Herr: „Was hat ihnen denn gefehlt?“ Antwortete der Mann: „Branntwein haben sie getrunken!“ Darauf gebot ihnen Jesus, ihnen allen wieder Branntwein einzuflössen. „Womit sie sich vergifteten, damit sollen sie sich auch ausheilen!“ Der Hauswirt träufelte ihnen Branntwein ein und sie alle erhoben sich wieder. Hierauf segnete Jesus den Branntwein und sprach: „Wer da immer hiernieden an Christum glauben wird, möge Branntwein trinken, Gesundheit und Frohsinn aus ihm holen! Das Neugeborene soll ohne ihn nicht fertig werden können und ebenso möge Branntwein dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen helfen!“ Seit damals ist der Brauch bestehen geblieben, zur Taufe eines Neugeborenen und ebenso zur Niederlegung ins Grab auch Gäste einzuladen, und ihnen einen mit guten Bissen vollbesetzten Tisch und Branntwein zu bereiten, damit sie essen und trinken mögen.

Bosnien

180. *Drei Bluttröpfen*

Bei der Erschaffung der Welt erschuf Gott unter anderen Dingen auch den Branntwein (die *Rakija*).

Er entnahm je einen Bluttröpfen dem Hahn, dem Wolf und dem Schwein. Aus dieser Mischung bildete er den Branntwein.

Also kommt es, trinkt der Mensch nur ein wenig Branntwein, dass er zu singen anhebt, er kräht wie ein Hahn; trinkt er etwas über den Durst, so fällt er jedermann an, gleichwie ein Wolf, betrinkt er sich jedoch, so wälzt er sich wie ein Schwein im Kot herum.

181. *Wie die Menschen das Branntweintrinken gelernt haben*

Die Menschen hatten das Branntweimbrennen erfunden, getrauten sich jedoch nicht, davon zu trinken. Sie gerieten dazumal auf einen Blinden und einen beinlosen Krüppel, und sprachen: „Beim Allah, um die ist nicht schade, selbst wenn sie vergiftet würden.“ Die beiden tranken sich mit Schnaps voll und in ihrem Rausch fingen sie Händel an. Rief der Blinde: „Hei, Brüderlein fein, ich sehe, was du treibst!“ – Der Krüppel entgegnete: „Spring ich mal in Wut auf, so versetze ich dir hundert Fusstritte in deinen Wanst!“ Da merkten die Leute, der Verstand dieser beiden sei arg verwirrt, und ein lebhafter Geist stak im Branntwein; und sie begannen ihn zu trinken.

182. *Die Urmenschen*

In Montenegro und in Bulgarien erzählt man, die Menschen seien in der Urzeit weitaus grösser und stärker als gegenwärtig gewesen und habe *Džide* oder *Džidovi* geheissen. Im Schienbein waren sie so dick, wie heutzutage ein Mann um den Gurt im Schluss. Die *Dzide* wurden aber kleiner und kleiner, bis sie zu dem heutige Mass herabsanken. Die Menschen unserer Tage werden sich aber noch mehr verkleinern, bis sie so klein geworden sein werden, dass sie an einem Farnkrautstengel emporklettern werden müssen.

Zu Berilje im Montenegrischen behauptet man, ein Mensch wiege samt den Waffen gerade soviel wie unbewaffnet.

Montenegro

Anmerkung: *Džid* aus dem Italienischen Gigante, anklingend an das geläufigere Wort *žid*, *židovi*, Jude, Juden, in Dalmatien *Gjiganda*.

183. Die Kniescheibe

Gott erschuf zuerst alle Tiere und zu allerletzt den Menschen. Ihm verlieh er Verstand und eine so grosse Schnelligkeit, dass er jedes Tier einholen und auch jedem entrinne konnte. Mit diesen Gaben trieb der Mensch aber solchen Missbrauch, dass er der Tierwelt gefährlich und beschwerlich wurde, die Tiere sich versammelten und vor Gott erschienen, um Klage zu führen. Allda erschuf Gott dem Menschen im Knie das Schälchen und so verlor er seine vormalige Behendigkeit.

184. Warum Säuglinge unter einem Jahr nicht gehen können

Nachdem die Urmutter das erste Kind geboren hatte, ergriff es Gott mit der Absicht, es über das Haus hinüberzuwerfen, auf dass es sogleich gehen könne. Die Mutter aber, aus Angst, das Kind könnte sich dabei beschädigen, eilte heimlich hinter das Haus und fieng das Kindlein mit ihrer Schürze auf. Darnach verfluchte Gott die Mutter, ihr Kind möge vor Jahrfrist nicht imstande sein zu gehen.

185. Woher rührt die Gesichtblässe der Juden her?

Als die Hebräer noch in Palästina ansässig waren, befahl eine böse Krankheit das Volk und Moses gebot ihnen, auf eine Zeit lang auszuwandern. Sie zogen ab. Sie wandern und wandern, doch auf dem Wege starben alle dahin. Sie legten sich hin und tot waren sie. Und sie muckten sie nicht mehr. Jene Krankheit hatte sie hinweggerafft. Giengen dort ein heiliger Prophet (*pejgamber*) und ein Guter (*dobri*, ein Schutzgeist) einher und es erbarmte ihn, wie ein ganzes Volk da tot liege. Er hub ihre Hände zu berühren an und rief sie wieder zum Leben zurück, weil sie jedoch neun Tage lang tot dagelegen waren, verblieben sie noch bis auf den heutigen mit jener Totenblässe behaftet (*ona mrtvačka bajatost*).

Anmerkung: Diese Mär erzählte der Frau Jelica Belović-Bernadzikowska ihre Wäscherin, die verkappte Bogomilin Emina. Frau Jelica bemerkte zur Emina: „Das ist zwar eine lustige Geschichte, doch die Blässe gar nicht wahr. Schau doch, die hiesigen Juden sind von gutem Aussehen, meist rotwangig und eine Blässe fällt einem bei ihnen gar nicht auf.“ Versetzte Emina: „Ei, meine liebe Frau, das, was ich dir erzählte, trug sich in einer entschwundenen Zeit zu und man gedenke des heutigentags. Um wieviel ich die Geschichte eingehandelt habe, ebenso teuer verkaufe ich sie weiter! Steck nun nicht all das in deine Bücher hinein.“

Die Totenblässe der Juden ist nicht um Haar unwahrer als die auch bei uns landläufige Blutbeschuldigung oder die vom Lilia-Inquisition-Tribunal zu Berlin durch die bemeineideten Zeugen und Sachverständigen Bolte, Roethe, Kümmel, Diels (Prof. der Slavistik an der Breslauer Universität) durchan und einigen meineidfrohen

Polizisten gerichtlich erhärtete und vom Gerichte bestätigte Feststellung, ich (Dr. F. S. Krauss) sei der Erfinder der Unzucht der Kinderzeugung der südslavischen, ukrainischen, polnischen, und deutschen Folklore, der japanischen, griechischen und römischen Kunstdenkmäler, die man zum Teil in den Ethographischen Museen in Berlin, Leipzig und Paris aufbewahrt und ein fauler, eitler „anscheinend Christus ähnlicher Jude.“ In allen solchen Fragen entscheiden allein der Eid aus innerster Überzeugung und der frumbe Glaube, nicht etwa Gesicht, Tastgefühl und vernünftige Überlegung. Demnach spricht die arme Wäscherin Emina unendlich gescheiter als die Berliner Zauberrichter, deren Eidhelfer und anderweitige Anbeter des § 182 StGB. Sie erkennt die Dummheit und verwarft sich dagegen, jene aber erzeugen eine geistige Volkverseuchung und vertreiben sie als Wahrheit mit allen Mitteln der Übermacht, die ihnen ihre Stellung einräumt und verschafft.

186. Warum Moslime kein Schweinefleisch essen mögen

Als Mohammed der moslimische Prophet verschieden war, versammelte sich eine Unmenge moslimischer Geistlichkeit und sonst Grosser, um Mohammed bis zur Bestattung zu bewachen. Sie behüteten ihn, nicht etwa, dass er ihnen nicht gestohlen würde, vielmehr, damit nicht etwa irgend ein Geschöpf über der Leichnam springen soll und Mohammed sich zum Vampir verwandle.

Trotz aller Wachsamkeit sprang dennoch irgend ein Wesen über den Toten hinweg. Als es zur Bestattung kam, war niemand auf eine Vervampirung Mohammeds gefasst, denn man war sowohl überzeugt, dass man ihn bestens bewacht habe, wie auch von seiner Prophetensendung. Am Grabe besang man ihn und begann ihn dann in die Grube hinabzulassen, doch beim Niedersinken fieng es in der Truhe zu poltern an. Das Gepolter überraschte die Teilnehmer am Leichenbegängnisse nicht, denn man sagt, jeder Moslim versuche es, beim Hinabgelassenwerden ins Grab, sich zu erheben. Da spricht der Hodscha einige Worte aus und der Tote beruhigt sich wieder.

Mit Mohammed war es jedoch nicht so. Obwohl ihm der Hodscha zuredete, beruhigte er sich doch nicht, sondern entstieg plötzlich dem Grabe in Gestalt eines Schweines und entfloh in den Wald.

Das war der Beweis von Mohammeds Vervampirung, weil man ihn nicht gut genug überwacht hatte. Einige Zeit darnach töteten Jäger einen Wildeber, in dessen Pfote man einen arg eingewachsenen Ring, kaum sichtbar noch entdeckte. Sie trugen den Ring fort, um zu erkunden, wieso er auf die Eberpfote gelangt sein möge. Von einem zum anderen wandernd gelangte er auch den Priestern in die Hand, die sich unendlich entsetzten, als sie Mohammeds Ring erkannten. Nun hatten sie den untrüglichen Beweis von der Vervampirung Mohammeds vor sich und dass er die Gestalt eines Schweines angenommen habe. Da gelobten die Moslime, nie wieder Schweinefleisch zu geniessen und sie glauben ebenso, wie das serbische Volk, der Wildeber habe auf seiner Pfote einen Kreis, der nach jenem Ring entstanden sei.

Anmerkung: Wegen Veröffentlichung dieser Geschichte in der Folklore-Zeitschrift *Karadžić* 1901, III, 113 f. erhoben moslimische Heisssporne in Sarajevoer Zeitungen heftige Anklagen gegen den Herausgeber der Zeitschrift Prof. Gjorgjevic und er musste zu seiner Rechtfertigung vor dem Unterrichtsminister zu Belgrad erscheinen. Da seine Stellung auf dem Spiele stand, forderte er mich um ein Gutachten auf, das dem Belgrader Tagblatt *Dvadeseti Vek* in Nr. 62 vom 25. November 1901 abdruckte und später mit näherer Begründung Gjorgjevićs Zeitschrift III 233 f. brachte. Die Erzählung ist nicht serbischer, sondern sicher asiatischer Herkunft und nur ein Beleg mehr vom Glauben ans Fortleben der Menschenseele in Tiergestalt. Als indische Seelenwanderlehre ist auch bei uns diese Vorstellung allgemein bekannt. In unserem Sonderfalle ist die Einflechtung des Vampirglaubens weiter nichts als ein Erklärungsversuch, der aber auch nicht auf serbischem Boden entstanden sein muss, weil er ja auch aus Asien miteingewandert sein kann.

187. Grossväterchen der HERR und der Zimmermann

Als Grossväterchen der HERR einmal auf Erden umherwanderte, begegnete er einen Zimmermann, der da mit dem Schoss voll Guldenstücke vom Bau heimkehrte. Grossväterchen der HERR befragte ihn: „Was trägst du da, Söhnchen, in deinem Schoss?“ Der sagte ihm nicht die Wahrheit, sondern erwiderte: „Ich trage, Grossväterchen, Hobelspäne heim, um meine Kinder damit zu erwärmen!“ Darauf hat ihn Grossväterchen der HERR, vor dem man nichts verheimlichen kann, verflucht und zu ihm gesprochen: „Sollst, Söhnchen, in alle Ewigkeit Hobelspäne in deinem Schosse tragen!“ Seit damals ist es bis auf den heutigen Tag dabei verblieben, dass die Zimmerleute, wann sie des Abends von der Arbeit heimgehen, den Schoss voll Hobelspäne mittragen.

Anmerkung: Bog erschien als ein bogac, das heisst, als ein alter Bettler, dem der Zimmermann von seinem Reichtum nichts abgeben wollte. Darum muss der Geizhals sein Leblang wie ein armer Mann, Hobelspäne auf-sammeln und abends heimtragen.

188. Wie der Nord zur Erde kam

In alten Zeiten gab es auf Erden keinen Nordwind, sondern es herrschte ewiger Sommer. Davon vermehrten sich bis ins Endlose die Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, Mücken usw., so dass man vor ihrer Plage schon nimmer bestehen konnte. Darum begannen die Menschen zu beraten, was und wie es anzustellen sei und wen man entsenden solle, um den Nord auf die Erde herabzuholen. Als erster meldete sich der Täuberich, er wolle abgehen und den Nord holen. Die Menschen willigten darauf ein und geleiteten ihn ein Stück Weges. Dahin fliegend langte der Täuberich beim Nord an. Als der ihn bemerkte, befragte er ihn um die Veranlassung seines Kommens. Der Tauber berichtete ihm, was und wie es auf Erden von und zugehe und dass ihn die Menschen bitten, zur Erde herabzusteigen und

das Volk vom Ungemach zu erlösen. Fragte ihn der Nord, womit er, der Tauber, sich nähre und wo er zu schlafen pflege. Antwortete der Tauber, er atze sich mit einigem Weizenkörnern und schlafe auf einem Aste ruhend. Der Nord befahl, man solle ihn mit dem Erforderlichen versorgen. Als die Nacht anbrach, hauchte der Nord etwas stärker und der Täuberich erfror, so dass er nicht wieder heimkehren konnte.

Eine geraume Zeit warteten die Menschen zu und als sie merkten, der Tauber bleibe ganz aus, versammelten sie sich neuerlich zur Beratung, wer wohl jetzt als Bote den Bittgang zum Nord unternehmen solle, damit er sich der Erde erbarme und zu ihr herabsteige. Da meldete sich der Hund. Als der Hund eintraf, befragte ihn der Nord, weshalb er gekommen sei und der trug dasselbe, was früher der Täuberich, vor. Auch ihn fragte der Nord, womit er sich nähre und wo er der Ruhe pflege. Erwiderte der Hund: „Ich schlafe unter freiem Himmel und esse ein Stück Brodes!“ Man entsprach seinem Begehren. Weil der Hund auf freiem Felde übernachtete, blies der Nord etwas kräftiger zu und so erfror der Hund.

Nachdem auch der Hund nicht mehr zurückkehrte, machte sich Dünnbart anheischig, um den Nord zu gehen, und sollte auch er nimmer wiederkehren, so möge man schon keinen Boten sonst noch abschicken. Also trat Dünnbart die weite Wanderung an und gelangte glücklich zum Nord. Nachdem er ihm von den Vorfällen und Vorgängen auf Erden berichtet, derenthalben er vorspreche, erwähnte er, die Menschen hätten vor seiner den Tauberich und den Hund abgesandt, doch seien die nicht wieder zurückgekehrt. Darauf sagte der Nord: „Gut, morgen brechen wir auf, doch bitte ich dich, sag mir, womit ich dich bewirten soll?“ Antwortete ihm Dünnbart: „Ich esse ein gebratenes einjähriges Ferkelchen, neun gebratene Hühnchen, neun durch neun Siebe durchgesiebte Brodfladen und trinke neunjährigen Wein, doch bloss volle neunundneunzig Mass Krüge. Ich schlafe in einem neun Ellen tiefen Keller und decke mich mit neun Büffelhäuten und mit neunundneunzig wollenen Teppichen zu. Damit wirst du mich gastlich aufwarten!“ Der Nord verfügte, dies möge ihm zu Willen sein.

Als die Nacht aufstieg, begann der Nord zu blasen, hoffend, Dünnbart werde erfrieren. In der Früh gieng der Nord nachschauen, ob Dünnbart noch am Leben sei: „Dünnbart, lebst du?“ – „Aber ja!“ antwortete Dünnbart. „Wie hast du zur Nacht geschlafen?“ – „Ganz gut!“ Und als sie nachsahen, bemerkten sie, dass nur drei Büffelhäute nicht erfroren, während alles übrige vor Kälte zu Eis erstarrt war. Darnach fragte der Nord den Dünnbart, welche Richtung er nach seiner Heimat einschlage und Dünnbart erwiderte: „Ich springe von diesem Berge auf jenen, von jenem auf den dritten und so weiter von Berg zu Berg hin, bis ich in meinem Vaterlande daheim eintreffe!“ Sprach der Nord zu ihm: „Spute dich voraus, ich hole dich schon ein!“

Dünnbart brach auf, doch nicht auf dem Wege von Berg zu Berg, wie er angegeben, sondern immer hübsch fein entlang der Bachmulden und windgeschützten Orten, wäh-

rend der Nord von Berghöhe zu Berghöhe dahinbrauste, um Dünnbart einzuholen, damit er erfriere. Nachdem er ihn nirgends einholen gekonnt und bereits zur Erde hinabgelangt war, sah er ein, Dünnbart habe ihn überlistet. Also kehrte Dünnbart mit heiler Haut und selbstzufrieden heim. Die Menschen dankten ihm gar innig für die ihnen erwiesene Wohltat, dass er sie so von dem Unheil befreite, das sie solange Jahre hindurch bedrängte und verfolgte. Siehst du, seit der Zeit haust der Nord hienieden auf Erden.

189. Vom Donner, Blitz und Donnerstein

Wann es donnert, so glaubt das Volk, der heilige Elias jage zu feurigem Wagen einer Lamie nach, um sie töten, damit sie die Feldfrucht nicht auffresse. Der Blitz ist des heiligen Elias Pfeil, der da als ein glühender Stein zur Erde herniederfalle. Man heisst solches Gestein: „schlagende Steine“ und mit dem Wasser, darin man sie abgewaschen hat, trinkt man Kinder, die bei einem Fall aus der Höhe einen heftigen Schlag auf den Bauch oder den Magen erlitten haben.

190. Wieso der Schnee entsteht

Vor sechzig Jahren kam zur Winterszeit während eines heftigen Schneefalles der wegen seiner Schlagfertigkeit und seines Heldenmutes weit bekannte Kaufmann Marko Nikčević nach Nikšić und kehrte gleich in die Holzwater des Begen Mutović ein, wo es immer eine Türkenversammlung gab. Man begrüßte ihn nach türkischem Brauche freundlich und bot ihm Kaffee und einen Tschibuk an. Man sprach von Heldentaten, von Rossen, Waffen und allen möglichen Dingen, bis einer vom Wetter zu reden anfieng: „Beim Allah, Marko, da suchte uns ein Schnee heim, noch dazu ein grosser!“ Marko entgegnete: „Beim Allah, ihr Türken! Er fällt nicht bloss euch Türken, sondern auch uns Christen!“ – „So ist es Marko, es kann gar nicht anders sein!“ Nach einer Pause sagte wieder einer: „Marko, du bist ein grundgescheiter Mann, so sag mal, was glaubst du, woher kommt dieser Schnee, der da so herabfällt, gleichsam als ob ihn wer säte?“ – „Ei, was befragt ihr mich solche Sachen, die Gottes Weisheiten eingerichtet hat und um die er allein sich bekümmert? Ihr wisst doch, dass ich kein gelehrter Mensch bin!“ – „Geh, mach keine Flausen! Wir wissen nur zu gut, dass du sehr klug bist und von der Überlieferung der Altvorderen vieles inne hast und darum befragen wir dich und deine Ansicht über den Schnee.“ – „Ich denke, es ist eine Einrichtung Gottes, die Natur müsse ihre Aufgabe so erfüllen und der Schnee wieder die seine. So hat es Gott gewollt!“ – „Marko, du bist wohl ein kluger Kopf, doch darin täuscht du dich gewaltig, Allah habe den Schnee gegeben, vielmehr rührt er von Muhammed her.“

Jetzt hat er eben nichts anderes zu tun und da nimmt er einen mächtigen Holzblock und eine Säge vor und das Sägemehl, das beim Sägen abfällt, das ist der Schnee!“ – „Was? Treibt es so euer Mohammed, so ist er ein Zigeuner!“ Ergrimmt darüber blicken ihn die Türken wild an: „Allah, Marko, sprich nicht so drein!“ – „Beim Allah! Ihr selber macht ihn zu einem Zigeuner. Eine schöne Grüblerei ist das!“ Marko war mein Oheim.

Anmerkung : Erzählt am 1. März 1885. – Die Christen betrauen den hl. Elias mit der Schneeerzeugung. Markos Abweisung ist für einen Montenegrer, der ein Held von Beruf ist, selbstverständlich, denn eine niedrige Arbeit, wie die des Holzsägens überlässt er den Weibern oder Wanderzigeunern.

191. *Wie die Hunde entstanden sind*

Als Väterchen Adam gemeinsam mit seinen beiden Söhnen Kain und Abel auf der Tenne Frucht ausdrosch, streute er werfelnd auf die eine und auf die andere Seite je eine Schaufel Getreide aus. Bei diesem Anblick befragte ihn Abel der jüngere Sohn: „Warum verstreutest du so die Frucht?“ Antwortete ihm Väterchen Adam: „Ich tat es um des Opfers willen, auf dass sich davon die Tiere sättigen, so da auf Erden einherwandeln!“ Sprach da Abel zu seinem Väterchen: „Erlaubst du mir, dass auch ich Gott ein Opfer darbringe?“ Väterchen Adam gewährte ihm die Bitte. Und Abel brachte zum Opfer den ersten festen Schafbock dar. Kain, sein älterer Bruder war ihm neidig, geriet in Zorn und tötete ihn auf der Schafweide.

Als Kain allein ohne seinen Bruder Abel heimkam, befragte ihn Väterchen Adam: „Wo ist Abel, dein Bruder, hin?“ und Kain erwiderte, er wisse nicht, was mit ihm geschehen sei. Wie nun die Schafe ohne Abel, den Hirten, heimkamen, gieng ihn Adam suchen und fand ihn nach zwei, drei Tagen getötet, in Verwesung übergegangen und von Würmern zerfressen. Allda segnete Väterchen Adam die Würmer, auf dass sie sich zu Hunden verwandeln und an Stelle des ermordeten Abels zu Wardeinen der Schafe werden mögen und im selben Augenblick entstanden die Hunde. Seitdem verblieb es, dass jede Herde mehrer Hunde hat, um die Schafe zu behüten.

192. *Wie der Wolf erschaffen worden ist*

Nachdem Gott die Welt und den Menschen erschaffen hatte, prahlte gegen ihn der Teufel, auch er könne einen Menschen herstellen. Mit Gottes Genehmigung verfertigte auch der Teufel eine Gestalt, doch war dies kein Mensch, vielmehr ein Wolf, zudem war der Wolf unbelebt, denn er vermochte ihm keine Seele zu geben, und da fragte er den HERRN: „Aber, wie soll ich ihn nunmehr mit einer Seele beleben?“ Antwortete ihm der HERR: „Das

ist eine leichte Arbeit; es genügt, dass du zu ihm sagst: „Erheb dich, friss mich auf! Und es wird Leben in ihn hineinfahren!“ Gemäss der Anweisung Gottes rief der Teufel dem unbe-seelten Wolfe zu: „Erheb dich! Friss mich auf!“ Im selben Augenblick gewann der Wolf eine Seele, ward lebendig, sprang auf die Beine auf und stürmte auf seinen Erzeuger los, um ihn zu zerfleischen. Der Teufel erschrak darob gewaltig und aus Furcht, er könnte aufgefressen werden und um sich vor ihm zu retten, rannte er zu einem nahe an dem Orte fliessenden Strom hin. Kaum trat er mit dem einen Fuss ins Wasser, als ihn der Wolf noch beim ande-ren ergrappte und ihn derart zerbiss, dass der Teufel nur mit einem Fusse heil davonkam. Seit jener Stunde bis auf den heutigen Tag heissen wir den Teufel: „Der Einfüssige oder Stützfüssige“ und seither stammt die Wendung: „der, dem der Wolf (das Bein) ausgefres-sen.“ Er heisst auch „der unterm Wasser Hausende“ oder „der Wassermann.“

193. Warum der Adler zur Zeit des St. Peterfestes wimmert

Nachdem Gott die Welt erschaffen, befahl er dem Adler, aus der Erde das Wasser auszu-graben. Der Adler gehorchte, grub ein Loch in der Erde aus, aus dem Wasser hervorquoll und brach auf, um Gott zu melden, sein Auftrag sei vollführt. Auf dem Wege begegnete ihm eine Füchsin, erkundigte sich, wohin er eile und er sagte ihr, er ziehe vor Gott hin und weswegen. Darauf sagte tadelnd die Füchsin zu ihm: „Du wirst doch nicht so kotbesudelt vor Gott erscheinen?“ Der Adler überlegte es sich, es wäre wirklich nicht schön, meldete er sich derart beschmutzt vor Gott und kehrte um, um sich sauber herauszukleiden, die Füchsin jedoch gieng an den Ort hin, wo der Adler das Wasser ausgehoben, wälzte sich im Schlamm und begab sich so zu Gott mit dem Bericht, sie, nicht der Adler, habe das Wasser ausgegraben, was ja Gott an ihrem schmierigen Anzug erkennen möge. Als später der Adler rein und gewaschen erschien, da verfluchte ihn Gott, er solle während der ganzen St. Peterfastenzeit keinen Tropfen Wasser verkosten. Und daher kommt es, dass der Adler während der ganzen Peterfastenzeit vor Durst wimmert und sobald er sich herablässt, um Wasser zu trinken, sich das Wasser zu Blut verwandelt.

Anmerkung: Diese Mär bekam ich in meinem Leben mindestens sechzigmal von Chrowoten, Serben und Bulgaren zu hören. Sie ist auch vielfach in Sammlungen vertreten. Was man an ihr für einen Gefallen finden mag, ist mir nicht verständlich.

194. Die Nachteule

Einst berief Gott alle Tiere vor seinen Thron und alle erschienen, bis auf die Nachteule. Nach geraumer Weile kam auch sie daher und Gott befragte sie, wo sie sich aufgehalten

habe. Sie antwortete, sie habe abgezählt, wieviele Berge und Täler und wieviele Männer und Weiber es wohl gebe. „Und von welchen giebt es ihrer mehr?“ fragte Gott. „In Überzahl sind die Täler und in Mehrheit die Weiber vorhanden.“ – „Ja, wieso denn, nachdem ich doch alles in gleicher Zahl erschuf!“ – „Ich zählte auch die etwas niedrigeren Berge den Tälern und die Siemandeln den Weibern zu.“ Da bestimmte Gott, es möge von der Zeit ab der Nachteule ihr Lebenbedarf fest zugemessen sein, sie solle sich nämlich ihre Nahrung nicht mühselig erjagen müssen, sondern ruhig an einem Orte sitzen bleiben, während ihr die übrigen Vögel von selber zur Atzung zufliegen.

195. Warum die Schwalbe gabelschwänzig ist

Die Schlange biss die Schwalbe in den Schwanz und die Schwalbe erhob vor Gott Klage: „Sieh, o HERR, wie mich die Schlange verunstaltet hat!“ Entgegnete ihr der HERR: „Verunstaltet hat sie nur sich selber, nicht jedoch dich. Ich werde verfügen, dass dich jeder lieben und ehren soll, sie aber soll jeder töten, der ihrer habhaft wird. Zum Überfluss werde ich es so einrichten, dass noch viele andere Vögel gleich dir geschwänzt seien!“

Anmerkung: Die Schwalbe gilt als unantastbarer oder heilige Vogel, der dem Hause Glück bringt, wo er nistet. Wer eine Schwalbe tötet, dessen Geschäfte missraten drei Jahre lang.

196. Wie sich Čiča zum Kuckuckvogel verwandelt hat

Eine Mutter hatte einst neun Söhne und eine einzige Tochter namens Čiča. Schön war die Maid wie Gottes Gruss und es fanden sich wunderviel Freier um ihre Hand ein. Ein schmucker, liebenswürdiger Jüngling unter den Bewerbern gefiel Čiča ausnehmend gut und man vereinbarte die Ausstattung und den Tag der hochzeitlichen Brautheimführung.

Am festgesetzten Hochzeitwahltag erschienen die Hochzeiter hoch zu vilenhaftem Rosse und in ihrer Gesellschaft auf weissem Zelter auch eine ganz in weisses Gewand gekleidete Frau. Darob mächtige Verwunderung bei den Magen, weil es wider den Brauch verstösst, dass sich auch Frauen am Einholen der Braut beteiligen, doch dachte man sich, die junge Frau Schwägerin kann es wohl kaum erwarten, die Braut zu empfangen und ist ihr entgegen geeilt, um sie zu begrüßen. Die weisse Frau hüllt sich in Schweigen, es schweigen auch alle übrigen und man geht darüber hinweg.

Als es zum Auszug der Braut kam, tauschten die Hochzeiter mit allen Magen Küsse aus und auch die weisse Frau küsste der Reihe nach die Brüder der Braut ab, welche ihre Schwester aus dem Hause führten. Den Brüdern ward es seltsam heiss von diesem frau-

lichen Geküsse und bald darnach erkrankte der eine nach dem anderen. Zuerst Gojko, dann Radač, Beloš, Crep, Milobrat, Banoc, Vukac, Krajks und schliesslich Obrad der Jüngste. Die leidbeladene Mutter begrub den einen nach dem anderen und die Augen verdorrten ihr vor Weinen über den Grabhügeln ihrer Söhne.

Čiča fühlte sich in ihrem neuen Heime überglücklich; ihre Ehe war mit Kindern gesegnet. Das Haus besass eine grosse Menge von Klein- und Grossvieh, nur eines drückte ihr das Herz ab, dass kein einziger ihrer Brüder und nicht einmal die Mutter sie zu besuchen kam und es waren bereits drei Jahre verstrichen, dass sie ohne jede Kunde um die Ihrigen geblieben war.

Als sie einmal zur Quelle Wasser schöpfen gieng, glitten ihre Blicke über die Hochwaldberge hin und sie seufzte tief auf: „Ach, der Mutter Liebling, magst denn selbst du mich nicht besuchen? Ach Obrad, mein geliebtes Bruderherz, wie soll ich mir dies deuten?“ Es war ihr zu Mute, als müsste ihr das Herz vor Weh zerspringen.

Eines Tages, gerade als sie den Schöpfer aus den Wasser empor zog, stand Obrad vor ihr und sein Ross weidete unter ihm das Gras. „Komm mit, Čiča!“ Sprach er zu ihr und kein Wörtchen mehr. Čiča geriet ausser sich vor Freude, vergass im Augenblick ihr Haus, ihren Gatten und ihre Kinder und schwang sich zum Bruder aufs Ross hinauf. Sie flogen dahin, flogen heimwärts. Sie fliegen schnell wie der Wind und Čiča spricht:

„Was bist du so bleich, o Obrad und warum riechst du sehr nach Moder?“ (*što nuriš po memu?*) – „Ich wandere schon den dritten Tag hindurch, diene dem Heere und ich rieche nach dem Moder des Schützgrabens!“

Schnell wie der Blitz gelangen sie ins Gelände, wo sich der Eltern Wiesen und Felder erstrecken und wieder hebt Čiča an: – „Ei, warum liegen diese Fluren brach und warum ist kein Arbeiter zu sehen?!“

– „Winter ists, o Schwesterlein und man hat sie verwahrlost!“

– „Und warum erklingt kein Gesang?“

– „Fastenzeit ists und das Volk ist beim Beten!“

Als sie an dem Elternhause eintrafen, waren dort neun Gräber und das neunte davon stand offen da. Obrad wehrt der Schwester, in den Garten hinzuschauen und weist auf die Elstern auf dem Hausdache hin.

– „Ja, warum steht das Haus so öde da? Wo sind die Diener, die mich vom Ross heben sollen? Was sollen die Elstern hier?“ (*Svrake*)

– „Die Dienerschaft schläft, Nacht ists, Schwesterlein!“

– „O du Elster, buntgefiederter Vogel (*pisano čitko*), so sag es doch du mir an, was all dies bedeuten soll? Wo weilen meine Gebrüder? Wo weilt mein liebtraut Mütterlein?“

– „Hier ist Mütterlein und hier die Gebrüder!“ rief Obrad aus und stieg in sein Grab hinab, die alte Mutter gleich einem Gespenst anzuschauen, hebt die verweinte Čiča vom Ross herab und spricht:

– „Kamst du schwarze Pestfrau auch um mich! Da bin ich schon, wie grambeladen ist mein Leben! Raff mich weg, du böse Angängerin! (*nos me Zlosnetrice!*)“

– „Ich bin nicht die Pestfrau, o meine erblindete Mutter, sondern Čiča dein einzig lieb Töchterlein!“

– „Deine Hochzeiter, o Kind, brachten uns die Pestfrau her und alles, alles starb dahin, und jetzt folge ich ihnen nach!“ Es zersprang der Mutter das Herz und es zersprang auch Čiča das Herz.

Die verwandelte sich zu einem Kuckuck (*preruši te u Kukavicu*) und sie ruft seit dem auf den Gräbern ihrer Brüder: „Kuku Gojko! Kuku Radač! Kuku Beloš! Kuku Crep! Kuku Milobrat! Kuku Banak! Kuku Vukac! Kuku Krajčo! Kuku Obrad!“ Und so ruft sie und klagt sie bis in der Zeiten Ewigkeit.

Anmerkung: Die Braut geleitet von ihrem Elternhause mindestens eine ihrer Jugendgespielinnen als Anstandsdame (*jenija, jenyibula*) auf dem Zug ins Haus des Bräutigams, dass jedoch in dem vom Bräutigam bestellten Hochzeiterzuge, der eine Kriegerrotte darstellt, eine Frau mitfolgt, ist an sich schon eine Ungeheuerlichkeit, im Sonderfalle, wo die Frau nicht in buntgeschmückter Festkleidung, sondern rein in weissem Gewande erscheint, eine niederschmetternd schlimme Fürgespür oder ein Vorzeichen (Omen), wie man heute sagt, denn weiss ist bei dem südslavischen Bauernvolke das Wahrzeichen der Trauer und des Todes, wohl ein Überbleibsel als Erinnerung an die Ursitze der Vorfahren im Norden.

Von der Pestfrau siehe die Abhandlung in meinen „Slavischen Volkforschungen“ (Leipzig 1908) und ebenda die andere von der Rückkehr der Verstorbenen und darin ein Guslarenlied, das unsere Sage behandelt. Ich habe sie noch in zwei ungedruckten Fassungen in meiner Sammlung vertreten. – Die Türken pflegten schon vor Jahrhunderten Schützengräben auszuheben. Ein Beleg dafür in meinem Büchlein „Smailagić Meho“ (Ragusa 1885). Wuttke nennt in „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ (3. Bearbeitung v. E. H. Meyer, Berlin 1900, S. 123) die Elster uneigentlich ein Hexentier statt ein Seelen- oder Totentier. Diese Bedeutung spricht ihr ja auch klar der deutsche Volksglaube zu wofür Wuttke-Meyer selber auf S. 202 Belege beibringen. Weitere bietet Rolland in der faune populaire dar. Die eingehendsten Nachweise über die Vertreibung der Lenorensage bei den Völkern Sismanov im Sbornik za narodnot Umotvorenija. Die Abhandlung verdiente eine den Volkforschern vertrautere Sprache.

197. Von der Fledermaus

Die Fledermaus war ursprünglich als eine Maus erschaffen worden, als sie jedoch einmal in der Kirche die Hostie aufgegessen hatte, gewann sie Flügel zum Flug in den Lüften. Doch Gott bestrafte sie für die begangene Sünde damit, dass er ihr den Gesichtssinn bei Tag benahm und ihr ihn bloss für die Nachtzeit beließ und sie verfluchte, sie möge fortab in Einöden und altem Gemäuer heimen. Und so ist es dabei bis auf den heutigen Tag verblieben.

198. Warum der Fisch rotes Blut hat und warum der Krebs ein Rückwärtsschreiter ist.

Als Christus ans Kreuz gespannt war, rann Blut von ihm. Aus dem Blute knetete Gott ein Laib Brod an und warf es ins Meer, auf dass es die Meertiere verzehren mögen. Als der Fisch diesen Laib erblickte, biss en einen Brocken davon ab, ass ihn auf und rief den Krebs herbei, damit auch er etwas davon verkoste und seinen Geschmack erfahre. Der Krebs näherte sich dem Laib, beroch ihn und fuhr entsetzt zurück. Als dies der HERR sah, sprach er den Segen aus, der Fisch solle fürderhin rotes Blut haben, der Krebs aber immerdar nach rückwärts schreiten.

199. Wie die Seidenraupen entstanden sind

Als man Jesum Christum zur Kreuzigung führte oder zur Bestattung trug, so folgte ihm weinend seine Mutter, die allerreinste Maria und sie blickte danach rückwärts und sah auch eine Schildkröte, die gleichfalls nach dem Toten oder zur Bestattung nachschlurfte. Darüber lachte die Mutter Gottes auf, später jedoch dachte sie darüber nach, bereute ihr Auflachen und verwünschte sich selber mit den Worten: „Würmer mögen aus meinem Munde hervorquellen!“ Ein wenig darnach spuckte sie aus und Welch ein Wunder zu schauen! Sie spuckte Würmer aus dem Munde. Das waren die ersten Seidenraupen.

200. Wie die Läuse und Flöhe entstanden sind

Auf ihrer Flucht vor den Juden überfiel ein Regen die heilige Gottesmutter mit Christus und sie suchte Schutz in einer Hirtenhütte, wo ein Hirte allein schlief. Weil sie ganz durchnässt war, begann sie, den Hirten zu wecken, damit er ein Feuer entzünde, an dem sie sich trocknen könnte. Der Hirte jedoch schlief bumfest und hörte das Rufen der Gottesmutter nicht. Um ihn aber wach zu kriegen, bestreute ihn die Gottesmutter mit einer Hand voll Asche und sprach dazu: „Aus dieser Asche mögen kleine Viecher entstehen und die sollen ihn solange beißen und kneipen, bis sie ihn erwecken!“ Aus der Asche entstanden Läuse und Flöhe und sie bissen den Hirten solange, bis sie ihn wach bekamen.

201. Warum kriechen die Schlangen auf dem Boden?

In alten Zeiten wanderten die Schlangen in halbaufgerichteter Haltung einher. Dazumal waren sie den Menschen weitaus gefährlicher und bissen sie öfters als jetzt. Dieser Plage

wurden die Menschen überdrüssig und ein Mann begab sich gemeinsam mit der Schlange zum heiligen Theodor zu Gericht. „Gerechter Theodor!“ so sprach der Mann, „die Schlange ist uns mit ihren Bissen lästig geworden. Dauert dieser Zustand noch länger an, so wird sie uns bald alle insgesamt vertilgen. Sprich uns denn da das Urteil, wo wir diese Strafe Gottes verdient haben!“ – „Das Urteil hältst du in der Hand!“ entgegnete ihm der heilige Theodor und wies mit dem Finger auf den Stock, den der Kläger in der Hand hielt. Das Mann verstand den Wink und versetzte der Schlange mit aller Wucht einen Streich über den Hals. Die Schlange sank zu Boden und kann sich seither bis auf den heutigen Tag nimmer aufrichten.

202. Warum tote Frösche nie einen Verwesungsgestank verbreiten

Die heilige Gottesmutter beweinte ihren gekreuzigten Sohn und es erschienen alle Tiere, um ihr Trost zuzusprechen, doch vergeblich. Zuletzt kam auch das Froschweibchen mit ihrem Fröschlein dahergehüpft und als sie vor der Gottesmutter eintrafen, hub das Fröschlein zu quacken an. „Schweig, mein holdseliges Kind!“ sagt ihm zurechtweisend die Froschmutter, worauf die Gottesmutter hell auflachte und die Frösche segnete, dass sie niemals einen Verwesunggeruch verbreiten und nie von Würmern zerfressen werden sollen.

203. Der heilige Kirschbaum

Als Abraham seinen Sohn Isaak hinopfern sollte, brachte Isaak zum Brandhaufen Reisig herbei, doch das wollte kein Feuer fangen und nicht brennen. Wie er aber Aspenholz (*jasika*) herschaffte, so brannte es gleich lichterloh, weshalb Gott es verfluchte, den Kirschenbaum dagegen segnete. Darum gilt der Baum dem Bosnier als heilig, umsomehr seit jener Zeit, als die Geistlichkeit die Guten (*dobre*, die Bogomilen) als Ketzer auf den Scheiterhaufen schleppten, um sie zu verbrennen, wollte das Kirschenbaumholz niemals brennen, sondern verlöschte jedesmal, sobald man es aufs Feuer auflegte. Jeder Dobri, den man mit Kirschenbaumholz zu verbrennen gedachte, blieb daher am Leben, bloss das Stroh, mit dem man den Stoss unterzündet wollte, verbrannte zu Asche. Deswegen darfst du Kirschenbaumholz auch zu keinen Zaubерlegungen (*čini*) oder zu sonstwelchen unreinen Zwecken gebrauchen. Die Aspe oder Zitterpappel wieder ist ein Gewächs des Zornes (*gazab*) und muss immerwährend zittern, kann nie zur Ruhe kommen. Von einem Kirschenbaume darfst du nicht leichtfertig Zweige abbrechen, weil dich ein Donnerschlag zur Strafe treffen könnte. Lass ihn stehen, den Baum, solange er stehen kann. Am grossen Marmorgrabe Ivaniša Radoješ in Mekalie im Dorf Dobromani sieht man einen Zweig mit

vier Kirschen, denn er hatte einen Garten voller Kirschenbäume. Sein Grab in Kreuzgestalt ist gut erhalten und zeigt eine Bogomileninschrift.

Steht in einem Ackerfeld ein Kirschenbaum, so verbürgt er Fruchtbarkeit, so glaubt das bosnische Landvolk.

Bosnien

204. Warum die Ähre handgrifflang ist

In alten Zeiten war die Fruchtähre viel länger, als sie es in unseren Tagen ist. Einmal steckte der Teufel die Frucht in Brand und sie fieng zu brennen an. Bei diesem Anblick brach das Volk in Tränen aus. Darüber empfand die Mutter Gottes Mitleid, stieg vom Himmel herab, um den Brand zu löschen, umfasste mit flacher Hand die Ähre und das Feuer verlöschte, doch die Ähre verblieb von da ab nur so gross, als wie sie von der Hand der Mutter Gottes ergriffen worden war.

205. Wie die Apostel daraufkamen, wie man eine Mühle baut

Als die Apostel eine Mühle bauen wollten, kannten sie sich nicht aus und sandten um den Teufel ihren ältesten Zigeunerhäuptling aus. Der Zigeunerhäuptling schwang sich auf seinen Esel hinauf und begab sich zu ihnen hin. Bevor er noch eintraf, sprachen die Apostel untereinander: „Keiner von Euch soll in Lachen ausbrechen, denn er wird darüber in Zorn geraten, und uns nichts vom Mühlenbau sagen wollen.“ Als sie ihn da gewahrten, wie er auf dem Esel rittlings sitzend, dessen Schweif als Zügel in der Hand hielt, da konnten sie sich nicht eines hellen Lachens enthalten. Darob geriet er in Zorn, machte kehrtum und sagte ihnen gar nichts.

Die Apostel redeten zur Biene: „Setz Dich im hinter's Käppchen, auf dass Du hören mögst, was er wohl sagen wird!“ Die Biene schmiegte sich ihm an die Kappe an, ohne dass er es wahrte. Als er zu seiner Gesellschaft zurückgekehrt war, fragten sie ihn: „Wozu haben sie Dich zu sich gerufen?“ Er beklagte sich, wie ihn jene verhöhnten und verlachten. „Ich habe mich darüber ordentlich gegifftet und habe ihnen nichts von der Mühle ausgesagt. Sie können ja die Mühle ohne mein Zutun nicht erbauen und was das für ein Mühsal ist! Sie haben schon den Wasserlauf fertiggestellt, warum stellen sie das Rad jetzt nicht auf, sie brauchten nur die Mühlesteinachse einzusetzen, die Mühlbeutel einzufügen und schon ist die Mühle fix und fertig.“ Nachdem die Biene alles erfasst hatte, was man da gesprochen, summte sie von der Kappe des Zigeunerhäuptlings auf und davon, flog zu den Aposteln hin, um ihnen zu berichten. Der Teufel bemerkte, dass sie ihm hinter der Kappe gesessen und verwünschte sie: „Fahr hin, Gott soll es geben, dass die Apostel, die

Dich auf mich losgelassen haben, Deinen Dreck fressen sollen.“ Sie vermeldete haargenau alles den Aposteln, was der Teufel von der Mühle ausgesagt hatte. Fragten die Apostel die Biene weiter: „Was hat dir der Teufel noch gesagt?“ Sie jedoch schämte sich und mochte es nicht gestehen. Sie befragten sie aber unausgesetzt hin und her, sodass sie schliesslich mit der Wahrheit heraus musste. Antworteten die Apostel: „Wir werden es so einrichten, es möge das das bekömmlichste und süsseste Essen sein: der Honig! Und aus jenen Honigüberbleibsel soll man das Wachs schmelzen, damit Kerzen in der Kirche brennen.“ Seither sind davon Honig und Wachs entstanden!

Anmerkung: Die Zigeuner sind schwarz, also sind sie Teufel, folglich ist der Oberteufel der Zigeunerhüuptling (Ieribaša).

Die Mühle ist ein kunstvoller Bau, neben dem sich noch hie und da zur Mehlgewinnung die ältesten Verfahren im Volke behaupten. Nämlich das Zerstoßen des Getreides zwischen Steinen oder in einem Mörser, oder das Zerreiben in einer Handmühle. Die Wassermühle bedeutete einen gewaltigen Fortschritt, den nur der schöpferische Geist des Satans ersinnen konnte. Die Kunst des Mühlenbaues konnten dem Satan nur wieder ihm gewachsene höhere Geister entlocken, weil sich der Teufel nicht überlisten liess, sandten sie gegen ihn die Biene aus. Die Geschichte von der Biene kommt sonst auch selbstständig vor.

Der Teufel tut alles verkehrt, er hat auch verdrehte Füsse, oder einen Klumpfuß, oder einen Pferdhuß. Verlachen darf man ihn nicht, mit Lachen vertreibt man alle Geister und Gespenster.

206. *Christus am Kreuze bestimmt das Schicksal*

Ans Kreuz genagelt fragte Jesus Christus: „Was treibt das Serbenvolk?“ Antwortete man ihm: „Es jammert und klagt!“ Entgegnete er: „So soll es ewig jammern und klagen!“ – „Und die Türken, was treiben denn die?“ – „Sie rüsten die Rosse, um zu Deiner Befreiung herbeizueilen!“ – „So sollen sie bis ans Ende der Zeiten ein Reitervolk bleiben!“ – „Was treiben die Lateiner (Katholiken)?“ – „Sie sammeln Geld, um dich loszukaufen!“ – „So mögen sie allzeit bei Geld sein!“ – Daher kommt es, dass die Serben immer nur klagen und jammern müssen, die Türken die tüchtigsten Reiter sind, die Katholiken aber immer die Taschen voll Geld haben.

8. Glaube und Aberglaube

207. Mohammed und der heilige Elias

Einst begegneten einander in irgend einem Hochwald der heilige Elias und Mohammed. Sei es, wie immer, sie fiengen mit einander zu plauschen an und schliesslich darüber zu hadern, wessen Glaube besser und wichtiger wohl sei. Es setzte bereits scharfe Worte ab, bis letztlich der heilige Elias – Gnade sei sein Teil! – zu Mohammed bemerkte: „Ei, du muslimischer Heiliger und Prophet, du behauptest, dein Glaube sei wichtiger und besser! Meinetwegen soll er es sein, doch wollen wir mit einander wetten. Fang du zuerst den lieben Allah um einen Regen zu bitten an und dann will ich beten. Wem Gott eher erhört, dessen Glauben ist besser und von grösserem Vorzug.“

Mohammed hub zu beten und Beugungen zu verrichten an, beuge her, beuge hin, es giebt und giebt keinen Regen. Überdrüssig der fruchtlosen Bemühung hörte endlich Mohammed auf. Nun begann der heilige Elias zu beten und auf einmal, du mein Wahlbruder und mein schönes Jahr, hebt es zu blitzen und zu donnern an und der Regen schüttete wie aus Kübeln herab. Der Prophet Mohammed entsetzte sich und schrie: „Elias! Elias! Komm her, ich sterbe noch vor Angst, ich sehe schon ein, dass dein Glauben der bessere, der wichtiger und der allerälteste ist.“

208. Nur drauflos geblitzt, heiliger Elias!

Am Vorabend eines Eliastages fuhr ein wüstes Hagelwetter über ein Dorf im Kreis von Valjevo nieder und schlug in den Zwetschengärten alle Früchte von den Baumen ab. Ein Bauer, der da alle seine Hoffnung auf die Zwetschkenernte gesetzt hatte, trat vor sein Haus hinaus, steckte seine Hände unter sein Gurtband und schaute aufseufzend auf seinen Obstgarten. Da zuckte wieder ein Blitz über den Nachthimmel dahin und der Bauer schrie verzweifelt auf:

„Nur drauflosgeblitzt, heiliger Elias! Schau nach, ob nicht doch noch welche Zwetschke an einem Zweig hängen blieb! Nachher aber wollen wir sehen, wer von uns zweien dem Obrenović die Steuer bluten wird! ...“

209. *Der Weltuntergang*

Der heilige Elias besass zwei Schwestern, Maria und Magda. Einstmals, als er sich in guter Laune befand, sagte er zu seinen Geschwistern, er werde an seinem Namenfesttage die Welt mit seinen Donner und Blitzschlägen dem Untergang weihen. Er wusste jedoch nicht, auf welchen Tag sein Namenfest falle, weshalb er immer seine Schwestern darum befragte. Weil sie nun schon vom Bruder wussten, warum er sich um den Tag bei ihnen erkundige, um nämlich die Welt zu zertrümmern, so verrieten sie ihm ihn niemals, sondern, sooft der Tag kam, sagten sie zu ihm, er sei noch nicht gekommen und war er vorbei, so beschieden sie ihn, er sei eben bereits verstrichen. Und auf diese Weise bewahrten die Schwestern des heiligen Elias die Welt vor der Zertrümmerung.

210. *Der Windbraus*

Der Windbraus (*vjetrovit čovjek, vjetrogonja, vjedogorja*) verfügt über eine unsichtbare Kraft und Macht derart, dass er mit Windeile hingehen kann, wo immer hin er nur mag, und verrichten und ausführen kann, was immer ihm beliebt. Zu einem Windbraus kann aber einer nur werden, fängt er eine Mar ein und spricht er zu ihr: „Ich werde dich niemandem verraten, du aber verlei mir deine Macht.“ Die Mar verliert dann ihre Macht und der Mann wird zu einem Windbraus.

211. *Wann sich der Himmel eröffnet*

Es ist ein allgemein unter christlichem Bauernvolk herrschender Glaube, alljährlich in der Mitternacht zum 6. August, wann das Fest der Verklärung Christi eintritt, öffne sich der Himmel, alle Bäume senkten ihre Wipfel bis zur Erde herab und Gott Vater nehme die Wünsche der Menschen unmittelbar entgegen und gewähre unbedingt Erfüllung, gleichgiltig ob die ausgesprochenen Wünsche vernünftig oder blitzdumm seien. Man erzählt davon mancherlei schnurrige Geschichtchen, an deren Wahrhaftigkeit man unverbrüchlich glaubt.

1. Einem Landmann war just in derselben Nacht ein Kalb ausgerissen. Er erwischte es aber just in dem Augenblick, als sich der Himmel aufschloss und band es an einen Baum in seinem Garten an. Er merkte es in der Dunkelheit gar nicht, dass er es an den gesenkten Baumwipfel, statt an den Baumstamm angebunden hatte und war in der Früh nicht weniger erstaunt darüber, sein Kalb hoch oben am Wipfel des Baumes baumelnd zu erblicken.

2. Ein armer Schaffhirte weilte auf der Alm mit seiner Schaffherde, als sich der Himmel auftrat und da flehte er zu Gott, er möge ihm nach eigenem Ermessen und Bedünken gewähren, was er für wohlgefällig und segenreich erachte. Da erteilte ihm Gott, gerührt vom Wunsche des Hirten, alles was da heilsam ist, Reichtum, eine zahlreiche Nachkommenschaft, volle Gesundheit und ein langes Leben.

3. Ein armer, alter Bauer, der in seiner Hütte elend hauste, wollte seine letzten Tage noch im Wohlstand beschliessen. Darum steckte er in der bewussten Nacht den Kopf zum schmalen Fensterchen seiner Keusche hinaus und um den rechten Augenblick nicht zu verpassen und seinen Wunsch nicht zu vergessen, wiederholte er unablässig vor sich hin: „Voll Gold einen Wassertopf!“ Auf einmal öffnete sich der Himmel und in seiner Verwirrung verredete sich das Bäuerein: „Voller Kopf, wie ein Wassertopf!“ Im Nu schwoll ihm der Kopf so mächtig an, dass er ihn nicht mehr zurückziehen vermochte und er musste so bis zum Morgen ausharren, bis Dörfler die Wand einbrachen und ihn befreiten. Erst ein Jahr später gelang es ihm den Wunsch auszusprechen, Gott möge ihm den alten Kopf wieder geben. Und das war auch sein einziges Wunsch.

Anmerkung: In der serbischen Fassung sagt der Bauer anstatt *čabar blaga* (ein Wasserfass Schätze): *čabar glava* (e. W. Kopf), in der bulgarischen für *eden osmak pari* (ein dreissig Okenmass Geld): *e. o. glava*.

212. Islam und Christentum

Das serbische Bauernvolk glaubt, der Türkenglaube unterscheide sich vom Christenglauben gerade soviel als das zwischen den einzelnen Lagen eines Zwiebelhäuptchens befindliche Häutchen dick ist. Verschwindet einmal dies Häutchen, so werden sich die beiden Glaubensbekenntnisse ausgleichen.

Anmerkung: Das beruht auf einer feinen Beobachtung, die auch von der serbischen Folklore bestätigt wird. Die Christen sind keine Christen und die Moslimen keine Moslime. Bei beiden ist der Kirchenglaube dünn, durchsichtig und dem Anschein nach überflüssig, wie im Zwiebel das Häutchen über jeder Lage.

213. Die Jahre einer Bärin

Einmal verabreden Zigeuner miteinander, vor einer Bärenhöhle aufzulauern und wann die Bärin sie verlassen haben werde, die jungen Bären zu stehlen und zum Tanzen abzurichten. Nachdem sich die Bärin beträchtlich entfernt hatte, drangen die Zigeuner in die Höhle ein, bemächtigten sich der Bärlein, steckten sie in einen Sack ein und ergriffen die Flucht.

Als die Bärin zurückkehrte und ihre Jungen nicht vorfand, stürmte sie auf der Spur den Zigeunern nach und begann furchtbar zu brummen. Darüber fuhr den Zigeunern den Schreck in die Glieder und sie kletterten auf einen hohen Baum hinauf. Die Bärin kam an den Baum und fieng auch selber hinaufzuklimmen an, doch wie sie schon nahe bei den Zigeunern war, schlugen sie ihr mit Äxten auf die Tatzen, sodass sie sich nicht mehr festhalten konnte, hinabpurzelte und sich zu Tod schlug. Die Zigeuner stiegen vom Baum hinab, zogen ihr den Pelz ab und weideten sie aus. In ihrem Inneren entdeckten sie siebenundsiebzig Nieren, was soviel bedeutete, wie dass sie siebenundsiebzig Jahre alt sei, denn der Bärin wächst mit jedem Jahr eine neue Niere zu. Das Bärenfleisch trugen die Zigeuner heim und verzehrten es, die jungen Bären aber lehrten sie zu tanzen und mit deren Kunst erwerben sie Geld.

214. Das Wiesel

Das Wiesel (*lasica*) war ursprünglich eine schöne, junge Braut, die sich auf der Brautfahrt mit dem Brautfahren, dem Bruder des Bräutigams sündhaft vergass und darum in Tiergestalt verwandelt wurde. Man heisst sie, das Wiesel, auch *nevjestica* (junge Frau). Um den Späheraugen der Lockspitzel zu Berlin, Köln und Düsseldorf, zweier Staatenwälte, der 12. Strafkammer des königlichen Landgerichts I und dessen meineidbereiten Sachverständigen zu Berlin zu entgehen, verschweige ich die fürchterliche, für ein ehrliches Gemüt jedenfalls harmlose Sage und führe bloss an, welch immerwährende, harte Strafe das Wiesel traf.

Man glaubt, das Wiesel könne ein Tier oder einen Menschen anhauchen und von dem Hauch könnte einer sogar sterben. Darum ist es niemand lieb, ein Wiesel um die Hürde oder um den Flechtwerkstall, am allerwenigsten aber im Hofraum oder um das Wohnhaus herumschleichen zu sehen. Bei seinem Anblick ruft man mehrmals nacheinander die Beschwörung aus: „Wieselchen, Wieselchen! Meine Mäuse drohen dir mit dem Ohrenabbeissen!“ (*lajo, lasice! prijete ti moji miši, da ti odgrizu uši!*) Das hilft es zu erschrecken und vor Schadenstiftungen abzuhalten. Kein Erwachsener wird auf ein Wiesel etwas werfen und den Kindern verbietet man es ebenso strengstens, denn das Wiesel ist unantastbar (*ne valja*, polgnerisch: tabu). Im Laufe vieler Jahre kommt niemals der Fall vor, dass je wer ein Wiesel getötet habe. Träumt man von einem Wiesel oder kreuzt es einem auf der Wanderung den Weg, so verkündet es Unheil. Manche glauben auch, das Wiesel könne einem seine Gesellschaft oder Begleitung aufdrängen und einem Missgeschick verursachen.

215. Das Goldkraut

Heil dem Menschen, der das Goldkraut zu finden weiss, denn der mag Gold haben, soviel davon sein Herz nur wünschen mag. Und es war einmal einer, ein blutarmer Mann, der es wirklich gefunden hat.

Er mähte just Gras, als er plötzlich seine Sense im Golde sah! Kam daher sein Tochter Bisera und neben ihr gieng die Gais Bela mit goldenen Zähnen einher. Dies alles geschah nur vom Goldkraut.

Er hub seine vierzig Tage des Ramazans zu fasten an und da sprach zu ihm der Gute: „Trachte – keine Kränk suche dich heim! – ein tausend und ein Kraut, keines mehr und keines weniger, aufzufinden, trockne es in der Sonne des Georgstages und zerreibe es mit den Händen am Vorabend des Neumondfreitags mit diesem Kraut zu Staub. Deine Tochter darf dir aber bei dieser Arbeit bei Leibe nicht zuschauen, nur du allein darfst es tun! Dann nimm Blei aus einem Schiessgewehre, einer Büchse, die bereits drei Wölfe getötet hat und zerschmilz dies Blei in einer Pfanne. Sobald das Blei flüssig geworden, misch du jenen Staub hinein und vermisch ihn neunundneuzigmal mit dem Blei, dann hast du lauterer Gold vor dir!“

Der arme Scheich befolgte den Rat und ward goldreich. Bisera, seine Tochter verheiratete er mit einem schwer kranken, doch jungen Beg.

Darnach bereitete der Scheich ein lebendig Feuer. Er steckte Lindenpfähle in die Erde ein, fertigte ein Rad an und drehte es solange, bis ein Funke daraus herausflog. Er fieng ihn mit einem ausgekochten, trockenen Baumschwamm auf und verbrannte in dem so erzeugten Feuer die Lindenpfähle. Mit der Asche bestreute er die bösen Geschwüre des jungen Begen und der genas davon vollkommen.

Bisera gebar ihm einen Sohn und benannte ihn Sebirad (sich selber geneigt), denn so wünschte es ausdrücklich der Beg. Auch dieser Sohn Sebirad fand das Goldkraut und später fand es kein Mensch jemals wieder.

Sebirad fand es nicht mit der Hand, sondern gerade mit der Zunge beim Spiel, als er Gras beknabberte. Auf der Stelle sind seine Zähne zu Gold geworden!

216. Von der Zauberkraft des vierblättrigen Kleeblattes

Man glaubt, es halte gar schwer, ein vierblättriges Kleeblatt zu finden, jedoch sei es leicht, eines zu gewinnen, umzäunt man das Nest einer Schildkröte mit kleinen Stäbchen und verbirgt man sich darnach hinter einem Baum, um die Rückkehr der Schildkröte abzuwarten. Kommt die Schildkröte und ersieht sie, dass sie zu ihrem Neste nicht zu kann, so kehrt sie um, sucht ein vierblättriges Kleeblatt, was sie sehr leicht findet, trägt es unter der

Zunge zu ihrem Nest, legt es auf die Stäbchen auf und die Umfriedung zerfällt. Da muss man behende hinzulaufen und sich des Kleeblattes bemächtigen, ehe die Schildkröte es aufisst. Man schneidet sich darnach die innere Fläche der rechten Hand auf, legt in den Einschnitt das Kleeblatt hinein, verbindet die Hand und hält sie solange verbunden, bis nicht die Wunde verharscht. Mit einem in die rechten Handfläche eingewachsenen Kleeblatt vermag einer überall ohne Schlüssel einzudringen, das heisst, legt er nur die Hand auf ein Türschloss auf, so springt es von selber auf.

217. Von der Macht des Weissdornzweiges

Ein Mann spannte allabendlich vor seiner Hühnersteige ein Fangeisen auf, um womöglich einen Fuchs zu fangen; jeden Abend erschien aber der Teufel und spannte das Eisen wieder ab. Der Mann beschloss, dem Kerl aufzupassen, der ihm den Streich spielt und versteckte sich in der Nähe zur Lauer. Gegen Mitternacht kamen zwei Teufel, einer trat an die Falle heran und spannte sie ab, wozu ihm der andere Teufel sagte: „Tropf! Wüsste der Mann davon und legte er unters Fangeisen einen Weissdornzweig, du stäkst fest in der Falle und der Mann schläge dich nieder!“ Diese Worte erlauschte der Mann und legte am anderen Abend unter die Falle einen Weissdornzweig. In derselber Nacht fieng sich der Teufel ein und in der Früh schlug ihn der Bauer mit dem Dreschflegel tot. Und so endete kläglich der Teufel.

218. Wie man bösen Zauber von Haus und Hof bannt

Čaoka, das schwarzäugige Mädchen, sass auf der Türschwelle ihres Hauses. Allein und traurig sass sie da. Alle Hausleute waren auf die Alm gezogen, um Topfen (Quark, Käse) und Butter heimzuholen, denn das Vieh weidete oben auf den Bergen. Im Hause war nur der Grossvater Mišljen mit ihr, der Schaffnerin Čaoka, verblieben. Die Mutter hatte ihr aufgetragen: „Bewach mir, mein Herzenkind, das Haus und alles was darin ist und den Hof.“ Bei Gott, sie war achtsam und umsichtig, doch es gieng nichts vonstatten.

Bereits seit mehreren Tagen vernahm sie den Hahn in den Wolken nicht krähen und die Haushähne beantworteten seinen Gruss mit keinem Gegengruss, wie sie es vordem zu tun pflegten. Die Glucken haben zu legen aufgehört. „Kein Ei im Neste! Was soll das bedeuten?“ fragt sich Čaoka. Sie hatte keinen Schritt weit das Haus verlassen, ausser einige Tage vorher, als ihr Žarko zur Quelle gekommen war und sie mit ihm ein wenig schäkerte und tändelte. Hat sie vielleicht gerade zur selben Stunde zum Unheil die Zauberin (*čini-lica*) ins Haus eingeschlichen und Zauber (*čini*) ausgeworfen? Alles mögliche kann sich ja

ereignen. Soll sie sticken? Sie hat die Sticknadel verloren, – und sie ist nirgends mehr zu finden! Drei junge Gänselein sind umgestanden, die Entlein aber wollen schon gar nicht gedeihen! Das Hündchen geht mit eingezogenem Schwänzlein herum. Was mag das alles nur bedeuten?

So sitzt Čaoka traumverloren da und Tränen entquellen ihren Augen. Laut hebt sie zu schluchzen an: „O Mutter! Oooh Muuutter!“ Der Himmel zerflösse vor Mitleid angesichts solchen Jammers. Im Hause weilt niemand. Grossväterchen Mišljen zählt doch nicht mit. Ist schon über hundert Jahre alt und schläft. Er schläft ohnehin den ganzen Tag über. Čaoka sitzt noch immer auf der Schwelle. Wolkenzüge fangen die Sonne zu verdunkeln an, jeden Augenblick kann ein Regenguss erfolgen. Auf einmal kam von irgendwoher ein kräftiger schmucker Jüngling daher. Das ist Žarko! „Helf dir Gott, Mädchen!“ ruft er ihr zu und setzt sich ihr gegenüber auf die Hausbank hin. Sie schweigt. Er schaut sie erstaunt an. Nach einer Weile hebt er an: „Geht’s gut zu?“

„Könnt ich just nicht behaupten!“ – und nicht schneller kannst du mit den Handflächen klatschen, als sie ihm in aller Geschwindigkeit alles beichtete, was ihr das Herz abdrückte.

„Niemand sonst als nur die Zauberinnen!“ rief er aus. „Eine verfluchte Verzauberung (*nalet*); die sind an dem Tag und zur selben Stunde hier umgegangen als wir zwei jüngstens ...“

„Ach ja, damals geschah’s!“ sagte Čaoka aufseufzend. „Ich fürchte Mütterleins Strafreden! Ach und wehe mir!“

„Weiss ich, hab es gehört, vor Sonnenaufgang werde ich zu dir herkommen und du wirst deine Wunder sehen. Bereite Kuhkot vor, trockne ihn und zermahle ihn zu Staub, das übrige besorge ich selber. Auch Asche vom Kirschenbaumholze halt bereit!“ sagte Žarko.

„Von der Kirsche darf ich es nicht!“ rief Čaoka aus.

„Na, so bringe ich selber welche her!“ entgegnete Žarko und lief schnell davon, wie aus einem Gewehr abgeschossen; frühzeitig vor dem Morgenrot – es war an einem Neumondfreitag – ist der Bursche schon zur Stelle. Er bringt in einem Sacktüchel Kleie und Asche daher, Čaoka aber schafft den zu Staub zerriebenen Kuhkot herbei.

„Leg diese Kleider von dir ab!“ schrie Žarko sie an.

„Das kann ich nicht, keine Kränk auf dich!“

„Du musst, sollst nicht in Leid verfallen!“ befahl der Jüngling und schaute sie mit grimigen Blicken an.

Ein Widerstand nützt nichts. Čaoka stand splitternackt da, wie ein neugeborenes Kind aus dem Mutterleibe. Žarko schob ihr in die Hände eine Schüssel, darin er die Kleie, Asche und der Kuhkotstaub vermengt hatte und sie begannen gegen den Sonnenaufgang zu um die Hühnersteige herumzugehen und auf ihren Rundgang die Mischung auszustreuen.

Dabei sprach Žarko den Bann: „Prili, prili priličice! Preli, preli preličice! Radin si nikoliko, meni svekoliko!“ („Schütt zu, schütt zu, Zuschütterin! Übergieß, übergieß, Übergießerin! Der Raduna nicht das Geringste, mir aber aller insgesamt!“) Das sprach er neunundneunzigmal schnell nacheinander, so schnell, dass Čaoka kaum schnell genug ihm die Worte nachzusprechen vermochte. Dann führte er Čaoka zum Trog beim Brunnen, wo sie sich ganz abwusch. Er drehte sie dreimal gegen die Sonne zu um, küsste sie und sie kleidete sich wieder an. Gerade im selben Augenblick als er sie küsste, krächte der weisse Hahn in der Wolke und ihm krächten einen Gegengruss sämtliche Haushähne zu. Von diesem Tage an legten die Hühner wieder Eier und auf allem im Hause zeigte sich Glück und Gedeihen. Das Mütterchen konnte es sich gar nicht erklären, wieso dies alles geschah.

Anmerkung: Diese mir von Frau Jelica Belović Bernadzikowska zugesandte Geschichte ist kein Märchen und keine Sage, sondern bloss ein Bericht von einem gewöhnlichen Zauberbannbrauch. Ich reihe die Erzählung nur darum hier ein, weil sie zur Erläuterung manchen Märchenzüge dienen kann. Der Hahn aus den Wolken ist der erste Morgenrotstrahl, der den Anzug der Sonne ankündigt.

219. Tintilin

Man nehme ein Hühnerei, lege es sich in die Achselhöhlung, halte es während vierzig Tage so fest und verweile die ganze Zeit über in einer stockfinsternen Stube, ohne eine sterbliche Seele zu sehen und auch der einem die Nahrung bringt, muss es mit fest geschlossenen Augen tun. Nach Ablauf der vierzigtägigen Frist brütet sich aus dem Ei ein Tintilin aus, der ins Meer hinabtaucht und vom Meergrund seinem Gebieter Geld heraufholt. Doch ist solches Regimen von teuflischer Art und es ist besser man lässt es sein.

Dalmatien

9. Andere Sagen

220. *Von den geschwänzten Türken*

In der Lika in Chrowatien und auch in Slavonien und Dalmatien erzählt man von Türken oder Moslimen, es gebe ihrer welche, die geschwänzt seien und der Schwanz gleiche dem eines Hündchens. Sie suchen auch unsere Länder auf, können jedoch nicht, wie unsereine sitzen, sondern rollen den Schwanz ein und hocken sich mit kreuzweis unterschlagenen Beinen nieder. Ihnen duftet eine Christenseele und unser Blut schmeckt ihnen süß.

221. *Ungerecht erworben Gut gedeiht nicht*

Es schritt einmal eine junge Frau durch ein Gehölz dahin. Bei einer Haselstaude sah sie etwas gelblich im Grase flimmern. Sie bückte sich und wie sie näher dazu schaut, liegen da nicht zwei Dukaten auf dem Boden! Sie hebt sie auf und eilt damit heim. Zu Hause angekommen erzählt sie ihrem Brautführer, dem Schwager nämlich, was sie für einen glücklichen Fund gemacht habe.

„Ja, hast du nicht auch noch ein wenig in der Erde nachgegraben?“ fragt sie der Brautführer.

„Nein, hab es nicht getan“, erwiderte ihm die Schwägerin.

„Nun, möchtest du mich wohl hinführen? Wir könnten doch mal nachschauen und nachsuchen, vielleicht liegt dort ein Goldschatz vergraben.“

So begaben sie sich denn ins Gehölz und die Schnur zeigte ihm den Fundort der zwei Dukaten. Er fieng tiefer den Erdboden aufzuscharren an und grub einen vollen Hafen Golddukaten heraus. Mit dem ausgehobenen Hafen begaben sie sich selbender wieder heim. Zu Hause angelangt zählten sie die Dukaten ab und teilten sie in zwei gleiche Teile. Die Schnur nahm ihre Hälfte, trug sie in ihr Gelass fort und verschloss sie in ihre Truhe hinein, der Schwager aber sperrte seinen Anteil in seinen Schrank ein.

Einige Tage nach dieser Teilung guckte der Mann in seinen Schrein zu seinen Dukaten, wie er aber näher hinblickte, liegen dort instatt seiner Dukaten lauter schwarze Kohlen. Darüber geriet er mächtig in Verwunderung, rannte gleich weg, suchte seine Schwägerin auf und fragte sie, wie es mit ihren Dukaten stünde. Sie eröffnete ihre Truhe, doch da blinkten ihnen hell die Dukaten entgegen. Das kam dem Schwager noch verwunderlicher vor und er begann seiner Schnur zuzureden, sie möchte einer neuen Teilung zustimmen. Gutmütig wie sie schon war, willigte sie gleich darauf ein. Sie vermengten Dukaten und

Kohlen zu einem Haufen und die Kohlen verwandelten sich sofort zu Dukaten zurück. Sie teilten sie wieder unter sich zu gleichen Hälften auf.

Als dann einige Tage darnach der Brautführer neuerlich in seinen Schrein zu den Dukaten hineinguckte, waren es wieder statt der Golddukaten bloss Kohlenstücke. Wiederum eilte er zu seiner Schnur hin und erkundigte sich nach ihren Dukaten. Wie er nun sah, dass ihre gelben Füchse nach wie vor aus Gold seien und sich nicht zu Kohle verwandelt hatten, so sprach er zu ihr:

„Mein Liebe, da liegt etwas zwischen uns vor. Zweimal haben wir schon ehrlich geteilt, deine Dukaten aber verblieben kerngesund, die meinen dagegen verwandelten sich nachher zu Kohle! Ob du nicht etwa schwanger bist?“

„Freilich“, entgegnete sie verschämt.

„Ei, so siehst du, da haben wirs, wir teilten das Gold bloss in Hälften“, sagte der Brautführer, „und eben darum verwandeln sich jedesmal meine Dukaten zu Kohle. Nun aber wollen wirs ehrlicher anpacken.“

Wieder legten sie ihre Teile zu einem Haufen zusammen und zerlegten ihn dann zu drei gleichen Teilen. Einen Teil nahm der Schwager an sich, die anderen zwei fielen der Schwägerin zu und zwar gehörte davon der eine ihr, der andere ihrem Kindlein.

Und seither verwandelten sich die Dukaten nicht mehr zu Kohlen. Als sich der Brautführer davon überzeugt hatte, da sagte er eines Tages zur Schnur:

„Nun siehst du wohl selber ein, dass wir anfänglich unrichtig geteilt hatten, denn jetzt verwandeln sich meine Dukaten nicht mehr zu Kohlenstücken und zwar darum nicht, weil wir eine ehrliche Teilung vornahmen. Ja, was recht ist, das ist auch Gott lieb!“

222. Vetter Chanaujas Glück

Man sagt, jeder Mensch habe seinen Doppelgänger (*suparnik*), nämlich es lebe ein ihm vollkommen ähnlicher Mensch. So erzählt zum Beispiel Vetter Chanauja von sich: Eines Morgens gieng ich, wie gewohnt, meinem Geschäfte nach als ich hörte, wie mich einer ruft: „Vetter Davo! Vetter Davo!“ (David). Der Unbekannte lief auf mich zu, umarmte mich, erkundigte sich nach meinem Wohlbefinden und setzte fort, ohne mich zu Wort kommen zu lassen: „Ich laufe schon so lange herum und renne mir die Beine ab, um Sie zu finden, damit ich Ihnen das Darlehen von dreitausend Denaren zurückerstatte, versprochenermassen hier auf dem Bahnhofe vor meiner Abreise nach Agram, na und endlich treffe ich Sie! Bin ich aber froh! Ich danke Ihnen aufs allerherzlichste für die erwiesene Wohltat und versichere Ihnen, dass ich Sie mein Lebtag nicht vergessen werde!“ Er drückte mir mit Gewalt das Geld in die Hand und ich wollte ihm trotz meiner Verblüffung gleich sagen, ich kenne keinen Vetter Davo, er irre sich in der Person, dass ich auch niemals irgend wem ein Geld geborgt habe, doch er verschloss

mir den Mund und enteilte rasch zum Zug, mich aber liess er stehen. Jetzt wusste ich nicht, woran ich bin, fragte in der Stadt, wer wohl Vetter Davo sei und wer jener Fremde, doch niemand konnte mir eine Auskunft geben. Das Geld verwandte ich nutzbringend in meiner Unternehmung und so warte ich noch immer, um es mit Zinsen und Zinszinsen dem rechtmässigen Eigentümer einzuhändigen. Das heisst man eine Begegnung (*sreća*).

Anmerkung: Der Erzähler ist ein Spaniole, doch dieselbe Geschichte erzählen auch andersgläubige Südslaven in anderer Ausschmückung. Unzweifelhaft liegen ihr derartige Erlebnisse verschiedener Menschen zu Grunde, doch sind nicht alle von so freundlicher Wendung. Es kommen in Wirklichkeit auch recht unliebsame, unerfreuliche Verwechslungen vor. Die Doppelgängerschaft führt in den Komödien oder Tragödien im Leben und auf den Bühnen seit jeher die merkwürdigsten Spiele auf. Sie ist den Menschen derart aufgefallen, dass sie daraufhin in einer grossen Anzahl von Sprachen sogar das Wort für Glück gebildet haben. Im Südslavischen heisst *sreća* ursprünglich das Zusammentreffen, die Begegnung. In diesem Sinne gebrauchte auch der Erzähler unseres Stückes das Wort: *Sreća čiče Hananje*. Der Schutzgeist eines Menschen die *sreća, tyche, Fors* oder *Fortuna* ist sein Doppelgänger.

223. Von der alten Kornelkirschenklauberin und dem Bären

Es war einmal ein altes Mütterlein, das zog in den Wald hinaus, um Kornelkirschen einzulesen. Während sie die Kornelkirschen einheimste, tauchte plötzlich vor ihr ein grosser Bär auf und wollte sie zerreißen. Die Alte verlegte sich aufs flehentliche Bitten: „O verschon mich, mein Honigesser, o friss mich, mein schöner Meister Petz, nicht auf! Ich habe daheim drei schmucke Töchter und eine von ihnen will ich dir schenken, lässt du mich nur am Leben!“ Sprach Meister Petz zu ihr: „Nun gut, es sei. Wie heissen denn diese deine drei Töchter mit ihren Namen?“ Darauf die Alte: „Hartlinde, Weichlinde und Keinmallinde.“ Sagt Pelz: „Gut, es sei, kehre ruhig heim, ich komme bald nach.“ Kaum war die Alte zu Hause, so schloss sie die Haustüre bumfest ab. Schon war aber auch Meister Petz da und sprach: „Gieb mir Hartlinden heraus!“ Antwortete ihm das Mütterlein: „Das kann ich nicht. Hartlinden hinausgeben. Das Mütterlein hat hartes unter sich ausgebreitet!“ – „So gieb Weichlinden heraus!“ – „Tut mir recht leid, kann Weichlinde nicht hinausgeben. Mütterlein hat weiches unter sich ausgebreitet.“ – „Nun, so gieb denn Keinmallinden heraus!“ rief der Bär und die Alte erwiderte: „Die schon gar nicht. Keinmal geht Mütterlein wieder in den Wald Kornelkirschen zu klauben!“ Der Bär sah ein, da sei nichts zu machen und verkroch sich im Düngerhaufen, nur sein rauhes Schwänzlein ragte daraus hervor. Nach einer Weile kam die Alte aus ihrem Häuschen heraus, erblickte das haarige Schwänzlein, zerrte daran und sagte freudig: „Ei sieh da, ein feines Wollsträhnchen, kann mir daraus stricken ein Paar Strümpfchen!“ Da fuhr Meister Petz aus dem Düngerhaufen jäh heraus und zerfleischte die Alte.

Herr, das ist eine wahre Geschichte, mein Mütterlein im Haremlyk hat sie mir erzählt!

Bosnien

Anmerkung: Im Serbischen heissen die drei Töchter: Tordana, Mekana, Nikadana. Das sind Scherznamen, doch kommt der Männernamen Tortko auch als Name eines verschollenen bosnischen Königs vor und ist in den jüngsten Jahrzehnten seit der Auffrischung des angeblichen Volkbewusstseins wieder als Rufname beliebt geworden.

224. Von einem nachgeborenen kaiserlichen Prinzen

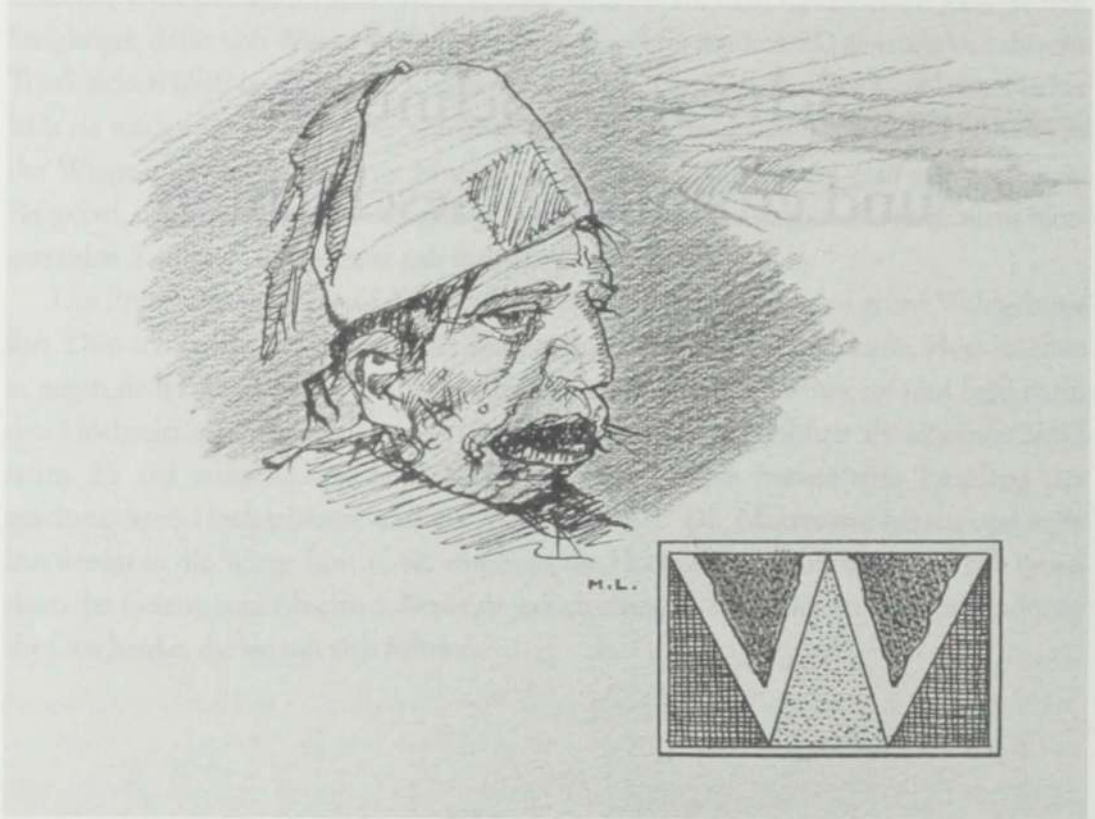
Es war einmal ein Kaiser, der verstarb aber nach kurzer Regierung. Jeden lieben Tag besuchte seine Gemahlin sein Grab. Einmal fand sie auf dem Grabe einen kaiserlichen Steigbügel, darin sich Wasser angesammelt hatte und sie trank sich davon an. Von diesem Trank jedoch blieb sie schwanger und genas neun Monate darnach eines Knäbleins. Nachts kam sie nieder, in der Früh aber vernahm man ein Kampfgeschrei. Das Kind hörte es in der Wiege und sprach zu seiner Mutter: „Erheb dich, Mütterchen, gib mir des Vaters Reitpferd, unbeschlagen, und den gelben Streitkolben. Reich mir auch das noch nicht blutgetränkte Schwert!“ Die Mutter gab ihm alles.

Der Prinz schwang sich auf das nichtbeschlagene Pferd und zog ins grüne Waldgebirge fort. Dort traf er eine Schlange an, die drei Hochzeitzüge verschlungen hatte. Flugs stürmte er gegen sie los, hieb ihr den Kopf ab, trennte ihren Leib in der Mitte auf und fand darin drei Hochzeitzüge mitsamt den noch lebenden Bräuten vor und führte alle in seinen Serail heim. Er rief seine Mutter herbei. „Mütterchen! Komm heraus zum Empfang der geschmückten Hochzeitleute und der jungen Bräute!“ Die Mutter trat heraus und legte ihn wieder in die Wiege hinein. Sie empfing die Hochzeitleute aufs beste und gab ihnen dann das Geleite zum Abschied. Bevor sie jedoch abzogen, hinterliessen sie dem Kinde alle die Geschenke, die sie mit sich führten.

Schwänke, Schnurren und erbauliche Geschichten



Faded, illegible text block, likely the beginning of a story or chapter, containing several lines of text.



*Illustrationsentwurf zur geplanten Ausgabe
(Kraus-Ausgabe, Los Angeles)*

10. Von Teufeln, Ungeheuern, bösen Weibern und der Dummheit

225. *Der Widerspenstigen Zähmung*

Ein Vater hatte drei Söhne. Die zwei Älteren waren heiratfähig geworden, verheirateten sich und führten mit ihren Frauen das schönste Eheleben. Der jüngste Bruder barst schier vor Neid über das Eheglück seiner Brüder. Sie waren seelengut zu ihren Weibern, aber mit der Zeit altern auch die besten Weiber. Der jüngste Bruder sagte: „Ihr Äser, was seid ihr für Kerle, dass die Weiber an eurer Seite so altern!“ Entgegneten sie ihm: „Möge dich Gott davor bewahren, ein böses Weib heimzuführen!“ Darauf er: „Sagt mir bloss, wo sich das allerärmste Weib der Welt befindet, die hol ich mir gewiss zur Frau!“ Sie gaben ihm Auskunft, dort und dort, ziemlich weit entfernt hause ein furchtbar böses Weib, die habe eine heiratfähige Tochter, doch keiner getraue sich um deren Hand anzuhalten, aus lauter Furcht vor der bösen Sieben. Darauf schwur der Jüngling, er gehe justament hin auf die Freite, um sich die zu holen. Dagegen traten die älteren Brüder auf, und erklärten: „Beharrst du darauf, diese heimzuführen, so musst du vorher aus unserer Hausgemeinschaft ausscheiden!“ Die Brüder nahmen die Vermögenteilung vor und der Jüngste zog dann aus, um das Mädchen zu erfragen und um ihre Hand anzuhalten.

Er gelangte endlich vor das Haus jenes Landmannes, dessen Frau in so bösem Ruf stand und fragte ihn: „Älterchen, könnten wir hier wohl übernachten?“ Worauf der Alte: „Ich möchte dich wohl gerne aufnehmen, doch bin ich leider mit einem bösen Widerspruch-Weib gesegnet. Sage ich – ja – sagt sie – nein –, ruf ich nein – schreit sie – ja –! Also bitte mich du um eine Herberge und ich werde dich davonjagen und sie wird das in der Küche hören und wird herausgelaufen kommen!“ Der Alte begann gegen ihn loszufahren, ihn zu beschimpfen und ihn von seinem Hause fort zu scheuchen. Sie hört das Geschrei, kommt aus der Küche herausgerannt und begehrt auf. „Was unterstehst du dich, den Mann vom Hause fortzujagen, ich lasse ihn hier übernachten; wäre ich nicht, von dir könnte kein Mensch bei uns gastliche Herberge finden!“ Er blieb zur Nacht, sie bewirtete ihn nach besten Kräften, am nächsten Tage aber hielt er beim Alten um die Hand der Tochter an. Erwiderte der Alte: „Ich gewähre sie dir nicht, weiss ich doch nicht einmal, wer du bist und von wannen du kommst, troll dich nur wieder heim!“ Das Weib sprang wild auf, erwischte vom Herdloch einen glimmenden Holzscheit und drosch damit auf den Alten ein und schrie ihn dabei an: „Du elender Taugenichts, wär ich nicht da, auf dein Gefriess hin hielte wohl niemand um sie an; ich werde sie ihm ausgeben und er soll sie

gleich morgen heimführen!“ Und richtig führte der Freier das Mädchen am nächsten Morgen mit sich fort.

Heimgekommen befahl er ihr den Tisch aufzustellen, damit sie zur Nacht essen. Kommt die Hauskatze unter den Tisch geschlichen, sagt er zur Katze: „Heute, an diesem Abend sei es dir noch verziehen, doch drängst du dich ein anderesmal hier herein, so wirst du übel fahren!“ In der Früh stellt die junge Frau den Tisch wieder auf und schon ist die Katze auch da! Der Hausherr fährt das Tier an: „Hab ich dir es denn nicht untersagt, wieder unter den Tischen zu kriechen?“ Hat schon die Katze erwischt und entzwei gerissen. Die Jungvermählte erschauert und denkt im Stillen: „Wenn der schon mit der Katze so verfährt, wie wird er erst mit mir umspringen!“ Darauf bemerkt er: „Du Weibchen, nimm dir da ein Beispiel, sollst du je irgend etwas ohne mein Wissen und meinen Willen unternehmen, so werde ich dich ebenso zu Stücken zerreißen!“

Nach einer kurzen Zeit erscheint die traute Schwiegermutter zu Besuch, um nachzuschauen, wie und wo sich die Tochter eingelebt. Sie trifft ihr Kind in der Küche an, umarmt sie und küsst sie ab und wünscht ihrer Heimstatt alles Glück! Die Tochter bricht in Tränen aus, weil sie aus freien Stücken der Mutter weder Speise noch Trank vorsetzen darf, läuft zum Manne aufs Ackerfeld hinaus und meldet: „Meine Mutter ist zu mir gekommen, was darf ich zum Essen und zum Trinken vorstellen?“ Sagt er: „Gleich nach Hause zurück! Führ die Alte sofort in den Stall, wo die Ochsen nächtigen, steck ihr den Halsgurt auf, wirf ihr genügend Stroh in die Krippe vor, die Vettel soll fressen und wiederkauen! Treffe ich euch nicht so an, erwartet lieber meine Heimkehr nicht!“ Sie kehrt zurück und sagt zur Mutter: „Gehen wir Mütterlein in den Ochsenstall, damit ich dir den Halsgurt umlege und dir Stroh zum Fressen gebe, so hat es mir der Hausvorstand aufgetragen!“ Die Alte verwundert sich darüber sehr, doch ist dagegen kein Kraut gewachsen, sie folgt in den Stall und vor die Krippe. Die Tochter steckt ihr den Halsgurt auf, schüttet Stroh vor ihr auf und berät sie: „Mütterlein, bleib hier stehen und hörst du ihn mit den Ochsen vor das Haus kommen, so wackle mit dem Kopfe, so als ob du kauen würdest.“ Die Vettel fing wirklich zu nicken an und so zu tun, als ob sie kaute, in der Hoffnung er werde sich ihrer erbarmen und sie nun um so gastlicher bewirten. Das Ochsenpaar schaut in den Stall hinein, scheut zurück und rennt wie besessen rund um das Haus herum. Schreit der Mann wütend: „Welcher Satan verscheucht mir da meine Ochsen?“ Rennt mit dem Ochsentreiber in der Hand in den Stall hinein, findet die Alte an die Krippe angebunden vor und fällt mit dem schweren Stock über das Weib her. Er drischt so wildwütig auf sie los, dass sie ihn himmelhoch beschwört; die schweren Qualen kann sie nicht mehr ertragen, reißt sich den Halfter vom Genick und jagt kopflos querfeld ein, ohne sich nochmals umzuschauen, bis sie bei sich zu Hause anlangt ... Fragt sie ihr Hausvorstand, wie sie wohl der Schwiegersohn empfangen und bewirtet habe. Sie erwidert: „Schändlich, frag mich nicht darum, dessen Schwelle betrete ich mein Lebtag nimmer!“

Es verstrich wieder eine geraume Zeit, als den Vater Sehnsucht nach seiner Tochter fasste und er beschloss auch seinerseits, sie zu besuchen und traf Vorbereitungen dazu. Sein Weib suchte es ihm zu verwehren, doch achtete er ihres Einspruches nicht, sondern begab sich ruhig auf den Weg.

Als er bei seiner Tochter angelangt war, wagte sie nicht, ihn wirtlich zu empfangen, sondern rannte schnurstracks aufs Feld, um ihrem Hausvorstand die Ankunft ihres Vaters gleich anzuzeigen. Darauf befahl ihr der Mann: „Tummel dich nach Hause und setz ihm das beste Essen und Getränke vor, damit er sich erlabe!“ Bald nachher kehrte auch er heim, liess den Gast willkommen und ehrte ihn liebenswürdig eine ganze Woche lang.

Dann brach der Alte zur Heimkehr auf, von Eidam reich beschenkt, schön mit einem langen roten Tuchmantel eingekleidet. Dem Hause näher gekommen erblickte ihn seine Ehegesponsin, bemerkte den blutroten Rock und im Glauben, der liebe Schwiegersohn habe den Mann bei lebendigen Leibe abgeschunden, rief sie dem Alten vorwurfsvoll zu: „Hab ich dir nicht die Ohren vollgeblasen, du sollst dich nicht zu diesem Schwiegersohn hinwagen, jetzt darfst du auch nicht mehr in mein Haus herein!“ Der Alte rückte näher ans Haus heran und die Gute schlug ihm die Haustüre vor der Nase zu. Er fing ihr zuzurufen an, sie entgegnet aber, in der Meinung er sei ein geschundener: „Her sollst du nicht mehr, hab ich dir nicht eingepägt, was deiner bei dem Eidam harrt?“ Er aber gab ihr zur Antwort: „Der Schwiegersohn lässt dich schönstens grüssen, und dir sagen, solltest du mir nicht genügend folgsam sein, so wird er herkommen!“ Als sie den Mann so reden hörte, riss sie die Türe vor ihm auf und von da an gehorchte sie ihm, als wäre er Gott selber; solche Angst hatte ihr der Eidam eingejagt.

Anmerkung: Die Frau hatte wider Gewohnheitsrecht und Brauch die Befehlhaberschaft im Hause an sich gerissen. Die vollständige Hörigkeit der Tochter gegen den Vater, der Frau gegen den Gatten hat ihr Gegenstück im alten Indien des epischen Zeitalters. Man lese darüber in den wundervollen Werke Johann Jakob Meyers: „Das Weib im altindischen Epos“ nach. Das Abschinden eines gefangenen Feindes bei lebendigen Leib war einmal gesetzlich zulässig. Man zog dem Verurteilten die Haut wie einem Schafe ab.

226. Warum Popen von unstillbarer Goldgier sind

Gott warf zu Erden herab einen Sack, der zur Hälfte mit Geld angefüllt war. Diesen Sack ergrapften der Teufel und der Pope und begannen, sich um seinen Besitz blutig zu zerren und zu reissen. Um deren Geraufe ein rascheres Ende zu bereiten, hieb Gott mit einem Schnitt den Sack unter dem Schnurband quer entzwei. Der Teufel packte das unteren Teil mit dem Boden dem Popen aber verblieb der obere ohne Boden. Seither ist der Pope allezeit bestrebt seine Hälfte anzufüllen, dieweilen sie jedoch bodenlos ist, so kann er sie niemals vollkriegen.

227. *Von einem, der zur glücklichen Stunde zur Welt gekommen*

Es waren ihrer drei kluge Brüder und ein vierter dazu, der war aber schusselig und tölpelhaft. Die Brüder beschlossen die Hausgemeinschaft durch Teilung des Vermögens aufzulösen. Es kam ein kluger Mann aus dem Dorfe dazu und beriet sie: „Stellt euch ihr drei Gescheiten auf drei Seiten des Hofes auf und der Einfältige auf die vierte Seite, lockt die Schafe aus der Hürde heraus und achtet darauf, wem von euch sie folgen werden.“ Die drei Gescheiten locken und locken, die Schafe jedoch folgen allein dem Närrischen. Sprach der kluge Bauer: „Lasst das Aufteilen sein, meiner Seel, all irdisches Glück folgt der Spur des Schwachkopfs!“ Entgegneten ihm die drei: „Wer soll denn diesen Trottel, dessen Weib und Kinder noch länger ernähren? Bis nun gut, von nun an nimmermehr!“ Die Aufteilung findet statt. Alles Hausglück ging mit dem Schusselkopf mit und er wurde ein reicher Gutbesitzer. Die Kinder seiner drei älteren Brüder aber waren froh, dass er sie seine Dienste nahm.

Anmerkung: Der Erzähler sagt *novaka* um sich volketymologisch den ihm unverständlichen türkischen Ausdruck *nafaka* (irdisches Glück) zu erklären. Wir im Deutschen haben eine entsprechende Redewendung: Der Dumme hat's Glück, und der Dümme hat die grössten Erdäpfel.

228. *Der Ohnebart und die Diven*

Ohnebart begab sich in den Hochwald um eine Bürde Holz heimzubringen. Plötzlich stiess er auf eine Höhle, wo ihrer zwölf Diven hausten. Sie hatten ein Feuer angefacht und Ohnebart setzte sich zu ihnen, um sich zu wärmen. Sie luden Ohnebart ein, mit ihnen Wasser holen zu gehen. Er brach mit ihnen auf; sie hatten riesige Büffelschläuche mitgenommen und sie füllten sie bis zum Zapfen voll an. Ohnebart holte mit einem Hebel aus, um den ganzen Quellbrunnen auszuheben. Fragten ihn die Diven: „Was soll das heissen, du Ohnebart?“ – „Bin willens“, erwiderte er, „den ganzen Brunnen mitzunehmen; was soll ich denn jeden lieben Tag zur Quelle laufen, s'ist doch vernünftiger, ich hol mir den ganzen Brunnen auf einmal.“ Schrien entsetzt die Diven auf: „Tü das nicht, so du an einen Gott glaubst, Ohnebart, du zerstörst uns ja unsere Wassergrube!“ – „Bei Gott, entweder nehme ich die ganze Quelle mit, oder lieber gar nichts!“ – „Besser du nimmst nichts mit, ehe du den Quell verwüdest!“ – Die Diven luden sich die Schläuche auf den Rücken, Ohnebart schritt ihnen aber mit den Fäusten fuchtelnd voran.

Am anderen Morgen forderten die Diven den Ohnebart auf, mit ihnen Holz einzuholen. Sie kamen in dem Wald, jeder entwurzelte eine mächtige Föhre, bereit sie fortzutragen. Indessen erklomm Ohnebart eine Föhre nach der anderen und begann die Zweige

von Baum zu Baum miteinander zu verknüpfen. Erstaunt fragten ihn die Diven: „Was treibst du da Ohnebart?“ – Der antwortete: „Ich gedenke den gesamten Hochwald auf einmal mitzunehmen; soll ich denn jeden Augenblick um Holz rennen?“ – „Streng dich nicht so an, Ohnebart, lass es sein, was sollen wir ohne Bäume anfangen, lieber mach gar nichts, ehe du uns den ganzen Hochwald ausrodest!“ – Wieder ging Ohnebart mit den Fäusten um sich schlagend und fuchtelnd den Diven voran, die jeder mit einer Föhre schwer beladen, ihm ächzend nachfolgten.

Am dritten Tage schrieten sie: „Komm Ohnebart, wir gehen Äpfel pflücken!“ – Sie gelangten in den Garten, bogen einen Apfelbaum um und fragten Ohnebart, ob er Äpfel pflücken oder den Baum niederhalten wolle. Bemerkte er gelassen: „Ich halte den Wipfel!“ – Ohnebart packte die Spitze, der Baum schnellte zurück und schleuderte den Wicht im weiten Bogen über sich weg. Fiel nicht Ohnebart gerade auf eine Wacholderstaude und auf einen Hasen, der zufälligerweise unter der Staude schlummerte. Schrien ihm die Diven zu: „Was ist da geschehen, Ohnebart?“ – Antwortete er: „Ja seht ihr denn nicht, ich erspähte einen Hasen, der in den Wacholderbüschen herumrumorte, ich sprang ihm nach und erwischte ihn!“ – „Oh Allah“, riefen die Diven aus, „welch ein wildwütiger Ohnebart, alles Leid auf ihn!“ – Sie kehrten mit Äpfeln beladen in ihre Höhle zurück.

Am vierten Morgen brüllten sie: „Ziehen wir mit Ohnebart auf die Pirsch!“ Im Walde fragten sie ihn: „Magst du auf dem Anstand lauern oder lieber Treiberdienste leisten?“ Meinte Ohnebart: „Ich lauere lieber auf dem Anstand!“ Die Diven zerstreuten sich im Forst und scheuchten von ihren Lagern Wölfe, Bären, Hirsche, Rehe und sonst allerhand Wild auf. Als Ohnebart dies merkte, befahl ihm heilloser Schreck, er gewahrte einen hohlen Birkenbaum und schlüpfte in ihn hinein. Erblickt er da zu seiner Verwunderung eine auf ihren Eiern brütende Elster. Während des wilden Gejades, bemächtigte sich Ohnebart der Elster. Und schon kehren die Diven von der Treibjagd zurück. „Hast du, Ohnebart, irgend etwas erjagt?“ – „Was hätte ich denn erlegen können, kam ja hier gar nichts vorbei, bis auf diese Elster, die vorbeifliegen wollte. Ich sprang auf und hab sie schon bei den Fittichen!“ – Sprachlos trabten alle der Höhle zu. Die Diven sprachen untereinander, auf welche Art und Weise sie diesen unheimlichen Ohnebart umbringen könnten. Sie richteten ihn an der Feuerstelle zurecht. Ohnebart erlauschte ihre Rede, auf welche Weise sie ihn zu töten gedachten, schlüpfte aus den Kleidern und steckte einen Holzklotz unter sie. In der Meinung Ohnebart schlafe, ergriffen die Diven eiserne Schmiedhämmer und schlugen so lange auf den Klotz ein, bis er ganz zerbröckelt war. Untereinander aber frohlockten sie: „Beim Allah, Bruder Ohnebart, dir haben wir, dir haben wir ein für allemal das Handwerk gelegt!“ – Morgens aufgewacht, legte sich Ohnebart unter die gleichen Kleider und hüstelte geräuschvoll. Verblüfft fragen ihn die Diven: „Der tausend, du lebst noch, Ohnebart?“ – „Beim Allah, was sollte mir den widerfahren sein, dass ich nicht leben sollte; aber Flöhe habt ihr die Menge, heute nachts haben mich einige gebissen!“ – Die Diven bestürzt:

„Beim Allah, ein grimmiger Unhold, dieser Ohnebart, der wird uns noch alle ausmerzen!“ Als Ohnebart auf ein Weilchen hinausgegangen war, beratschlagten die Diven abermals miteinander, wie sie den abscheulichen Kerl denn doch aus dem Wege räumen könnten.

Sie klügelten die Gelegenheit aus, einige Kupferkessel Wasser siedend zu machen, Ohnebart aber in eine Kufe zu betten und ihn abzubrühen. Auch das erhorchte der schlaue Ohnebart! Sie deckten ihm sein Nachtlager in einer Kufe und im Abenddunkel schoben sie ihn in diese Kufe hinein. Hier gäbe es, so belehrten sie Ohnebart, keine Flöhe. Der Gefährdete entstieg sachte der Kufe und fing hinter ihr röchelnd zu schnarchen an. Im Glauben, der Gefürchtete schnarche arglos im tiefsten Schlummer, liessen sie mehrere Kupferkessel Wasser aufsieden und schütteten es so brühheiss in die Kufe. Nach getaner Arbeit begaben sich die Diven zur Ruhe, Ohnebart aber spundete den Bottich, die Kufe unten auf, liess das Wasser abrinnen und stieg dann gemütlich hinein um auszurasen und zu schlafen.

Beim Morgengrauen begann Ohnebart vernehmlich zu husten. Verwundert fragten die Diven: „Ja Ohnebart, du bist noch lebendig?“ – „Was ist denn geschehen, dass ich nicht leben sollte! Nur tröpfelte es heute nachts durch die Höhlendecke durch und laue Tropfen trüffelten auf mich.“

Und wieder begannen die Diven Rat zu halten. – „Wie entledigen wir uns doch endlich Ohnebart? Lasst uns aufbegehren, er müsste sich nach heim verfrachten!“ – Ohnebart hört das alles mit an. Sie geboten ihm schroff: „Troll dich nach deiner Behausung!“ – Bemerkte Ohnebart: „So wahr mir Gott helfe, ich weiche und weiche nicht, nirgendwo ergeht es mir wohler als hier bei euch!“ Worauf die Diven: „Heisch, Ohnebart, was immer du dir wünschst, doch schau nur, dass du uns aus den Augen kommst.“ – „Na ist mir auch recht“, versetzte Ohnebart, „füllt mir eine Büffelhaut voll Münzen an und ich suche meinen eigenen Herd auf!“ Ohne Gegenrede schütteten die Diven eine Büffelhaut voll Geld. Dann meinte Ohnebart: „Ja wer soll denn das fortschleppen?“ – „Selbstverständlich du, Ohnebart!“ – „Fällt mir nicht im Traume ein, so wahr mir Gott helfe, wollt ihr das nicht fortschaffen, so bleibe ich meiner Treu und Seligkeit da picken, wo ich bin!“ Da luden die Diven einem ihrer Gefährten den Binkel mit dem Gelde auf den Buckel. Wandte Ohnebart ein: „Schön, aber was soll denn ich tun, soll ich etwa zu Fuss mitlaufen!“ Die Diven beruhigten ihn: „Geh, schwing dich rittlings auf diesen Schlauch hinauf, wird der Div dich auch mittragen!“ Ohnebart sitzt auf, der Div aber schleppt ihn samt dem Gelde zu dessen Behausung hin. Abgemüdet wie der Div war, prustete er heftig gegen die Haustüre. Darauf rannte die Ohnebartbrut zu Tode erschrocken über die Leiter auf den Boden hinauf und heulte wie besessen: „Halt uns Väterchen!“ Der Div aber verstand: „Halt ihn auf, Väterchen!“ Und rannte, ohne sich auch nur einmal umzuschauen zu seiner Gemeinschaft in die Höhle zurück. Bestürmen ihn die Diven mit der Frage: „Wie ist's dir bei Ohnebart ergangen?“ Er stammelt erschöpft: „Kein Leid über euch, liebste Brüder, ihr

fragt, wie mir's ergangen ist? Wie Ohnebart geartet ist, wisst ihr ja, doch seine Brut ist neunmal ingrimmiger und schlimmer. Ich war im Begriffe einzutreten, im selben Augenblick klettert die Ohnebartbrut aufs Dach hinauf, und brüllt: Väterchen halt ihn! Ich erschrak fürchterlich und entfloh ihnen, kaum noch lebend, damit sie meiner nicht habhaft werden.“

Anmerkung: Ohnebart d. h. *coso* ist die als *karagöz* bekannte stehende Figur der türkischen und indischen Schattenspiele, er ist der schlaue, verschmitzte, durchtriebene, rücksichtslose Erzschemel, der sich aus der Würde und dem Ansehen der übrigen Gesellschaft gar nichts macht und sie alle mit seiner Dummdreistigkeit und Aufschneiderei übertölpelt. Im Schattenspiel hatte er das Gesicht eines bartlosen Mongolen. – Die Diven sind Berggeister, riesenhafte Gestalten, wie die Trolle der skandinavischen Volksüberlieferung. Ungeschlachte Kraftgestalten und dumm wie der Teufel der deutschen Sage. – In den meisten Bauernhäusern stehen im Winkel der Herdraumes grosse breitbäuchige Bottiche, oder Kufen, mit dem Spundloch unten. In diese Bottiche füllt der Bauer im Herbst entweder Trauben, oder Zwetschken oder Äpfel, lässt sie faulen und gären, um aus der Meische Branntwein zu brennen oder den Bottich in der übrigen Zeit mit Wasser gefüllt zu halten, damit er nicht auseinanderfalle.

229. Wie einer ohne Mahlgebühr sein Mehl gemahlen hat

War einmal ein Kaiser, der hatte eine Mühle. In der Mühle hatte er einen Bären angestellt, der die Mahlgebühr einhob. Eines Tages liess der Kaiser verlautbaren: „Wer ohne Mahlgebühr zu entrichten sein Mehl mahlen kann, der erhält meine Tochter zur Gemahlin.“ Gar viele Leute kamen daher, um ohne Mahlgebühr zu mahlen, doch missglückte jedem solch Unterfangen.

So kam auch ein närrischer Kauz hin, der auf seinem Esel Getreide mitführte, dazu einen Sack voll Pflaumen und einen zweiten voll Birnen. Das Getreide schüttete er zum Mahlen auf. Als das Mehl beinahe fertig war, sprang der Bär auf, um den kaiserlichen Mahlanteil zu sichern. Frägt ihn der Narr: „Was willst du Meister Petz?“ – „Ich will die Mahlgebühr nehmen!“ – „Tu's nicht, ich habe dir einen Sack voll Zwetschken mitgebracht!“ – „Na schön“, entgegnete der Brumbär und machte sich über die Zwetschken her. Nachdem er alles verzehrt hatte, wollte er neuerlich den Mahlanteil. „Was soll's den Meister?“ – „Nun, die Mahlgebühr!“ – „Lass das gut sein, kein Leid befall dich, da wäre noch ein Sack voll Birnen!“ – „Also her damit, ich verzichte dann gerne auf die Mahlgebühr!“ brummte der Bär und frass die Birnen auf. Der Bär erhob sich nun zum drittenmal, um nach dem Mehl zu langen. „Was willst du schon wieder, lieber Vetter?“ – „Was fragst du so dumm, die Gebühr will ich einheben; hast mir da würmige Pflaumen und halbverfaulte Birnen hergebracht, damit ich dir keinen Mahlanteil abnehme!“ – „Geh hör auf, schau her, ich hab dir Schalmeier mitgebracht, damit du darauf spielen sollst!“ –

„Ich verstehe mich nicht darauf!“ – „Wirst es schon verstehen, ich werde es dich lehren: nur sind deine Finger krumm geraten, ich möchte sie dir gerade biegen!“ – „Nun so streck sie gerade, wenn du's kannst!“ willigt der Bär ein. Der Dummrian trieb zwei Keile ins Dachgebälke ein und hiess den Bären seine Vordertatzen in die so entstandenen Spalten hineinzuzwängen. So hat der Narr gleich die Bärenfinger gerade gemacht und Meister Petz blieb in den Kloben hängen. Also mahlte der Närrische sein Getreide umsonst, begab sich zum Kaiser, und führte die Prinzessin heim.

Der Kaiser entsandte seine Knechte, in der Mühle nachzuschauen, was denn der Bär treibe. Dem Kaiser kam es rätselhaft vor, wieso es geschehen konnte, dass ein Narr ohne Mahlgebühr davon gekommen sei. Die Knechte erschienen und sahen zu ihrer Verwunderung den Bären im Dachgebälk baumeln. Sie erlösten den Bär aus den Balkenkloben, kehrten zum Kaiser zurück und meldeten ihm, was für einen Schabernack sich der Narr mit dem Bären geleistet habe. Der Kaiser gebot nun Meister Petz, den Dummrian zu verfolgen und ihn vorzuführen. Der Bär rannte ihm nach, erreichte ihn fast auf den Feldungen, als ihn der Verfolgte erblickte, zwei Käfer ergriff und damit den Häscher erwartet. Meister Petz schreit ihn an: „Halt, ich hab dich schon!“ – „Überstürz dich mir nicht, eher zerdrück ich dich, wie ich da zwei Steine zerbröckelt habe!“ Kaum vernahm der Bär solche Drohung, kehrte er augenblicklich um und trollte sich zurück. Der Kaiser fragte ihn: „Was ist los Petz?“ – „Was los ist?“ – „Er packte zwei Steine, zerbröckelt sie und rief mir zu – Nur zu, so wird es auch dir ergehen!“ Befiehlt ihm der Kaiser, neuerlich nach dem Burschen zu fahnden, ihn vorzuführen, damit er, der Kaiser, sich von der Richtigkeit der Mitteilung überzeuge. Abermals geht der Braune, den Narren zu holen, aus. Vom weiten erblickt ihn der Kauz, drückt ein Kind unter sich und tut so, als zöge er ihm die Haut ab. Mittlerweilen ist der Bär zur Stelle und fragt ganz entsetzt: „Was treibst du da, du Irrsinniger?“ – „Siehst doch ich schinde einem die Haut ab; so werd ich auch mit dir verfahren!“ Darüber ausser sich rennt unser Meister schnurstracks zum Kaiser und der fragt ihn: „Was ist dort geschehen?“ – „Gott helfe mir, der hat dort ein Menschenkind niedergeworfen und schindet es bei lebendigem Leib ab und droht mir: auch dich häut ich so ab!“

230. Dreizack und die Hexe

Es waren einmal drei Söhne. Den ältesten benannten sie den Hammel, den mittleren den Gaisbock, den jüngsten aber Dreizack (Tiljuška). Eines Tages suchten alle drei Gebrüder ihren greisen Grossvater im Walde auf, der dort als Waldheger einsam dahinlebte. Hammel und Ziegenbock liessen ihren Bruder Dreizack beim Grossvater zurück und zogen selber auf die Pirsch in den Busch aus. Das war auch Dreizack so recht und lieb. Der Grossvater

war ohne Überlegung und Dreizack ein mutwilliger, zu allerlei Streichen stets bereiter Geselle. Auf einmal gelüstete es ihn, Äpfel zu pflücken und trotzdem ihn der Alte davon abhielt, schlich er sich hinaus und klomm auf den Apfelbaum hinauf. Urplötzlich erschien eine Hexe mit einer Mörserstampfe und mit einer Mörserkeule in der Hand, kam unter den Apfelbaum hingerannt und sprach: „Sollst begrüßt sein, Dreizack! Was bist du denn da hinaufgeklettert?“ – „Na, um mir einige Äpfel abzulesen!“ – „Was brauchst du das, da nimm von mir den Apfel!“ sagte die Hexe. – „Der ist doch faul!“ erwiderte Dreizack – „Nun, du hast du einen anderen!“ – „Der wieder ist wurmstichig!“ – „Na, du willst deine lustige Laune an mir auslassen. Passt dir keinen so nimm dir einen selber von Hand zu Hand!“ bemerkte die Hexe. Arglos streckte er seine Hand aus, die Hexe erwischte sie aber, zog ihn vom Baum herab, steckte ihn in die Stampfe hinein und entfloh mit ihm über Hügel und Hochgebirge weit dahin.

Nach einer geraume Weile kam Dreizack aus seiner Ohnmacht wieder zu sich und hub zu schreien an: „Hammel! Gaisbock! Schnell zu Hilfe! Zu Hilfe!“ Zufällig hielten Hammel und Gaisbock gerade zur selben Frist im Hochwaldgebirge Rast. Einer von ihnen lag auf dem Boden ausgestreckt und vernahm, wie jemand sie zu Hilfe rufe: „Ei, da schreit ja unser Dreizack um Hilfe! Er ruft uns!“ sagten sie, erhoben sich flugs und ereilten die Hexe, ent-rissen ihr den Dreizack, entführten ihn wieder zurück zum Grossvater und trugen ihm auf, denn doch etwas besser auf Dreizack aufzupassen. Kaum waren sie neuerdings auf die Jagd ausgezogen, husch war Dreizack schon wieder auf dem Apfelbaume droben! Und schon wieder taucht die verruchte Hexe vor ihm auf. „Diesmal wirst du mich nicht mehr über-tölpeln!“ sagte Dreizack. „Jetzt fang mal du den Apfel auf und ich werde dir ihn zuwerfen!“ – „Nun gut, ist mir auch recht. So wirf mir einen nur zu!“ sprach zu ihm die Hexe. Um sie nicht zu verfehlen, beugte sich Dreizack ein wenig zu tief hinab, die Hexe aber ergrap-pete ihn flink beim Arm und brachte ihn diesmal glücklich in ihr Hexenheim fort. Die Hexe legte ihn auf die Bank nieder und beauftragte ihre Tochter, ihn, Dreizack nämlich, zum Mittagessen abzubraten. Darauf gieng die Hexe wieder ihren Geschäften nach, die liebe Tochter aber fesselte unseren Dreizack und setzte ihn auf die Backschaufel, um ihn in den Ofen einzuschieben, doch Dreizack begann zu strampeln und sich dem Verfahren aus allen Kräften zu widersetzen, weil es ihm wider den Strich gieng. „Aber Kerlchen, du musst dich artig benehmen, es geschieht dir ja weiter nichts!“ so dachte ihn das Hexenfräulein zu kir-ren. „Ja, gut, nur musst du es mir erst vormachen, denn ich habe noch keine Übung darin!“ – „Bist halt recht ungeschickt!“ erwiderte da ärgerlich das Mädchen, löste seine Bande und liess sich von ihm festschnüren. Er setzte sie vorsichtig auf die Backschaufel auf und schmiss sie mit einem geschickten Ruck tief in den Ofen hinein und verschloss die Ofentüre. Als ihm nach zwei Stunden der Bratenduft in die Nasen stieg, zog er die Jungfer behutsam her-aus, schmierte sie fein säuberlich von allen Seiten mit Öl ein, stellte sie auf die Bank hin und bedeckte sie mit einem Sturz, dann aber stieg er mit dem Mörserstößel auf den Boden

hinauf, von wo er durch die Bodenverschalung die Backstube gemächlich überschauen konnte. Auf einmal fand sich die alte Hexe ein. Sie entdeckte gleich den Braten und heiss-hungrig, wie sie war, stürzte sie sich gleich über ihn, im Glauben, ihr Töchterlein hielte sich im Nebenglass oder sonstwo in der Wirtschaft auf. Sie vertilgte den Braten bei Putz und Stengel, die kahlgenagten Knochen aber breitete sie auf dem Estrich aus und fieng darauf vergnügt herumzutäuseln an. Übermütig rief sie: „Komm doch, mein schönes Töchterlein, komm mein Seelchen, wir wollen uns selbender auf Dreizacks Gebein ergehen!“ Da schrie ihr von Boden aus Dreizack hinab: „Bist du aber närrisch, du Hexe, ich bin doch hier oben!“ Sobald die Hexe dies vernahm, entbrannte sie in wilde Wut und stürmte auf der Leiter zum Boden hinauf, doch Dreizack ergriff den Stampfenstössel und liess ihn der Hexe auf den Schädel niedersausen, dass er kläglich zersplitterte. Jetzt war er frei und bestieg das Hausdach, um sich umzuschauen. Von dort aus erblickte er zwei fliegende Wildgänse und bat sie, sie möchten ihm doch ein Gefiederchen überlassen. Die Gänse waren gutmütig und warfen ihm ein Gefiederchen hinab. Er befestigte es sich am Leibe und flog heim, wo ihn seine Brüder mit grösster Freude empfingen und begrüsst. Sie sprachen zu ihm: „Wir beweinten dich schon längst als einen Verstorbenen!“ Und von dieser Zeit an wick er allem Hexengelichter aus und lebte mit seinen Brüdern bis an sein seliges Ende in Frieden und Freuden.

Bosnien

231. Von Räubern, die von ihrer eigenen Mutter Fleisch assen

Es war einmal ein schönes, junges Mädchen, das war sehr arbeitsam und anstellig und überdies eine gehorsame Tochter ihrer Eltern, so dass jedermann sie gerne sah und lieb hatte. Eines Tages machte sie sich auf den Weg nach einem entfernten Orte, um irgend eine für die Hauswirtschaft nötige Sache einzukaufen und sie musste, um dorthin zu gelangen, durch einen grossen Wald gehen. Das Mädchen kleidete sich sauber an und brach ruhig auf. Als sie sich etwa inmitten des Waldes befand, begegneten ihr drei Jäger. Kaum erblickten sie sie, schritten sie auf sie zu, bemächtigten sich ihrer und schleppten sie mit sich fort. Das Mädchen hub zu weinen und zu greinen an und zu bitten, man möge sie unbehelligt nach dem anderen Orte ziehen lassen, wo sie ihren Eltern notwendige Sachen einkaufen müsse. Was werden sich denn ihre Eltern von ihr denken und was sagen, trafe sie nicht rechtzeitig wieder zu Hause ein?

All ihr herzbrechendes Geweine und Gejammer, ihr Bitten um Mitleid und Gnade prallte an dem harten Sinn der drei Gesellen ab. Sie zerzten die Arme erbarmungslos mit und sie wusste nicht, was sie mir ihr vorhaben, weil sie sich keiner Schuld bewusst war. Sie

zählte erst vierzehn Jahre. Es bedrückte sie am heftigsten der Gedanke, was für Vorwürfe ihr die Eltern wegen zu später Heimkehr machen werden.

Denken wir uns, was das für verruchte Räuber und Wilde waren, die immer im Walde hausten, der Jagd und dem Diebstahl oblagen und gelegentlich auch Christen abfiengen, nur um sich an deren Fleisch satt zu fressen. Sie hatten zum Schlupfwinkel mitten im tiefsten Walde ein Hüttchen, wo sie mit ihrer alten Mutter, die ihnen die Mahlzeiten bereitete, einsam heimten und kein Mensch sonst wusste etwas von ihrem Versteck. Das Mägdlein hatte keine Ahnung davon und am wenigsten von den Absichten ihrer Entführer. So zogen sie sie also weiter zu ihrem unglückseligen Häuschen fort, wo ihrer die alte Mutter vor dem Eingang bereits harrte.

Die drei Räuber überantworteten sogleich das Mägdlein der Alten, die dieses trotz ihres Sträubens ins Häuschen hineinschleifte. Als die Kleine gar nicht aufhören wollte kläglich zu plärren, sprach die Alte so zu ihr: „Geh, geh, hör auf zu greinen. Was plärrst denn alleweil? Bist vermutlich schon hungrig? Na, beruhig dich, wir haben genug Vorräte, wir geben dir zu essen!“

Das Mägdlein mochte in dem unheimlichen Häuschen die Speisen kaum berühren, weil ihre Gedanken immer nur bei ihren Eltern weilten. Die drei Burschen sagten darauf zur Mutter: „Wohlan, pack jetzt das Mädchen und sperr sie in die Stube, wohinein sie gehört, wie du weisst!“ Sie hatten nämlich noch ein zweites Stübchen, in welchem sie jeweilig ihre Jagdbeute aufzubewahren pflegten. Dies Gelass war ein fensterloser Raum, in den bloss aus der eigentlichen Stube eine fest verschliessbare Türe führte.

Die Alte ergriff sogleich das Mägdlein an der Hand, schob sie in das finstere Gelass hinein und versperrte bumfest die Türe. Dann gesellte sie sich wieder zu ihren drei räuberischen Söhnen und sie begannen davon zu reden, was für ein köstliches Nachtmahl sie morgen abends an dem Mägdlein haben werden. Das Mägdlein hatte ein feines Gehör, belauschte die Unterredung und war davon entsetzt. Zuerst hub sie zu schluchzen an, doch alles Weinen hilft nichts und sie fasste sich ein Herz und lauschte weiter zu. Sie vernahm weiter, wie die Alte ihre Söhne, die Räuber befragte, auf welche Art sie das Mädchen töten solle. Sie antworteten ihr: „Am leichteste können Sie sie töten, wenn Sie sie am morgen heraussuchen und ihr sagen, Sie wollen ihr den Kopf auf Läuse hin absuchen, und wann das Mädchen dann den Kopf niederbeugt, so schneiden Sie ihr mit dem Messer das Haupt ab. Wir alle drei ziehen schon in aller Früh zu pirschen aus. Vielleicht glückt es uns auch morgen, irgend ein feines Wildbret zu erjagen. Falls Sie jedoch nicht allein die Abschachtung vornehmen wollen, so besorgen wir noch vor dem Auszug auf die Jagd das Geschäft, indes würde uns die Verzögerung nur hinhalten, wir zögen zu spät aus und es könnte geschehen, dass wir wegen der Verzögerung gar kein Wild auftreiben!“

Darauf versetzte die Alte: „Geht Ihr drei nur getrost morgen früh auf die Jagd aus; ich getraue mich schon allein, die Kleine abzumurksen und werde sie euch gehörig zubereitet vorsetzen!“

Die Nacht brach an, die drei Räuber legten sich zum Schlafen nieder und auch ihre alte Mutter begab sich zur Ruhe. Das Mägdlein fand aber keinen Schlaf. Unter unablässig quellenden Tränen überdachte sie ihre Lage und sann darüber nach, was am Morgen mit ihr geschehen werde. So jung die Kleine war, so war sie dennoch mit einem starken Mut begabt und sie tastete im Gelass umher, ob sie nicht wo einen Gegenstand entdeckte, mit dem sie sich zur Wehr setzen könnte. Auf einmal fühlte sie unter ihren Fingerchen ein Messer und das steckte sie ein. Sie dachte so: „Wird mich die Alte umbringen wollen, so werde ich trachten, ihr zuvorzukommen und sie zu töten!“ An diesem Gedanken hielt sie fest und schlief darüber in einem Winkel ein, freilich schlief sie nicht gut, denn jeden Augenblick fuhr sie erschreckt auf und weinte.

Frühzeitig bei Morgenanbruch erhoben sich die drei Räuber und zogen gleich auf die Jagd aus. Nicht sobald waren sie fort, als auch schon die Alte ans Werk gieng. Sie schloss die Türe zum Gelass auf und rief das Mägdlein heraus: „Komm her, du Kleine, will dir mal das Kopfhaar besehen, ob du nicht gar am Ende so eine verlauste bist!“ Ganz frech erwiderte ihr das Mägdlein: „Gut, wollt Ihr mich lausen, so erlaubt zuerst mir nachzuschauen, ob Ihr nicht selber welche Läuselein im Kopfhaare herumkribbeln habt!“ Entgegnete arglos die Alte: „Meinetwegen, wenn's dir gerade ein Vergnügen schafft, vorerst bei mir die Läuse abzusuchen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden!“

„Siehst du, so musst du es auch machen wie ich!“ sagte die Alte und beugte ihr Kopf in des Mädchens Schloss nieder. Im Augenblick zog das Mägdlein ihr offenes Messer aus dem Busen heraus und schnitt damit der Alten den Kopf ab, ganz sowie die Alte es sich nächstens vorgenommen hatte, ihr es anzutun. Darnach zerstückelte das Mädchen den Leib der Alten und stellte die Stücke im Kessel zum Abkochen über die Feuerstätte hin, nur den Kopf legte sie so hübsch aufs Bett unter den Deckenrand, damit die drei Räuber nach ihrer Heimkunft vermeinen sollen, die Mutter sei von der Tagarbeit abgemüdet zur Ruhe gegangen und schlafe sich aus. Das gar gekochte Nachtmahl setzte das Mägdlein auf den Tisch und eilte nach vollbrachtem Werk auf gut Glück durch den Wald nach Haus zu ihren Eltern.

Heisshungrig kamen in später Nacht die drei Räuber heim in ihre Hütte und erblickten mit Wohlgefallen das Mahl bereit auf dem Tische stehen. Sie riefen ihre Mutter zur Teilnahme am Abendimbiss, doch sie gab ihnen keine Antwort. Da sahen sie im Halbdunkel ihrer Mutter Haupt auf dem Bette unter der Decke hervorlugen und sagten: „Da liegt unsere Mutter von der Tagarbeit abgemüdet, um ein wenig der Ruhe zu pflegen. Wecken wir sie nicht auf. Vergönnen wir ihr das bisschen Schlaf. Machen wir uns inzwischen an unser Essen!“ Und sie fiengen zu essen an. Nach einer Weile entdeckte einer in der Schüssel eine ganze Frauenbrust und schrie entsetzt auf: „Die kenne ich, das ist meiner Mutter Tüttel!“

Alle drei sprangen gleich mit einem Satz von ihren Stühlen auf und stürzten auf das Lager ihrer Mutter hin, fanden jedoch bloss ihr abgeschnittenes Haupt vor. Dann liefen

sie rasch fort, um das Mägdlein aufzusuchen, doch in der Nacht war ihre Spur nicht wahrzunehmen, zumal sie nicht wussten, in welcher Richtung sie geflüchtet sei. So geschah es, dass das Mägdlein ihr Leben retten konnte.

Anmerkung: Ob diese istrische Sage bloss ein Wachtraum sei oder den Niederschlag einer wirklichen Begebenheit darstellte, das lässt sich nicht entscheiden. Auch die Guslarendichtung bewahrt einige Fälle von Menschenfressen. Gegen das Volk beweisen sie natürlich nicht das Allgeringste, ebensowenig wie gegen das deutsche das langjährige Menschenfleischschrotten der Mordbuben Haarmann in Hannover und Enke in einer Kleinstadt bei Breslau, welche beide im Frühjahr 1925 wegen zahlreicher Mordtaten ihr Ende am Galgen fanden. Der erstere stand sogar als Vertrauter im Dienste der Polizei und der letztere erfreute sich in seinem Wohnorte eines untadelhaft guten Leumundes, als ein tüchtiger, ruhiger, wenn auch etwas verschlossener Hauswirt. Das ruchlose Treiben dieser Unholde konnte leicht der preussischen Polizei entgehen, denn die hat berufmässig ihr Hauptaugenmerk der Wahrung der öffentlichen Schamhaftigkeit und Sittlichkeit zuzuwenden, welche durch meine und anderer Schriftsteller unzüchtige Bücher und die Bilder unzähliger Maler, Photographen und Bildhauer ständig in ihren Grundfesten erschüttert und untergraben werden. Auf die Sicherheit des Lebens und Eigentums der Staatsbürger bedacht zu sein, dazu erübrigt ebenderselben Hermandad im Machtbereiche Heintzmanns, Kiesels, Liliass und deren gerichtlich bemeineideten Sachverständigen die erforderliche Zeit.

232. Die Hundeköpfe

Zwei Gesellen waren ins Gefängnis geraten. Glücklicherweise flüchteten sie durch eine Einöde. Nacht überraschte sie. Als sie Umschau hielten, erblickten sie eine einsam stehende Warte. Sagte der eine von ihnen: „Lass uns da in diesem Bau nächtigen!“ – „Bei Gott bin einverstanden!“ erwiderte der andere. Sie kommen zu dem Hause, treten ein, finden es aber vollkommen leer, kauern sich nieder und schüren ein Feuer an. Auf einmal erscheint einer, treibt an die fünfhundert Schafe vor sich her, führt auch einen Esel mit. Er treibt die Schafe in den Innenraum der Warte hinein und zieht den Esel mit. Nachdem er diese Arbeit erledigt, wälzt er eine mächtige Steinplatte vor den Eingang. So verrammelt er den Ausgang und setzt sich zu den zwei Flüchtlingen hin. Sie schauen ihn näher an, bemerken, daß er haarig wie ein junger Hund ist und inmitten der Stirne ein einziges Auge hat. Der Unhold häuft eine Menge Holzscheite auf die Glut, facht ein grosses Feuer an, holt einen eisernen Spieß her und macht ihn glühend. Sodann betastet er die ungerufenen Gäste beim Nacken, um zu sehen, wer von ihnen unterspikter sei; dem feisteren der zwei Gefangenen versetzt er einen Hieb, spießt ihn auf und hält ihn über's Feuer zum Schmoren. Der andere Genosse erstarrt vor Grauen zu Stein und weiss nimmer aus noch ein.

Nachdem er ihn gargebraten, stürzt er sich heiss hungrig über das Fleisch und verschlingt die Hälfte. Sattgefressen, hebt er sich das Überbleibsel sorgsam auf, streckt sich aus, deckt sich gut zu und beginnt zu schnarchen. Sobald das Ungeheuer eingeschlummert

war, beginnt der andere nachzugrübeln, was nun geschehen solle. Er erhitzt den Eisenspiess, um den Schläger damit zu töten, drückt ihm aber bloss mit der glühenden Spiessspitze sein Auge ein. Aufheulend vor Schmerz springt der Gesengte auf, reisst sich den heissen Spiess aus der Augenhöhle aus, der Angreifer jedoch verkriecht sich hurtig unter die Schafherde. Der Riese dringt in die Herde ein, sucht hartnäckig den Missetäter zu erhaschen, der aber ist flinker und entwischt ihm jedesmal. Er jagt ihn und verfolgt ihn weiter durch die Herde durch, doch alle Mühe vergeblich. Da er seiner doch nicht habhaft werden kann, schiebt er die Platte vor dem Ausgang ein wenig zurück und beginnt die Schafe so ins Freie zu schieben. Der Bedrohte hütet sich, ihm unter die Finger zu geraten. Nachdem er alle Schafe hinausgeschoben, zieht er die Platte wieder vor und fängt nach ihm in der Behausung zu haschen an, aber wieder ergebnislos! Die Nutzlosigkeit seiner Anstrengung einsehend, fasst er den Esel beim Zügel, der Gefangene aber schlüpft neben dem Esel behende aus der Warte. Der Riese merkt, der Gesuchte sei entronnen, treibt alle Tiere wieder ein, dann steigt er auf einen Hügel vor der Warte, fängt zu blöken und zu bellen an, bis sich ihrer fünfzig seinesgleichen vor dem Hause ansammeln. Das waren die hundeköpfige Diven.

Anmerkung: Die Polyphemsage ist seit den urältesten Zeiten auf dem Balkan durch mündliche Überlieferung erhalten geblieben. Sie erfuhr nur eine Umgestaltung dadurch, dass man die Riesenwelt mit den Hundeköpfen zu einem verschmolz, die als Mongolen den Schrecken Europas einige Jahrzehnte hindurch bildeten.

233. Von einem Weibe, das kein Mitleid kannte

In einem Dorfe, das von einer Feuerbrunst schon längst verheert worden ist, lebte ein Landmann mit seinem Eheweib und Töchterchen. Das Kind stand damals erst im achten Lebensjahre, als sich die Geschichte zutrug. Dieser Mann war von unermüdlichen Fleisse beseelt, nur um sich, sein Weib und seine Tochter ehrlich zu ernähren. Die ständige Mühsal der Arbeit zermürbte allmählich seine Kräfte, weil er vom frühesten Morgen bis in die sinkende dunkle Nacht hinein werkelte. Wann er sich auf dem Felde abgerackert hatte, schaute er um die Mittagstunde sehnsüchtig aus, ob schon für ihn endlich das Essen komme und es fieng sich bereits die Abenddämmerung einzustellen an, als ihm sein Weib gemächlich den Imbiss zutrug. So war sein Weib von unglückseliger Gemütart beschaffen, dass sie es jeweilig beim Essenbringen auf irgend eine Weise einzurichten wusste, um mit ihm einen Zank anzuzetteln und dann im Zorne das bisschen Essen auf den Boden auszuschütten. Dabei blieb dem Manne der Magen leer und der Mensch verlor nach und nach seine Rüstigkeit zum Schaffen, denn es ist nicht möglich, sich Tag für Tag ohne Nahrung abzuarbeiten. Kam er dann nachts heim und bat er sie um Wasser, um sich sauber zu

waschen und fragte er sie, ob sie ein Nachtmahl für ihn gekocht habe, so schnauzte sie ihn an: „Dort hast du Wasser im Zuber und Brod im Erdäpfelhaufen!“

Schliesslich bekam der Bauer ein solches Leben übersatt und darum beschloss er, sich irgendwie seines Weibes auf eine gute Manier zu entledigen. Er wusste von einer tiefen Grube auf seinem Ackergrunde, von der jedoch sein Weib keine Ahnung hatte. In der Früh nahm er mit sich aufs Feld ein breites Stück Leinwand mit und breitete es über den Grubenschlundmund aus. Bei Abendanbruch kam seine böse Sieben mit dem Essen langsamen Schrittes dahergewandelt, doch zorngeschwollen und mit Wut gegen ihren Mann geladen, um ihm ihre Meinung wie gewöhnlich frei herauszusagen. Er rief ihr zu, sie möge doch ein wenig aufpassen, um nicht unversehens auf seine Leinwand zu treten und sie beschmutzen, denn er hätte davon nur einen Schaden. Sie schrie ihm voll Bosheit zurück: „Recht hast du getan, mich zu warnen, ich tu aber justament, was ich will. Ich zerstampfe dir deinen Leinwandfetzen. Ob er was wert ist, das ist mir Wurst!“ Sie schritt also schnurstracks auf die ausgebreitete Leinwand zu und beim ersten Schritt darauf purzelte sie mit einem Aufschrei in den Schlund bis zum tiefsten Grund hinab.

Als den Mann abends heimgekehrt war, befragte ihn sein Töchterlein mit Augen voll Tränen, wo denn ihr Mütterlein geblieben sei und die Kleine hörte die ganze Nacht gar nicht auf mit ihrem Gejammer und Weheklagen. Dieser grosse Gram seines Kindes rührte ihn sehr und er sagte zu sich im stillen: „Soll mein Weib der Teufel holen mit ihrer Tücke und Nichtswürdigkeit. Es bleibt mir wohl nichts übrig als sie wieder heimzubringen, denn das Gewimmer des Mädels halt ich schon gar nicht aus!“ Darum beschloss er noch in der Nacht, sich im frühesten Morgengrauen zu dem Abgrundschlund hinaus aufs Feld zu begeben, um sein lebendiges Hausgezeifer herauszuziehen, falls sich die Halschen nicht beim Sturz das Rückgrat und die Beine gebrochen haben sollte.

Kaum begann es zu lichten, noch vor dem Morgenrot suchte er im Hause die längsten und stärksten Hanfstricke aus dem Verschlag heraus und fort gieng er zur tiefen Grube aufs Feld hinaus. An Ort und Stelle angelangt liess er das Seil hinab und schrie hinunter: „Sich festhalten und nicht ausrutschen!“ Nach einer Weile spürte er, dass sich der Strick spanne und er hub aus allen Kräften ihn zu ziehen an, doch es gieng unglaublich schwer, so musste er sich mit Macht anstrengen. Die Kappe fiel ihm vom Kopf und dicker Schweiss troff ihm von der Stirne herab. Er beugte sich endlich ein wenig über den Schlund und entsetzte sich, dass sich ihm die Haare sträuben! Der leibhaftige Gottseibeius streckte ihm flehentlich seine Arme entgegen und sprach zu ihm: „O Menschenkind, wer du auch seist, erschrick nicht und sei mein Retter!“ Er erschrak aber doch gewaltig, denn er gewahrte zwei spitzige Hörner, die ihm aus dem Kopfe des Unreinen entgegenstarrten. Da antwortete ihm der Mensch: „Sag an, wer du bist, sonst schmeiss ich dich wieder in den Abgrund zurück!“ Erwiderte der unsaubere Geist: „Ich bin der Oberhäuptling aller Teufel. Lass mich ja nur nicht wieder in den Schlund zurückfallen! Hab Erbarmen mit mir Unglücklichen!“

Heisch zum Lohn, was immer dein Herz begehren mag, es soll dir werden; dieweilen gestern zu Nächten zu uns armen Teufeln so ein Weibstück hinabkam, die ärger als sämtliche Teufel geartet ist! Sie schreit, sie kreischt, sie flucht, haut uns, schlägt uns, kratzt uns und will uns alle erwürgen!“ Als der Mann solche Rede des Teufels vernahm, befahl ihm ein Grauen und seinen von Furcht gelähmten Händen erglitt das Seil. Mit einem greulichen Wehgeheul kugelte der Satanas wieder in die Tiefe des Schlundes hinab, der Bauer aber gab Fersengeld und eilte heim zu seinem Töchterlein.

Dalmatien, vom Eiland Brazza

234. Des Teufels Dienstbarkeit

Der Teufel verdang sich einst in Dienst bei einem Hauswirt. Nach dem Gedinge vereinbarte man, der Teufel müsse ohne Widerrede alle Aufträge seines Brodgebers ausführen. Sollte er jedoch einen aus irgend einem Grunde zu erledigen unterlassen, so stehe dem Herrn das Recht zu, ihn zu töten. Andernfalls habe wieder der Teufel nach Vollzug aller Befehle und Verfügungen das Recht, seinem Herrn den Garaus zu bereiten.

Der Herr gebot dem Teufel die allerschwersten Arbeiten zu vollbringen und der Teufel führte sie ohne jeden Einspruch durch. Was immer der Herr als das Unmöglichste und Undurchführbarste ersinnen mochte, für den Teufel war alles leicht, wie ein Kinderspiel. Darüber geriet der Herr in nicht geringe Verlegenheit. Was nun? Gelingt es ihm nicht, dem Teufel etwas ganz besonders Unerfüllbares aufzutragen, dann sei ihm, dem Herrn, Gott gnädig ... In seiner Verweiflung beklagte er sich zu seinem Weibe und erzählte ihr die ganze Geschichte.

„Sag du dem Teufel, er möge zu mir herkommen und einen Auftrag von mir entgegennehmen und führt er ihn aus, so soll er dich töten!“ bemerkte das Weib.

Der Herr schickte den Teufel ab und er meldete sich dem Weib zu Diensten. Sie griff unter ihre Achselhöhle, riss sich ein gekräuselttes Härchen aus und überreichte es ihm:

„Richt dieses Haar nadelgerade her! Bis du damit fertig bist, so komm wieder her, um auch noch die übrigen geradezustrecken!“

Arglos übernahm der Teufel das Haar, streckte es, drehte es, wandte es hin und her, alles eitel Mühe. Je mehr er es dehnt, umsomehr kräuselt es sich.

„Wieviel solcher Härchen hast du noch?“ fragte er das Weib.

„Da schau mal her!“ und sie zeigte ihm den Busch.

„Au! Jetzt aber renne ich, solange mein Fell noch ganz ist!“ schrie krächzend der Teufel, ergriff die Flucht und brach schimpflich den Vertrag.

235. Freund Teufel

Ein Mann hatte einen Sohn, dem sich ein Kamerad zugesellte. Der Vater ermahnte und warnte seinen Sohn vor dem Gesellen: „Sohn! Geh nicht mit dem Kumpan! Der bringt dich noch ins Verderben!“ – „Ach, was wird der mich verderben, wir plauschen ja nur gelegentlich miteinander!“ Der Vater sprach jedoch zu ihm: „Folg ihm nicht, denn der tötete dich noch irgendwo und wir erfahren erst davon gar nichts!“ Einmal rief er ihm zu: „Geh, zieh deine Kleider aus, stopf sie mit Stroh aus und trag sie auf euren Zusammenkunftort hin. Verfertige mit Hilfe deiner Kleider eine vollständige menschliche Puppe, schling ihr um den Hals einen Strick und häng sie an einem Baume auf!“

Der Sohn tat nach des Vaters Weisung, hieng am bewussten Orte die Puppe an einen Baum und versteckte sich in der Nähe im Walddickicht. Als der andere kam und die Puppe erschaute, rief er aus: „Ha! Warum wartetest du denn nicht bis morgen, gerade war ich daran, es so anzustellen, dass man dich in der Stadt aufknüpfen soll, wo dich alles Volk sähe. Jetzt hiengst du dich hier auf, wo dich niemand sieht! Schade!“

Der Jüngling kehrte darnach heim und sein Vater befragte ihm: „Hast du gehört, was er gesagt hat!“ – „Ei, was der Kerl gesagt hat? Hätte ich mich nicht selber erhängt, so hätte er mich morgen an den Galgen gebracht!“ – „Warnte ich dich nicht vor ihm, dass er etwas Arges gegen dich im Schilde führt?“

Der Freund aber war der Teufel.

11. Schwänke

236. Ein böses Weib

In einem Dorfe lebte ein gar armer Mann, der hatte ein böses Weib und in der Wiege ein kleines Kind. Sein Weib machte ihm arge Vorwürfe: „Du Blödian, warum kommst du nicht auf einen guten Gedanken dich durchzuwinden, damit wir unser Leben erträglich gestalten!“ Der Ärmste sinnt nach, wie und was er wohl anstellen könnte. Während des Nachgrübelns fiel sein Blick auf das Leintuch, das sein Weib zum Trocknen aufgehängt; er ergriff eine Axt, riss damit ein Stück des Leintuches ein und fing an, sich durch den Riss durchzuwinden. Wie das Weib nun aus dem Hause heraustrat und ihn bei seiner Beschäftigung ertappte, erhob sie ein Wehgeschrei und begann auf den Mann loszudreschen. Er flüchtete ins Haus, sie ihm nach. „Warum hast du mir, du gottverlassener Trottel, mein einziges Leintuch zerfetzt?“ – „Du hast mir doch geboten, mich durchzuwinden!“ entschuldigte er sich. Das Weib schlug nun erst recht auf ihn ein. Er schaut um sich, findet kein Abwehrmittel, da reißt er kurz entschlossen den Säugling aus der Wiege heraus und drischt mit ihm auf seinen Quälgeist los. Dann rennt er vor's Haus und stimmt den Gesang an:

Eisenketten sind gar schlimme Qualen,
Ärger als die Ketten sind Verliese,
Doch das grösste Leid: ein böses Weib!

237. Von einem Lehrer und seinem Schüler

Ein Bauer schickte seinen Sohn zur Schule in eine kärntenländische Stadt. Seiner Anlage nach war der Knabe schon genug dem Fleiss und Eifer abhold und darum bemühte er sich rein gar nicht, um etwas zu erlernen, jedoch beim Essen und Trinken und Faulenzen im Bett, ja, da stellte er seinen ganzen Mann. Öfters rügte ihn sein Lehrer, weil er nichts lerne, er aber pflegte ihm jedesmal zu antworten: „Was hat es damit für eine Eile? Vorläufig gehe ich darnach, wonach meine Seele und mein Herz verlangen, denn ich sehe, dass mir auch daraus ein Gewinn erspriesst, nach der Wissenschaft jedoch lechzt mein Herz nicht. Es gewährt auch keinen Nutzen, sich damit abzumühen und von der Seele glatt es herauszusagen, von alledem, was du mich bisher gelehrt hast, taugt gar nichts für unser Dorf, vielmehr ist alles müssig Zeug. Weder lehrtest du mich, wie man ackert noch wie man

umgräbt, weder wie man aussät noch wie man einfecht, weder wie man den Garten bestellt noch wie man einen Stall baut, weder wie man die Frucht in die Mühle trägt noch wie man das Heu mäht. Und all dies sei dir vergeben, doch scheint es mir, als ob du nicht wüsstest, wie man bei uns tanzt und singt, und was taugte mir da deine Lehre?“ Der Lehrer ersah daraus, dass dieses Kind fürs Studium nicht geboren sei und bemerkte zu ihm: „Du bist ein wahrer Faulpelz und ein verschmitzter Esel! Je mehr du lernst, umsoweniger weisst du etwas, sondern geh du lieber heim und flicke den Ziegenstall, wie dein Vater allzumal. Ein Sattel kam zur Schule, ein Sattel mit dem Esel verliess die Schule!“ Der Knabe war darüber beleidigt und als er sich auf den Heimweg aufmachte, sagte er zum Abschied dem Lehrer: „Das, was ich weiss, das habe ich von daheim mitgebracht, und dass ich zum verschmitzten Esel geworden bin, das habe ich nur dir abgeguckt!“

Anmerkung: In dieser Erzählung steckt die Wahrheit des für den südslavischen Landmann nahezu zwecklosen und oft sehr schädlichen aus dem Abendlande eingeschleppten humanistischen, formalen Bildungskurses, der sich bei uns als Drillmittel zur Züchtung unselbständiger, gehorsamer Kanzleibeamten und gelehrter Lakaien-seelen vorzüglich bewährt.

238. *Von einem Vladika, der ein Grieche und von einem Diakon,
der ein serbischer Theologe war*

Ein serbischer Diakon stellte sich einem Vladika, der ein Grieche war, mit der Bitte um eine Anstellung in seinen Diensten vor. Fragte ihn der Vladika: „Wer bist du und was bist du, du Kuppler?!“ Antwortete der Diakon: „Eure Hochheiligkeit! Ich bin ein Diakon, Ihr Diener. Ich habe alle philosophischen und theologischen Studien zurückgelegt; ich vermag Sie in allem und jedem getreu und redlich zu bedienen.“ Nach diesem Vortrag sagte der Vladika zu ihm: „Ei, schau einer den Hundling an! Wenn dem so ist, na denn, führ mal, nachdem wir gefrühstückt, dort aus dem Pferdestall mein Reitross heraus, saddle es schön auf und richt es her, wie es sich gehört, und ich werde mich aufs Ross schwingen, du aber wirst zu Fuss vor mir einhergehen und so werden wir ein wenig im Freien lustwandeln. Bis ich da sehe, wie du das Pferd aufgesattelt hast, so werde ich gleich erfahren, wie hoch es mit deiner Gelahrtheit steht und ob du etwas Rechtes kannst!“ Erwiderte ihm der Diakon: „Eure Hochheiligkeit! Habe ich auch die hohen Schulen mit bestem Erfolg besucht, so habe ich doch nie ein Ross aufzusatteln gelernt!“ Als dies der Vladika vernahm, riss er grossmächtig die Augen gegen den Diakon auf, spuckte ihm in den Bart und sagte zu ihm: „Pfui, schämen sollst du dich! Kannst du nicht einmal ein Ross aufsatteln, zu welchem Zweck hast du denn Philosophie und Theologie studiert? Du verstehst rein gar nichts!“

Anmerkung: Die Geschichte klingt dem mit den Verhältnissen im früher türkischen Gebiete wenig vertrauten Leser wohl stark komisch, ist es aber durchaus nicht. Die Türken stellten in slavischen Gegenden mit Vorliebe zu geistlichen Oberhirten Griechen an, Männer von höherer Bildung, auf die man sich auch in politischer Hinsicht besser als auf einheimische Slaven verlassen durfte. Durch Errichtung theologischer Lehranstalten trachteten zumal die Serben eine von den Griechen unabhängig national gesinnten Geistlichkeit heranzubilden. Der kluge griechische Vladika denkt sehr gering von der in solchen Schulen den Jünglingen eingepaukten Philosophasterei und Theologie, sondern fragt ganz nüchtern, ob wohl der Kandidat ein Pferd zu satteln verstehe. Das ist doch bei den Saumpfaden und sonst sehr schlechten Verkehrswegen in der Türkei das wichtigste für einen Landgeistlichen, soll er seinen Pfarrkindern pflichtgemäss Besuche abstatten können. Philosophie und Theologie sind für den serbischen Landmann keine unentbehrlichen Bedarfartikel, so meint der griechische Vladika und er gibt in den Anreden an den Stellenbewerber seiner Geringschätzung der unnützen Bildung recht kräftig mit den Worten: „Kuppler und Hundling“ Ausdruck. Er kennt eben seine Pappenheimer und geniert sich nicht, seine Meinung frei herauszusagen.

239. Die Hirse und der Reif

Ein Bauer baute einen Acker mit Hirse an. Die Hirse wuchs und gedieh Tag für Tag immer schöner. Der Landmann kommt auf's Feld, sein Herz lacht vor Freude über das Gedeihen seiner Hirse. Allmorgentlich begrüsst er die Hirse mit „Guten Morgen Hirse! „ Sie spricht: „Flicht die Fruchtspeicher, lieber Mehmed!“ – Eines Morgens fällt Reif und knickt die Hirse. Erscheint der Bauer und sieht die durch den Reif geschwärzte umgelegte Hirse. Er ruft ihr zu: „Guten Morgen, Hirselein!“ Darauf sie: „Leer bleibt dein Flechtwerk, armer Mehmed!“

Anmerkung: Die Bauern errichten auf Pfählen mitunter in mehrere Fächer geteilte geflochtene Scheunen und bewahren darin in grossen, dickbäuchigen, breitmäuligen, gebrannten Lehmöfen die Körnerfrucht auf und bedecken sie zur Abwehr der Mäuse mit Deckeln.

240. Wie sich einer an den Hausmäusen gerächt hat

Der Dorfschulze hatte einen Vorrat von Kürbissen und Kornelkirschen zu Herbst im Hause vorbereitet, um einem Freunde, der etwa zu Besuch käme, damit aufzuwarten. Es drangen aber von irgendwoher in die Kammer Mäuse ein und bohrten einen Kürbis an mehreren Stellen an. Als die Bäuerin dies bemerkte, schlug sie sich verzweifelt mit den Fäusten an die Brust und an den Kopf und ihr gegenüber tat der Bauer ebenso. Ausser sich vor Wut rief er seinem Weibe zu: „Troll dich aus dem Haus hinaus! Gleich werden es mir die Mäuse mit ihrem Kopf vergelten!“ Kaum war das Weib draussen, so entleerte er das Stroh aus den Strohsäcken, steckte einen Brandscheit darein und rannte schreiend aus dem

Haus hinaus: „So verbrennt denn, Ihr Misstäter! Ihr sollt wissen, wessen Kürbis Ihr aufgefressen habt!“ Fragte ihn das Weib: „Was tatst du da, Leid möge dich verwirren?“ – „Schweig, du Närrin! Gleich wirst du es hören, was für Gepiepse die Mäuse anstimmen werden!“

Anmerkung: In seiner jähen Zornmütigkeit kennt der Serbe weder Mass noch Ziel. Aus blinder Rachsucht wütet er auch gegen sich selber und zerstört alles, was ihm unterkommt. Darum kennt er im Kriege keinerlei Gnade und Schonung.

241. *Wie ein Serbe einen Türken übertölpelt hat*

Ein Serbe diente bei einem Türken als Schafhalter. Im ganzen hatte er zehn Schafe zu hüten. Kurz bevor er aus dem Dienstverhältnis austreten wollte, schlachtete der Serbe ein Schaf, briet es ab und verzehrte es, die übrigen aber trieb er heim und schloss sie in die Hürde ein.

Am anderen Tag begab sich der Aga vor Auszahlung des Dienstlohnes in die Hürde, um sich zu überzeugen, ob die Schafe vollzählig da seien. Er überzählte sie und sagte:

„Hier sind nur neun Schafe, es müssen ihrer aber zehn sein!“

„Es sind ja ihrer zehn, Aga!“ antwortete der Serbe.

„Nein, keine zehn, sondern nur neun!“

„Zehn, Aga, zehn!“

Um den begriffstützigen Serben zu überführen, es seien in der Hürde nur neun Schafe, rief der Aga zehn Leute herbei und hiess jeden, je ein Schaf abzufangen. Ihrer Neun packten jeder je ein Schaf und einer blieb mit leeren Händen stehen.

„Siehst du also“, sagte der Aga, „jeder von ihnen hat ein Schaf gefangen und nur dieser eine ist leer ausgegangen.“

„Warum hat denn nicht auch er eines gefangen?“ fragte der Serbe.

„Wie sollte er eines einfangen, wenn keines mehr da ist?“

„Wer ist denn Schuld daran, als er allein, weil er nicht hurtiger zugriff und sich gleich eines bemächtigte?“ versetzte der Serbe.

Der Aga schwieg ein Weilchen und sagte darauf:

„Redest die Wahrheit, Mensch, hätte er sich vorangedrängt, um eines gleich einzufangen, so hätt er sich eines gesichert gehabt ...“

Und er zahlte unverkürzt dem Serben den Dienstlohn aus.

242. Solang als man reitet, soll man nicht nachzählen

Ein Narr ritt auf einem Esel und trieb weitere neun Esel vor sich einher. Er wusste wohl, er sei mit zehn Eseln ausgezogen, wie er jedoch seine Schar überzählte, waren es ihrer bloss neun und nur neun! Er zählte einfach den einen nicht mit, auf dem er ritt und deshalb fehlte ihm der zehnte und die Rechnung stimmte nicht. Auf einmal gieng ihm ein Licht auf, er sprang vom Esel ab und rief aus: Gescheiter ists, selbst zu Fuss zu gehen und einen Esel mehr zu haben als sich fortwährend darüber den Kopf zu zerbrechen, wohin der zehnte Esel gekommen sein mag!

Herzogland

Anmerkung: Die Geschichte klingt recht einfältig, sie ists aber nur im Sonderfalle, wo der Reiter eines der Tiere zum Reiten benützt, die er auszutreiben hat. Sonst reitet man sein ständiges Reittier und das zählt man nicht mit.

243. Eine Geschichte aus Torenhäusen

Ein Bauer besass einen grossbauchigen Krug, der da gut zweihundert Maas fasste. Den stellte er unter die Dachtraufe hin, damit sich darein das Regenwasser sammle. Einmal kam sein grosser Ackerochs von der Weide heim und begann das Wasser aus dem Krug zu trinken, weil ihn heftiger Durst plagte. Im jähen Trinken tauchte er immer tiefer dem Wasser nach den Kopf in den Krug hinein, bis Hörner und Kopf drin staken. Nachdem er sich sattgetrunken, blieben ihm die Hörner im Krug hängen und er konnte den Kopf nicht wieder herausziehen.

Inzwischen nahm der Hausvorstand die qualvollen Anstrengungen des Ochsen wahr. Er bemühte sich im Verein mit allen seinen Hausleuten, den Ochsen zu befreien, doch es misslang. Darum berief er alle Dorfgenossen, um mit ihnen zu beraten, wie dem Ochsen zu helfen wäre. Nachdem sich alle versammelt hatten, bemühten sich sämtliche um den Ochsen, leider auch erfolglos. Endlich erklärten jene, die unter ihnen als die ganz gescheiterten gelten, es bleibe nichts weiter übrig, als den *Raschfassauf* auf der Stelle herbeizurufen, denn nur der werde als kluger und verständiger Mann sogleich die Schwierigkeit auflösen und den Ochsen vom Übel befreien.

Und sie rannten flugs zu *Raschfassauf* hin und führten ihn herbei. Sowie er da eintraf, zündete er seinen Eiluck an und machte einen Rundgang um den Ochsen und den Hafenkrug. Schwere Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, er schüttelte bedenklich sein Haupt hin und her, er murmelte etwas vor sich hin und schliesslich fragte er sie: „Wisst Ihr wohl, was daraus noch entstehen kann?“ Antworteten ihm alle: „Wir wissen es nicht;

hätten wir aber davon ein Wissen gehabt, so hätten wir dich nicht bisher bemüht und hergerufen!“ Darauf bemerkte er: „Ihr Rindvieher und Übereindvieher, die Ihr rein nichts versteht, dem lieben Rindvieh gleich! Das ist ja leicht, spieleicht, von irgend etwas. Ergreift jetzunder eine Axt und hackt damit dem Ochsen den Kopf ab!“

Darnach holten sie so rasch wie möglich eine Axt herbei und schlugen dem Ochsen den Kopf ab, der zu Boden des Hafenkrugs fiel, während der Ochsenleib hinsank. Nun huben sie sich wieder abzulagen an, um den Ochsenkopf aus dem Krug herauszuziehen, doch umsonst alle Mühe. Sie wenden sich wieder hilfeheischend an den weisen Mann, damit er sie berate, wie sie den Kopf aus dem Hafen herausbrächten. Er füllte seine Pfeife von neuen an, zündete den Tabak an, beguckte den Hafen von allen Seiten, langte auch tief hinein und sprach also zu ihnen: „Na, auch das wisst Ihr nicht, wie Ihr den Kopf aus dem Hafen herauskriegern könnt. Wahrhaftig, die Viecher, die da in den Stall hineingehen, um Stroh zu fressen, haben mehr Grütze im Kopf als Ihr alle miteinander! Das ist doch wenigstens federleicht, nicht zu sagen, wie leicht! Schlagt jetzt mit dem Beilrücken auf den Hafen los, zerbrecht den Hafen und der Kopf ist wieder frei!“ Gesagt, getan. Der Hafen lag rasch im Scherben. Die Leute waren über den scharfdurchdringenden Verstand ihres Dorfgenossen ausser sich; sie schnalzten vor Freuden mit der Zunge und riefen aus: „Wem von uns wäre noch diese glückliche Lösung eingefallen?“

244. *Der Arbeitscheue und der Schäfer*

Es war einmal einer, der sich darauf verlegte, ohne Arbeit sich von anderen Leuten ernähren zu lassen. Er sagte: „Wohin ich komme, dort will ich für mich einen gedeckten Tisch finden!“ Er wanderte und wanderte und gelangte in ein gewaltiges Hochgebirge. Dort traf er einen Schäfer an, der hatte eine Hütte und für seine Herde eine zum Schutz gegen die Sommerglut überdachte, schattige Hürde. Dem rief er zu: „Guten Abend, Wahlbruder!“ Der Schäfer erwiderte seinen Gruss: „Gewähre dir Gott Gutes, o Kämpfe!“ Fragte ihn der Mann: „Ist da nicht ein Plätzchen, wo ich übernachten könnte?“ Der Schäfer sagte: „Freilich!“ hiess ihn, sich niederzusetzen und wartete ihm zum Nachtmahl mit Milch und Butter auf. In der Früh fragte ihn der Schmarotzer: „Wann darf ich wiederkommen?“ und der Schäfer entgegnete ihm: „Zum winterlichen Athanasius!“

Am Athanasiusstage zur Winterzeit stellte sich der Mann pünktlich ein. Als er das Gepfeife des Windes aus dem Geäst der Bäume hörte, sagte er zu sich: „Da pfeift ja der Schäfer auf seiner Schalmei!“ suchte die Hütte auf, fand niemand vor und schrie: „He, he, he, Freundchen Schäfer! Lämmchenhort! Wo weilst du?“ Er schrie sich heiser und verschied vor Kälte. Als er sein Ende nahen sah, zog er sein Hemde aus, breitete es über einen Dornstrauch aus und dort verstarb er.

245. *Der Wahrsager und der Einfältige*

Ein Bäuerlein steckte in seinen Rucksack drei Brodlaibe, ergriff die Axt und gieng mit seinem Esel in den Wald, um Holz zu fällen. An der Strasse kletterte er auf eine Buche hinauf und begann einen Ast abzuhauen. Kam da des Weges ein Wandermann und sprach ihn an: „Helf dir Gott, Arbeiter! Schau nur zu, kein Leid auf dich, dass du nicht herabfällst!“ Der Bauer rief ihm vom Baum unwirsch zu: „Das weisst du wahrhaftig nicht, denn weder bist du Gott, noch ein Heiliger!“ Der Wanderer war noch nicht zehn Schritte weiter gegangen, als das Bäuerlein plumps mit dem abbrechenden Aste hinabfiel. Er raffte sich hurtig vom Erdboden auf, rannte dem Wanderer nach und sprach ihn an: „Mensch! Du bist fürwahr ein Wahrsager! Errätst noch, wieviele Brodlaibe ich in meinem Rucksack mit habe, so schenke ich dir alle drei!“ Darauf sagte der Wanderer: „Du hast ihrer drei, wieviel denn sonst?“ Verwundert rief das Bäuerlein aus: „All dein Hab und Gut möge sich ver-tausendfachen! Bei Gott, du bist ein Wahrsager, du kennst die Gegenwart und die Zukunft! Nun verkünde mir noch, so heilig dir dein Name ist. Wann werde ich versterben?“ Um sich mit ihm einen Jux zu machen, sagte den Wanderer zu ihm: „O Mensch! Sobald dein Grauchen dreimal furzt, erwarte den Tod!“

Der Bauer gab ihm nun die drei Brodlaibe und machte sich daran, seinem Esel Holz aufzuladen. Auf einmal liess der Esel einen tüchtigen fahren. Das Bäuerlein riess schleunig seine Kappe vom Kopf herab und bedeckte damit des Esels Blasrohr, der Esel aber, wie schon Esel sind, benahm sich zum zweitenmal ungehörig, worauf das Bäuerlein, wie ein Sterbender wehezuklagen und sein Sündenleben zu beklagen anfieng. Als dem Esel bald auch das dritte Zeichen entfuhr, da streckte sich unser Bäuerlein mitten im Wege als ein Toter aus und lag unbeweglich. Es kamen aber irgendwelche Leute daher, glaubten, den Mann habe unverhofft der Tod überrascht, fertigten rasch eine Tragbahre an, legten ihn darauf und schlugen die Richtung nach dem Dorfe ein, um ihn zu bestatten. Als sie an einen Kreuzweg gelangten, wussten sie nicht, in welcher Richtung des Verstorbenen Dorf gelegen sei und begannen mit einander darüber zu streiten. Der eine sagte: „Wir müssen uns nach links wenden!“ Der andere wieder: „Nein, besser ists immer nach rechts!“ Da bemerkte der Tote auf der Tragbahre: „Ich wandte mich, meine lieben Brüder, solange ich noch am Leben war, immer nach rechts, ihr aber tut jetzunder, was euch Gott eingeben mag!“ Als die Wanderer dies hörten, liessen sie ihn vor Entsetzen wieder fallen und rann-ten, wie gehetztes Wild, ins Dorf hinab.

Dalmatien

246. Von einem Vampir, den es nach Kirschen gelüstete

Die Bauern des Narentatals bringen in jedem Frühjahr grosse Mengen schönster Kirschen auf den Markt nach Sarajevo. Früher pflegten sie die Körbe von den Tragtieren vor der Moschee zu Blažuj abzuladen, die Kirschen in dem Vordach der Moschee zu bergen und die Rosse in den Auen grasen zu lassen, um auf diese Weise die Stallgebühr im Han (der Einkehrschenke) zu ersparen.

Die Einwohner von Blažuj strichen fortwährend herum, willens umsonst zu den süssen Kirschen zu kommen, ja, schmecks! Die anderen sind auf der Hut, mein Brüderlein!

Als die Narentaer einmal früher als sonst bei Tage ihre Kirschenkörbe abgeladen hatten, verabredeten die Einwohner von Blažuj einen Plan zur Überlistung der Händler. Sie wickelten einen ihrer Gesellschaft in ein Leintuch ein, legten ihn auf eine Tragbahre und trugen sie zur Moschee hin. Als die Narentaer den Trauzug erblickten, fragten sie die Träger:

– „Was ist los?“ – „Da verstarb uns im Dorfe heute dieser Mann und weil es schon spät geworden, so kann man ihn nicht noch zur Nacht bestatten und wir tragen ihn in die Moschee zur Nächtigung hinein“, und stellten sie in deren Mitte hin.

Wie gewöhnlich beliessen auch diesmal die Narentaer einen der Ihrigen als Wächter bei den Kirschenkörben, als es jedoch um Mitternacht war, erhob sich der Leichnam von der Tragbahre und begann sich in sein weisses Kleid gehüllt und dumpfe Laute ausstossend dem Kirschenwächter zu nähern. Als ihn der Mann erblickte, vermeinte er nicht anders, als dass der Tote zum Vampir geworden sei und hub von Entsetzen gepackt, wie ein Toller zu brüllen an: „Ein Vampir! ein Vampir!“ Auf das Geschrei hin erwachte die übrige Handelsgesellschaft, alle erschranken bis auf die Knochen und rannten davon, soweit sie ihre Beine trugen.

Die Blažujer, die die Zeit über zwischen den Grabsteinen des Gottackers um die Moschee herum auf diesen Augenblick nur lauerten, eilten flugs herbei, jeder lud sich einen Korb oder eine Butte voll Kirschen auf den Buckel auf und verschwand damit im Dunkel der Nacht. Seit jener Zeit zieht man die Narentaer Händler mit der Geschichte auf, wie ihnen die Toten die Kirschen weggeessen.

Anmerkung: Zum Vampirglauben der Südslaven vergl. die Abhandlung bei Krauss, „Slavische Volksforschung“, Leipzig 1918, S. 124–136. Gegebenen Falles hätten sich auch die von Blažuj durch die Erscheinung eines Vampirs ins Bockshorn jagen lassen; sie waren diesmal nur durch die Veranstaltung der Wiederkehr des Verstorbenen als Wissende im Vorteil.

247. Von einem Bauer und der Frau Bischöfin

Zum Osterfeste schickte der Dorfpfarrer mit einem Bauern aus seinem Kirchsprengel seiner Eminenz dem Bischof in die Stadt zum Geschenk ein Körbchen Eier und ein Paar Indiane. Als der Sendbote in der Stadt eintraf, erfragte er die bischöfliche Residenz und stieg unangehalten die Stufen hinan. Er trat bei einer offenen Türe ein, erkundigte sich, ob der Herr Bischof zu Hause sei und setzte sich mit dem Eierkörbchen und den zwei Indianen nieder. Ein Frauenzimmer erschaute den Landmann und fragte ihn, was er denn wolle und wem er die Sachen da bringe. Er antwortete, beides schicke der Pfarrer dem Herrn Bischof zu und sie sagte zu ihm: „Lass du das hier liegen, ich werde das dem Herrn Bischof schon melden, bis er heimkehrt.“ Er verliess sie und begab sich in die Kirche, wo sich auch der Bischof befand und der Predigt zuhörte. Wie nun der Bauer merkte, die Predigt nehme schier kein Ende und er könne durch die gedrängt dastehende Volkmenge nicht bis zum Bischof vorkommen, so hub er vom Kirchenende aus voller Kehle zu schreien an: „Herr Bischof! Ich habe keine Zeit zu warten: sonst komme ich vor Nachtanbruch nicht wieder heim. Wisse aber, dass ich deinem Eheweib ein Körbchen mit Eiern und ein Paar Indiane übergeben habe, die dir unser Pfarrer zugeschickt hat. Also ...“ Die Andächtigen in der Kirche geboten ihm zu schweigen und nicht zu schreien, er aber erwiderte ihnen: „Euch Müssiggängern fällt es leicht, müssig dem dort zuzuhören, doch bei mir heisst es, rechtzeitig wieder daheim zu sein. Wer wird mich denn bezahlen, dass ich mich auf dem Herweg soviel mit den Sachen abgeschleppt und soviel Zeit damit vergeudet habe?“ Man stiess ihn aus der Kirche hinaus und er verfügte sich neuerdings ins bischöfliche Palais zurück und erhob ein Mordgeschrei: „Heda, du Bischöfin! Entweder bezahlen oder das Geschenk wieder her!“ Die Dienerin eilte sehr rasch herbei, bezahlte ihm eine Kleinigkeit und entledigte sich so mit Müh und Not des lästigen Besuchers.

248. Von den Vergeltung übenden Heiligen

Ein Montenegrer begab sich eines Sonntags zur Kirche und nahm sein langstieliges Rebenmesser rückwärts hinter dem Gurtband mit, um nach der Liturgie und Gebetverrichtung zu einem Flechtzaun Haselgerten zu schneiden. Wie er nun mit dem einen Fuss in die Kirche eintrat, war es ihm unmöglich, den anderen nachzusetzen, denn der Rebenmesserstiel stak fest hinter dem Gurtband und legte sich quer über den schmalen und niederen Türeingang. Er stemmte mit aller Kraft mit dem ganzen Leibe an, doch vergeblich, der Eintritt in die Kirche war so nicht zu erzwingen. In seiner Angst und auch einigermaßen erschöpft von der Anstrengung schrie er auf: „Hilf, Pope, so du an Gott

glaubst!“ – „Was ist los? Böses Glück suche dich heim!“ fragte ihn der Pope vom Altar aus. „Wieso, was los ist? Bist denn blind und siehst nicht, dass mich die Heiligen nicht in die Kirche hineinlassen, weil ich heute früh meinem Gevatter einen Rucksack voll Erdäpfel gestohlen und mich des Gevatters Flüche erreicht haben!“ Der Pope merkte, woran es liege, gieng hin, richtete ihm des Rebenmesser auf den Schulter aufwärts und so er konnte der Mann eintreten. Er küsste alle Heiligenbilder der Reihe nach ab und gab dem Popen nach der Liturgie zehn Para (etwa vier Pfennige) für die Lossprechung von schwerer Sünde. Beim Abschied sagte er zum Popen: „Beim Allah, O Pope! So wahr mir beide Welten! Eine kleinere Kirche und wütigere Heilige habe ich mit meinen Augen noch niemals gesehen!“

Anmerkung: Beiden noch im Banne des alten Gewohnheitsrechtes lebenden Montenegern gilt es nicht nur als Schande, sondern auch als schwere Sünde, einen Blutverwandten oder einen künstlichen Verwandten wie den Wahlbruder und vollends den Gevatter zu bestehlen, dagegen ist es nicht unrühmlich, einem Fremden etwas zu entwenden oder ihn auszurauben, doch schmachvoll, lässt man sich dabei ertappen und kriegt man noch Schläge obendrein.

249. Der Übernarr

Zwei Narren besprachen miteinander, was für einen Wunsch ein jeder von ihnen vorbrächte, falls ihm einen Gott zu stellen freigäbe. „Ich wünschte mir, Gott schenkte mir eine Herde Schafe, damit ich von deren Fleisch und Wolle Nutzen hätte.“ Sagte der eine, darauf der andere: „Ich tät mir wünschen, Gott möge mir ein Rudel Wölfe schenken, damit ich sie auf deine Schafherde losliesse!“ Der erste: „Schäm dich, Kerl, ist das die Rede eines brüderlichen Freundes?“ Das war aber dem anderen nicht recht und deswegen versetzte er ihm eine breite Watsche übers ganze Gesicht. Der erste verschonte jedoch auch ihn nicht und erwies sich nicht minder freigebig mit gleicher Münze. Es dauerte nicht lange und sie hatten einander beim Hals und Kragen. Weil sie nun auf solche Weise ihre Ansichten doch nicht zu klären und Übereinstimmung zu bringen vermochten, beschlossen sie, den ersten, so da ihnen begeben würde, als Schiedrichter anzurufen. Sie begegneten alsbald auf dem Wege einem alten Mann, der einen mit zwei Schläuchen voll Honig beladenen Esel vor sich hertrieb. Sie trugen ihm denn ihren Streitfall vor. Der Alte öffnete darnach beide Schläuche, liess den Honig zu Boden ausrinnen und sagte zu ihnen, um sie von der Richtigkeit seiner Auffassung vollends zu überzeugen: „Gebe es Gott, dass mein Blut so vergossen werden möge wie dieser Honig da, wofern Ihr beide nicht echte, rechte Narren seid!“

Herzogland

250. *Wie ein Bauer bei einem Advokaten Verstand kaufte*

Zum erstenmal in seinem Leben besuchte einmal ein Bauer die nächste Stadt, um mancherlei zu verhandeln und für den Erlös Mehl und Salz zum Hausbedarf einzukaufen. Nachdem er ausserhalb der Stadt sein Geschäft erledigt hatte, begab er sich in die Stadt hinein, um zu schauen, was er niemals vordem gesehen. So sah er unter anderem ein Haus, in das allerlei Volk eintrat und er wandte sich an einen mit der Frage: „Wohin geht Ihr? Ist dies eine Kirche oder ein Bazar?“ – „Weder das eine, noch das andere, sondern, hier wohnt ein Advokat.“ – „Was ist denn das: ein Advokat?“ – „Das ist ein Mensch, wie die übrigen Leute, nur verkauft er um Geld Verstand.“ Da gieng auch der Bauer hinein, um zu erfahren, wie der Handel stattfindet und setzte sich vor der Türe nieder. Nach Abfertigung aller Leute fragte der Advokat den Bauern: „Was hast du für einen Wunsch? Hast du mit irgendwem einen Streit auszutragen? Hast du etwas zu verkaufen oder zu kaufen?“ usw. und der Bauer antwortete auf alle Fragen mit: „Nein.“ „Also, was begehrt du sonst von mir?“ „Es bereitet mir ein Vergnügen, dich zu sehen und dich zu befragen, wie teuer du Verstand verkaufst.“ Der Advokat merkte, dass er einen schlichten, unerfahrenen Landmann vor sich habe und fragte ihn: „Wie lautet dein Vorname?“ „Četko.“ – „Dein Zuname?“ – „Drekalović.“ Das schrieb der Advokat nieder, setzte noch etwas hinzu und überreichte ihm den Zettel mit den Worten: „Gib mir dafür eine *tate Pleta!*“ (Eine Silbermünze im Werte von 50 D.). Der Bauer bezahlte die Gebühr, hüllte den Zettel in einen Lappen ein und barg ihn im Busenlatz. Nach dem Nachtessen daheim sagte sein Weib zu ihm: „Lass uns von der Tenne die Weizenfrucht unter Dach schaffen; ich fürchte, heute nacht regnets noch!“ Damit war das Hausvolk nicht einverstanden. Der eine sagte: „Es wird nicht regnen!“ der andere: „Das heben wir uns auf morgen auf!“ Da rief in dem Meinungsstreit der Bauer dazwischen: „Wartet mal, wartet! ich habe im Busenlatz Verstand für jede Arbeit!“ Er berief den Popen und überreichte ihm den Zettel: „Sprich, Pope, was der Verstand da sagt!“ Liest der Pope: „Četko Drekalović! Die Arbeit, so man heute kann ertragen, soll man niemals auf den Morgen vertagen!“ – „Ha!“ rief Četko aus. „Was doch der wunderbare Verstand vermeldet! Vergeben sei ihm die Pleta! Auf nun jeder zur Arbeit!“

251. *Was einem alles in der Zerstretheit passieren kann*

Kam mal einer von unseren Leuten aus dem Herzoglande nach Stambul, um bei der Staatkasse seine ihm schuldige Löhnung zu beheben und fand sich Tag für Tag bei der hohen Pforte wegen der Auszahlung ein, aber weil man es im dortigen Amte niemals mit dem Zahlen sehr eilig hat, so sagte man jedesmal zu ihm: „Erscheine morgen, morgen wird's ganz bestimmt!“

Er konnte nun, wenn du willst, auch zuwarten, weil er Gast eines Vezirs war, mit dem er an einem Tische ass und es erging ihm ganz gut.

Eines Tages überkam ihn gewaltiges Heimweh und er fieng nachzusinnen an, wie es wohl bei ihm zu Hause stehen mag, ob nicht gar einer seiner Angehörigen erkrankt sei und sonst noch, was einem in der Fremde das Herz schwer macht. Darum setzte er sich an den Tisch, um einen Brief nach Haus zu schreiben. Der Tisch war mit einer grünen Samtdecke überdeckt und wie er so sein Schreibrohr in die Tinte hineinsteckte, geschah es von ungefähr, wohl weil es vom Schicksal so beschieden war, dass er das Tintenzeug umwarf und dass sich die Tinte über den Samt breit ergoss. Der gute Freund erleichte vor Scham.

Während er so darüber nachdachte, wie es ihm erst recht übel zumute sein wird, erblickt späterhin der Vezir die saubere Bescherung, erinnerte er sich seines Taschentuchs, zog es hervor und begann damit den Samt abzureiben, in der Hoffnung, den Fleck zum Teil wenigstens zu verkleinern, doch da nahm er bald wahr, dass er damit die Sache nur noch verschlimmerte, denn jemehr er mit dem Sacktuch darauf losrieb, um so mehr vergrösserte sich der Fleck. Darauf steckte er sein Taschentuch wieder ein und wartete ruhig ab, bis einer der Diener kommen würde. Kurz darnach erschien einer. Dem erzählte er, was er da angestellt und bat ihn, die Samtdecke umzuwechseln, denn, so sagte er, er versänke lieber in der Erde als vor dem Vezir zu stehen, wann der die beschmierte Samtdecke erblickt.

„Ei, freilich wärs besser gewesen, du hättest das nicht getan“, bemerkte der Diener, „indess brauchst du dich deshalb nicht gar zu viel abzugrämen, denn der Schaden ist nicht allzugross.“

Der Diener hob die Decke ab und legte eine andere auf.

Am selben Tage hatte der Vezir Gäste bei sich zum Mittagmahl und lud auch unseren Landmann zu Tisch. Doch heute war das nicht so ein gewöhnliches Alltagsmahl wie sonst beim Vezir. Man breitete ein Tischtuch auf dem Estrich auf und setzte darauf den niederen Esstisch hin, doch mit dem Leintuch waren zugleich längliche Handtücher verbunden, die man nicht bloss über die Knie ausbreitete, sondern auch am Hals aufsteckte, um auch die Brust zu bedecken.

Unser Freund beobachtete genau die anderen und machte ihnen aufs Haar alles genau nach. Als man den Hauptbraten auftrug, lauter fette Stücke Hammelfleisch, mochte er aus Bescheidenheit kein knochenloses Stück nehmen, sondern griff nach einem Knochenstück. Wie er es aber abgenagt hatte, da merkte er seinen Fehler, den er begangen.

„Uff, meine liebste Mutter, wohin nun damit?“ so fragte er sich im Stillen, weil es doch nicht angien, den fetten Knochen auf den spielgelreinen Tisch hinzulegen, ins Bratenbecken durfte er ihn füglich aber auch nicht zurück geben. Wie er so darüber nachsann, was er mit dem verwünschten Knochen anfangen solle, fielen seine Blicke aufs Fenster, dessen Scheibe so fein und rein war, dass man das Glas gar nicht erkannte. In der

Meinung, das Fenster stünde offen, warf er mit kräftigem Schwung nach der Richtung den Knochen fort und pardautz! Zersplitterte klirrend die Fensterscheibe.

Sein Kunststück entfesselte ein schallendes Gelächter aller Gäste, ihm jedoch war nach Lachen gar nicht zu Mute, vielmehr brannte ihm in Schamröte das Gesicht und dann perlte ihm der Angstschweiss über Stirn und Wangen. Schnell zog er sein Taschentuch hervor und begann sich damit den Schweiss abzuwischen, es war aber dasselbe Tüchlein, mit dem er schon die Tinte vom Samttuch abgerieben hatte. Das Gelächter verstärkte sich. Es litt ihn nicht länger, sondern sprang in seiner Ratlosigkeit jählings vom Tisch auf, wobei er ganz und gar das an den Hals fest befestigte Handtuch vergass, das an das Leintuch angehängt war, auf dem der Tisch stand. In der Schnelligkeit warf er zugleich den Tisch, mit allem was darauf war, um.

Er vergieng darüber schier vor Scham und Schande, während die Gäste vor Lachen von ihren Schemelsitzen herabrutschten und sich die Seiten hielten. Aus Dankbarkeit für den ihnen unverhofft gewährten Hauptspass erwirkten ihm der Vezir und seine angesehenen Gäste gleich am anderen Tage die endliche Auszahlung seines ausständigen Lohnes und so konnte er glücklich die Heimreise antreten. Das Erlebnis jenes Tages behielt er aber bis an sein seliges Ende in guter Erinnerung.

252. Schau einer die Sau

Eine Witib hatte zwei Söhne, beide gewandt und tüchtig darin, fremder Leute Sachen so aus dem Weg zu räumen, dass deren Eigentümer nie darüber stolpern konnten. Einmal stahlen sie einem Moslimen ein geltes Schaf. Die Muslimen nahmen die Verfolgung der Diebkerle auf und als sie vor das Haus der Alten hinkamen, fragte sie einer: „Hast du, Vettel, nicht zufällig irgendwelche Lumpenkerle gesehen?“ – „Ich scheer mich nicht um die Wege der Lumpenkerle.“ antwortete schroff abweisend die Alte. Darauf einer von den Muslimen: „Ei, du verstrunselte Vettel, habe ich dich befragt, so habe ich dir doch nichts entrissen!“

„Strunsel und Überstrunsel und überoberverstrunkelter Türke!“ entgegnete die Alte erbost. Darüber lachten die Muslimen und einer bemerkte zu ihr: „Strunsel und Überstrunsel mag noch hingehen, doch was soll denn das Wort überoberverstrunkelt bedeuten?“ – „Das bedeutet, dass ich das letzte Wort haben soll!“ Die Leute sahen verwundert einander an und riefen aus: „Da schau mal die Sau!“ Kaum vernahm die Alte diesen Ausruf, so schrie sie fröhlich: „Ei, meiner Seel und Seligkeit, sucht ihr eine Sau, so gehört sie nicht euch, denn meine Kinder haben keine Sau, sondern ein geltes Schaf gestohlen und ziehen ihm dort im Wäldchen das Vlies ab!“ Das liessen sich die Muslimen nicht zweimal sagen, sondern eilten ins Wäldchen hin und fanden die Beute.

253. *Wie man über die Mauer in den Weinberg zu den Trauben kommt*

Eine grössere Gesellschaft von Bauern aus den Gacko-Gefilde im Herzogland war mit den Pferden nach Ragusa zum Salzeinkauf aufgebrochen und nächtigte in der Nähe der Stadt am Fusse eines mit einer hohen Mauer umfriedeten Weinberges. Die Wackeren berieten hin und her, wie es ihnen wohl möglich wäre, nach der Schummerung im Dunkel und Schutz der Nacht in den Weingarten einzusteigen, um sich mit Trauben voll zu stopfen, doch fiel ihnen kein Mittel ein. Inzwischen kam zufällig aus dem Bezirke die Bäuerin des Weges, welcher der Weinberg gehörte und warnte die Leute: „Hütet euch, ihr Serben, davor, heute nachts meinen Weingarten abzuklauben!“ – „Ei, wie sollten wir denn dies anstellen angesichts der hochragenden Mauer, die du aufführen liessest? Selbst wollten wir irgendwie derlei, so ists doch ein Ding der Unmöglichkeit!“ – „Papperlapapp! Seit ihr dazu geneigt, so schichtet ihr leicht Sattel auf Sattel auf und steigt in den Weingarten ein!“ In der Stille der Nacht traten die Bauern nach dieser Anweisung hinein und assen sich an Weinbeeren satt und übersatt.

Anmerkung: Zu der Einsicht, dass ein Mann allein für das ganze Dorf den Salzeinkauf besorgen könnte, gelangt der Bauer selten. So geschieht es, dass Bauer und Bäuerin häufig schon wegen Einkaufs irgend einer Kleinigkeit stundenweit ins Städtchen zum Krämer zu Fuss oder zu Ross oder Maultier reitet und den ganzen Tag mit geschäftigem Nichtstun vergeudet. Man sagt freilich: „ob man daheim weilt oder nach der Stadt eilt, es ist alles eins, die Zeit verstreicht sowieso.“ Nun, die Zeit kostet gar nichts.

254. *Wer ist der bissigere Hund?*

Es lebten zwei Brüder in ungeteilter Hausgemeinschaft. Der ältere von ihnen war beweibt und der Sohn aus des verstorbenen Vaters erster Ehe, der jüngere noch ledig, der Sohn der zweiten, noch lebenden, verwitweten Frau. Der ältere konnte den jüngeren ebensowenig wie seine Stiefmutter auch nur mit ruhigem Auge anschauen; er verfolgte sie unbarmherzig, haute sie, hetzte sie und tat ihnen alles Böse und Leidige an. Der jüngere Bruder wurde dieses Leben überdrüssig und übersatt und so machte er sich eines Morgens zum Dorfschulzen auf und rief unter Ach und Weh dessen Hilfe an, er möge mit dem Popen bei ihm erscheinen, um ihn von der Hausgemeinschaft des Bruders abzuteilen, „bevor wir einander“, so sagte er, „nicht getötet haben und von uns aus ein neuer Fluch auf das Dorf und ein blutiges Vorzeichen ausgeht!“ Sprach zu ihm der Alderman: „Zieh du ruhig heim und gedulde dich längstens bis zum Sonntag, dann komme ich mit dem Popen, um eure Hausgemeinschaft zu teilen!“ Der Dringling entfernte sich, doch im Hofe sprang auf ihn des Schulzen Hund und fieng ihm nach Hundeart zu beißen an. Der Schulze rannte hinaus und befreite

ihn mit Müh und Not vor der Wut des Hundes. Dann fragte er den jungen Mann: „Aber, keine Kränk auf dich! Wo blieben deine Hände, warum ergriffst du nicht einen Stein, einen Stecken oder sonst etwas zur Abwehr, sondern liesst dich beissen?“ – „Beim Allah, Schulze, wohl konnte ich mich irgendwie seiner erwehren, doch wollte ich nur erfahren, ob dein vierbeiniger Hund oder mein zweibeiniger Bruder bissiger und blutigieriger ist und nun merkte ich, dass dein Hund leichtere Wunden als mein Bruder verursacht!“

255. Von einer Ehebrecherin, die ihren Mann narrte

Ein Mann hatte ein ungetreues Eheweib, war aber in sie derart vernarrt, dass er nicht einmal seiner eigenen Mutter, geschweige denn erst jemandem anderen es glaubte, was sie ihm von den Ausgelassenheiten seiner Gattin erzählten. Um sich nun selber einmal von der Richtigkeit oder Nichtigkeit der Anklagen zu überzeugen, verbarg er sich eines Tages irgendwo im Hause, wo er sich unbeobachtet wähnte, um aufzulauern, sie aber, verschmitzt durch und durch und voller Lug und Trug merkte dies und setzte sich auf einen Platz hin, wo er sie ganz gut sehen und hören konnte. Sie nahm einen alten Socken her, begann ihn zu zerschleissen und sprach dabei: „So möge das Gedärme, gäb es Gott!, meiner Feinde zerschlissen und zerrissen werden, die mich da verleumden und mich meinem liebsten Manne verhasst machen wollen!“ Währenddessen lief der Haushahn in den Hof hinein und streifte sie im Vorüberlaufen am Saum ihres Mantelrockes. Sogleich ergriff sie eine Schere und schnitt aus dem Rock das vom Hahn berührte Stück aus. Der Mann sah und hörte alles und schickte seine Mutter zu seinem Weibe, um zu erfragen, warum sie denn ihren Rock verschnitten habe. Auf die Frage der Schwiegermutter antwortete die Schnur: „Als ich mich verheiratete, tat ich einen Schwur, dass mich niemals ein männliches Wesen auch nur berühren solle, geschweige denn sonst etwas mir antun, denn ich bleibe meinem Ehegatten treu, sowie bis nun so auch fernerhin in aller Ewigkeit!“ Auf diese Rede hin wandte die Schwiegermutter ihren Kopf von ihr ab und bemerkte: „Das habe ich eh schon gewusst, sagtest du es mir nicht selber, doch wenn mein Sohn ein Esel ist und nicht glaubt, wehe ihm!“ Der Mann hört dies und rennt in einem Zorn gegen die Mutter hin: „Ich bin kein Esel, sondern du eine Eselin und eine grundböse Hexe, die du lügst und mein ehrbares Eheweib behelligst!“

256. Wie ein Mann sein Weib bestattet wissen wollte

Einem Manne lag das Weib im Sterben und er suchte den Popen auf und bat ihn, jene Gebetbücher mitzunehmen, aus denen man Sterbenden vorliest, denn so sagte er zum Popen: „Mir wäre es lieber sie stürbe ehemals, als dass sich die Ärmste viel abmühe.“ Auf dem Heimwege

sah er die Bauern mit einer Totentragbahre den Weg zur Kirche nehmen und er gieng auch dorthin. Vor der Kirche angekommen, fragte er den Totengräber. „Wer ist da verschieden?“ – „Bei Gott, dein Eheweib und dort schafft man sie auch schon herbei.“ – „Gott gebe ihr die Seligkeit auf jener Welt, mir aber lange Gesundheit auf dieser!“ Er näherte sich dem Grabe und schaute hinab. Die Grabschaufler unten fragten ihn: „Was guckst du?“ – „Ich schau bloss, ob es reichlich tief ist und ich weiss nicht, was später hin noch alles geschehen kann. Da nimm die vier Paras und du die Hand voll Tabak, damit du noch mindestens um eine halbe Elle tiefer das Grab aushebst und leg ihr weiche Erde ohne Steine unter, auf dass sie weicher gebettet sei, und da hast du noch vier Paras und leg ihr, wann sie sie eingescharrt haben, noch einige Steine mehr als irgend wem anderen auf den Hügel hinauf.“

257. *Wie ein schlaues Weib ihren törichtten Mann überlistete*

Zur Winterzeit verabredete ein ehebrecherisches Weib mit ihrem Buhlen eine Zusammenkunft für einen Tag, wo ihr Ehemann vom Hause abwesend sein werde. Am festgesetzten Tage brach aber der Nordwind mit Schneefall ein, so dass sich der Ehemann wegen des Unwetters vom Haus nicht um einen Schritt hinauswagte. Was soll sie nun anfangen? Sie schützte eine plötzliche Erkrankung vor, die umso wahrscheinlicher erschien, als sie, die Frau, in anderen Umständen war, und sie sprach zum Gatten: „Bringst du mir heute nicht, sei er von wo immer her, Buchenbaumsaft, wovon ich in der verflossenen Nacht geträumt habe, so stosse ich von mir das ab, was ich unter dem Gürtel trage, und die Sünde fällt auf deine Seele!“ – „Gott stehe dir bei, Weib“, antwortete ihr der Mann, „woher jetzt mitten im Winter einen Buchenbaumsaft nehmen?“ – „Ei, du mein Männchen, läge ein Kranker im Hause, so giengst du ins Waldgebirg, legtest um eine Buche ein Feuer an und sogleich tröpfelte aus ihr der Baumsaft hervor!“ Den Mann befiel von dem möglichen Ungemach eine Angst und er sagte zu sich: „Wüsste ich, dass sie mit einem Mädchen schwanger geht, so tät es mir nicht einmal soviel leid, doch stösst sie einen Sohn ab, so bereute ich es bis an mein Lebensende!“ Also machte er sich auf den Weg. Um die erste Buche, die er fand, scharrte er den Schnee weg und entfachte ein Feuer, doch eitel Mühe, vor dem Eliastage schiesst kein Baum in Saft. Abends heimgekehrt berichtete er alles getreulich seinem Weibe und sie sagte zu ihm: „Jetzt fühle ich mich, Gott sei es gedankt, etwas besser und ich empfinde nicht die Qual von heute morgens!“

Anmerkung: Der Glaube ist bei den Primitiven und sonst Rückständigen allgemein, dass einem Träume Heilmittel offenbaren. Bei uns in Österreich erräumt man Lottozahlen. Der Bauer schätzt einen Sohn wegen des Grab- oder Seelenkultes und weil ein Sohn gegebenen Falles Blutrache üben und so der Seele des Vaters nützlich sein kann, die Tochter dagegen, „ist eines Fremden Bissen,“ wie das Sprichwort besagt.

258. *Wie der Borg, so die Zahlung* (Sprichwort)

Ein Mann pflegte sein Weib arg zu misshandeln. Sie ertrug die Schläge die längste Zeit geduldig und bat ihn, er möge aufhören sie zu prügeln, worauf er nur noch öfter dreinhaute, sie aber umsomehr von Kräften kam. Als er eines Tages sein Weib wieder mit blauen und roten Striemen versah, gelobte sie ihm dafür Vergeltung. Und wirklich begab sie sich bald darnach zu Gericht und verklagte ihren Mann, weil er sie unablässig schlug und sie meinte, er sei unbedingt verrückt geworden. Das Gericht verhaftete ihn, das Weib aber kaufte einen Fisch, gieng damit unter das Gefängnisfenster, duckte sich und streckte den Fisch in die Höhe, so dass man von drinnen aus nicht sehen konnte, wer den Fisch halte. Kaum bemerkte ihr Mann am Fenster den Fisch, so rief er aus: „Schaut den Fisch!“ worauf das Weib augenblicklich die Hand mit dem Fisch senkte. Da die Wächter keine Spur eines Fisches sahen, fiengen sie auch selber zu glauben an, der Mann sei ein Narr und von da ab regnete es nur so Hiebe auf ihn herab. Das Weib wiederholte ihr Spiel mehrmals, doch als sie erfuhr, ihr Mann sei bereits mürbe und matt geworden, bat sie den Richter um Freilassung ihres Mannes aus dem Gefängnis, weil er sich inzwischen wohl gebessert haben dürfte. Der Richter entliess ihn und wie der Mann wieder heim kam, begrüßte ihn das Weib mit den Worten: „Was sagst du dazu, habe ich mich nicht an dir gerächt?“

259. *Gott behüte uns vor Weibertücke!*

Ein Mann verrichtete einmal in seinem Hause die vorgeschriebenen Gebetverneigungen und flocht in sein Gebet die Bitte ein: „O Gott, behüte mich vor dem Satan und des Satans Tücken!“

Sein Eheweib hörte seinen Ausruf und bemerkte so nebenhin: „Ei, so bet doch zu Gott, er möge dich auch vor Weibertücken behüten!“

„Waaas? Was für welche Weibertücke?! Was kann denn mir so ein Weibstück schaden?“

„Flicht du das Wort nur ins Gebet ein, rat ich dir, wirst nicht fehlgehen!“

„Geh, kauder nicht, so wahr mir Gott helfe, das Wort soll nie über meine Lippen kommen! Kann mir ja doch ein Weib nicht einmal soviel anhaben, wie eine winzige Ameise!“

„Na halt ja, hast eigentlich recht, denn was vermögen denn wir armseligen Weiber auszurichten?“, versetzte bissig die Frau.

Eines Tages darnach war der Mann zu Markt gegangen, die Frau aber kaufte inzwischen eine Oka Fische ein, trug sie heim und setzte Fisch für Fisch im Hausgarten so in die Erde ein, als ob die Fische aus dem Boden hervorgesprosst seien.

Als nun der Mann heimkam, sagte sie zu ihm freudig:

„Komm schnell mit mir in unseren Garten hinaus, um Fische auszugraben. Da hat

kurz zuvor unsere liebe Nachbarin eine schwere Menge Fische in ihrem Garten eingheimst!“

„Wie kann man Fische im Garten ausgraben? Was für Kränk auf dich? Bist von Sinnen gekommen? Was fehlt dir für ein Teufel?“

Sie weiss ihm aber die Sache sowohl von dieser als von jener Seite so beredt und einleuchtend darzustellen, so dass er ihr schliesslich halb und halb überzeugt und auch selber neugierig geworden in den Garten nachfolgt. Vor Verwunderung traut er kaum seinen Augen! Überall ist im Garten eine Menge Fische emporgesprosst, gerade so als wären es herauswachsende gelbe Rüben, die man ausgesät. Da bückten sich nun beide und rupften aus dem Boden die frischen Fische aus und er, der Hausvorstand, verfügte, sie, die Frau, möge aus einigen Fischen ein leckeres Mahl bereiten. Um die Mittagmahlzeit kam er wieder heim und fragte die Frau, ob sie die Fische schon angerichtet habe.

„Was für eine Fische?! Woher die Fische? Wann hast denn du welche heimgebracht? Wann hast du vielleicht welche gekauft?“

„Na, ich meine ja jene, die wir heute vormittags im Garten ausgegraben und ausgehoben haben?“

„Wie? Was? Im Garten Fische ausgraben, ausheben? Was plauschst du so unsinniges Zeug zusammen, Mensch Gottes, bist etwa verrückt geworden? Na, so einen Stuss habe ich noch meinen Lebtag niemals gehört!“ rief die Frau starr vor Verwunderung aus.

„Waaas?? Mit wem glaubst du, wirst du deinen Jux machen? Wen hoffst du aufzuziehen? Den Fisch her, sonst steh ich für nichts gut!“

So bringt er sein Wörtle an, worauf sie nicht faul, gleich mit zehn anderen loslegt, beide geraten stark aneinander, vor dem Haus entsteht ein kleiner Auflauf, das ganze Viertel war in Aufruhr geraten, keiner weiss, was los geworden sei. Die guten Nachbarn drangen ins Haus ein, um den Streit zu schlichten und um Frieden unter den Eheleuten zu stiften, doch das Weib, ein wahrer Teufel, brach in ein kläglich Geweine aus und erhob ein Jammergeschrei: „Da steht er. Gott helf mir vor dem Irrsinnigen, der mich zu leidigen Tagen haut, wirt daherkaudert und fortwährend irgend welche Gartenbaufische von mir heischt!“

Er wieder schwor sich seinerseits vor den Leuten, er und sein Weib haben am frühen Vormittag einen schönen Haufen frischer Fische aus den Gartenbeeten ausgegraben und die Falsche habe sie samt und sonders versteckt, um sich allein an ihnen gütlich zu tun.

Die Frau lenkte geschickt die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf aussenstehende Sachen und zog inzwischen flugs aus ihrer Rocktasche einen Fisch hervor und winkte damit pfiffig herausfordernd ihrem Manne zu, worauf er in helle Wut ausbrechend ausrief:

„Ha! Dort hat sie einen Gartenfisch!“

Nun hub sie erst recht an wehezuklagen und um Hilfe zu schreien: „Ich getrau mich mit ihm, dem Wahnsinnigen, nicht allein im Hause zu verbleiben. O, ihr guten Menschen,

bindet ihn fest und ruft den Hodscha herbei, er möge über ihn Gebete hersagen und den bösen Geist aus seinem Leibe bannen!“

Und meiner Seel und Seligkeit, sie beschwatzte die Nachbarn, die schafften von irgendwoher einen dicken, langen Strick herbei und dann fielen sie alle über den Mann her, um ihn zu fesseln. Er, der Ärmste wehrte sich seiner Haut und rechtfertigte sich, er sei doch bei vollem klaren Bewusstsein, doch die Leute liessen es sich von ihm nicht weismachen, dass ein Mensch, der seine gesunden Sinne beisammen habe, im Garten nach Fischen grabe und sie wie gelbe Rüben oder Meerrettig aushebe! Als er schliesslich merkte, die Leute wollen ihm ganz im Ernste Hände und Füsse mit dem Seil einschnüren, da fieng er grob an gegen die Besucher loszuschlagen, um sich seiner Haut zu erwehren, die Nachbarn aber wurden nun erst recht fuchsteufelwild und stürzten sich alle gemeinsam auf ihn, schlossen ihn im Handumdrehen kurz und schickten dann gleich um den Hodscha.

Als der Hodscha erschien, begann ihn der Mann zu bitten, er möge ihm doch die Fesseln lösen, wie er aber merkte, der Hodscha zeige keine Lust dazu, drohte er ihm mit dem Kopfeinschlagen und dergleichen Unannehmlichkeiten mehr, der Hodscha jedoch, der schon einige Vertrautheit mit der Irrenbehandlung besass, ergriff einen festen Stock und strich ihm, „Ach, du mein liebes Muttersöhnchen, von da will ich, von dort mag ich nicht“, einige Streiche auf, die auch nicht von ganz schlechten Eltern waren.

Nach Beschwörung des bösen Geistes, er möge sich aus dem Leibe des Besessenen fortrollen, entfernte sich der Hodscha und mit ihm auch alle die Nachbarn. Da nun sprach die Frau zu ihrem Ehegatten:

„Ei, mein Lieber, wirst du nun wohl zu Gott beten, er möge dich auch vor Weibertücke behüten?“

„Ach ja, o Frauenschädel, lös mir nur die Bande, ich will es noch mehr und gern sowohl zu Mittag als zu Mitternacht tun!“

Von da an unterliess er es niemals, nach Verrichtung seiner jeweiligen Gebetverbeugungen zu Gott zu beten, er möge ihn auch vor Weibertücken behüten und beschützen!

260. Das Gerücht

Ein Mann nahm sein Weib beiseite und sagte zu ihr im Vertrauen: „Ich muss dir etwas mitteilen, wobei ich auf deine unbedingte Verschwiegenheit baue, denn es ist wahrhaftig kein Spass zu nennen: ich habe ein Ei gelegt!“

„Gott steh dir bei, Mann! Wie sollte ich solch ein Wunder weitertragen! Wo hast denn du das Ei?“

„Da schau her!“ Und er zeigte ihr ein Ei.

Kaum war der Mann zur Arbeit fort, rannte sein Weib zur Nachbarin hin: „O weh, Nachbarin, muss dir ein Wunder erzählen. Mein Mann hat zwei Eier gelegt. Aber ich beschwöre dich, halt deinen Mund und erzähl davon keiner Seele. Nur dir verrate ich das Geheimnis, weil ich dir vertrauen darf!“

Die Nachbarin brannte vor Ungeduld bis die Besucherin fort war, lief dann schnurstracks zu ihrer Nachbarin über den Weg und teilte ihr brühwarm die Neuigkeit mit:

„O weh, Gevatterin, was sich nicht heutzutage alles in der Welt zuträgt! Soeben vertraute es mir sein eigenes Weib im Vertrauen an, doch bitte ich dich, mach weiter ja keinen Gebrauch davon!“

Und so wanderte die Wundermär um Mund zu Mund und kam selbst dem Kaiser zu Ohren. Man berichtete ihm, der und der Mann habe neunundneunzig Eier gelegt.

Neugierig geworden liess der Kaiser den Wundermann vorladen.

„Ich will dich um etwas befragen, doch du musst nur reinen Wein einschenken: beruht es auf Wahrheit, dass du einhundert Eier gelegt hast?“

Der Mann lachte hellauf und erzählte, wie er sein Weib blau habe anlaufen lassen, er habe *ein* Ei gelegt, nur um zu erfahren, was das Volk daraus gestalten werden. „Und wenn schon, o Kaiser, bei dir zu 99 ein hundertes hinzuwachsen konnte, so denk dir nur, was erst das Volk hinzudichten mag!“

Der Kaiser dankte ihm für die freimütige Aufklärung und entliess ihn reich belohnt.

261. *Mein Weib ist töricht, doch gibt es noch törichtere*

War mal ein Hausvorstand, dem sein Weib ganz und gar nicht gefiel, und er sprach zu ihr: „Weib, ich ziehe in die Welt hinaus, finde ich wo eine noch törichtere als du bist, so lass ich dich am Leben, wenn nicht so bring ich dich um. Schau darauf, dass die Kinder nicht hungern sollen, sondern leg jedesmal Fleisch aufs Kraut auf.“ Das Weib entgegnete: „Ich tu's schon ich tu's schon, geh du nur, mein lieber Hausherr, zu guter Stunde in die Welt und halt dich nicht länger auf!“

Er zog in die Welt hinaus und gelangte vor ein Haus. Eben rannte aus dem Hause eine Frau heraus, hält einen Reuter in der Hand, und rannte damit bald hinein, bald hinaus. Unser Mann trat näher heran und sagte: „Guten Tag, Schwester!“ Entgegnete die Frau: „Gut Glück mit dir, Bruder, reich mir die Hand, damit ich sie küsse!“ Fragte er: „Gott helfe dir Schwester, was tust du da?“ Antwortete sie: „Ich webe Bruder, es fröstelt mich, ich bemühe mich ein wenig Sonnenwärme mit dem Reuter in's Haus hinein zu tragen, es gelingt mir aber leider nicht!“ – „Nun sag, was gäbest du mir dafür, brächte ich dir ein wenig Sonne in's Haus hinein?“ – „Ei, bist du einfältig Brüderlein, heisch was immer du magst, du kriegst es!“ Der Mann ergriff eine Axt, holte die Leiter und stieg auf's Dach hin-

auf, riss ein Loch in die Decke; die Sonne schien wärmend hinunter und rief sie aus: „Oh möge dir Gott Gesundheit schenken, weil du mich neu belebt hast! Nun Brüderchen, was soll ich dir jetzt geben?“ Erwiderte er: „Meine liebe Schwester, ich wünsche mir einen Beutel voll Geld!“ Sie schenkte ihm einen Beutel Geld, er steckte es ein und zog weiter und gelangte vor ein zweites Haus. Von dort aus dringt ein Getöse, man dünkte schier das Haus stürze ein! Er kommt an die Türe und spricht: „Guten Tag, Schwester!“ – „Gut Glück mit dir, mein Bruder!“ – „Was treibst du da, Schwester?“ – „Sieh mal her, ich habe mit dieser Mistgabel Nüsse auf den Dachboden hinaufzubringen, aber ich kann und kann es nicht zuwege bringen!“ – „Was willst du mir dafür geben, schaff ich die Nüsse auf den Dachboden hinauf?“ – „Gerne gäb ich dir einen ganzen Beutel voll Geld dafür!“ sprach sie. Der Mann nahm einen Sack, füllte ihn mit Nüssen an, trug ihn auf den Boden hinauf, nahm das Geld und bemerkte: „Bleib mit Gott Schwester!“ – Sie darauf: „Geh zu guter Stunde des Weges!“ Er traf dann vor einem dritten Hause ein und sah dort eine melkende Frau. „Wünsch guten Abend Schwester!“ – „Gut Glück mit dir Bruder!“ Das Kalb lief dem Bauer zu, die Kuh hub zu röhren an und die Frau rief aus: „Ei, die Kuh tut ja ganz so, als ob du einer aus ihrer Verwandschaft wärest!“ Der Bauer versetzte gelassen: „Natürlich bin ich einer; ich bin der Bruder des Weibes, heirate meinen Sohn aus und bin hergekommen, um sie zur Hochzeit zu führen!“ – „Uff, welche Schande für mich, meine Kuh steht doch ganz nackt da!“ schreit die Frau auf. Rasch holte sie ein Hemd und einen Hemdgurt und zieht es der Kuh an. Der Mann ergriff die Kuh am Strick, um sie wegzuführen, die Frau aber fragte: „Gott helfe dir, wie heisst denn du eigentlich?“ Erwiderte er: „Hieristsie!“ und schon war er im Dunkel verschwunden. Bald nachher kehrte die Hausleute von der Maht zurück und riefen: „Schwägerin gib Wasser!“ – „Es ist keines da, lieber Brautführer, sowahr mir Gott beistehe, ich hatte keine Zeit welches zu holen!“ Als sie sie fragten, was sie denn eigentlich inzwischen gemacht habe, entgegnet sie: „Bei Gott, ich habe die Kuh zur Hochzeit herausgeputzt, ihr Bruder war gekommen, sein Sohn heiratet und er holte sie zum Hochzeitfeste ab!“ Die Leute erhoben sich schnell und nahmen die Verfolgung auf. Sie hatten den Schlaumeier beinahe erreicht, als die Frau zu schreien anfang: „Oh Hieristsie, oh Hieristsie!“ Die Leute vernahmen ihr Geschrei, liefen wieder zurück und fragte: „Wo ist sie?“ Sie aber sagte: „Sie ist ja nicht da, doch er heisst Hieristsie!“

Der Hausvorstand kehrte mit der Kuh heim und fragte die Kinder: „Habt ihr Hunger gelitten? Hat eure Mutter das Fleisch mit Kraut belegt?“ Worauf die Kinder dem Vater erzählten: „Die Mutter hat den ganzen Sack mit dem gedörrten Fleisch in den Garten hinaus getragen, hat jedes Krauthäuptel mit je einem Stück Fleisch belegt, da kamen die Hunde gerannt und fressen das Fleisch weg, doch wir mussten hungern!“ Da sagte der Mann zu seinem Weibe: „Ich hatte beschlossen, dich aus der Welt zu schaffen, weil du so blitzdumm bist, indess begehneten mir noch dümmere als du, deshalb schenk ich dir das Leben.“

262. *Wie einer in die Welt auszog, um noch närrischere Menschen zu suchen,
als es seine Hausleute waren*

Da lebten in Hausgemeinschaft Vater, Mutter, Sohn und Schwiegertochter. Der Sohn begab sich in die Stadt und kaufte einen Salzstein im Gewicht eines Zentners ein. Er brachte ihn heim und weil der Stein stark schwitzte, galt es ihn zu trocknen. So gieng denn der Sohn in den Weingarten, schnitt eine Rebe an, wand sie mitten in der Stube um den Durchzugbalken und hing den Stein an die Rebe an, dann verliess er die Stube um anderer häuslicher Arbeit nachzugehen. Bald danach trat der Vater in die Stube ein, erblickte den Stein und dachte: „O du mein Gott! wie töricht und unbesonnen ist doch mein Sohn! Hängt er da nicht an eine Rebe mitten in der Stube einen zentnerschweren Salzstein auf! Hätte mein Sohn schon ein eigenes Kind, das herumrutscht und es rutschte unter den Stein und es träfe sich, die Rebe riss ab, so wäre es aus und geschehen, zerquetschte der Salzstein das Kind!“ Und darüber brach er in greulichem Jammern aus. Da kommt auch die Alte herein gelaufen. „Was gibts, Väterchen? Was hat dich für Leid übermannt, dass du so arg jammerst?“ – „Ach, mein Mütterlein, frag mich lieber nicht! Siehst doch selber, wie unvernünftig unser Sohn gehandelt hat! Hieng da den Stein auf! Hätte er aber ein Kind sein eigen und geriete es unterhalb des Steines und die Rebe spränge zufällig entzwei, das Unheil wäre fertig!“ – „Da hast du wahrhaftig recht!“ sagte die Alte und fieng auch ihrerseits nach besten Kräften zu heulen an. Nach einer Weile stürzt auch die Schnur in die Stube hinein. „Ja was fehlt denn Väterchen und Mütterchen, dass ihr solch Jammergeheul anstimmt?“ Darauf die alte Schwiegermutter: „Befrag mich lieber gar nicht, o meine Schnur! Wo hast du denn deine Augen, wenn du nicht siehst was vorgeht? Schau nur her, was dein sauberer Mann angestellt hat! Wie er den Salzstein herhing! Hättest du ein Kind darunter und der Stein fiel zufällig auf das unschuldige Wesen herab und schlug dir das Kind tot, was dann?“ – „So ists auch!“, sagte die Schwiegertochter und hub als dritte im Bund herzerbrechend zu wehklagen an.

Auf das Geschrei hin stürmt der Sohn herein und fragt: „Ja, zermürben euch denn siebenerlei Sorgen, dass ihr so jammervoll heult?“ Darauf sein Eheweibchen: „Wie sollten wir denn nicht unseren Gram und Kummer laut hinausschreien, wenn du so ganz kopflos den Salzstein herhingst, er könnte doch leicht unser Kindlein zerquetschen, hätten wir erst eines und rutschte es unter den Stein!“ Doch darüber brach der Sohn in ein schallendes Lachen aus und sagte: „O du lieber Gott, gibt es irgendwo in der Welt noch solcher Narren?“

Diese Nacht verbrachten sie wie gewöhnlich in einer Schlafstube und die drei beweinten unaufhörlich das arme Kind, das der Stein erschlug.

Der Sohn machte sich aber in der Früh nach dem nächsten Dorf auf, um zu erkunden, ob es auch anderwärts solche Toren solcher Art, wie es die Seinen sind, wohl noch gäbe. Als er zum ersten Haus anfangs des anderen Dorfes kam, sah er einen Mann, der eine leere

Holzmulde bald zum Haus hinein, bald zum Haus heraus ohne Unterlass trägt. Er dachte, was mag das zu bedeuten haben und trat an den Mann heran: „Heda Freundchen, was treibst du da?“ – „Frag mich lieber nicht, da trage ich Sonnenschein in der Mulde ins Haus hinein. Habe mir das Häuschen erbaut, doch niemals dringt ein Sonnenstrahl in meine Stube ein! Doch Freundchen verstehst du's mich irgendwie zu unterweisen, wie ich diese Bürde von mir abwälze, denn es ist mir schon lästig geworden, Sonnenschein hinein zutragen, ohne Erfolg immer hinein zuschaffen, so will ich dich nach Gebühr gehörig entlohnen!“ „Bin dazu bereit, Gevatter, reich mir eine Axt her!“ Er ergriff die Axt und schlug mit ihr Fenster in die Wand ein und gleich spielte der Zimmerstaub in den eingedrungenen Sonnenstrahlen. Darauf der Hausherr: „Wahrhaftig, Gott selber, o Freund, lenkte deine Schritte hierher, ich danke dir aufrichtig und unumwunden dafür!“ Er bewirtete ihn mit Speis und Trank und bezahlte ihm die Mühe mit blanken zehn Silberstücken, der gute Freund zog in ein zweites Dorf weiter.

Hier erblickte er einen Mann, der da einen Wagen voll Nüsse unter die Dachtraufe gefahren hatte und sich nun emsig bemühte mit einer Heugabel die Nüsse auf den Dachboden hinaufzuschleudern. Unser Wanderer trat in den Hof ein und fragte ihn: „Ja was treibst du denn da, Freundchen?“ – „Du sieh'“, antwortete der Bauer, „drei Tage hindurch lade ich bereits die Nüsse auf mein Dachböddchen ab und bin nicht imstande sie abzuladen. Könntest du mir vielleicht dazu behilflich sein, ich verlang es nicht umsonst!“ – „Und was wärest du zu bezahlen gewillt?“ – „Na ich gebe dir die fünf Silberstücke, die ich noch in der Tasche habe!“ – „Also gut!“ – Er verlangte von ihm einen breiten Tragkorb mit zwei Seitengriffen und dazu eine Schaufel, füllte den Korb mit der Schaufel an, und trug nach und nach so sämtliche Nüsse vom Wagen, bis er ganz leergeworden, auf das Dachböddchen hinauf. Nach erledigter Arbeit gab ihm jener unter vielen Danksagungen die fünf Silberlinge und er wanderte ins dritte Dorf weiter.

Allhier traf er eine Bäurin, die da im Halbkreis um einen freistehenden Brodbackofen auf dem Erdboden die rohen Brodteige hingesezt hatte, um sie in den Ofen einzuschien. Er trat zum Pfortchen ein und rief ihr zu: „Gelobt sei Jesus, Gevatterin!“ – „Er sei immer dar gelobt und gepriesen, Vetterchen! Und von wannen des Weges daher?“ – „O liebste Gevatterin, ich komme von gar weit daher!“ – „O liebstes Vetterchen, so möge dir die Glücksfrau beistehen und gewogen sein, auch mein Schwesterlein hat sich jetzt vor drei Wochen nach Weithin verheiratet. Vielleicht kennst du sie oder hast du sie gesehen? Wie gehts ihr? Was macht sie?“ – „Ei wie sollte ich, o Gevatterin, sie nicht kennen, sie ist doch meine liebe Nachbarin!“ – „Bei deiner Gesundheit, liebster Gevatter, und was für ein Leben verbringt sie?“ – „O, liebste Gevatterin, was soll ich dir sagen, recht ärmlich, nicht so im Wohlstand wie du hier!“ – „Und tatest du ihr, o mein lieber, bester Gevatter, nicht eine Liebegabe mitbringen wollen?“ – „Aber ja, liebste Gevatterin, vom Herzen gerne!“

Die Gevatterin trägt die Liebegaben zusammen, nachdem sie vorerst dem Gevatter den neuen guten Branntwein zum Labetrunk und Fleisch und eine dicke Magenwurst zur Atzung vorgesetzt. Das Vetterchen stärkt sich nach Kräften, während sie, die sorgsame Gevatterin, eine Rolle Leinwand, Wäschestücke, trockenen Hauskäse, Eier, einen Schinken, einen Strang mit Würsten und eine Speckschwarte, kurz eine Butte voll lauter schöner Sachen anhäuften und sie sagte: „Ich werde noch einige Kreuzerchen hinzufügen, vielleicht mangelt's bei ihr daran?“ – „Freilich, freilich, beste Gevatterin, dein Schwesterlein sehnt sich oft selbst nach einer trocken Brotrinde!“ Rasch griff die liebe Gevatterin unter den Strohsack, zog einen alten Strumpf voll Geld heraus und steckte ihn in die Butte hinein.

Nachdem sich der treffliche Vetter satt angegessen und angetrunken, lud er sich die Butte auf den Rücken auf, dankte der lieben Gevatterin für die freundliche Bewirtung und sie, die Gevatterin, liess ihr liebes Schwesterlein hundertmal bestens grüssen. Nach seinem Abgang will sie noch rasch das Brod in den Backofen einschiessen, doch inzwischen hatten die Schweine den Teig aufgefressen. Inzwischen kommt plötzlich auch ihr Mann nach Haus. Sie fuhr ihn an: „O, du Mann, ein wildes Tier möge dich zerfleischen, wo bist du nur solange ausgeblieben? Hast den Menschen nicht gesehen, den ersten Nachbar meiner Schwester! Habe ihr wirklich ganz schöne Liebegaben zugeschickt!“ Der Bauer schöpfte schlimmen Verdacht, erriet den Sachverhalt und griff eilig unter den Strohsack, dann aber nach einem Stecken und bläute sein töricht Weib gründlich durch.

Jener Sohn trug indessen die Butte mit dem schönen Lehrgeld gemächlich heim, nachdem er sich überzeugt, die Welt sei voll Narren. Wie er nun daheim eintrifft, sitzen nicht die drei noch immer heulend und weheklagend beieinander! Sofort nahm er sein Taschenveitel her, schnitt die Weinrebe ab und legte den Salzstein in den Ofenwinkel hin. Jetzt erst beruhigten sich die bekümmerten Gemüter und von da an lebten sie alle in Eintracht und Frieden.

263. Von Adams und Evas Erbsünde

Es war einmal ein greises Ehepaar, das da in grosser Armut dahinlebte. Eines Tages spaltete Grossväterchen Kleinholz, ermüdete bei der Arbeit gar sehr und begann Adam und Eva zu verwünschen und sagte, an allem sei Eva schuld, weil sie die Erbsünde in die Welt gebracht habe, weshalb man sich, auch er, auf seine alten Tage hin abschinden und abrackern müsse. Darauf wandte Grossmütterchen ein, Adams Verschulden sei nicht um ein Härchen geringer als das Evas gewesen. Ein Wort ergab das andere und die alten Leutchen gerieten mit einander in ein hitziges Wortgeplänkel. Der Greis vertrat seine Meinung von der alleinigen Schuld Evas, das Mütterlein dagegen machte für die entstandene Erbsünde sowohl den Urvater als die Urmutter des Menschengeschlechtes verantwortlich. Während

sie so miteinander stritten, kam zufällig ein sehr reicher Mann des Weges daher und begrüßte das Paar mit „Helf euch Gott, Ihr guten Leute!“ und sie erwiderten artig seinen Gruss. Darauf befragt er sie, warum sie einander in den Haaren lägen und sie erklärten ihm den Sachverhalt. Darauf lud er sie in sein Haus ein und sagte ihnen, fürder brauchten sie überhaupt nichts mehr zu arbeiten, sondern mögen es sich in seinem Heime gut ergehen lassen und essen und trinken, was immer ihnen schmeckt, nur nicht das eine anrühren, was er im Topfe auf dem Tisch für sich allein zum Mahl aufgespart habe. Gut, sie waren des hauptzufrieden und taten sich Tag für Tag wie nie zuvor an den Speisen gütlich. Eines Tages aber mundete ihnen zu Mittag der saftige Braten gar zu fein und die Alte bemerkte sohin: „Weisst du, mein liebes Männchen, wenn schon unser Essen so pickfein ist, wie muss erst das des Reichen köstlich beschaffen sein, das er da im Topf für seinen Gaumen aufspart! Geh, lass uns mal in den Topf hineingucken, was er drinnen hat!“ Der Greis widerstand anfangs der Lockung, denn er war nicht sonderlich neugierig, sie setzte ihm jedoch solange zu, bis er klein beigab, nur endlich Ruhe zu haben und einwilligte.

Er hob ein wenig den Deckel empor, doch so wenig, dass seine Alte nichts ausnehmen konnte und ihn ermunterte: „So heb ihn doch höher, du Narr, ich sehe ja nichts!“ Er tat es besser und husch flog aus dem Topfe ein Mäuslein heraus und fieng in der Stube umherzulaufen an, die beiden Alten hinten nach so flink als es ihnen ihre steifen Beine nur erlaubten, um das Mäuslein zu erhaschen, aber aufzuwarten! Bald purzelte er, bald sie hin und auf ihr Getummel hin trat der Reiche plötzlich in die Stube ein und erkundigte sich, was denn auf einmal los geworden sei, dass sie sich wie toll benehmen. Sie rappelten sich wieder auf die Beine auf, standen beschämt vor ihm und stammelten verlegen, sie hätten aus lauter unbezwinglicher Neugier nur ein klein wenig den Deckel vom Topf gelüftet und so sei das gefangene Mäuslein leider hurtig entwischt. „Also seht Ihr“, sagt er zu ihnen, „so haben es auch Adam und Eva mit dem Apfel getan. Und wärt ihr zwei an deren Stelle gewesen, so hättet auch ihr die Erbsünde begangen!“

Bosnien

264. Weibliche Geistgegenwart

In einem Dorfe lebte ein Bauer namens Bogić mit Savka, seinem Eheweibe, das da ein Techtelmechtel mit ihrem Nachbar Elias unterhielt. Bogić nahm dies wahr und gelegentlich eines häuslichen Zwistes rügte und tadelte er sie wegen ihres Doppelspiels.

Einmal kehrte Bogić unverhofft vom Ackerfeld heim, fand Savka nicht in der Küche vor und eilte, von allerlei Vermutungen beflügelt, über den Hof zur Schlafkammer hin, wo er richtig Savka beim Aufräumen antraf.

„Da schaut ihn mal an! Wie er in die Kammer rennt! Glaubst der Kerl, Elias sei da!

Wirklich, mein lieber Bogić, was hättest du getan, hättest du jetzt Elias in unserer Schlafkammer angetroffen?“ fragte sie ihn.

Bogić drehte den Kopf hin und her.

„Ich weiss wohl, was ich getan hätte, doch weiss ich nicht, was du getan hättest!“

„Wer? Ich vielleicht? Beim Allah, ich hätte so ...“

Sie riss mit einem Ruck die Kotze vom Bett herab, warf sie rasch Bogić über den Kopf und schrie: „Flüchte, Elias, hinaus!“

Inzwischen kroch Elias unterm Bettgestell hervor und suchte das Weite.

„Siehst du, so hätte ich getan!“ und dann zog sie die Kotze Bogić vom Kopf herab.

265. *Man darf seinen eigenen Augen nicht trauen*

Ein Ehemann überraschte sein Weib in zärtlichem Gefühlaustausch mit einem Jüngling, rannte gleich zum Kadi hin, berichtete ihm, was er gesehen und verlangte Scheidung von der Ungetreuen. Fragte ihn der Kadi: „Aber, hat dies sonst noch wer ausser dir mitangesehen?“ – „Wer sollte es denn noch gesehen haben, o Kadi! Es kostete mich selber genug Aufwand an List, bis ich sie überrumpelte, geschweige denn, dass ich noch Zeugen dazu herbeiführen konnte!“ Der Kadi liess das Weib vorladen und der Gatte erzählte in ihrer Gegenwart nochmals die Begebenheit. Fragte der Kadi: „Was sagst du dazu, ist es wahr?“ Die Frau läugnete Stein und Bein alles glattweg ab. Zornig fuhr der Kadi sie an: „Wieso ist es nicht wahr, o du Zank! Hat dich doch dein Mann dabei ertappt und hat es mit seinen eigenen Augen gesehen!“ – „Darf man, Effendi, immer den eigenen Augen trauen?“ – „Wie denn nicht? Was die Augen erschauen, das bedarf keines weitem Zeugen!“ – „Verzeih, Effendi! Deine Auffassung ist überdachter und gereifter, doch nicht in jedem Falle, denn traute man jederzeit nur den Augen, so brauchte man weder Elle noch Stangenwaage, noch benützte der Baumeister beim Hausbau einen Messstab.“ Darauf bemerkte der Kadi: „Bei meinem Glauben, du sprichst richtig, du aber Obmann, erblickst du jemals wieder irgend einen Mann mit deinem Weibe und vermagst du keinen Zeugen herbeizuholen, so hol eine Waagegestange, eine Elle und einen Messstab herbei und miss den Mann vorerst gründlich ab und dann trau dem Mass, nicht aber deinen Augen!“

266. *Das Hemd der Schwiegermutter*

Als die Schwiegertochter die Leibwäsche ihrer Schwiegermutter wusch, hat sie deren Hemde in Zorn mit besonderer Heftigkeit gepresst: „Sollst wüst bleiben, hast mir nur allzuviel Leid bereitet!“ Nachdem sie mit dem Waschen fertig geworden war, breitete sie die

Wäsche zum Trocknen auf dem Rasen aus und da war gerade das Hemde der Schwiegermutter am weissesten.

267. *Befehl ist Befehl*

In einer grossen, weil an Mitgliedern zahlreichen Hausgemeinschaft lebte ein altes Mütterlein. Sie hatte um sich Söhne und Schwiegertöchter, erwachsene Burschen und Mädchen als ihre Enkel und sonst noch Schwäger und Schwägerinnen mit deren Nachkommen. An jedem Mittwoch und Sonntag giengen die Burschen aus dem Hause ins nahe in der Stadt befindliche Amt, um für den Fall einer Einberufung Befehle entgegenzunehmen.

So oft als die Burschen vom Rapport wieder heimkehrten, fragte sie das Mütterlein: „Kinder, was gibt's für einen Befehl?“ Sie mussten ihr haarklein alles berichten. Diese ewige Fragerei der Alten war schliesslich den Burschen lästig geworden und ihrer drei verabredeten untereinander, wie sie das Mütterlein foppen und aufsitzen lassen wollten.

Als sie wieder einmal aus dem Stabort heimkamen, richtete die Alte ihrer Gewohnheit gemäss an sie die Frage: „Was für einen Befehl gab es?“

„Ein gar seltsamen, Mütterlein. Was der Kaiser diesmal für einen Befehl erlassen hat, das dürfen wir dir gar nicht sagen!“

„Es sei, wie immer, sagt ihn mir ohne weiteres, was kann's schaden?“

„Ei nun, Mütterlein, wir schämen uns, dir zu sagen, was das für ein merkwürdiger Befehl ist!“

„Merkwürdig her, merkwürdig hin, eine Merkwürdigkeit überlebt den dritten Tag nicht. Erzählt frei heraus eurem Grossmütterlein, was da los ist!“

„Na, wenn du justament darauf bestehst, so vernimm denn: der Kaiser erliess einen Befehl, wonach fortan die heiratfähigen Burschen verwitwete alte Frauen und reifgewordene Mädchen wieder nur greise Witiber zur Ehe nehmen dürfen!“

Die anwesenden Mädchen schlugen darüber eine helle Lache auf, die Alte aber fuhr sie barsch an: „Ja, was lacht ihr ungeschlachten Mägde so unziemlich? Befehl ist Befehl! Man muss ihm gehorchen!“

Anmerkung: Ein schöneres Beispiel für die bis ins hohe Greisenalter wirkende Macht der Geschlechtlichkeit kann sich der Psychoanalytiker nicht wünschen. Verwandt ist denn eine gut beglaubigte Anekdote aus dem Leben eines französischen Staatmannes und Dichters, der als ein noch riegelsamer Neunziger eine hübsche junge Hofdame eines Morgens besuchte. Sie empfing ihn freundlichst und begrüsst ihn mit den Worten: „Für sie, Marquis, erhebe ich immer früh morgens!“ Darauf er verbindlich: „Für mich erheben Sie sich immer früh morgens, und für andere begeben Sie sich immer früh abends zu Ruh!“ Aus dieser feinen Bemerkung klingt der Neid des Alten gegen die liebeleidige Jugend hervor. Vermögen die Gealterten den Ablauf der Zeit nicht mit Humor und Würde zu ertragen, so verfallen sie dem Gespött, wovon so manche derbkömische Erzählung in der „Anthropophyteia“ zu vermelden weiss.

268. *Das Gesetz, das bestimmt der Kaiser*

Am Dorfbrunnen treffen einander die Frauen und Mädchen beim Wasserholen, denn das ist eine Arbeit, die den Frauen allein zusteht. Geht eine tagüber mit dem Kübel und Krug zum Brunnen, so folgt ihr bald eine zweite und dritte nach, denn bei dieser Gelegenheit ergibt sich immer ein kurzer Plausch und ein Austausch der Neuigkeiten von Haus und Wirtschaft, von den Untugenden der Männerwelt, von allererlei Zauberwerken und seltsamen Träumen, die ganz gewiss etwas bedeuten. So fanden sich einmal zufällig am Brunnen beim Wasserschöpfen Altmütterchen Mara und das schmucke Mädchen Bara gleichzeitig ein und besprachen dies und das und weiss der liebe Gott was. Während sie in aller Eile einander noch einige wichtige Sachen mitteilten, die sie in aller Eile beinahe vergessen hätten vorzubringen, kam der Dorfbursche Marko daher, ein jederzeit zu Spässen aufgelegter loser Schlingel. Marko mengte sich gleich ins Gespräch ein und bemerkte mit ernster Miene: „Ja, mein liebes Mütterchen Mara, alsbald werden ganz neue Verhältnisse eintreten, ganz andere als die bisherigen, sage ich dir. Ehestens wird man das Gesetz verlautbaren, dass gerade die jüngsten Burschen gezwungen sein werden, die ältesten Weiber zu ehelichen und da wird sich keiner darum drücken können!“

Altmütterchen Mara geriet darüber in Aufregung und sah bedeutungsvoll jung Bara an, die auf Markos Eröffnung hin bloss mit den Schultern gleichmütig zuckte und spöttisch dazu „Hm!“ hören liess.

„Des weiteren wird das Gesetz bestimmen, dass fortan die Mädchen unbedingt ihre Hand den abgelebtesten Greisen zum Lebenbund werden reichen müssen!“ fügte Marko noch hinzu.

Darüber bemächtigte sich das Altmütterchens Mara eine noch grössere Aufgeregtheit, das Mädchen aber sagte wieder nichts dazu, sondern wiederholte bloss ihr: „Hm!“

– „Was für ein ‚Hm‘? Was redst denn, Kind, so albern!“ versetzte Mara zu Bara: „Das Gesetz rührt nicht von mir her, was Gesetz ist, das bestimmt der Kaiser!“

Bosnien

269. *Der Schwärzeste von allen*

Die Raben und die Dohlen erhoben vor dem HERRN Klage, weil sie die schwärzesten seien und baten um Änderung ihrer Farbe.

„Kehrt wieder heim, erwiderte ihnen der HERR, und gebt euch zufrieden, denn Ihr seid nicht die allerschwärzesten, denn die allerschwärzesten sind die Eidame, die ins Haus einheiraten.“

Von der Antwort befriedigt, zogen die Vögel wieder ab.

Mazedonien

270. *Die Ehefrau zweier Männer*

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Ehemänner. Als die beiden einmal in den Wald gegangen waren, um Holz zu fällen, schickte ihnen ihr Eheweib das Mittagessen zu und zwar jedem gesondert. Die Männer wussten aber nicht, dass sie einunddasselbe Weib zur Ehefrau hatten. Das Weib hatte einem jeden ihrer zwei Männer je einen halben Indian und einen halben Brotfladen zugeschickt. Während des Essens trat der jüngere Ehemann zu dem älteren hin und bemerkte, der habe das gleiche Mahl wie er. Der ältere verwunderte sich darüber und erkundigte sich beim jüngeren: „Wer hat dir denn dies Essen zugeschickt?“ – „Das sandte mir, Bruder, mein Eheweib zu!“ erwiderte ihm der jüngere. Befragte ihn weiter der ältere: „Wo wohnst du, und welchen Namen führt dein Weib?“ – „Ich wohne im Dorfe Cosici des Bezirkes Travnik und mein Eheweib heisst Ivka!“ Darüber verwunderte er sich und sprach: „Hei! So wahr dir Gott! Treib keinen dummen Spässe! Auch ich wohne zu Cosici und auch meines Eheweibes Name ist Ivka!“ Darauf der jüngere: „Somit haben wir also alle beide dasselbe Eheweib!“ Der ältere bemerkte: „Gott helfe mir, da sehe ich ein, dass wir verheiratet sind, doch lass uns heimgehen gleich, und treten wir beide in ein und dasselbe Haus ein, so werden wir wissen, dass wir auch ein und dasselbe Weib haben!“

So machten sie sich selbender auf den Heimweg. Ins Dorf gekommen, schritten sie durch dieselbe Strasse und traten in ein und dasselbe Haus ein. Als sie eingetreten waren, verwunderte sich bei ihrem Anblick das Weib und rief aus: „So war euch Gott helfe, wo seid ihr denn zusammengekommen?!“ Fragte der ältere Ehemann: „Ja, hast du noch einen zweiten Ehemann ausser mir?“ Das Weib darauf: „Wo steckt denn mein zweiter Ehemann?!“ Sagte der jüngere: „Also hattest du keinen zweiten Ehegatten ausser seiner, und bin denn nicht ich dein Ehemann?“

So ergab ein Wort das andere, die zwei Männer gerieten in Streit und wenig fehlte es, sie fuhren einander an die Gurgel. Das Weib trat vermittelnd dazwischen und sprach: „Balgt euch nicht so herum, sondern hört mich an, was ich euch vorschlagen werde. Verlegt euch beide aufs Räuberleben und wer sich von euch beiden besser bewährt, der soll dann allein mein Ehemann bleiben!“

Damit waren die zwei Männer wohl einverstanden und sie begaben sich ohne Verzug in die Stadt. In der Stadt vereinbarten sie miteinander, der eine solle bei Nacht, der andere bei Tag auf Diebstahl ausgehen. Dem älteren fiel das Tag-, dem jüngeren das Nachtwerk zu. Der ältere suchte einen Geschäftladen auf und kam dazu, wie ein Jude mit dem Kaufmann wegen eines Stoffes zu einem Mantelrock feilschte. Nachdem sie handeleinig geworden und der Jude den Kaufpreis erlegt hatte, hüllte der Kaufmann den Stoff in ein Papier ein und der Jude gieng mit der Rolle fort. Nun schlich der Mann dem Juden behutsam nach, zog ihm sachte unter dem Arme den Mantelstoff weg und schob ihm dafür eine

Gurke unter. Als der Jude heimkam, überreichte er seinem Weibe die Rolle und sprach zu ihr: „Da habe ich dir einen Stoff zu einem Frauenmantel gekauft!“ Hoherfreut gieng die Frau in die Stube hinein, wickelte das Papier von der Rolle auf und fand darin zu ihrer Überraschung nur die Gurke vor. Gleich lief sie zu ihrem Ehegatten zurück und schrie ihn an: „Warum machst du dir aus mir einen Jux?“ Der Jude schwur ihr: „So wahr mir Gott, ich kaufte dem Kaufmann einen Stoff zu einem Frauenmantel ab!“ Er zürnte über diesen Betrug, wickelte die Gurke wieder in die Papierhülle ein und rannte zum Kaufmann zurück. Auf dem Hinwege passte ihm der Dieb auf, schlich sich an ihn heran und schob ihm wieder für die Gurke den Mantelstoff unter. Der Jude stellte sich vor den Kaufmann hin und redete ihn entrüstet an: „Warum verübst du an mir einen Betrug? Da schau her, statt eines Mantelstoffes hülltest du mir eine Gurke ein!“ Darüber gar sehr verwundert entgegenete ihm der Kaufmann: „Keine Kränk auf dich! warum versündigst du dich so arg? Hast doch mit deinen eigenen Augen zugeschaut, wie ich den Mantelstoff ins Papier eingewickelt! Geh, gib mal die Rolle her, wir wollen sehen!“ Der Jude wickelte die Rolle auf und traut seinen Augen selber nicht, wie er den Stoff erblickt. Erbittert fuhr ihn der Kaufmann an: „Du Lump, du hast für dein Geld mir gleich zwei Mantelstoffe abschwindeln wollen!“ Der Jude, eine ehrliche Haut, antwortete ihm unter Tränen: „So wahr mir Gott beistehen möge, Kaufmann, glaube ja nicht, dass ich mit List und Lug vorgehe, doch, als ich den Stoff meiner Frau vorlegte, war es wahrhaftig nur eine Gurke!“ Der Kaufmann lachte wie noch nie und der Jude zog kleinlaut ab.

Der jüngere Ehemann hatte unauffällig seinen älteren Weibteilhaber beobachtet, wie geschickt er stahl und als sie dann einander wieder trafen, sagte er zu ihm anerkennend: „Fürwahr, du bist ein echter Künstler im Diebfach!“ Um das Jat-su-Gebet herum, das ist so gegen acht Uhr abends, sagte der jüngere zum älteren: „Ei, da hast du dein Meisterstück schon geleistet, nunmehr kommt die Reihe an mich. Ich verfüge mich jetzt in die kaiserliche Burg, doch auch du musst mit mir mitkommen. Du wirst bloss hinter dem Palaste Gänse braten, während ich mich hinauf in die kaiserlichen Gemächer begeben!“

Als sie zur kaiserlichen Hofburg gelangten, stahl der jüngere zunächst einige fette Mastgänse aus der kaiserlichen Geflügelzucht, übergab sie dem älteren und sagte zu ihm: „Geh du nur dort hinter den Palast und brat die Gänse ab, während ich mich indess in dem kaiserlichen Gemach ein Weilchen umschaue!“ Und so giengen sie von einander, der jüngere in des Kaisers Gemach, der ältere hinter den Palast. Wie nun der jüngere in das kaiserliche Gemach eintrat, traf er eine Waliske dabei an, wie sie dem Kaiser die Fusssohlen kitzelte. Er packte sie gleich und schmiss sie in den Korb an der Wand hinein und begann dann an ihrer Statt, dem Kaiser die Sohlen zu kitzeln. Der Kaiser konnte nicht einschlafen und forderte seine vermeintliche Dienerin auf, ihm irgendeine Geschichte zu erzählen, damit er darüber leichter einschlummere. Der Dieb als Waliske begann zu erzählen, wie sich eines Abends ein Erzscheml in die kaiserliche Schlafstube hineingeschlichen, die dem

Kaiser die Fusssohlen kitzelnde Waliske in den Wandkorb hineingeworfen und an ihrer Stelle die Sohlen dem Kaiser weitergekitzelt habe. Die Erzählung schläfernte den Kaiser richtig ein und der Eindringling entfernte sich ruhig, um mit seinem älteren Genossen hinter dem Palaste Gansbraten zu essen.

Frühmorgens erwachte der Kaiser und rief seine Waliske an, sie möge ihm Wasser zur Waschung herbeizuholen, die Waliske aber antwortete aus dem Wandkorbe von oben herab: „Hier stecke ich, o gnädigster Gebieter, im Wandkorb drin!“ Und aus dem Handkorb heraus, hub sie ihm umständlich zu erzählen an, was sich nächtens zugetragen. Darüber erschrak der Kaiser und berief sogleich den hohen Rat der Vezire ein, berichtete ihnen von der nächtlichen Begebenheit und beantragte, man möge beschliessen, von nun an an der kaiserlichen Türe eine Wache aufzustellen, damit nicht wieder Einbrecher erscheinen und am Ende sein, des Kaisers Haupt, mit sich forttrügen. Die Vezire brachen in schallendes Gelächter aus und begannen ihn zu hänseln, wie er denn nicht schon an der Stimme den Einschleicher erkannt habe. Den Kaiser verdross dies ein wenig und er liess durch den Herold in der Stadt verkünden, der Kaiser wünsche den nächtlichen Besucher kennen zu lernen. Als der Dieb davon vernahm, meldete er sich von selber als Täter und begab sich in das kaiserliche Gemach. Der Kaiser tat ihm kein Leid an, sondern führte ihn zu den Veziren in den hohen Beratungsaal. Als der Dieb vor den Veziren erschien, befragten sie ihn, warum er denn eine solche vermessene Tat gewagt habe. Er erzählte ihnen nun wahrheitgetreu, wie er und noch einer ein gemeinsames Eheweib besässen, wie sie um dessen alleinigen Besitz miteinander in Streit geraten seien und wie ihnen ihr beiderseitiges Eheweib vorgeschlagen, wobei sie ihnen versprochen habe, desjenigen alleinige Ehegattin zu verbleiben, der sich als Meisterdieb bewähren sollte. Und nur darum habe er sich in den kaiserlichen Hof hineingeschlichen. Der Kaiser befragte ihn, ob er sich wohl unterfinge, auch den einen oder anderen der Vezire zu übertölpeln. Der Schelm erwiderte: „Mit Vergnügen, das ist nur ein Kinderspiel!“ Einer der Vezire fuhr auf und sagte: „Wenn du mich herumkriegst, so lasse ich mich muskettieren!“ Und der Schelm versetzte: „Und wenn ich dich nicht übers Ohr haue, so lasse ich mich hängen, und nicht muskettieren!“

Gegen Abend zerstreuten sich alle die Vezire aus dem Ratsaal und jeder gieng heim, nur der eine Vezir, der da behauptete, ihn könnte der Schelm nicht überlisten, machte einen Spaziergang. Das war dem Schelm eben sehr erwünscht, denn inzwischen begab er sich in des Vezirs Schlafstube und hob in der Stubendecke ein Loch aus, durch das er hindurchschlüpfen konnte. Als der Vezir um Mitternacht in seine Stube kam und sich niederlegte, zog der Schelm ein weisses Gewand an, stieg über die Decke hinauf und fieng oben zu trampeln an. Der Vezir entsetzte sich und rief aus: „Wer ist das?“ Im selben Augenblicke fiel von der Decke eine weissgekleidete Gestalt mit einem bis zum Gürtel herabwallenden Barte herab und rief mit furchtbarer Stimme: „Ich bin der Tod! Mich hat Gott ausgesandt, um dich ins Paradies zu entführen!“ Dem Vezir lachte das Herz auf, weil ihm das Paradies

beschieden sei und sprach: „Dank und Lob dem lieben Gott, dass ich ins Paradies und nicht in die Hölle fahre, doch bitte ich dich, lass mich vorerst ausschlafen, damit ich leichter werde, denn vielleicht müssen wir noch einen weiten Weg wandern!“ Der Tod gewährte ihm die Ruhefrist, doch als der Morgen graute, weckte er ihn, den Vezir, auf und sprach zu ihm: „Jetzt musst du in diesen Sack hinein, auf dass du nicht die Schrecknisse auf dem Wege schauest!“ Gerne willigte der Vezir darauf ein und der Schelm stopfte ihn in den Sack hinein. Das Wohnhaus des Vezirs war dreistöckig. So oft nun der Schelm zu einer Treppe kam, schmiss er den Sack mit dem Vezir über alle Stiegenstufen hinab. Der Vezir ertrug aber alles, wie schon einer, der ins Paradies einziehen möchte. Als zuletzt der Schelm den Vezir in den Ratsaal hineinbrachte, öffnete er den Sack und rief ihm zu: „Wohlan! Hier ist dein Paradies!“ Der Vezir kroch aus dem Sack heraus, schaute um sich und sah sich im hohen Beratungssaale. Alle übrigen Vezire lachten ihn weidlich aus und der Kaiser auch, der nun den Erzscheml reich belohnte. Also erwarb er die Diebmeisterschaft und sein Weib zum alleinigen Besitz.

271. *Wie Georg Batinić aus Trebinje Drinaleuten ein Schnippchen geschlagen*

Überall im Herzogland hält man die an den Ufergeländen der Drina wohnenden Bauern für die beschränktesten und trügsten Leute. Einmal zur Sommerzeit brach ihrer eine Gesellschaft mit Pferden nach Trebinje um Salz auf. Als sie nachts zur Esche am Fürstinbache, eine Stunde nördlich vor Trebinje, anlangten, luden sie die Last von den Pferden ab, stellten in einem Kessel Wasser zu und sotten darin einen Maissterz zum Nachtmahl ab. Als der Sterz gar war, kam zufällig des Weges ein gewisser Georg Batinić, ein allzeit zu Spässen und losen Streichen aufgelegter Patron, daher und gesellte sich zu den Drinaleuten, um seinen Scherz und Spott mit ihnen zu treiben. Er begrüßte sie mit: „Helf euch Gott, Ihr Leute!“ setzte sich zu ihnen hin und sah den noch dampfenden vollen Kupferkessel mit Maissterz und sprach zu ihnen: „Aber, ihr Leute! Warum esst Ihr denn nicht diesen Sterz, sondern haltet ihn so zwecklos vor euch im Kessel? Habt Ihr denn nicht von einem gewissen Georg Batinić vermehren gehört, von diesem Gaudieb? Stiesse er zufällig auf euch da, der tät euch jetzt vor euren Augen den Kessel wegstehlen!“ Darüber höchlich verwundert riefen alle aus: „Aber, keine Kränk auf dich! Wie könnte er vor uns allen den Kessel mit dem Sterz wegtragen?“ Darauf bemerkte Georg: „Das will ich euch zeigen! Also zuerst so (dabei ergriff er den Kessel), dann zöge er sich allmählig so zurück, dann immer weiter nach rückwärts, so wie ich es da mache, immer rückwärts und -wärtser ...“ Und dabei entschwand er zuletzt vor ihren Augen im Walde und sie schriegen ihm alle nach: „Gib uns doch, wer du auch seist, wenigstens den Kessel wieder, den Maissterz schenken wir dir gern!“

272. Wie drei Strolche einen Bauer übertölpelt haben

Ein Landmann führte eine Ziege zum Markt, der Ziege hatte er eine Glocke umgehängt und vorsichthalber das Tier seinem Rosse an den Schweif gebunden. Drei Strolche waren am Wegrande im Walde gelagert und da sagte einer von ihnen: „Dem Bauern möchte ich wohl die Geiss stehlen, ohne dass er das geringste davon merkte!“ Versetzte der andere: „Ich könnte ihm auch das Ross stehlen!“ Dann meinte der dritte: „Das sind Kleinigkeiten, käme es mir darauf an, so stehle ich ihm auch das Gewand vom Leibe!“

Der erste Strolch schleicht sich hinterrücks auf den Weg, ohne dass ihn der Bauer gewahrte; löst die Ziege los und befestigt die Glocke an den Pferdeschweif. Der Bauer glaubt, die Ziege folge ihm, da er doch die Glocke läuten hört. Eine Zeitlang reitet er ruhig weiter, bis er sich plötzlich umwendet und den Abgang merkt, steigt ab und macht kehrt um sie zu suchen. Begegnet ihm der zweite Strolch und spricht ihn an: „Was suchst du denn?“ Sagt der Landmann: „Jemand hat mir meine Ziege gestohlen, hast du vielleicht einen getroffen, der sie führt?“ Erwidert der Gauner: „Gerade zuvor hab ich einen gesehen, der eine Ziege in den Wald hineinführte, beeilst du dich, erwischst du ihn noch!“ Der Bauer zu dem Spitzbuben: „Halt mir mein Ross!“ Der Strolch hält das Pferd gerne, der Bauer aber verliert sich rasch im dichten Gehölz. Als er wieder zurückkommt ist auch sein Ross schon verschwunden. Er fängt zu jammern an. Taucht der dritte Strolch aus dem Walddickicht auf und sagt: „Bauer, Bauer, was hast du denn, was klagst denn so herzbrechend?“ Darauf er: „Jemand hat mir meine Ziege gestohlen, ich hab den Dieb verfolgt und hab mein Pferd währenddessen einem Kerl zum Halten anvertraut, nun bin ich auch um's Ross gekommen!“ – „Kein grosses Leid auf dich, mir ist schlimmeres widerfahren. Hab einen grossen Goldschatz gefunden und da mich der Teufel geritten, dass ich in einen Fluss hineinwatete und mir der ganze Schatz ins Wasser fiel, zu meinem Unglück aber kann ich nicht tauchen; fände sich ein tüchtiger Taucher, höbe er den Schatz, so könnten wir beide reiche Leute werden!“ Sagt der Bauer: „Tauchen kann ich sehr gut, wo hast du das Gold verloren?“ Sie kamen zu einer tiefen Flussstelle, da deutet der Strolch auf einen Punkt hin: „Hier ist mir mein Schatz in die Tiefe gesunken!“ Der Bauer zieht sich splitternackt aus und springt auf den Grund des Wassers hinunter. Inzwischen stiehlt ihm der Kerl das Gewand und fort damit in den Wald! Der Gefoppte sucht und sucht das Flussbett vergeblich ab. Wie er aus dem Wasser auftaucht, nackt und erschöpft, sieht er auch seine Kleider nicht mehr.

273. Wie ein Bauer einen übermütigen Moslim übertölpelt hat

Ein übermütiger Moslim und ein serbischer Bauer begegneten einander auf der Strasse zwischen Trebinje und Bileće. Der Moslim ritt hoch zu Ross, der Bauer aber schritt zu Fuss ein-

her und trug einige Hauenstiele zu Markt nach Trebinje. Fragte ihn der Moslim: „Von wannen kommst du und wohin des Weges, du Serbe?“ – „Von daher, Aga! Aus dem Bilecer Gerichtbezirke, gehe nach Trebinje, um womöglich diese Hauenstiele zu verkaufen!“ – „Na, keine Kränk auf dich! Du bist doch kein Habenichts, sondern bist noch dicker und breiter in den Schultern als ich!“ – „Versündig dich nicht, o mein Aga! Woher sollte denn ein armseliges Bäuerlein beliebter als ein Moslim sein?“ – „Nähere dich, wollen mal sehen!“ Er schwang sich vom Ross herab, zog einen Hauenstiel aus dem Bund heraus und mass den Landmann über die Schultern und die ausgebreiteten Arme aus und sprach: „Hei, du Serbe, jetzt aber miss du mich ab, doch gerecht, so wahr dir dein Bethaus!“ Der Bauer war ein verflixter Kerl, gedachte, sich an dem ihm früher unbekanntem Moslim zu rächen und sagte: „Aber mein Aga! Man nimmt nicht Mass über die Kleider, sondern übers nackte Fleisch hin!“ – „So miss du, wie du es am besten verstehst!“ Der Bauer zog ihm den Stiel durch den rechten Ärmel des Dolmans durch, schob ihn ihm über die Schultern und durch den linken Ärmel hindurch und wie er so den Aga mit auseinander gespannten Armen dastehen sah, bestieg er dessen Ross, stach ihm mit den Steigbügelschaufeln in die Weichen und sprach vom Sattel herab: „Gesegne es dir Gott, Aga! Verabschieden wir uns nun in Frieden und Freundschaft! Ich begnüge mich mit dem Ross und du nimm mit dem Hauenstiel vorlieb!“ Da begann der Moslim sich hin und her zu werfen, doch was halfs ihm? Zeternd verblieb er an der Stelle zurück und harrte, bis einer käme, der ihn vom Hauenstiel im Rücken befreite. Bis nicht einer des Weges daher kam, hörte er nicht auf zu sich zu sagen: „Ei, dieser geriebene Serbenkerl! Dass ich ihm die Mutter ...!“

274. Wie dem wackeren Audaga zu Stambol die Schlaueheit einer biedereren Frau aus schweren Nöten herausgeholfen

Seine Seele finde Gnade vor Gottes Richterstuhl! Er lebte noch bis jüngsthin und in jedem Winter pflegte er von seinen Abenteuer in der Kaiserstadt zu erzählen. Stambol ist gar lang und breit und lagert auf sieben Hügeln und es haust und heimt dort mancherlei Volk. Es giebt dorten aber auch so mancherlei Böses und Gutes und ein gerader Mensch liesse es sich nicht einmal im Traume einfallen, was er alles in selbiger Stadt erschauen und erleben kann.

In früheren Zeiten war so manches anders als gegenwärtig eingerichtet. Es gab noch keine solche Maschinen, auf denen man, wie man sagt, hier einschläft und in der Früh in Stambol erwacht, sondern man bedurfte fester Opanken an den Füßen, verlässliche Waffen im Ledergurt oder man musste sich auf einen vilenhaften Rappen hinaufschwingen und einen Monat lang oder noch länger einherwanken, ehe man nach Stambol hingelangte. Nun und das heutige Geld, das von Papier, es ist so leicht, dass selbst ein Kind es

fortschaffen kann, wohin du nur magst, doch dazumal herrschten Gold, Silber und am meisten Kupferstücke im Lande und wann sich die Kaiserlichen Steuergelder angehäuften hatten, so war es Brauch, dass die Gemeindeobrigkeit einen ehrenfesten Mann ausfindig macht und ihm das Geld anvertraute, damit er es befördere und an die kaiserliche Schatzkammer abliefern. Na, also fiel dies Glück auch unserem wackeren Audaga aufs Haupt.

Es bestieg seinen Braunen, nahm einen Frächter auf und reit her, reit hin, trifft eines Tages in Stambol ein und steigt im Herrengasthof ab. Die Gelder nahm er zu sich auf die Stube hinauf, den Frächter aber entliess er wieder heim ins Bosnaland.

Als er aber am anderen Tage zur Hohen Pforte kam, um sich umzusehen, wo er die Steuergelder abliefern soll, bemerkte er, das werde nicht ohne allerlei widerwärtige Zwischenfälle abgehen, wie es ihm bereits daheim erfahrene, ältere Leute vorausgesagt hatten. Es hält schwer, zur Kaiserlichen Schatzkammer zu gelangen und noch schwerer, so grosse Gelder rechnungsmässig abzuliefern, weil aus allen Reichbezirken die Steuerzahlungen eingelaufen und der Andrang der Boten riesig war. So kehrte denn Audaga besorgt und niedergeschlagen in seinen Han zurück.

So begab er sich nun Tag für Tag aufs Amt hin, doch an ihn kam trotz alledem nicht die Reihe. Schliesslich beschied man ihn, er möge nur ruhig im Han abwarten, bis er eine Vorladung zu erscheinen erhalte, es gieng alles der Anmeldung nach.

Von da an verbrachte Audaga seine Zeit im Müssiggang. Des Morgens sass er im Vorhaus des Hans und schlürfte seinen Kaffee und betrachtete die gegenüber stehenden drei, vier Stockwerke hohen Häuser und gab sich verschiedenen Gedanken hin, was sich für Geschick und Glück hinter den engvergitterten Fenstern abspielen möge. Späterhin lenkte er seine Schritte in die Kauflädenstrasse und hier machte er gleich beim ersten Handelmann, einem Pilgram, halt, bei einem langbärtigen, höchst würdigen Manne von sanfter, abgeklärter Gemütart, und hier pflegte er eine längere Weile zu sitzen. Darnach setzte er seine Fusswanderungen fort, besah die Merkwürdigkeiten der Stadt, besuchte die Moschee, kehrte wieder zum Pilgram auf einen Plausch ein und beim Abendanbruch fand er sich in seinem Han zur Nachtruhe ein.

Nachdem er mit seinem Pilgram bereits näher vertraut geworden war, klagte er ihm eines Tages sein Leid, wie es ihm so schwer fiele, beschäftigunglos herumzulungern und zuzuwarten, zum Überflusse in beständiger Angst und Sorge wegen des vielen Kaiserlichen Geldes, denn, Gott bewahre vor einem Diebkerl – wie bald ist das ganze Vermögen dahin und zugleich mit ihm das Haupt von den Schultern!

„Na, da steht dir, Bruderseele, mein Geschäfthaus zu Gebote, entgegnete ihm der Pilgram, hast keine Not zu zittern und zu beben. Mein Magazin ist vollkommen feuersicher und der Nachtwächter behütet es ohnehin vor Dieben. Bring du getrost deine Siebensachen her und wir wollen sie hier in meinem Eisenschranke aufbewahren. Wann dann an dich die Reihe kommt, nimm dein Geld und liefere es ab!“

„So wahr mir Gott, so ist's am besten“, rief Audaga erfreut aus, „hab innigen Dank für deine Bereitwilligkeit, mir einen so grossen Liebedienst zu erweisen!“

Und er sprang sogleich vom Boden auf die Beine auf, rief zwei Lastträger herbei und stellte das Geld ins Magazin des Pilgrams über. Von da an schlief Audaga jede Nacht ruhig und sorgenfrei ein.

Eines Tages erfuhr er, das Gedränge am Kaiserlichen Hauptsteueramte aber aufgehört und so suchte er den Pilgram auf und ersuchte ihn um Herausgabe des Geldes, um es an den Staatschatz abzugeben.

„Von was für einem Gelde redest du?“ fragte starr vor Verwunderung der Pilgram und wechselte vor Erstaunen die Gesichtsfarbe.

„Nun, jenes Geld, jene Steuergelder, welche ich dir zur Aufbewahrung anvertraut habe, bis beim Schatzamt an mich die Reihe zur Abstattung käme!“

„Nein, mein lieber Herr, bei mir lagert keinerlei Geld von dir!“

„Ach, Ach!“ Das ganze Magazin fieng sich um Audaga zu drehen an und er konnte kein Wort mehr hervorbringen. Im selben Augenblick stürzte irgend ein Käufer ins Geschäft herein, der Pilgram erhob sich rasch, um den Kunden zu bedienen und unser Audaga kehrte zu Tod betrübt und fassunglos in den Han zurück.

Er kam auf seine Stube, liess sich gebrochen nieder und griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe. Was fängt er Ärmster nun an, soviel Geld weg und er dazu in der fremden Welt! Darf auch keinem Menschen davon etwas sagen! So quälte er sich ab und wand sich vor Gram und Kummer eine ganze Stunde hindurch allein in seiner Stube.

Zuletzt wurde es ihm in dem Raume zu eng. Allerlei Gedanken stürmten auf ihn ein. Soviel Geld verloren, dazu noch Kaiserliches Steuergeld. Durfte er mit fremdem Gut so leichtsinnig verfahren, es irgend einem ohne Urkunde übergeben? Wer würde es ihm auch glauben, wenn er's erführe? Soll er flüchten? Etwa ins Meer hineinspringen? Gott sei davor! Er erhob sich jählings, und um irgendwie die bösen Gedanken abzuschütteln, stieg er ins Vorhaus hinaub, doch rein wie verwandelt.

Beim Morgenkaffee oftmals starrte Audaga in den Palast gegenüberhin, ohne im entferntesten zu ahnen, es beobachte auch ihn irgendwer von dort aus. Die Witib von irgend einem Pascha, eine wegen ihrer Klugheit weit bekannte, mit allen Listen ausgestattete Frau betrachtet ihn jeden Morgen, wie er so ruhig und in Frieden mit sich selbst seinen Kaffeetrunk geniesst, jetzt aber nahm sie an ihm eine gewaltige Veränderung wahr. Er war wie niedergeschmettert, bald blickte er unverwandt nach einer Stelle hin, bald gab es ihm einen Ruck, dann sprang er hastig auf, eilte irgendwohin, kehrte wieder zurück, fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und gebärdete sich – Gott behüte – wie einer, der von Sinnen geraten.

Und während Audaga im Vorhause derart seinen Jammer austobte, öffnete sich das Tor jenes grossen Hauses gegenüber, eine Dienerin trat heraus und wandte sich schnurstracks

dem Hanhofe zu. Als sie vor das Vorhaus kam, winkte sie mit der Hand Audaga zu, er möge ihr folgen und er gieng wie geistabwesend ihr nach, ohne zu wissen, wer ihn rufe und wohin er sich wandte. Wie ihn da das Mädchen über die breiten Treppenstufen in ein geräumiges, mit dicken Teppichen belegtes Gemach hinausgeführt hatte, riss unser Audaga vor Staunen Mund und Augen auf. Inzwischen forderte ihn hinter einem Vorhange eine Frauenstimme auf, sich niederzusetzen und fragte ihn:

„Dich bedrückt etwas arg. Du bis in fürchterlicher Sorge!“

Audaga war darüber noch mehr überrascht.

„Sprich dich frei aus, vielleicht kann ich dir helfen!“

Audaga war es zu Mute, als ob ihn die Sone bestrahlte. Er fasste ein wenig Mut und begann der unbekannten Frau, seine Qual und sein Elend zu schildern, wie ihn jener gewissenlose Mensch um das riesige Geld schnellen wolle. Nachdem er mit seiner Erzählung zu Ende war, sprach die Frau hinterm Vorhang zu ihm:

„Sei ohne Sorge. Begieb dich jetzt wieder zu dem Pilgram hin ins Magazin und setz dich dort nieder. Im Augenblick komme auch ich hin!“

Audaga warf seinen Bastbund Sorgen ab und eilte zum Pilgram ins Magazin hin, liess sich dort ruhig nieder, sprach aber kein Wörtchen vom Gelde; nach einer kleinen Weile trat eine Frau ins Magazin ein. Sobald sie zu reden anfieng, erkannte Audaga ihre Stimme.

„Pilgram, leben sollst du und gesund sein“, so hub sie an, „ich habe ein Gelübde abgelegt, nach Mekka zu wallfahren, doch besitze ich etwas Bargeld und Schmucksachen und ich getraue mich nicht, die Wertsachen im Hause zurückzulassen. Drum möchte ich sie gerne in deinem Magazin sicher geborgen wissen, bis ich von Mekka wieder heimkomme.“

„Na, wieviel hast du denn von solchem Zeug?“ fragte der Pilgram.

„Es dürfte etwas über zehn Oken Goldstücke sein und dazu noch eine Schachtel voll Juwelen und Edelgeschmeide, wie sich derlei bei der Frau eines Grossvezirs schon ansammelt. So auch alte Familienschmucksachen ...“

Der Pilgram überdachte im Nu, das wäre jedenfalls eine noch weit ausgiebigere Beute als die bei Audaga gemachte, und weil er befürchtete, Audaga werde jetzt den Mund aufreissen und die Frau kopfscheu machen, winkte er ihm rasch zu, zog seine Geldbeutel aus der eisernen Truhe heraus und gab sie ihm hin, zur Frau gewandt aber sagte er: „Bring du dein Gut, liebe Frau, getrost zu mir her und du kannst ohne Sorge reisen. Ich werde es behüten und beschützen wie mein eigenes. Ich tu es um Allahs Lohn und du wirst meiner Seele im Gebete an der Kaaba gedenken!“

Kaum sah sich Audaga wieder im Besitz seines Geldes, so rannte er damit auf und davon in den Han, dann aber eilte er hinüber zur Witib des Pascha, um ihr zu danken. Die Frau lachte herzlich über ihren gelungenen Meisterstreich und sagte zu Audaga, nun möge er wieder ruhig schlafen, der fromme Pilgram aber könne warten, bis sie ihm die zehn Oken Goldes und die Schachtel mit dem Geschmeide und dem Edelgestein hinbringe.

Als dann bereits Mittag vorbei war und sich keine Spur mehr von der Frau mit dem Schatz zeigen wollte, da merkte der Pilgram, er sei der Verschmitztheit eines Weibes unterlegen und drum beschloss er, seinem Freunde Audaga auf seinem anderen Dudelsack eine neue Weise aufzuspielen. Kaum graute am anderen Tag der Morgen, kam zu Audaga ein Büttel und führte ihn aufs Gerichthaus. Wie er dort eintrifft, sieht er ein fremdes Weibsbild vor sich, das zwei halbwüchsige Kinder neben sich hat. Jammernnd erhebt sie vor dem Kadi Klage, wie dieser Kerl da, Audaga nämlich, sie vor Jahren betört und dann schmähslich mit zwei Wickelkindern im Stich gelassen, ohne sich jemals ihrer und seiner armen unschuldigen Würmlein zu erbarmen. Sie, die Ärmste, müsse sich nun in Schmach und Schande, in Elend und Not zwischen den Leuten herumdrücken und mit ihren zehn Fingernägeln die Brotkrumen zusammenscharren, um seine Kinder zu ernähren. Audaga wurde kreideweiss vor Schreck und erstarrt vor Entsetzen über solche Verlogenheit. Er schwur sich beim Allah und bei seiner eigenen und seiner Eltern Seele und Seligkeit, er sei noch niemals vorher in Stambol gewesen und diese Frau sehe er zum erstenmal in seinem Leben. Je mehr er sich ereiferte, umso greulicher heulte die Anklägerin in ihrem Schmerze und die Kindern schriegen in einem fort: „Vater, Vater, lass uns nicht verhungern!“ Er stritt her, sie stritt hin. Kurzum, dem Richter riss die Geduld und er verurteilte Audaga zur Nachzahlung der Unterhaltskosten für Frau und Kinder. Audaga verschlug es schier die Rede. Vergebens beteuerte Adaga hoch und heilig, er habe niemals eine Ahnung vom Dasein dieses Weibstückes gehabt, doch der Richter legte ihm noch überdies die Kosten des Verfahrens auf und auf diese Weise musste Audaga nahezu das ganze Kaiserliche Steuergeld hinlegen. Zu Tod betrübt begab er sich wieder in seinen Han zurück und hockte sich wie ein Vergifteter im Vorhaus nieder.

Bald darauf holte ihn die Dienerin der Paschafrau ab.

„Nun, was ist jetzt los?“ so fragte ihn die Frau bei seinem Eintritt.

„Jetzt hat mich noch ein heilloseres Ungemach heimgesucht!“ erwiderte er und begann ihr sein neues Unglück zu berichten. Als er damit zu Ende war, beruhigte sie ihn neuerdings:

„Sei nur ohne Furcht! Geh sogleich wieder aufs Gericht“, so sagte sie zu ihm, „und fordere die Übergabe deiner Kinder. Hat das Gericht sie dir als die deinigen zugesprochen, so nimm sie an und führ sie zu dir!“

Audaga war von der Frauenklugheit rein verblüfft. Es blieb ihm nichts anderes übrig, er erhob sich behende und tummelte sich zurück ins Gerichthaus. Auf der Stelle schaffte man das Weib herbei und überantwortete ihm die Kinder, die Frau jedoch wollte nicht mit ihm gehen. Er nahm die Kinder und gieng mit ihnen in den Han.

Als er dort eintraf, da merkte er, dass er sich damit nicht im geringsten geholfen habe. Er stand da aller Geldmittel bar und zum Überfluss hatte er sich auch fremde Kinder aufgebürdet, um sie zu ernähren. Auf einmal holte ihn wieder die Dienerin ab.

„Wo hast du die Kinder?“ fragte ihn die Paschafrau.

„Dort drüben weilen sie im Han.“

„Übergieb sie sogleich einem Ausrufer, er soll sie an den Meistbietenden losschlagen, doch soll er sie unausgesetzt vor dem Magazin des Pilgrams hin und herführen.“

Als bald fand Audaga einen geeigneten Ausrufer und übergab ihm die Kinder zur Feilbietung. Der Ausrufer machte vor dem Magazin des Pilgrams halt und rief aus: „Hundert Dukaten zwei Sklavenkinder, hundert zum erstenmal!“ Vom Magazin aus bot der Pilgram um zehn Dukaten mehr an, doch da kam so ein Weib daher und setzte gleich um fünfzig mehr an. Audaga erkannte sofort die Stimme der Paschafrau. Der Pilgram steigerte um zehn weiter, die Frau aber jedesmal gleich um fünfzig, bis sie den Preis so hoch hinaufgetrieben hatte, dass bereits das Gold mehr als die Kinder selber gewogen hätte. Als sie endlich merkte, es dürfte genügen, erstand der Pilgram, dem bereits der Atem auszugehen anfieng, seine Kinder und führte sie zu sich ins Magazin hinein.

Frühmorgens am folgenden Tage trug der gute Audaga das Geld ins Schatzamt hin, sackte den reichlichen Überschuss sorgfältig ein, bestieg ohne Säumen sein Reitross und flüchtet aus Stambol heim, ehe ihn noch irgend ein grösseres Unheil überfallen konnte.

275. Von einem viermal getöteten Gevatter

Ein Bauer lud einmal seinen Gevatter zum Sippenfestschmaus ein. Als sie so vergnügt beim Nachtessen beisammen sassen, blieb plötzlich dem Gevatter Gast ein Knochen im Schlund stecken. Er begann daran zu würgen und dabei die Augen schrecklich zu verdrehen und wie das der Hausvorstand sah, sein Gevatter sei daran zu ersticken, so versetzte er ihm mit der geballten Faust mehrere wuchtige Schläge in den Nacken, damit der Gevatter den Knochen ausbreche oder hinunterschlucke, doch half das gar nicht im geringsten, vielmehr sank der Gevatter mausetot am Boden nieder und aus war es mit ihm.

Ratlos stand angesichts des Unglückfalles der Hausvorstand da, starrte entsetzt sein Eheweib an und fragte sie: „Was fangen wir nun mit ihm an? Das Gericht wird uns für schuldtragend erkennen, weil wir den Verdacht von uns nicht abzuwälzen vermögen und woher sollten wir den Seinigen das riesige Blutgeld bezahlen, das sie von uns zur Sühne verlangen werden? Dann wird es heissen: ‚Nun so verfallet im Gefängnis!‘“ Antwortete ihm sein Weib: „Dem allen ist leicht zuvorzukommen. Heute nachts wann es stockfinster geworden sein wird und alles längst schlafen wird, so bind du dem Gevatter einen Strick um den Hals und trag ihn zur nächsten Schenke hin und schrei: ‚Heda Wirtschaft! Gib mir für anderthalb Paras Branntwein heraus!‘ Gewiss wird der Schankwirt seine Liegestatt nicht verlassen und dir die Türe nicht öffnen wollen, und du drohe ihm: ‚Falls du mir nicht aufsperrst und den Branntwein reichst, so erhänge ich mich!‘ Und so wirst du alles Übel los und gerettet sein.“

Der Landmann befolgte den Ratschlag seines Weibes, begab sich zum nächsten Schenkewirthaus, drosch wie nicht gescheit auf die Wirthhaustüre los, weckte den Wirt aus dem Schlafe auf und beehrte für anderthalb Paras Branntwein. Der Schankwirt erboste sich ob der gestörten Nachtruhe und wies ihn scheltend ab, doch der Bauer schrie ihm zu: „Entweder mit dem Branntwein heraus oder ich erhänge mich!“ Und der Schankwirt tobte zurück: „Nach Mitternacht stehe ich wegen anderthalb Paras Branntwein nicht vom Lager auf. Meinetwegen häng dich ohne weiteres auf!“

Als sich der Schankwirt frühmorgens erhob, fand er an seiner Schanktüre richtig einen Erhängten vor. In wilder Hast, damit ihn niemand erschaue und er nicht ins Unheil hinein gerate, nahm er den Erhängten vom Nagel herab, trug ihn in die Scheune hinein und versteckte ihn im Heu. Dann erzählte er davon seinem Weibe: „Jener Kerl, der in voriger Nacht für anderthalb Paras Branntwein haben wollte, hat sich wirklich an unserem Türnagel erhängt, und da weiss ich nicht, Gott möge ihn töten, was ich nun tun soll, denn erfährt man davon und entdeckt man ihn bei mir, muss ich unbedingt ins Gefängnis, doch halt, es fällt schon noch was ein, wie ich mich seiner auf gute Manier entledige!“

An dem Tage fuhren zwei Kaufleute durchs Dorf in die benachbarte Stadt, wo sie zu verbleiben gedachten, der Kutscher aber kehrte zurück, um in der Schenke zu essen und dann weiter zu fahren. Der Wirt gab ihm weidlich zu trinken, bis er ihn benebelte, dann aber setzte er den Toten auf den Wagen in den rückwärtigen Sitz hinauf und sagte hernach zum Kutscher: „Jetzt wird gesperrt. Es ist Schlafenszeit!“

In seinem Rausche bemerkte der Kutscher seinen neuen Fahrgast gar nicht, setzte sich auf den Vordersitz hinauf und fuhr in die Nacht hinaus. Er mochte schon eine hübsch weite Strecke vom Wirthshaus gefahren sein, als er sich umsah und jemand in Rücksitz als seinen Fahrgast erschaute, wie sich der lässig im Sitz ausstreckte. Der Kutscher hielt die Rosse an und schrie dem Fahrgast zu: „Ja wer hat sich denn erlaubt, sich auf meinen Wagen aufzusetzen? Augenblicklich steigst du wieder ab!“ Doch der Tote gibt keine Antwort. Der Fuhrmann erschrickt, hält ihn in seiner Angst für irgend ein Nachtgespenst, zog aus dem Gurt rasch seine Doppellaufpistole hervor und piff, paff, dem Toten mitten in die Brust hinein! Zufolge der Erschütterung kollerte der Tote vom Sitz in den Wagenkorb hinab. Der Fuhrmann begann mit sich ein Selbstgespräch: „Ei, bin ich aber ein rechter Narr, der ich wegen einer solchen Kleinigkeit einen Menschen tötete! Was fang ich nur jetzt mit ihm an?“ Er stopfte ihn ins Wagenheu hinein und als er zu einer im Gang befindlichen Wassermühle hingelangte, schlug er ihre Türe ein, trug den Toten in die Mühle hinein und lehnte dessen Kopf an den Mehllauf an, so dass einer auf den ersten Blick hin glauben müsste, der schöpfe Mehl ein, setzte sich wieder auf seinen Wagen auf und entfloh heim.

Als der Wassermüller im Morgengrauen das Mehl abzuholen kam, sah er gleich die eingebrochene Türe, riss sich von der Schulter seine Axt herab und stürmte wütend in die Wassermühle hinein. Wie er da jenen am Mehlauslauf erblickte, vermeinte er nicht anders

als, der stehle ihm das Mehl weg und schöpfte es eben ein, sagte weder fünf noch sechs, sondern schlug ihm eins mit der Axt auf den Schädel auf! Der Tote sank der Länge nach hin und muckte sich nicht. Da fühlte der Müller schwere Reue über seine Untat, überzeugt, er habe jetzt irgend einen armen Teufel getötet und er hätte wohl klüger und edler gehandelt, hätte er das Mehl mit ihm geteilt, damit der Arme seinen hungernden Kindern ein Stück Brot darreiche, so jedoch würden sie gewisslich Hungers versterben oder in Not vergehen. „Ich aber wandere jetzt schön ins Gefängnis hinein!“ Er überlegte seine schreckliche Lage, doch geriet er bald auf einen glücklichen Ausweg. Ohne einen Augenblick unnütz zu verträdeln, setzte er den Toten in einen Kahn hinein, der in der Nähe der Wassermühle angebunden war, drückte dem Toten ein Ruder in die Hände und stieß den Kahn wasserabwärts in den Fluss hinein.

So glitt der Kahn mit seinem toten Ruderer eine Zeit lang dahin, bis nicht wieder ein Hindernis dazwischen kam. War da frühmorgens ein Weidmann zur Jagd aufgebrochen und erblickte auf dem Fluss einen Trupp Wildenten. Langsam und behutsam begann er sie zu beschleichen, als er auf einmal jenen Mann im Kahn erschaute, wie er schnurstracks just auf die Enten zurudere. Er winkte ihm mit Hand und Tüchel zu, anzuhalten, doch der Tote achtete aller Zeichen und Winke nicht im geringsten.

Inzwischen wurden die Wildenten auch auf ihn aufmerksam und erhoben sich in die Lüfte. Wütend vor Ingrimme legte der Jäger auf den Kahnfahrer an, pardautz! traf ihn in die Brust, und der Tote purzelte aus dem Kahn ins Wasser hinein. Mächtig erschrocken packte der Jäger seine Flinte in der Mitte an und enteilte wieder heim.

Und also, du sollst mir leben und gesund sein, ist der Gevatter endlich zur Ruhe gekommen.

276. Wie sich eine Kuh in ein Reitross verwandelt hat

Ein Herzogländer hatte ein steinaltes Pferd. Das trieb er eines Tages zu Markt, in der Hoffnung, es zu verkaufen, doch fand sich darauf kein Liebhaber mit barem Gelde, sondern endlich ein Bauer, der es für seine Kuh eintauschte. Den Handel beobachteten drei der zu Spässen aufgelegte übermütige Burschen, verbreiteten davon die Kunde über den Markt und verabredeten den Jux, dass jeder dem Herzler, wann er die Kuh vorbeitreiben werde, zu einem so prächtigen Ross bestens Glück wünschen solle. Wie nun der Mann mit seiner Kuh über den Markt zog, huben sie ihm von allen Seiten zu gratulieren an: „Heil dir, Herzler, zu diesem Reitross!“ – „Viel Glück zu dem Braunen!“ – „Masch Allah! Masch Allah! (Was Gott will!) Hat da der Herzler ein wacker Ross!“ usw. usw. Als der Bauer nun ausserhalb des Ortes war, begann er darüber nachzudenken und sagte im Selbstgespräche zu sich: „Entweder habe ich heute morgens oder haben all die vielen Stadtleute Verstand

und Augen verloren? Nun wohl, so helf mir Gott, sagen soviele Leute, das sei ein Pferd und keine Kuh, so ists ein Ross und ich besteige es!“ Er löste sein Gurtband los, wand es der Kuh um den Kopf als wie einen Zügel, legte über ihren Rücken seinen Radmantel und schwang sich auf sie hinauf. Die Kuh war aber eines Reiters ganz ungewohnt und rannte als ob eine Bremse ihr einen Stich unterm Schweif versetzt wie wütend übers Feld daher. Rief der Bauer aus: „Halt! Bleib stehen, mein Bräunchen! Ich bin ja daran unschuldig, schuldig sind die Stadtleut, wenn du von Gott zu sagen weisst!“

277. Die übertölpelten Schelme

Zwei Spitzbuben stahlen einen Esel und einer von ihnen machte sich mit dem Grauchen auf den Weg, um ihn zu verkaufen. Begegnete ihm ein Mann mit einem Wassergefäß in der Hand und fragte ihn: „Magst etwa diesen Esel da verkaufen?“

„Ganz gerne“, erwiderte der Lump, der Mann aber sagte: „Ist mir recht so, doch halt mir ein Weilchen dies Gefäß, bis ich den Esel besteige und ihn erprobe, und gefällt er mir, nun gut, so bezahle ich ihn dir!“ Der Schelm nahm den Wasserkrug, der Fremde aber schwang sich auf den Esel hinauf und begann auf und ab zu reiten, bis er sich immer mehr vom Spitzbuben entfernte und schliesslich ritt er eilig auf und davon. Wie nun der Schelm merkte, er warte vergeblich auf die Rückkehr des Käufers, erkannte er sich überlistet, ergriff den Krug und gieng des Weges weiter. Da traf ihn sein Genosse und fragte ihn: „Nanu, was hast mit dem Esel gemacht? Verkauft he?“ – „Freilich“, erwiderte der Übertölpelte. „Nun, um welchen Preis denn?“ – „Um denselben, um welchen ich ihn gekauft habe und der Krug ist mir als Übergewinn verblieben!“ Mancher zieht zu jagen aus und kehrt als ein Gejagter selber nach Haus.

278. Der ungebetene Gast

Es war einmal ein Mann, der hatte niemand je zu seinem Sippenfeste oder zu einer Hochzeitfeier einladen mögen, dagegen stellte er sich unvermeidlich bei jedem Sippenfeste und bei jedem Hochzeitschmause als ungerufener Gast ein. Niemand ruft ihn, er erscheint aber doch! So fand er sich auch bei einem ein, der sein Sippenfest beging. Fährt ihn der Hausherr an: „Was bist denn du hergekommen?“ – Erwiderte er: „Bin da, um mitzufeiern!“ – „Schau, dass du weiter kommst, bei mir wirst du keine Feier begehen!“ – „Bei Gott, ich bleibe, wo ich bin!“ – Der Hausvorstand springt zugleich mit seinen übrigen Gästen auf, sie fallen über ihn her, fesseln ihn, schleifen ihn vor's Haus und binden ihn an den Rosspfahl fest. Der dreht sich und windet sich um die Achse herum, da kam es ihm in den

Sinn: Ach jetzt trinken sie das erste Glas aus! Oh Gott hilf uns! ... Lauschend hält er ein wenig inne. Jetzt aber leeren sie das zweite Glas: Des Hausherrn Goldsack sei immer prall, sein Glück sei gebenedeit, und Gottes Hilfe allzeit mit ihm! ... Und wieder hielt er ein wenig horchend inne. Schon ist der dritte Becher an der Reihe: Im Namen Gottes und der hl. Dreifaltigkeit, die uns in Nöten zu helfen vermögen! – Da atmet er tief auf, zerrt aus allen Kräften am Pfahl, reisst ihn auch richtig aus dem Boden heraus und ist schon wieder an der Türe. – „Wünsche euch einen guten Abend und bin auch recht willkommen.“

279. Von einem Lehenbauern und des Agas Pferde

Ein Aga schickte einmal früh morgens mit seinem Lastpferd seinen Lehenbauern in den Hochwald ums Holz. Beim Aufbruch fragte der Bauer den Aga: „Sag mir, mein goldener Aga, dürfte ich wohl mit deiner Erlaubnis ein wenig aufs Ross aufreiten, um mich auszurasten und dann leichter Holz fällen zu können?“ – „Bergauf ziehend sollst du nicht reiten, beim Abstieg ins Tal steigst du ab und in der Ebene führst du das Pferd am Zügel!“ beschied ihn der Aga.

280. Der Pope immer obenan

In einem Dorfe war ein der zum Kirchengut gehöriger Weingarten, den da alljährlich an einem bestimmten Tage sämtliche Dörfler bearbeiteten und von dessen Ertrag sie etwelche Anschaffungen für die Kirche zu machen pflegten. Als der Umbautag erschien, kamen daher der Pope, der Schulze und sämtliche Dorfbewohner. Man steckte einen Hammelbock an den Spiess, schaffte einen Schlauch voll mit Wein her und das Brod hatte sowieso dazu jeder schon vom Hause mitgebracht.

Bevor man sich an die Umgrabungarbeit begab, liess man sich zur Stärkung nieder, riss das Schulterblatt vom Braten los, nahm die Nieren mit dem Nierenfett heraus und legte es dem Popen vor, der obenan einen Sitz und vor sich das weisseste Brod hatte. Das erste Glas Weines reichte man dem dar, wie schon einem Popen. Nach der Mahlzeit brach man aus der Kirche die Hauen heraus, unter denen sich eine befand, die dreimal so lang und so schwer wie jede andere sonst war. Jeder langte nach seiner Haue, die grosse jedoch überliessen sie dem Popen, gleichsam seiner Oberherrlichkeit halber. Er fragte sie: „Ja, für wen ist denn diese grosse Haue?“ Die Leute senkten den Blick zu Boden und jeder schulterte seine Haue. Wieder fragte der Pope: „Aber, warum gibt keiner eine Antwort, der Mund soll euch versteinern heute für immer? Es ist doch nicht recht, dass immer und jederzeit das allerbeste und allergrösste mir zufalle, es möge einmal etwas doch auch dem Schulzen

anteil werden, damit er mir keinen Neid und kein Leid nachtrage!“ Wieder allgemeines Schweigen. Darauf der Pope zum Schulzen: „Gib du mir mal, Schulze, diese kleine und du nimm dir diese grosse Haue, denn es wäre ein arges Unrecht, wäre ich in allen Dingen immer allein der ausgezeichnete!“

281. *Wie ein Pope einen Zigeuner und einen Schwaben aufgedungen*

Ein Pope führte einen Schwaben und einen Zigeuner zu sich heim, damit sie für ihn Holz kleinhacken sollen. Zuerst gedachte er, sie ein wenig zu erfrischen, worauf sie mit heller Lust an die Arbeit gehen würden. Nachdem man ihnen einen Imbiss vorgesetzt, fragte sie der Pope: „Wer von euch wird diese Suppe auslöffeln?“

– „Das tu ich“ sagte der Zigeuner.

– „Und wer wird nachher das übrige Gericht aufessen und den Wein austrinken?“ fragte der Pope weiter.

– „Auch das nehme ich auf mich!“ fiel der Zigeuner ein.

– „Wohlan denn, wer wird nun das Holz kleinhacken?“

– „Na, red du auch mal ein Wörtchen, der Mund möge dir abfallen, muss ich denn immer allein reden?“ fuhr da der Zigeuner den Schwaben an.

Anmerkung: Der Serbe nennt jeden Deutschen einen Schwaben, aber auch jeden abendländisch gekleideten Städter, der ein Serbe seiner Nationalität nach ist. Diese und die folgenden zwei Schnurren stehen hier bloss zur Charakterisierung des Verhältnisses zwischen Serben und Zigeunern. Wer sich für derartigen Humor interessiert, sei auf Krauss: „Zigeunerhumor. Zweihundertundfünfzig Schnurren und Schwänke“, Leipzig 1908, Ethnologischer Verlag, verwiesen.

282. *Selbst der Pope kann nicht alles leisten*

Ein Pope war bei einem Sippenfeste zu Gaste. Frägt der Gastgeber: „Wer will das grosse Schulterblatt vom Festbraten?“ Der Pope ruft. – „Ich!“ – „Wer will den grossen Festfladen?“ Ruft der Pope, „Ich!“ – „Wer will die grösste Weinflasche?“ Ruft der Pope, „Ich!“ – „Wer will den grössten Hammer schwingen?“ Der Pope gibt seinem Nebenmann einen Stoss und sagt: „Melde sich doch endlich auch wer anders, alles versteinere sich euch, ich kann doch nicht alles allein leisten!“

Anmerkung: Das Schulterblatt ist das bedeutsamste Stück des festlichen Hammelbratens, weil man aus den Kerben des Schulterknochenstückes wahrsagt. Man kann darüber in meinem Buche „Volksglaube und religiöser

Brauch der Südslaven“ nachlesen und über die Verbreitung dieser Art Prophezeiung die Abhandlung Richard Andrees in der Festschrift zu Ehren Franz Boas. Die Weinflasche „cutura“ ist eine flache Holzflasche, die man auf Wanderung mitnimmt. Bei einem Sippenfest finden mancherlei Spiele statt, so auch das Einpflocken eines zugespitzten dicken Stockes in die Erde, mit Hilfe eines schweren Hammers. Wer den Pflock mit einem Schläge am tiefsten eintreibt, gilt als Sieger. Der Pope scheut die Kraftanstrengung.

283. Das zweite Ei

Es war einmal ein reicher bäuerlicher Grundbesitzer, der aber so sehr ein filziger Geizkragen war, dass er sich zu Mittag nie etwas anderes als bloss zwei abgessene Eier, ein Stückchen Brod und zwei, drei Salzkörner zum Mahle vergönnte. Einmal verweilte er bei den Arbeitern auf dem Felde. Und es war bereits, mein lieber guter Wahlbruder, die Mittagstunde vorbei und noch immer traf sein Mittagimbiss nicht ein. Die Arbeiter sahen sich um und an und flüstern einander zu: „Was ist denn heute mit dem Mittagessen los?“ Der Herr aber hatte den Brauch eingeführt, niemand dürfe vor ihm zu Mittag essen. Ei, es sei denn, wie immer, auch der Herr selber, so wahr mir Gott, verspürte schon ein Knurren im Magen, rief seinen Diener, einen Zigeuner herbei und befahl ihm: „Geh du und bring mir mein Mittagessen her!“ Der Zigeuner machte sich auf die Beine, nahm das Essen von daheim mit und es fiel ihm auf dem Wege ein, wie es wohl wäre, führte er sich selber ein Ei zu Gemüte. Das war doch ja ein Qual, doch unser Zigeunerlein kürzte sie bald ab und ass frohgemut ein Ei auf.

Der Herr übernahm das Bündel, knotete es auf, siehe da, nur ein Ei! „Du Tropf, Zigeunerlein, wo steckt das andere Ei?“ fragte der Herr, worauf der Zigeuner: „Gott stehe dir bei, Herr, das ist doch das andere Ei!“ Darüber entbrannte zwischen ihnen ein Wortgefecht und der Herr rief voll Wut aus: „Zigeuner, du hast das Ei aufgefressen!“ – „Und ja!“ antwortete freimütig der Zigeuner. Der Herr empört: „Wie hast du es aufgefressen?“ Mit raschem Griff schnappte der Zigeuner nach dem zweiten Ei, sagte: „Schau mal her, so!“ und liess es im Munde verschwinden. Dann aber feuerte seine Fersen an und rannte, ohne sich umzuschauen, behende davon.

Ei, mein liebes Brüderlein, von da ab kam es dem Herrn, dem Geizhals, nimmer in den Sinn, den Zigeuner um das Mittagessen zu schicken.

284. Von den Nikšićern und einem Jagdhund

Omerbeg Hasanbegović in Avtovac war ein eifriger Waidmann. Einmal schenkte ihm ein Nikšićer, der auch ein Jagdfreund war, einen Jagdrüden. Im allgemeinen waren die Nikšićer gewohnt, überall herumzuschmarotzen und sich in fremden Häusern unentgeltlich beher-

bergen zu lassen. Also benützte jeder von ihnen, den der Weg durchs Gacko-Gefilde führte, die gute Gelegenheit zu einer Einkehr bei Omerbeg, um nach dem lieben Rüden mal zu schauen. Das war die Ausrede, um umsonst ein Essen und eine Herberge zu ergattern. Omerbeg ward letztlich sovieler zärtlicher Aufmerksamkeit und Anhänglichkeit an seinen Hund überdrüssig, und als er einmal ihrer fünf, sechs Nikšićer auf sein Haus von den Bergen zusteuern sah, tötete er mit einem Büchschusse den Rüden und hieng ihn vor dem Haus hinauf. Sowie die Nikšićer eintrafen, erkundigte sich gleich einer von ihnen: „Ja, wo steckt denn unser Rüde?“ Omerbeg wies auf den toten Hund hin und bemerkte: „Dort hängt er! Mit dem Hund ists aus, die Freundschaft ist aus!“ Darauf liessen die Nikšićer die Nasen hängen und einer nach dem anderen zog zum Han (Einkehrwirthaus) hin.

Anmerkung: Freundschaft (*prijateljstvo*) hier in der alten Bedeutung von Verwandtschaft. Auch die Serben haben das Sprichwort, wie wir: „Das Kind ist tot, die Gevatterschaft ist aus“, aber auch ein anderes: Selbst der Gute wird zum dritten Tag zur Last (*I dobra gosta za tri dana dosta*). Die ehemals berühmte Gastfreundlichkeit der Südslaven, der ich noch in meinem Buche, „Sitte und Brauch der Südslaven“ (Wien 1885) einen langen Abschnitt widmete, ist bei dem inzwischen gesteigerten Verkehr und der furchtbaren Verarmung des Bauernvolkes ebenso selten geworden, wie in unseren von Touristen vielbesuchten Gebieten.

285. Der Gelehrte und der Esel

Ein Gelehrter traf zu einem Sippenfest (*slava*) ein. Die Hausgenossen empfingen ihn mit gebührenden Ehren. Einer rief ihm „Willkommen“ zu und reichte ihm ein volles Glas. Er leerte es nach Brauch in einem Zug. Der Zweite „da nimm, willkommen!“ Der Dritte „dieses da auf mein Wohl!“ – Der Vierte das und dies. Bis er einen Schwips bekam.

Der Gelehrte war auf einem Esel gekommen, er schwang sich wieder auf ihn, um heimzukehren. Sie kamen über einen Bach und da war er schon ziemlich ernüchert. Der Esel begann Wasser zu trinken. Der Gelehrte stieg vom Esel ab. Nachdem der Esel seinen Durst gelöscht, hörte er zu saufen auf, der Gelehrte nahm die Kappe ab und bat das Grautier: „Geh trink noch! Willkommen!“ Der Esel mag nicht. Der Gelehrte drang weiter in ihn: „Geh, mach noch einen tüchtigen Zug, mir zu Liebe!“ Aber der Esel will wirklich nicht mehr, er war satt gesoffen. Da rief der Gelehrte aus: „Siehe da, der Esel ist klüger als ich, es gelüstet ihn nicht nach mehr, als es seine Natur verlangt.“

286. Von den erschrecklichen Heldentaten eines Hodscha

Es war einmal ein wackerer, gutmütiger Hodscha, ein Pilgram, der hatte ein Weib und drei schon erwachsene, heiratfähige Töchter. Er war allen viere sehr in Liebe zugetan und

mühte sich für sie redlich mit den Kindern im Mejt ab, so dass ihn deren Eltern sehr ehren und gut entlohten. Und er gab alles, was er als Lehrer und Schreiber in seinem Laden erwarb, seinen Frauen. Die nahmen es gerne an, kleideten sich sehr schön und folgten täglich den Einladungen der Frauen im Orte zu einem gemütlichen Plausch. Dabei fehlte es weder an Honigkuchen und Bratenstücken noch an einem mit Wohlgerüchen getränktem Honigwein, der auch nicht schlecht schmeckt. Kam dann zur Essenzeit der abgeplagte Hodscha heim, so fand er eine kalte Feuerstatt vor, doch von einem Mittagmahl keine Spur. Als er nun eines Tages keine von den vier Frauen, wie gewöhnlich, antraf und in keinem Winkel von Haus und Hof einen Bissen zur Stillung seines Hungers entdeckte, erbotte er grimmig, kaufte sich bei einem Bäcker einen Brodfladen, bei einem Käsestecher eine halbe Oka scharfen, abgelegenen Quarks und gieng damit in seinen Laden in der Markstrasse zurück, um sich den Magen zu füllen. Er wusch sich die Hände, verrichtete sein Gebet, setzte sich mit kreuzweis unterschlagenen Beinen auf dem Estrich nieder, breitete ein sauberes Tuch vor sich aus, legte darauf den frischen Fladen und den Quark hin und begann zu essen. Der starke Duft des Quarkes und des Fladens lockte aber eine Unmenge Schmeissfliegen aus den Viehställen und von den Mistgestätten der Nachbarschaft herbei und alle wollten von den guten Sachen etwas abbekommen, denn sie waren auch hungrig. Das war wieder dem Hodscha Pilgram auch nicht recht und obwohl er sonst nicht einmal einer Laus als einem Geschöpfe Gottes ein Leid zufügen mochte, sondern ihr Leben schonte, erbitterte ihn die Zudringlichkeit der Fliegen dermassen, dass er nach seinem Fliegenpracker langte und damit erbarmungslos auf die Fliegen losschlug, die sich so gierig auf seinen Fladen und Quark niedergelassen hatten. Als er seinem Zorn genug getan, klaubte er sorgfältig die getöteten Fliegen aus dem weichen Quark heraus und von der Fladenrinde ab und zählte sie. Siehe da, es lagen vor ihm wohlgezählt *ein hundredundeine* maustote Fliegen, keine mehr und keine weniger! Er liess Fladen und Quark liegen, weil es ihm graute, davon zu essen, nahm einen steifen Pappendeckel von einer Schachtel her und schrieb darauf in grossen Buchstaben: IN EINER HALBEN STUNDE HABE ICH DIE LEIBER VON HUNDERT UND EINEM UNBÄNDIGEN GESCHÖPFEN ENTSEELT! Diesen Deckel mit der Inschrift steckte er in einen Stabkloben, hielt ihn vor sich hin, wie ein kaiserlicher Tatar einen Ferman, den er zu bestellen hat, liess die Falltüren seiner Bude zuschnappen und machte sich auf den Weg in die weite Welt hinaus mit dem festen Entschluss, niemals wieder zu seinem Eheweib und seinen drei Töchter heimzukehren.

Er verliess darnach den Ort und wanderte und wanderte ziellos dahin, wich jeder Begegnung mit Menschen aus, weil ihm alles zuwider geworden war und verirrt sich in eine wüste Einöde, wo weit und breit kein Haus und keine lebende Menschenseele zu erschauen waren. Hungrig, müde und matt von der Reise und unausgeschlafen legte er sich im Schatten eines Baumes nieder, um ein wenig zu rasten, doch der Schlaf übermannte

ihn jählings und er schlief mit dem Kloben in der Hand bumfest ein. Die Gegend war aber nicht ganz unbewohnt und es kamen drei kaiserliche Kämpen daher, die auf dem Wege waren, um zum kaiserlichen Heere zu stossen, weil man sie einberufen hatte, damit als Plänkler im Heere dienen sollen. Sie blieben vor dem Schläfer stehen und lasen voll Erstaunen die seltsame Inschrift auf dem Deckel im Kloben. Sie besprachen miteinander, was das wohl für ein auserlesener Haudegen sein müsse, der da innerhalb einer halben Stunde hundert und ein unbändiges Geschöpf niederzumachen vermag, während sie, bewährte Kämpen selbdritt sich nicht getrauten, einen Strauss gegen hundert und einen Gegner zu wagen. Nun pflegten sie Rat, ob sie den fürchterlichen Gesellen im Schlafe meucheln oder sich mit ihm lieber befreunden und in ihr Haus zu kommen einladen sollen. Nach reiflicher Erwägung beschlossen sie, es sei am geratensten, ihn aufzuwecken und in ihrem Haus als lieben Gast aufzunehmen. Also riefen sie ihn an: „Heda, oh Held! Wach auf und erhebe dich!“ Er fuhr erschreckt mit einem Satz aus dem Schlafe auf und starrte sie mit grossen Augen an. Alle drei entsetzten sich vor ihm, baten ihn wegen der Störung um Verzeihung und boten ihm artig Gastfreundschaft in ihrem Hause an. Sie bewirteten ihn reichlich und weil er ausgehungert war, ass er mit Hast für vier, wie ein echter Held und weil er schon mehrere Tage hindurch nichts getrunken hatte, war er sehr durstig und leerte auf einen Zug einen Bockschlauch voll Wein fast bis zur Hälfte, wie schon ein wahrer Held. Darauf zogen sich die drei Gebrüder zu neuerlicher Beratung zurück und richteten nach einer Weile an ihn die Frage: „Ei, du Held! Möchtest du nicht unsere einzige Schwester zur Ehefrau nehmen und unser Schwager werden, sintemalen du ein so gewaltiger Kämpen bist? Wir drei gelten bei unserem Kaiser als die auserkorensten Kämpen im Heere und du tätst uns als vierter ganz gut taugen!“ Antwortete er ihnen: „Der ist kein richtiger Held, der aufs Weibervolk ausspäht und eine ehelicht. Der wahre Held bleibt ledig ohne Weib und sinnt darauf, wie er grosse Heldentaten vollbringen wird!“

Die Abweisung kränkte und beleidigte die drei Gebrüder unendlich und sie beschlossen sich an ihm fürchterlich zu rächen. Nach der Abendmahlzeit wiesen sie ihm eine eigene Stube an, wo er sich ungestört ausschlafen könne. Unser Hodscha Pilgram hatte aber argen Verdacht geschöpft, die drei Kerle führten nichts Gutes gegen ihn im Schilde, blieb darum wach und auf seiner Hut, damit sie ihm nicht heimtückischerweise in nachtschlafender Zeit den Garaus bereiten. So um die Mitternachtstunde erhob er sich sachte von seinem weichen Pfühl, entnahm dem Wandschrank einen Saumsattel, legte ihn an seiner eigenen Statt aufs Lager hin und zog über ihn die Federdecke, selber aber streckte er sich gemächlich im Wandschrank zur Ruhe aus. Nicht sobald hatte er sich geborgen als die drei Kerle mit geladenen Büchsen ans Stubenfenster schlichen und piff! paff! puff! jeder drei Schüsse wohl gezielt auf die Federdecke und den Saumsattel darunter abfeuerten. Die Stube füllte sich mit Rauch und Gestank. Nach Befriedigung ihres Rachedurstes begaben sie sich in ihre Stube und legten sich geruhsam zum Schlafen nieder.

Im Morgenrauen weckte sie ein heftiges Dröhnen an der Stubentüre und die Stimme eines Menschen, der Einlass begehrte. Erschrocken fuhren sie auf, schoben den Riegel zurück, öffneten die Türe und erbebten vor Entsetzen beim Anblick ihres Gastes, den sie doch durch und durch zu Tod geschossen hatten, wie sie fest und sicher vermeinten und nun stand er leibhaftig vor ihnen und heischte einen tüchtigen Morgenimbiss von ihnen! Sie fragten ihn ergeben, wie er die Nacht verbracht und ob er gut geschlafen habe. Antwortete er: „Geschlafen hätte ich soweit gut, denn das Lager war weich, aber, wie mir scheint, so ganz flohrein ist's doch nicht, denn so beiläufig nach Mitternacht hat mich etwas gebissen!“ Da sagten die drei Gebrüder später zu einander: „Was ist das für ein mächtiger Held, dem unsere Büchenschüsse nicht mehr als Flohbisse sind! Dem können wir nie und nimmer zu Leib. Wir müssen uns seiner auf eine andere Weise schlau entledigen!“ Sie setzten sich nach längerer Beratung hin und vermeldeten dem Kaiser, in ihrem Heime weile zu Gast ein gewaltiger Held, der da kugel- und hiebfest sei, wie keiner sonst jemals und der innerhalb einer halben Stunde hundert und ein grässliches Geschöpfe mit seinen Hieben entseelt habe. Und dieser Held sei bereit, im kaiserlichen Heere Dienste zu nehmen, falls man ihn der Gnade einer Einberufung würdigen möchte.

Zur selben Zeit, als dieser Brief zu Hofe eintraf und ihn der Siegelbewahrer, der Großvezir im grossen Rate dem Kaiser verlas, langte aus dem fernen Randland ein Hilferuf der Randlandbewohnerschaft an. Sie klagte über das Unheil, so da ein greulicher Lindwurm schaffe, der täglich aus seiner Felsenhöhle herauskrieche und jedermann, der ihm in den Wurf komme, mit Haut und Haaren verschlinge. Niemand könne dem Ungetüme standhalten und falls nicht er, der Sultan, der Vater der Armen, bald und jäh Abhilfe schaffe, so werde keine Menschenseele mehr übrig bleiben und auf den Schwellen der verödeten Wohnstätten Gras wachsen. Die Ältesten des Randvolkes hatten zur Unterschrift ihre in Blut getauchten Daumen auf die Eingabe aufgedrückt.

Im Einvernehmen mit seinen sämtlichen Veziren, Hof- und Reichwürdenträger sandte der Sultan einen Ferman an die drei Gebrüder ab, nun aber gleich einzurücken, den gefrorenen, d. h. den kugelsicheren Helden mitzubringen und den Lindwurm mit der gesamten Heermacht einzugreifen und ihn entweder lebendig dem Kaiser vorzuführen oder sein Haupt einzuliefern. So musste denn der Hodscha Pilgram mitziehen, wenn es ihm auch wenig behagte. Die drei Gebrüder setzten die Angriff- und Schlachtordnung so fest. Voraus schickten sie den Hodscha Pilgram, sie selber stellten sich auf dem rechten Flügel auf und das Reichheer nahm den linken allein ein. So harrten sie des Ausbruchs des Lindwurms aus seiner Höhle. Der Hodscha Pilgram sah für sich kein Entrinnen. Vor ihm die steile Felswand, hinter ihm das Heer. So steckte er seinen Klobenstock mit der Inschrift in den Boden und erklimmte einen hohen Baum, um sich in dessen Geäste vor dem Ungeheuer zu verbergen. Kaum war er in Sicherheit als schon der Lindwurm pfauchend und feuerspeiend aus seiner Höhle hervorkroch. Der Lindwurm bemerkte die Tafel und las mit

Grauen die Inschrift: IN EINER HALBEN STUNDE HABE ICH DIE LEIBER VON HUNDERT UND EINEM UNBÄNDIGEN GESCHÖPFEN ENTSEELT! „O weh, heute fängt der Tag für mich nicht gut an! Wäre ich doch mit heiler Haut wieder in meinem Unterschlupf!“ rief er aus und schaute voll Angst zum Baum hinauf. Mit seinem heissen Hauche versengte er aber das Laub, dem Hodscha Pilgram wurde es oben ungemütlich schwül, er wollte sich den Angstschweiss von der Stirne abwischen, verlor dabei den Halt und kollerte über die brechenden Äste hinab. Davon erschrak aber der Lindwurm und duckte sein Haupt zu Boden nieder, so dass der Hodscha ihm nicht zwischen das Gebiss in den Rachen, sondern auf den Nacken, zu seinem Glück mit ausgespreizten Beinen herabfiel. Schnell klemmte der Hodscha seine Beine um den weichen Hals des Ungetüms zusammen und schnürte ihm die Gurgel zu, mit den Händen aber krallte er sich in den langen Lindwurmohren fest. Der Lindwurm rief entsetzt: „Aman! aman! (Gnade! Gnade!) o Held! Schenk mir auf der Walstatt das Leben!“ Der Hodscha schrie ihm zur Antwort ins Ohr: „Ich muss dich abmurksen, wenn du dich nicht ergiebst, begnadigen kann dich allein der Kaiser, wenn du dich von mir ihm gehorsam vorführen lässt. Gewährt er dir Gnade, so will ich nicht dagegen sein. Das verspreche ich dir und rate dir: ergieb dich!“ Was sollte der Lindwurm anfangen? Er fügte sich in sein unvermeidliches Schicksal und flog mit dem Hodscha Pilgram als seinem Reiter im Nacken gehorsam auf die drei Gebrüder und das Heer zu. Man legte ihm siebenundsiebzig schwere Stahlketten an, zog ihm einen armdicken, wagenradgrossen Ring durch die Schnauze, führte ihn glücklich vor den Kaiser und berichtete ihm getreulich und wahrheitgemäss, wie der Hodscha Pilgram sich mit einem verwegenen Sprung dem Lindwurm auf den Nacken geschwungen und ohne irgend eines anderen Mithilfe ganz allein bezwungen habe. Der Lindwurm schwur Urfehde und gelobte sich für alle Ewigkeit in seine Höhle zurückzuziehen, worauf ihm der Kaiser in Gnaden das Leben schenkte. Darauf wandte sich der Kaiser an den Hodscha Pilgram und fragte ihn: „O du mein tapferste Kämpel! Heisch nunmehr, was du haben magst! Magst du einen Palast noch grösser und schöner als den meinen zu haben, so erbaue ich dir einen neben dem meinen. Magst du eine meiner Prinzessinnen zu ehelichen, so sollst du mein Eidam werden. Magst du Landvogt des Bosnalandes werden, so ernenne ich dich dazu für dein Leben lang und alle Abgaben gehören dir allein!“ Der Hodscha warf sich zu Boden nieder, küsste den Teppich und den Rocksäum des Kaisers und antwortete: „O Padischah, Sonne des Ostens, Herr aller sieben Könige! Beglückt sollst du immerdar leben! Von allen diesen Dingen mag ich keins. Vorläufig habe ich genug Heldentaten vollbracht. Lass mich endlich zu meinem Weib und zu meinen drei Töchtern ruhig heimkehren, denn mich verzehrt Sehnsucht nach ihnen!“ – „So will ich sie dir zuliebe hierher kommen lassen!“ entgegnete ihm der Kaiser. „O Padischah, entlass mich doch zu ihnen heim und gieb mir etwas Geld zur Bestreitung der Reiseauslagen, damit ich auf niemandes Gastfreundschaft anstehen soll. Bedarfst du aber

je meiner wieder, so folge ich gleich deinem Rufe!“ Der Kaiser sagte: „Es geschehe, wie du willst!“ Und er befahl, man soll sofort vier Truhen mit kostbarsten Frauengewändern für das Weib und die drei Töchter des grossen Helden anfüllen und ihm zehn Maultierlasten Golddukaten auf die Reise mitgeben. Du kannst es dir denken, dass ihn die Frauen mit herzlicher Freude begrüßten. Und so verbrachten sie weiter in Glück und Frieden ohne Not und Sorgen alle Zeit ihres Lebens.

Bosnien

287. *Von jenem, der da seinem Herrn für einen Kreuzer neun Jahre lang gedient hat*

Dang einmal ein Kaufmann einen Jüngling auf, ohne aber mit ihm den Dienstlohn zu vereinbaren. Nach Ablauf dreier Jahre sagte der Kaufmann zu seinem Diener: „Nun sind drei Jahre vorbei, wohlan, sprich, was heischst du dafür, dass du mir gedient hast?“ Antwortete ihm der Diener: „Ich bin damit zufrieden, was du mir vom Herzen gern geben magst, was du leicht verwinden kannst, weil es dich nicht bedrücke und du es mir segnest!“ Da griff der Herr in die Tasche und überreichte ihm einen winzigen Kreuzer mit den Worten: „Das kann ich dir gewähren, ohne meinem Herzen weh zu tun!“

Der Diener nahm den Kreuzer an, sprach zu Gott ein Dankgebet, begab sich an einen Fluss und rief aus: „Ist mir dieser Kreuzer zu meinem Heil und Glück beschieden, so füge es, dass er auf der Oberfläche des Wassers dahinschwimmen soll!“ Damit schleuderte er den Kreuzer ins Wasser hinein und er versank augenblicklich darin. Der Jüngling fischte ihn aber wieder heraus, kehrte zu dem Kaufmann wieder zurück und sprach zu ihm: „Dein Kreuzer da war nicht zu meinem Heil und Wohl beschieden, denn ich habe ihn nicht redlich verdient. Nimm ihn wieder zurück und ich werde dir weitere drei Jahre dienen!“

Wieder flossen drei Jahre dahin, wieder empfing er einen Kreuzer Lohn, wieder begab er sich an den Fluss, warf den Kreuzer wie das erstemal hinein und als er wieder untersank, kehrte er, der Bursche, nochmals zu seinem Herrn zurück, um ihm neuerlich zu dienen. Gegen Ende des neunten Jahres träumte ihm eines Nachts, er sehe seinen Kreuzer auf der Wasseroberfläche dahinschwimmen. Daraufhin bat er am Morgen den Kaufmann um Herausgabe des Kreuzers und der Kaufmann überreichte ihn ihm mit seinem Segen. Der Bursche verfügte sich neuerdings an den Fluss hin und betete zu Gott: „Ist dieser Kreuzer redlich verdient und rechtlich erworben, so lass ihn auf dem Wasser schwimmen, so dass er nicht untergehen kann.“ Und damit warf er den Kreuzer ins Wasser hinein, doch der Kreuzer schwimmt auf dem Wasser und will nicht untersinken. Da fischte er den Kreuzer auf und gieng zum Kaufmann zurück, der sich zu einer überseeische Reise in Handelgeschäften ausrüstete. Er überreichte ihm den Kreuzer und sprach zu ihm: „Da hast du den Kreuzer, kauf auch mir irgend etwas dafür ein und bring es mir nach Haus.“

Nachdem der Kaufmann jenseits des Meeres sein Schiff mit Waren aller Art vollgefrachtet hatte, schickte er sich zur Heimreise an. Da sah er, wie die Matrosen eine Katze dahertrugen, um sie im Wasser zu ersäufen. Bei diesem Anblick zog er jenen Kreuzer aus seiner Tasche heraus und sagte zu ihnen: „Da habt Ihr den Kreuzer für die Katze und überlasst sie mir!“ Sie verkauften sie ihm für den Kreuzer, er nahm sie zu Schiff mit und stach mit dem Schiff in die See hinaus. Als sie sich mitten auf hoher See befanden, erhob sich ein Sturmwind, verschlug das Schiff irgendwohin weit in die fernste Welt hin, das Schiff zerschellte an einem Felsengestade und die gesamte Ladung mit der Mannschaft gieng unter, nur der Kaufmann und die Katze retteten sich schwimmend aufs trockene Land.

Der vom Schiffbruch Gestrandete gelangte in eine Stadt und bat die Einwohner um eine Nachtherberge, doch sagten ihm die Leute mit Bedauern, bei ihnen könne er nicht übernachten, weil ihn gewisse Tiere auffrassen. Er befragte sie, wo sie denn selber schliefen und sie beschieden ihn, jeder von ihnen besitze seine eigene eiserne Schlaftruhe, darin er sich einschliesse und so übernachtete. Entgegnete er ihnen, er wolle auch so frei übernachten und fand in einem reichen Hause zu Nacht eine Unterkunft.

Bei Nachtanbruch verkroch sich jeder von den Hausleuten in seine Truhe, nur er verblieb allein mit der Katze. In vorgerückter Nachtstunde stürmten plötzlich von allen Seiten auf ihn in schwerer Menge rattengrosse Mäuse ein, die Katze jedoch fiel über sie her, würgte sie massenhaft ab, mordete und verbiss ihrer eine Unzahl und häufte sie alle in einer grossen Kammer auf.

Als in der Frühe die Leute aus ihren eisernen Verschlagen wieder hervorkamen, fanden sie den Schiffbrüchigen gemächlich am Herdfeuer sitzend vor und neben ihm die Kammer gesteckt voll toter, ihnen sonst so überaus lästiger Tiere. Ausser sich vor Erstaunen, erkundigten sie sich bei ihm, wieso es ihm denn möglich geworden sei, so zahlreiche Tiere zu töten und sich zu beschützen, dass sie ihn nicht mit Haut und Haar auffressen. Er zeigte ihnen die Katze und sagte: „Seht, dass ist ihr Würgengel!“ Sie baten ihn, er möge sie ihnen verkaufen, er sträubte sich aber scheinbar gegen eine derartige Zumutung, bis sie ihm endlich versprachen, jeden seiner Wünsche zu erfüllen, sofern er ihnen nur diesen Tierwürger überliesse. Er verlangte als Gegenleistung ein Schiff voll mit Waren, wie er welche aussuchte und deren Verfrachtung in sein Heimatland, dann wolle er ihnen auch seinen Schatz für immer anvertrauen. Das war ihnen höchst willkommen, beluden ein Schiff mit Waren jeder Art und fuhren ihn damit in seine Heimat zurück.

Als der Kaufmann daheim eintraf, suchte ihn sein Diener auf und sprach zu ihm: „Gib mir nun, was du für meinen Kreuzer eingekauft hast!“ Darauf führte ihn der Kaufmann aufs Schiff in den Hafen und sagte: „Da hast du deine Ware. Alles dies erhandelte ich für deinen Kreuzer. Was da recht und gerecht ist, darauf ruht auch ein Segen!“

Bosnien

288. *Wie ein verschuldeter Mann sein Haus in Brand gesteckt hat*

Ein Mann war bis über den Kopf verschuldet und besass nichts sonst mehr als sein Wohnhaus, weil er alles übrige bereits verkauft hatte. Eines nachts als er so schlaflos neben dem Feuer im Kochraum lag, sann er über sein Ungemach ratlos hin und her. Endlich erhob er sich, trug eine schwere Last Stroh in die Küche herein und steckte das Haus in Brand. Als das Haus zu brennen anfieng, fragte ihn die Frau: „Was hast du da angestellt, Leid verwirre dir den Sinn!“ – „Vielleicht winden sich die Schulden zum Rauchfang hinaus!“ erwiderte er. „Was für Schulden durch den Rauchfang! Eine lange Schlange winde sich dir um den Gurt!“ rief das Weib aus. Er drauf: „Bei Gott! Ob sich die Schulden hinauswinden oder nicht, mir gehört das Haus sowieso nicht mehr. Die Gläubiger hätten es sich ja ohnehin angeeignet!“

Anmerkung: Man erzählt eine dem Grundgedanken ähnliche Geschichte von einem, der sich am häuslichen, ihm allzu lästig gewordenen Ungeziefer damit rächte, dass er sein Haus mit allem Hausgeräthe verbrannte.

289. *Der unrichtige Bienenkorb*

Im Dorfe Vitina im Griljaner Bezirke in Altserbien verabredeten drei Gesellen, Bienenkörbe zu stehlen. In einer regnerischen, finsternen Nacht kamen sie zu einem Hause und einer vom Kleeblatt stellte sich ans Fenster hin, um die Hausbewohner zu beobachten, während die anderen zwei Genossen in der Dunkelheit weitertappten, um die Bienenkörbe zu suchen. In der Küche befanden sich bloss Mann und Weib und sie stritten miteinander, wer von ihnen den anderen bei diesem Sauwetter durch den Morast über den Hof in die Schlafkammer hinübertragen solle, damit sich nicht beide die Beine besudeln. Das Weib schlug dem Manne vor, zu würfeln, wer der Träger sein solle. Gesagt, getan und der Würfel fiel so, dass nach dem Los der Mann sie zu tragen habe. Er beugte den Rücken, das Weib setzte sich rittlings auf seinen Nacken auf und so trug er sie hinaus. Als sie der Aufpasser vor der Türe erblickte, erschrak er und rannte davon, ohne sich Zeit zu nehmen, die zwei Gefährten zu warnen. Wie der Mann so in unsicheren Zwielflicht durch den Hof dahinpatschte, trat einer von den zwei Dieben auf ihn zu und es kam ihm so vor, als ob sein Kumpan bereits einen Bienenkorb forttrage. Er packte das Weib von hinten an und flüsterte dem Manne zu: „Ist halt schwer, was?“

Das Weib kreischte gellend, schrie auf wie nicht gescheit, der Mann liess sie vor Schreck in der Morast hinabplumpsen, die zwei aber noch mehr erschrocken verflüchtigten sich in der dunklen Nacht.

290. Der bestrafte Sacktaschendieb

In einer Stadt war einmal im Gefängnis gemeinsam eine Menge allerlei lichtscheuen Gelichters eingesperrt, als da sind Wegelagerer, Raubmörder, Erzbetrüger, als ob sie samt und sonders, wie man zu sagen pflegt, vom Galgen abgefallen seien.

Bei den Sträflingen bestand der Brauch, sich um jeden neu eingebrachten Genossen umzuschauen und ihn auszufragen, wessen er sich schuldig gemacht, was und wie er was angestellt habe, um ihn zu unterweisen, was er in der Gerichtverhandlung den Richtern antworten solle, um sich irgendwie herauszuwinden.

Eines Tages erschien in ihrer Mitte ein neuer Ankömmling, der von einer Geschäftsauslage weg eine leere Sacktasche mitgehen geheissen, den man jedoch dabei ertappt und dafür ins Gefängnis eingeliefert hatte. Kaum hatten ihn die Schergen hineingeschoben, begrüßten ihn die Gefängnisgenossen freudig mit dem Zurufe: „Sei uns willkommen, neuer Genosse!“ Gegen Abend versammelten sich alle um ihn herum zur Beratung und forschten ihn aus, was er sich denn habe zu Schulden kommen lassen. Sobald sie nun vernahmen, er habe bloss eine leere Sacktasche gestohlen, da riefen alle einstimmig aus: „Ei, das ist ja ein ganz gemeiner, frecher Räuber, der hat doch für eine leere Tasche unser Gewerbe entehrt, besudelt und mit Schimpf und Schande bedeckt. So ein Halunke hat den Strick verdient!“ Gesagt, getan. Sie fassten einhellig den Beschluss, ihn aufzuknüpfen und hiengen ihn ohne Umschweife mitten im Gefängnis auf.

Früh morgens erschien der Gefängnisaufseher, um nach den Gefangenen zu schauen und war höchst überrascht beim Anblick des mitten im Gefängnis baumelnden Menschen. Unverzüglich erstattete er hievon einen Bericht den Richtern, die sämtliche Häftlinge vorführen liessen, um zu erheben, wer und warum man den Mann aufgeknüpft habe. Alle sagten wahrheitgetreu aus und verhehlten nicht das geringste. „Freilich haben wir ihn gehängt und er hat es redlich verdient. Haben wir anderen gestohlen, der dies und der jenes oder haben wir wen ausgeraubt, so taten wir es immer in der Hoffnung, mit dem gestohlenen oder geraubten Gelde, – denn wir stahlen aus Armut, weil wir nicht womit die Todstunde zu überleben hatten – doch wenigstens unseren Kindern einen Bissen Brod zu verschaffen und deswegen schmachten wir elend im Gefängnis; was für Hoffnung dagegen bewog jenen, eine leere Sacktasche zu entwenden? Zweifellos begieng er aus leidiger Raubsucht, aus echter Schurkerei den Diebstahl; der war einfach ein freche Raubgeselle, den weder irgend ein Vorteil, noch irgend eine Not und Qual antrieben. Darum erachteten wir es für angemessen, so ein verworfener Kerl sei für das Seil reif und wir hiengen ihn auf, wie ihr dies im Gefängnis seht!“

Auf diese Erklärung hin konnten auch der Vorsitzende des Gerichtshofes und die anderen Richter nicht umhin, als ihnen darin beizupflichten und Recht zu geben.

291. Hol mir den alten Vater herbei!

In einer Stadt lebte ein Türke, der war ein furchtbar reicher Mann. Als der Reichste im Orte und weit und breit zu Lande genoss er bei jedem Grusse Ansehen und erfreute sich allgemeiner Hochachtung. Nach und nach, wie das schon im Leben zu geschehen pflegt, verminderte sich zusehends das Vermögen des vornehmen Aga und bald war es mit all seinem Reichtum aus und vorbei. Sobald seine missliche Lage bekannt geworden war und die Kunde verbreitete sich davon sehr rasch, denn hohe Schwangerschaft und die Armut lassen sich vor den Augen der Welt nie verbergen, begannen sich seine besten Freunde von ihm zurückzuziehen, seltener ihn in ihre Gesellschaften einzuladen und am seltensten ihn noch mit der Anrede: „Mein lieber Freund“ anzureden. Am liebsten wich man ihm in weitem Bogen aus und bei einer zufälligen unvermeidlichen Begegnung auf der Strasse hatte man es immer sehr eilig und liess sich in keinerlei Unterhaltung mit ihm ein. Ihn berührte dies sehr schmerzlich, denn er sah, man meide ihn wie einen mit Aussatz Behafteten. Als er eines Tages recht übel gelaunt durch die Handelstrasse gieng und sein Missgeschick überdachte, rief er laut im Selbstgespräch aus: „Hei, ihr wüste Geldmünzen! In euch steckt die ganze Welt, in euch beruht aller Glanz und alle Schönheit und alles, was das Leben ausmacht!“ Wie er so dastand und mit sich überlegte, wie er sich wieder zu Kredit verhelfen und emporarbeiten könnte, kam ihm ein guter Einfall und er sagte zu sich im stillen: „Man muss sich halt aufblähen und anspannen und wenn darüber alle Reifen platzen! Der Schein gilt mehr als das Sein. Bringe ich es den Leuten bei, dass ich wieder zu Vermögen gelangt bin, so gewinnen sie neu ihr Vertrauen zu mir, gewähren Kredit, ich fange wieder ein Geschäft an, komme empor und bin bald aus dem Wasser!“

Er begab sich nun zu einem Kaufmann, kaufte mit seinem letzten Gelde eine Menge feinsten Leckerbissen auf, um ein Festmahl zu veranstalten und übergab alles seinem Hausburschen mit dem Auftrag, die Sachen heimzutragen. Er selber suchte darnach das beste Kaffeehaus auf, liess sich gemächlich wie in früheren guten Tagen nieder und schlürfte vergnügt seinen Kaffee. Gegen Abendanbruch kehrte er heim, ass zu Nacht und erholte sich ein wenig. Nach gepflogener Rast, verrichtete er die Jal-su-Verbeugungen und legte sich zur Nachtruhe zum Schlafen nieder.

Als er am Morgen aufgewacht war, gieng er zu seinen Freunden in den Haremlyk hinein und sagte zu ihnen: „Wisst Ihr, was es Neues giebt? So Gott will, erscheinen heute abends alle die hervorragendsten Agen bei uns zu einem Schmaus! Da gilt es nun ein prächtiges Nachtmahl vorzubereiten. Aber, weisst du, mein Weibchen, ich liebe einen guten Zuckerquark, eine Halva. Also schau dazu, dass du uns einen gediegenen Vorrat an Halva ausbäckst!“ Am selben Tage rührte sich unser Aga nicht weg vom Hause. Gleich nach seinem Besuch in den Frauengemächern rief er seinen Burschen zu sich und erteilte ihm den Auftrag: „Jetzt gehst du zu allen den Agen und Kadien in der Stadt, überbringst ihnen mei-

nen Selam mit der Bitte, sie mögen sich heute zum Nachtmahl bei mir zu Gast einfinden!“ Er liess sich in einen Winkel auf dem Divan nieder und grübelte nach. Vor Abendanbruch berief er seinen Diener wieder vor sich und schärfte ihm ein: „Hör mal, mein Kind, pass auf und merk dir wohl, was ich dir sagen werde. Wann sich die Agen hier bei uns versammelt haben werden und ich dich heisse, irgend etwas herbeizuholen, zum Beispiel einen Krug, so bleibst du verlegen stehen und fragst mich unschlüssig: ‚Ja, Aga, aber welchen denn?! Du hast ihrer soviele, dass ich mich nicht auskenne, Gott sei Lob und Dank!‘ und darauf werde ich dir sagen, ‚Den besten selbstverständlich, von den vielen den schönsten, den man den Gästen vornehmlich zeigen kann.‘ Nun, hast du mich verstanden? Also, geh!“

Sodann stopfte er sich die Pfeife mit frischem Tabak an, setzte sich wieder nieder, steckte den Tschibukbernsteinkopf in den Mund, zündete die Pfeife an und harrete der Gäste. Nach und nach trafen die Agen und Kadien ein, einer nach dem anderen, ihrer zehn oder zwölf, die doch neugierig waren zu erfahren, wieso der Aga wieder emporgekommen sei.

Beim Nachtmahl sprach man von diesem und jenem und von allem möglichen und noch einigem darüber. Auf alle Weisungen seines Aga gab das aufwartende Bürschlein die ihm eingelernte Antwort und es klappte alles ganz gut. Bis endlich einer der Gäste in guter Laune fragte: „Nanu, Aga, wie gehts denn deinem Vater, dem Aga? Noch immer wohlauf? Stapft er noch alleweil umher?“ Darauf der Aga Gastgeber: „Nu, Gott sei es gedankt, recht gut, er macht noch immer seine gemächlichen Rundgänge im Garten!“ Da bat ein anderer Gast: „Geh, sei so gut, lieber Aga, ruf ihn mal herein. Er ist schon ein alter Herr, der soviele gesehen und erlebt hat. Möge er uns doch was von den alten, guten Zeiten zum besten geben!“ – „Aber gern!“ und der Aga rief seinem Burschen: „Geh, mein Junge, hol mir den alten Vater herbei!“ Und der Bursche kreuzte die Arme über die Brust, verneigte sich und fragte: „Ja, welchen Vater soll ich denn herbeiholen?! Hast doch, Gott sei Lob und Dank, ihrer soviele, dass ich mich nicht auskenne, welchen du meinst!“ Alle die Agen und Kadien brachen in ein schallendes Gelächter aus und manche kugelten vor Lachen von ihrem Sitze herab. Der Aga Gastgeber errötete vor Beschämung, musste aber doch ins Lachen mit einstimmen und bemerkte zum Diener: „Geh, du Dummkopf, weist gar nicht, was du plauderst. Meinen alten Vater hol herbei!“ Und so lachten sie die ganze Nacht über die Einfältigkeit des Burschen, erzählten einander lauter lustige Geschichten und befestigten ihre Freundschaft mit dem Aga, was nur zu seinem Wohl und Gedeihen ausschlug.

Bosnien

292. Von einem neugierigen Popen

Ein Popen wanderte mal über sein Pfarrgebiet hinaus und kam in ein ihm noch unbekanntes Dorf. Oberhalb des Dorfes traf er einen Hirtenknaben und da er in einem wohl-

habenden Hause zur Herberg einkehren wollte, fragte er den Knaben: „Wer steht in diesem Dorfe auf besten Füßen, mein Kind?“ – „Peter, der Schmied“, antwortete der Hirte, „denn der steht den ganzen hohen Tag beim Amboss.“ – „Darum befrage ich dich nicht, sondern, wer wohl in diesem Dorfe über die grösste Kraft gebietet?“ – „Das ist der Ochse Zimonja im Besitze meines Oheims. Im ganzen Dorfe gibt es keinen zweiten Ochsen, der ein besserer Stecher und Lastenzieher wäre.“ – „Ich befrage dich auch darum nicht, sondern, wer wohl der Älteste ist?“ – „Der Baum in der Dorfmitte, unter dem sich die Dorfrinder zu lagern pflegen“, antwortete der Knabe. Darüber erzürnte der Pope und sagte zum Knaben: „Hol dich, Kind, der Teufel“ – „Und du zieh mit Gott!“ erwiderte ihm der Junge.

Nachdem sich der Pope ein wenig entfernt hatte, überlegte er sich die Rede und rief dem Knaben zu: „So möge es dir nicht geschehen, o Kind, wie ich es dir gewünscht!“ Darauf der Hirte: „Auch dir nicht, o Pope!“ Und der Pope biss sich ärgerlich in die Lippe.

293. Die taube Alte

Ein etwas schwerhöriges altes Weib legte sich einen neuen Pelzrock um und machte sich zu einem Besuch auf. Auf dem Weg begegnete ihr ein Moslim hoch zu Ross und grüsste sie: „Helfe Gott, Alte!“ – „Mir gehört der Pelz, Aga!“ – „Du alte Närrin bist wohl taub?“ – „Georg, der Schneider hat ihn genäht!“ Jetzt merkte der Moslim, er könne sich mit der Alten nicht verständigen, schmährte ihr Gehör und spornte sein Ross an, indem er ihr noch zurief: „Taub bist du und vertaubt mögest du bleiben!“ Worauf sie ihm nachschrie: „Amen! Auch dir beschere Gott das gleiche, Aga!“

294. Wie sich Spinja aus dem Vladika einen Jux machte

Beim Vladika (griech. oriental. Bischof) Josef stand ein gewisser Stefan Spinja in Diensten, ein grosser Spassmacher seines Zeichens, der mit seinen lustigen Scherzen nicht einmal den Vladika verschonte. Auf einer Bereisung seiner Eparchie (des Bistums) gelangte der Vladika nach Sjenice, wo er beim Dorfschulzen zur Herberg einzukehren gedachte. Während der Fahrt sagte Spinja zum Vladika: „Herr, wann wir beim Schulzen eintreffen, schrei tüchtig, denn er ist etwas schwerhörig, im übrigen aber eine grundehrliche Haut.“ Als sie in die Nähe des Gehöftes kamen, eilte Spinja voraus, angeblich, um dem Manne den besonderen Besuch anzumelden und da sagte er zum Schulzen: „Hör mal, musst tüchtig schreien, denn der Vladika ist taub, und auch er brüllt beim Sprechen in der Meinung, jedermann sei gleich ihm vertaubt.“

Als der Vladika eintraf, stand zu seinem Empfang der Schulze bereits vor dem Hause und der Vladika schrie ihn aus voller Kehle an: „Guten Abend, Schulze!“ Mit noch kräftigeren Stimmitteln erwiderte aus voller Lunge der Schulze den Gruss: „Gut Glück sei dir beschieden, heiliger Vater Vladika!“

Nach dem Eintritt ins Haus huben sie einander erst recht anzubrüllen an, bis zuletzt der Vladika vor Anstrengung fast heiser den Schulzen fragte: „Schulze, bist du schon seit langem so vertaubt?“ – „Wer da? etwa ich?! Ich, bei Gott, bin nicht taub, doch seit wann hast denn du dein Gehör verloren?“ Da erriet der Vladika Spinja's Schelmenstreich und sagte zum Schulzen: „Spinja, der Galgenstrick, hat uns beide gefoppt und einander für taub angegeben!“

Anmerkung: Die Familiarität zwischen Diener und hohem Herrn ist bei den Serben selbstverständlich. Sie kennen einander von Kindbeinen her, wissen vom wem sie abstammen und haben wegen des geringen Unterschiedes in Sprache und Gehaben voreinander keinen rechten gesellschaftlichen Respekt. Der Dünkel und Hochmut der Vornehmen oder Reichen gegen den Armen ist im Serbenvolk eine recht seltene Erscheinung. Sie nennen einander noch immer nach altem Brauch Brüder und Schwester.

295. Hätten sie ihre Sprechweise früher gekannt

Hatte einer ein Weib heimgeführt. Der Mann stottert, glaubt aber, sein Weib stottere nicht. Das Weib jedoch stotterte gleichfalls, wähnte nur, der Mann stottere nicht. So nächtigten sie in der Brautnacht, jedes in einem anderen Winkel der Stube, stumm und lautlos bis zum Morgengrauen. Die Morgenröte leuchtete auf, da rief die Stotterin aus: „olgenlöte!“ Worauf der Stotterer: „ämmelt son!“ Dem Weibchen gefiel das Zwiegespräch und sagte: „Hätten wir gewusst, wie schön wir sprechen, hätten wir uns die ganze Nacht gut unterhalten können!“

Anmerkung: Sie sagte „Morgenröte“, worauf er „es dämmert schon“.

296. Von einem vorbedächtigen Sparmeister

In einem Dorfe lebte ein Moslim, der war ein gewaltiger Sparmeister vor dem Herrn. Einmal gieng er in die Moschee um das Tat-in-Gebet zu verrichten. Auf dem Wege kam es ihm in den Sinn, er habe vergessen, sein Weib zu ermahnen, sie möge es unterlassen, die Kerze abends zu schneuzen, damit sie ja nicht zu bald niederbrenne, und darum rannte er mit eiligen Schritten wieder heim. Nachdem er seinem Weibe klar auseinander gesetzt, warum er wieder zurückgekehrt sei, sagte sie zu ihm: „Sollst nicht in Leiden liegen, hast doch dabei mehr an Schuhen abgewetzt als von der Kerze ausgebrannt wäre!“ – „Weiss sel-

ber, dass ich mehr Schuh zerrissen hätte, doch habe ich auch dies wohl vorbedacht und darum, siehe, trage ich meine Schuhe unter den Achseln.“

297. Von einem heillosen Popen

Die Pfarrleute eines Dorfes erschienen vor dem Vladika, dem Bischof der Strenggläubigen, um gegen ihren Popen Beschwerde zu erheben von wegen seiner unziemlicher Handlungen, allzumal, weil er die Fasten nicht einhielte, wie sich dies wohl für einen guten Christenmenschen geziemte, insbesondere einem geistlichen Oberhaupte.

„Wir kamen hieher, eure Heiligkeit, um unseren Pfarrer anzuklagen, der überhaupt kein geistlicher Hirte, sondern mit Verlaub zu sagen, ein Trunkenbold und Tagedieb ist, nicht bloss, dass er keine Weihnacht und keine Osterfasttage beobachtet, sitzt er sogar mit den Bauern in den Schenken herum und sauft Wein, ja, sogar am Karfreitag isst er Fleisch, wie da, Gott möge es uns verzeihen, irgend ein Katholik oder ein Jude!“

„Und was für ein Fleisch isst er am Karfreitag?“ fragte strenge seine Heiligkeit.

„Bei Gott, was er just für eines erlangt, selber aber preist er Schweinernes als das Beste!“

„Und trinkt er darnach auch Wein?“

„Ei, das weiss doch eure Heiligkeit selber, dass man auf Fleisch kein Wasser, sondern Wein trinkt!“

„Mit was für einem Wein begiesst er sodann dies Schweinfleisch?“

„Beim Allah, eure Heiligkeit, o Vladika, immer mit echten schwerem dalmatischen Schillerweine!“

„Ei, nun, so seid denn ohne Sorge, Ihr lieben Christen, es wird ihm nichts Übles davon entstehen!“ Also sprach der heilige Vladika besänftigend und entliess huldvoll segnend die Abgesandten des Dorfes.

298. Die Sünderin vor dem Eingang zum Paradiese

Ein Weib war ohne Beichte gestorben, weil der Pope vom Hause abwesend war. Vor das Paradiestor angekommen, richtete der heilige Petrus an sie die Frage: „Was willst du und wen suchst du allhier?“ – „Ich suche“, erwiderte sie, „irgend einen Popen oder einen Klostermönch, um zu beichten, dermal ich im Sterben lag, konnte ich nirgend einen Popen erlangen!“ – „So wende dich dorthin an das andere Tor, das zur Hölle hinabführt. Wer dir gesagt hat, dass im Paradiese Popen und Mönche weilen, der hat dich betrogen!“ – „So ruf mir mal den Greis, den Vladika Dionisije heraus, damit er mir die Beichte abnehme!“ – „Auch der Vladika weilt mit den Popen und Mönchen. Wo der Adler, dort ist auch das Gefieder!“

299. *Des Schulzen Speckschwarten*

Ein Bauer schuldete dem Dorfschulzen eine Maultierladung Kukuruz und ebensoviel polnischen Weizens und sie vereinbarten, der Schuldner habe den Gläubiger am Demetertag oder längstens am Tag des heiligen Erzengels die Forderung zu tilgen. Zum ersten Termin erscheint der Schulze pünktlich, doch der Bauer besitzt nicht eine einzige Para und nichts Verkäufliches im Hause bis auf ein grosses, mit Eicheln wohl gemästetes Eberschwein. Schreit ihn der Schulze an: „Her mit dem Geld auf die Hand, du Tropf!“ – „Ich habe nichts, o Schulze, so wahr mir beide Welten, im Hause, bis auf dieses Eberschwein da! Gibt es aber Gott, am Erzengeltag, bis ich es noch ein wenig tüchtiger mit Eicheln aufmäste, wird es, o Schulze, noch um zwei Dukaten mehr wert sein!“ – „Nein, nein! Ich warte nicht mehr zu und will mir, um zu meinem Geld zu kommen, nicht mehr die Füsse ablaufen!“ Sprachs und trieb vor sich her das Eberschwein aus dem Hause weg.

Nach seinem Abzug hub das Weib mit ihren Kindern ein Geplärre und Wehegeschrei zum Herzbrechen an, doch der Bauer tröstete sie: „Weinet nicht! Der Schulze hat es lebend weggetrieben, doch ich werde es mit Gottes Hilfe wieder heimbringen, wenn auch tot!“ Als der Bauer erfuhr, dass der Schulze das Schwein getötet und es in dem Rauchfang hinaufgehängt habe, schlich er sich heimlich nächtlicher Weile zu dem Hause hin, deckte das Dach oberhalb des Kochraumes ab, hob die Speckschwarten ab und wollte damit davon, wie er aber so im Dunkeln über einem schmalen Balken dahinschritt, rutschte ihm der Fuss aus und er purzelte samt der Speckladung hinab. Was will das Missgeschick, er muss gerade auf den Aschenhaufen hinabfallen, auf dem der Schulze sein Nachtlager hat! Der Schulze fährt auf und ganz entsetzt fragt er: „Wer ist das heute nachts in meinem Hause?“ – Mit gräulicher Bauchstimme beschied ihn der Bauer: „Schweig still und schrei nicht! Ich bin der Teufel mit dem Horn, mit des Reichtums Born und bringe dir daher Speck zu Geschenk und Ehr, damit du sollst wissen, wie da schmeckt ein höllischer Speckbissen!“ Darüber erschrak der Schulze noch gewaltiger, begann sich im Dunkeln zu bekreuzigen und vor Angst zu stottern: „Mag ihn nicht, nein, nein, nein, nein! tra ... tra ... trag ihn hin ... hinaus aus meinem Ha ... ha ... haus!“ – „Ei, wenn du ihn verschmähst, so lad ihn mir wieder auf die Schultern auf und öffne mir die Türe!“ Gern belud ihn der Schulze, schloss ihm die Türe auf und der Bauer kehrte heim zurück. In der Früh merkte der Schulze freilich, dass er aufgefressen, doch konnte er den getauften Teufel nicht ermitteln.

300. *Der Kuchen ist nicht zu gross, die Türe ist zu klein*

Ein Pope kam zu einem Hauswirt, um dessen Wohnstätte mit Weihrauch und Gebet einzuweihen. Der Bauer liess einen recht umfangreichen Weihefestkuchen ankneten und aus-

backen in der Hoffnung, je grösser der Kuchen um so grösser Segen und Gedeihen des Hauses. Der Pope nahm beim Abschied den ihm gebührenden geweihten Kuchen mit. Die Tür dieser Hütte war aber so klein, sodass der Pope mit dem Riesenkuchen nicht hinaus konnte. Rief der Hausvorstand aus: „Da schau her, unser Kuchen ist gar zu gross geraten, der Pope kann mit ihm nicht durch die Türe durch!“ Schlagfertig der Pope: „Oh nein, der Weihkekuchen ist nicht zu gross, aber euere Türe ist zu klein.“

Anmerkung: Von allen Getränke und Speisen, die bei den Hausweihen geheiligt werden, bekommt der Pope einen Grossteil als Opfergabe mit. Je reicher sich das Haus zeigen will, umso ansehnlicher fallen die Gaben aus.

301. Der Moslim verschmäht Schweinefleisch zu essen

Ein Pope begab sich am Georgtage zum Sippenfest zu seinen Schwiegereltern und am dritten Festtag bereitete ihm die Schwiegermutter ein feines Abschiedmahl. Just hatte er sich mit dem Schwiegervater und den Schwägern zum Essen hingesetzt, als die Kinder ausriefen: „Vater, da sind drei Türken vor der Türe von den Rossen abgestiegen!“ Der Hausvorstand erschrak darüber, der Pope aber, der da sah, die Mahlzeit könne nicht für alle ausreichen, flüsterte dem Schwiegervater zu: „Lad du sie nur ein, ich weiss schon, wie ich ihnen das Mitessen verekeln werde!“

Schon treten die drei Männer, einer nach dem anderen ein und setzen sich, wie Hochzeitsgäste an den gedeckten Tisch nieder. Sagte der Pope zu ihnen: „Seid mir willkommen! Es tut mir nur unendlich leid, dass wir jetzt nicht gemeinsam zu Mittag essen können, denn ich weiss, dass es euch euer Glaube verwehrt, Schweinefleisch zu essen und ich weiss auch, dass Ihr auch mich nicht in meiner Fastenzeit zum Fleischgenuss verhieltet. Und darum teile ich euch im voraus mit, dass dies Mahl mit Schweinefett in Ermanglung von Butter angemacht worden ist.“ Als dies die Türken vernahmen, erwiderten sie dem Popen: „Ist auch das Gemüse mit Schweinefett eingebrannt, so wird es doch das Lamm nicht sein und in deiner weitberufenen Schwägerschaft gibt es genug Lämmchen, und müssen wir auch ein wenig zuwarten, so ist dabei keine grosse Mühe und kein Verlust damit verbunden!“

Anmerkung: Die Gäste fanden sich im Bewusstsein ein, dass zum Sippenfest jeder als Gast willkommen geheissen wird, sowie bei ihnen den Moslimen am Bajram kein Hungeriger ungesättigt das gastliche Haus verlassen darf. Mit ihrem Besuche erwiesen sie dem Hausvorstande eine grosse Ehre und Auszeichnung und waren nach dem Volkbrauch berechtigt, einen Lammbraten vorgesetzt zu erhalten. Man lacht über die Filzigkeit des Popen.

302. Warum der Pope rettungslos ertrinken musste

Der Pope ertrank unglücklicherweise, als er mit einem Kahne über den Fluss setzen wollte. Vom Ufer sahen die Leute dem Unglückfall zu, ohne hilfreich dem Ertrinkenden beistehen zu können. Verzweifelt machte ihnen die Popin Vorwürfe: „Ihr Leute, bei des Heilands Wunden, warum habt ihr den Popen nicht gerettet, sondern liesset ihn elendiglich ertrinken?“

Antworteten ihr die Leute: „Wir schrieten dem Popen aus voller Kehle fortwährend zu: ‚Gib die Hand her, Pope! Gib die Hand her, Pope!‘ Nahe dem Ufer tauchte er mit dem Kopf empor, wollte jedoch seine Hand nicht herausstrecken.“ Jammernd schalt die Popin: „Ihr tatet nicht recht daran, ihm zuzurufen: ‚Gib her!‘ Der Pope ist es doch nicht gewohnt, herzugeben; Ihr hättet ihm zurufen sollen: ‚Greif zu, Pope, greif zu! und ihr hättet ihn gerettet!‘“

Anmerkung: Die Erzählung gehört zur Kategorie der bösen Nachreden. In Wirklichkeit sind die Popen unvergleichlich besser als ihr Ruf im Volke.

303. Wie ein Bauer seinem Popen einen gestohlenen Schinken angeboten hat

Einmal stahl ein Bäuerlein seinem Pfarrer aus dem Rauchfang einen Schweineschinken. Wie er ihn aber daheim in Sicherheit gebracht hatte, empfand er über seine Schandtat quälende Reue, wollte daran nicht rühren, sondern begab sich zum Pfarrer, um seine Sünde zu beichten.

„Ich habe einem einen Schweineschinken gestohlen und darob frisst mir die Reue das Herz ab!“ sagte er. „Das ist schön von dir, mein Sohn, dass du es bereust, gib den Schinken jenem zurück, dem du ihn gestohlen hast und Gott wird dir die Sünden vergeben!“ – „Ich verlor meine Ehre und kann ihm vor Scham nicht ins Gesicht schauen, geschweige denn, ihm den Schinken überreichen, doch bäte ich dich schönstens, erlaube mir, ihn dir zu geben!“ – „Nein, das will ich nicht, mein Söhnchen, Gott bewahre mich davor!“ – „Wenn ich nun den Schinken jenem anbiete, dem er rechtens gehört und der weist ihn zurück, was fange ich dann mit ihm an?“ – „Alsdann schenke ihn irgend einem Armen oder einer Waisen.“

Der Bauer bedankte sich, gieng heim und übergab den Schinken zum Abkochen seinem Weibe. Nach dem Abgang des Bauern begann der Pfarrer über diese seltsame Beichte nachzusinnen, bis ihm zuletzt ein schwarzer Verdacht aufstieg: „Ob dahinter nicht der Teufel steckt? Am Ende hat der Kerl gar mir den Schinken gestohlen!“ Er rief seine Köchin herbei und befahl ihr, nachzuschauen, ob noch alle Schinken vollzählig im Rauchfang hiengen. Als nun die Köchin mit der Meldung zurückkehrte, früher sei ein Schinken mehr dagewesen, hiess der Pfarrer jenen Bauern gleich herbeirufen und rügte ihn strenger: „Wie

hast du dich unterfangen, bei mir einen Schinken zu stehlen?“ – „Ich empfand ja wahre Reue darüber und beichtete dir die begangene Sünde.“ – „Und trug ich dir denn nicht auf, dem Bestohlenen den Schinken wieder zurückzugeben?“ – „Ich bot ihn dir ja an, du aber weigertest dich, ihn anzunehmen, sondern schafftest mir, ihn irgend einem Armen zu schenken.“ – „Was hast du also mit ihm angefangen?“ – „Ich folgte ganz deinem Geheiss und gab ihn schön meinem Weibe, denn auch du weisst es wohl, dass es im ganzen Dorfe kein ärmeres Haus als das meinige gibt.“

Der Pfarrer sah da ein, wie sehr er mit seiner Ehrlichkeit aufgesessen und entliess sein Pfarrkind, der Bauer aber kehrte fröhlich heim, weil es ihm gelungen, seinen Pfarrer so prächtig zu überlisten.

Anmerkung: An und für sich betrachtet bewiese diese Schnurre, die seit undenklichen Zeiten in verschiedenen Fassungen auch den abendländischen Völkern wohlvertraut ist, nichts mehr für oder gegen die Serben, als dass auch diese Wandergeschichte bei ihnen bekannt ist. In Wahrheit aber macht sich ein Serbe am wenigsten Gewissenbisse aus einem Diebstahl beim Popen oder beim Protohieren oder im Kloster, sowie der Chrowat bei seinem Pfarrer. Ja, es ist sogar Brauch, dass die Bauern, sobald der Pope oder Pfarrer stirbt, in dessen Haus eindringen und alles, was nicht niet- und nagelfest mitgehen heissen, mögen die Hinterbliebenen darüber noch so zetern, jammern und winseln. „Wir holen uns nur unser Gut wieder ab!“ sagen die Bauern, denn sie halten den ewig raisonnierenden und immer geldbedürftigen Geistlichen für einen ebenso lästigen als überflüssigen und gemeinschädlichen Menschen, dessen zufällige Begegnung einem schon Unheil kündigt.

304. Von einem Dieb, der Reue heuchelte

Es war einmal ein Frächter, der auf seinem Saumtier Lebensmittel von einer Stadt zur andern verfrachtete. Einmal gieng ihm auf der Reise alles Zehrgeld aus. Hungrig und leidbeladen, wie er war, gelangte er vor das der Kirche benachbarte Pfarrhaus eines Franziskaners und gedachte, den Oheim, so heisst man die Mönche, um eine milde Gabe anzusprechen. Er trat in die Küche ein, traf hier die Franziskanerköchin an und erkundigte sich bei ihr nach dem Franziskaner. Sie beschied ihn, der Oheim weile gerade draussen im Garten und bete den Rosenkranz. Sie ersuchte den Frächter, er möge ihr von der Quelle frisches Wasser herbeiholen, doch redete er sich aus, er wüsste sie nicht zu finden, worauf sie den Trageimer ergriff und sich selber um Wasser zur Quelle hinbemühte.

Allein geblieben schaute sich der Frächter um und bemerkte, dass etwas im Kessel siede. Er guckt hinein und gewahrt darin ein gevierteiltes Ferkel, das inmitten einiger gleichfalls zu Vierteln geschnittener Krauthauptchen eingebettet brodelte. Hurtig befreite er das zerhackte Schweinchen aus seiner Lage, stopfte es in seinen Rucksack hinein, betrat des Franziskaners Wohnstube, erblickte auf dem Tische dessen Taschenuhr und Geldbeutel, nahm beides an sich, steckte es in seine Tasche und suchte das Weite.

O Ungemach! Vor dem Hause stösst er mit dem Franziskaner zusammen und der fragte ihn barsch, was er denn im Pfarrhaus zu suchen habe. Für den ersten Augenblick überrascht fasste sich der Frächter rasch wieder und sagte: „Bei Allah, Oheim ich bin als Fremder mit einem Frachtgut hieher gekommen. Auf der Wanderung befielen mich Schmerzen und man kann nie wissen, was da mit einem geschehen kann. Darum suchte ich dich auf, damit du mir die Beichte abnimmst.“ Befragte ihn der Frater ob er einen Gulden besitze, um ihn für die Beichtabnahme zu bezahlen. Der bejahte es, entnahm aus dem gestohlenen Gelde einen Gulden und überreichte ihn dem geistlichen Herrn.

Der hochwürdige Pfarrer sagte zu ihm gleich: „Komm also mit!“ Führte ihn in die Kirche hinein, begann, ihm die Beichte abzunehmen und befragte ihn, ob er nicht irgend wem etwas gestohlen habe. „Ja, leider“, sagte er, „Im Hause eines Oheims eine Uhr und etwas Kleingeld!“ Darauf der Frater mit strenger Miene: „Fremder Leute Not schreit zu Gott! Gestohlenen Gut nicht zu bezahlen oder dem wahren Eigentümer nicht zurückzuerstatten, das gilt für eine Sünde, die der Himmel niemals vergiebt!“ Reuemütig reichte ihm der Frächter die gestohlene Uhr und einiges Geld hin: „Nun, erlaube, dass ich sie dir wieder zurückgebe!“ – „Nimmermehr!“ sagte der Frater. „Mir nicht, ich nehme sie nicht an, ich darf sie gar nicht übernehmen. Dem musst du sie zurückgeben, dem sie gehören!“ Zerknirscht bemerkte der Sünder: „Gerade dem Eigentümer bot ich sie bereits an, doch wollte er von einer Zurücknahme gar nichts wissen!“ Hierauf sagte der Frater: „Mag die der wahre Eigentümer nicht mehr zurücknehmen, ist's auch keine Sünde sie zu behalten!“ Weiter fragte ihn der Mönch, ob er nicht vielleicht irgendwann irgendwo gesündigt habe. „Ach, ja“, erwiderte der Beichtende, „Beim Allah, ich verjagte ein junges Säulein aus dem Kraut.“ – „Daran hast du wohl getan“, sagte der Beichtvater, schloss mit der Beichte ab und erteilte ihm Ablass und Segen. Der Frächter nahm seinen Rucksack über die Schulter, tummelte sich zur Kirche hinaus und rannte weit davon, ehe noch der Frater wieder in seine Wohnung zurückgekehrt war.

Kaum traf er daheim an, lief ihm die Köchin weheklagend entgegen, da sei ein fremder Diebgeselle ins Haus eingedrungen, habe aus dem Kessel das Ferkelchen gestohlen und bloss die Krauthäuptchen zurückgelassen. Von schlimmer Ahnung getrieben eilte der Frater in seine Stube hinein, schaute auf den Tisch hin, Uhr und Geldbeutel verschwunden! Er lief vors Haus hinaus und schrie: „Wo ist jener Halunke hing geraten? Die Uhr und den Geldbeutel hat er mir vom Tisch und das Mittagessen aus dem Kessel gestohlen! Ich nahm ihm gar noch die Beichte ab, gewährte ihm Sündenablass und segnete ihn! Leute, rennt ihm nach und bringt ihn wieder her!“ Das war gut geschrien, doch vom Dieb keine Spur mehr zu entdecken. Der Frater beklagte nicht so sehr den Verlust seiner Uhr und seines Geldes, als dass er dem Erzschem den Segen mit auf die Reise gegeben.

Bosnien

305. Von der wunderbaren Wasserbesegung des Popen Mico

In Drobnjaci lebte ein sehr gescheiter Pope namens Mico. Gelehrt war er zwar nicht, doch witzig und findig. Einmal trieb ihn der Regen in das Haus eines seiner Pfarrkinder hinein. Es währte nicht lange und das Regenwasser begann ins Haus hineinzuströmen. Bei diesem Anblick sagte Mico zum Bauern: „Ja, warum sprichst du nicht die Besegung, damit dir das Wasser nicht ins Haus hereinfliesse?“ – „Ei, gibt es denn, o Pope, auch dagegen eine Besegung, sei mir bei Gott Gevatter!“ – „Freilich, freilich, wie denn nicht?“ antwortete der Pope. „Und was kostet sie, so wahr dir Gott helfe?“ fragte das Bäuerlein weiter. „So wahr mir Gott, eine glatte für einen zweijährigen Widder, dehne ich sie jedoch aus, so ist sie unter einem Leithammel nicht zu haben.“ – „Wohlan denn, Pope, so dir Gott beistehen möge, dehne sie lang aus. Mir ist alles recht, auch mein zweijähriger Widder wird übers Jahr zum Leithammel.“

Pope Mico ergriff seinen Psalter und schnaufelte daraus irgend ein Gebet heraus, zum Schluss aber hub er mit gedehnter Stimme laut zu verlesen an: „Auf dass du ergreifen mögest das Gerät, so da die Schaufel geheissen ward! Auf dass du zögest in des Hauses Runde um und um einen Graben, so da tief ausgehoben ward! Und auf dass du selbigen Graben, der da tief ausgehoben ward, mit Steinplatten an Steinplatten gereihet überdeckest, auf dass des Wassers flüssige Gewalten deines Hauses Schwelle meiden mögen. Amen! Verstaunst du nun, was dir das Buch anbefiehlt? Es heisst dich, eine Schaufel zu nehmen, einen tiefen Graben um das Haus anzulegen, worauf dir kein Wasser mehr ins Haus eindringen wird!“ Der Hausvorstand befolgte die höhere Weisung des Buches und das Haus blieb weiterhin vor Überschwemmung gefeit, weil das Regenwasser im Graben abfloss. Späterhin berühmte er sich vor jedermann: „Bruder, über Popen Micos Besegung geht nichts in der Welt! Den Leithammel hat er sich redlich verdient!“

306. Was für einen Streich die 380 den Heiland tragenden Väter dem Popen Mico gespielt

Derselbe Pope Mico sprach einmal bei einem seiner Pfarrkinder allzuwacker dem Weine zu und trank sich ein tüchtig Räuschlein an. Als er zur Heimkehr aufbrach, führte er sein Reitross nahe an einen Stein heran, schlug gewohnheitmässig ein Kreuz, sprach dazu: „Ha, stehe mir, o Gott, bei und helft mir ihr dreihundertundachtzig den Heiland tragender Väter!“ und gab sich einen Schwung dem Pferd in den Sattel hinauf. Wie er aber so berauscht war, flog er über den Sattel hinweg auf die andere Seite hin und purzelte auf einen Strauch nieder. „Tretet zurück, euer gibt es zu viele!“ sagte der Pope sich aufraffend, in der Meinung, die vielen Heilandträger (Christophoren) hätten ihm, miteinander wetteifernd, über den Sattel hin übergeholfen.

307. Vom Sippenfest und von der Namentagfeier

Ein bulgarischer Jüngling machte sich zu Konstantinopel als Kaufmann ansässig und wurde alsbald mit griechischen Krämern bekannt. Die Griechen feiern nicht, wie die Serben und Bulgaren ein Sippenfest, sondern sie haben den Brauch, dass jeweilig einer, der gerade seinen Namentag hat, seine Freunde aus der Kirche zu sich ins Haus bittet und ihnen mit süßem Knusperwerk, kaltem Wasser, Kaffee und Branntwein (*raki*) aufwartet. So laden die Griechlein jedesmal zur Festfeier auch ihren Bekannten, den Bulgaren ein.

Nachdem er bereits bei allen zu Gast gewesen, fragten sie ihn: „Freund, wie lautet dein Taufname, damit auch du uns zu deinem Namenfeste einladest?“ – „Mein Name ist Živko.“ Darauf nahmen sie den Kalender her, suchten ihn vom Anfang zum Ende durch, entdeckten jedoch darin keinen heiligen Živko. Sie sagten zu ihm: „Wir nehmen deinen Namen nicht an, da ihn weder Gott, noch das Buch kennt, dafür aber lass uns dir den aller schönsten Namen Johannes verleihen!“ Und er, der Tropf, willigte ein.

Im Laufe eines Jahres gibt es allein zu Ehren Johannes des Täuflers eine Menge Ferialtage! Dann kommen noch dazu Johannes der Goldmund, Johannes der Theolog und eine ganze Reihe nicht minder wichtiger, gleichnamiger Heiligen. Und so oft einer seinen Tag hatte, trafen unfehlbar alle die Griechlein bei dem Bulgaren nach dem Kirchgang zur Beglückwünschung ein.

Dank dem Empfang und der gastlichen Bewirtung so zahlreicher guter Freunde verbrauchte er nach und nach alles, was er an eigenem erworbenen und anvertrautem fremden Gut besass, verkaufte zuletzt seine Kleider vom Leib, verwandte den Erlös zur Freihaltung der Gratulanten und blieb selber nackt und barfuss in abgeschlissener und zeretzter Kleidung. Nachdem er so vollständig abgewirtschaftet hatte, hub er, wie ein Trottler, von Haus zu Haus zu vagabundieren an und erblickte einmal zufällig in einem Hause an der Wand das Bildnis des heiligen Johannes des Täuflers, der da als Wüsteneinsiedler in härenem Gewande, die Arme bis an den Schultern bloss und die Beine bis zu den Knien nackt dargestellt war. Er betrachtete das Bild aufmerksam, las die Überschrift „ho hagios Joannes Prodromos“, schüttelte darüber den Kopf und sprach: „O du ärmster heiliger Johannes! Warum hast du einen solchen Namen annehmen mögen? Gewiss haben auch dir konstantinopoler Griechen gewaltsam, sowie auch mir, diesen Namen aufgedrungen und dich zur Feier der Namentage sämtlicher heiligen Johannes gezwungen, bis du nicht die letzten Kleidungsstücke von deinem Leibe veräussertest, sowie auch ich es tun musste, und so verblieben wir, ich und du, mit nackter Seele, nackten Armen und Beinen und leeren Händen. Mir hat einer zu seinem Seelenheil diese verlumpten Wäschestücke geschenkt, nur um meine Blößen bedecken zu können und so stolche ich darin wie ein herrenloser Hund herum. Wahrscheinlich ist auch dich irgendwer zu seinem Seelenheil mit diesem härenen Mantel bedacht! Solang als ich noch Živko war, hatte ich zu leben,

seitdem mich jedoch die schlaunen Griechen zu einem Johannes umtaufen, – da schau mal her, auf was für dürres Gezweig sie mich setzten! Ich dulde diesen Namen nimmer mehr auf mir, du aber mach, was dir beliebt! „

308. Der verwandelte Indian

Ein Pope taufte einen Türken namens Hasan zu einem Christen um und gab ihm in der Taufe den Namen Peter. Darnach belehrte er ihn, wie er sich als rechtschaffener Christ zu benehmen habe, wie er zu Gott beten, die Kirche besuchen, jeden Mittwoch und Freitag Fastenzeiten beobachten soll.

Der Türke prägte sich dies alles ein und betrug sich nach christlichem Brauch. Eines Tages aber, gerade in den Fasten, kam er in das Popenhaus und traf den Popen an, wie er sich eben an einem gebratenen Indian gütlich tat.

„Was treibst du da, Pope? Steht es denn nicht im Glauben geschrieben, man dürfe in den Fasten kein Fleisch geniessen?“

„Das ist ein Fisch, mein lieber Peter!“ erwiderte der Pope.

„Was für ein Fisch? Es ist doch ein Pokerl, Vater! Kenne ich mich denn nicht aus, was ein gebratener Indian ist?“

Der Pope wischte sich den Schnurrbart ab, versteifte sich und rief aus: „Ein Fisch, ein Fisch! Es war ein Pokerl, doch jetzt ists ein Fisch. Vermochte ich dich, den Hasan, in einen Peter umzuwandeln, um wieviel eher kann ich ein Pokerl in einen Fisch verwandeln! Du Narr!“

309. In der Fastenzeit verboten

Ein Bauer aus der Gegend von Novi Pazar kam nach Serbien und sah – es war in der grossen Fastenzeit – in der Schenke einen Popen Fisch essen. Das erschien ihm gar sonderbar und er näherte sich sachte von rückwärts dem Popen und sagte zu ihm:

„Ei, so wahr dir Gott, Pope, wie kommt es, dass du jetzt zur grossen Fastenzeit Fisch isst, während uns unsere Popen keinen gewähren?“

Der Pope streichelte sich seinen Bart und antwortete ihm: „Na, ich gewähre dir ja auch keinen, Bruder, sondern kauf dir halt selber einen und lass ihn dir schmecken!“

310. Die letztwillige Verfügung

Der Geistliche nahm einem im Sterben liegenden Bauern die Beichte ab und fragte ihn darnach, ob er bereits über sein Vermögen letztwillig verfügt habe. „Jawohl, mit allem samt

und anders, bis auf ein einziges Kalb.“ – „Und was gedenkest du alsdann darüber zu verfügen?“ forschte der fromme Mann weiter, in der Hoffnung, das Kalb für die Bestattung zugewiesen zu erhalten. „Weisst du, Pfarrer, dieses Kalb ist mir abhanden gekommen, es sind einige Tage daher, und sollte man es nicht wieder auffinden, so vermache ich es dir, findet man es jedoch, so soll es meinem ältesten Sohne zufallen!“

311. *Wie ein Hodscha und ein Pope zusammen eine Suppe auslöffelten*

Ein Hodscha und ein Pope assen zusammen eine Suppe, auf deren Oberfläche Fett herumschwamm. Um das ganze Fett auf seine Seite ziehen zu dürfen, sagte da so ungefähr der Hodscha: „Sieh mal, mein liebster Pope! Unser Glaube ist derart beschaffen: alles hübsch nach dem dünnen Haar!“ und begann scheinbar den Satz erläuternd, mit dem Löffel die Fettaugen auf seine Seite herüberzulenken. Wie der Pope die Nutzenanwendung der Lehre begriff, entgegnete er: „Ei, beim Allah, so ist es bei uns nicht, vielmehr gilt bei uns der Spruch: aufgewirbelt und aufgemischt!“ und er rührte mit seinem Löffel Fett und Suppe tüchtig durcheinander.

312. *Wie eine Greisin ihren hochbetagten Mann zur Schule schickte*

In einem Orte eröffnete man eine Volksschule. Eine Vettel hörte die Leute reden, wie sehr Schulbildung von Nutzen sei, wie sie den Volkwohlstand hebe und den armen zum reichen Manne umwandte. So zwang sie denn auch ihren Ehegatten, der schon über siebenzig Jahre alt war, zum Schulbesuch. Er gieng schon fünf, sechs Tage lang in die Schule und zwar immer viel zeitlicher als die übrigen, die Kinder. Eines Morgens, als er sich schon gleich bei Morgengrauen auf den Weg machte, fand er mitten auf der Strasse einen Beutel voll Geld. Er steckte ihn ein und kehrte nach Haus zurück. Aber auch der Verlustträger kehrte um, erfuhr durch Umfragen, jener Alte habe das Geld gefunden, eilte zu ihm ins Haus und schrie ihn an: „Mein Geld her, du Serbe und Überserbe!“ Der Alte kriegte vor dem ergrimten Türken eine grosse Angst, doch tat es ihm auch leid, das gefundene Geld zurückzugeben, weil er glaubte, dies habe ihm die Schule zum Lohn zugeschanzt, und so verlegte er sich denn dreist aufs Ableugnen. Der Kadi soll den Streit schlichten. Glücklicherweise trat der Alte zuerst in die Gerichtstube ein und berichtete dem Kadi wahrheitgemäss alles, wie und was sich zugetragen, gleichzeitig aber schob er unter des Kadis Sitzteppich einige Dukaten. Da trat auch der Türke ein und sprach: „Gnade, Effendi Kadi! Als ich heute früh vom Haus in mein Geschäft gieng, verlor ich einen vollen Beutel Geldes, und niemand anderer hat ihn gefunden als dieser Serbe da, denn durch die Gasse war ausser ihm kein lebendes Wesen sonst gegangen!“

Der Kadi liess über den Bart hinweg einige Rauchwolken aus seinem Nargileh aufsteigen und fragte dann den Alten: „Sprich wahr, du Rajah, hast du jemals Zeit deines Erdenwallens ein Geld gefunden? Wenn du nicht die lautere Wahrheit eingestehst, bei meinem Glauben und meiner Treue, gleich wird dir das Haupt von deinen Schultern hinabkugeln!“ – „Ja, Effendi, so wahr mir diese und jene Welt, als ob ich jetzt im Sterben läge, ich werde die lautere Wahrheit aussagen: ja, als ich in die Volksschule gieng!“ – „Wer fragt dich um deine Kinderzeit, du superkluger Kopf! Das ist die längst Vergangenheit. Du aber, du Tuchrock! Beschuldig nicht verleumderisch die gerechten Rajah, sondern forsch weiter nach jenem, der heute morgens das Geld aufgehoben hat!“ – „Gnade, Effendi, die Sache verhält sich vielmehr so ...“ – „Schweig! Ich mag nicht angesichts des göttlichen Buches Lügengeschichten anhören! Hinaus mit dir, du nichtswürdiger Volkaussauger!“

313. Wie der Hahn kräht und wie das Lamm blökt

Zwei serbische Prozesshanseln giengen zum Kadi vors Gericht. Einer von ihnen trat als erster ein und legte vor der Gerichtstube des Kadi ein paar Hühner hin. Während er seine Sache dem Kadi aufs angelegentlichste empfahl, um den Prozess zu gewinnen, krähte vor der Türe der Hahn und der Kadi spitzten die Ohren: „Eine willkommene Stimme, so Gott will! Trag mal, Suljo, das Geflügel heim, ehe die Gegenpartei erscheint.“ Als Suljo die Hähner fortschaffte, trug der erste Bauer seinen Fall noch vor. Inzwischen hub ein Lamm vor dem Konak (dem Gerichthause) zu blöken an. Fragte der Kadi den abgehenden Suljo: „Was mag das sein, o Suljo?“ Zum Bauer aber sagte er: „Geh du jetzt vor die Tür hinaus und komm später wieder herein!“ Darauf erschien der zweite Bauer, der Prozessgegner, und führt am Hals festhaltend ein Lamm mit. Fragte ihn der Kadi: „Wohin steuerst du da mit diesem Lämmchen, keine Kränk auf dich? Weissst denn du nicht, dass hier der göttliche Scheriat und der Al Quoran gebieten?“ – „Effendi! Um des Kaiserlichen Brodes und des Scheriates willen, sprich mir das Urteil!“ Der Bauer berichtete ihm den Fall von Anfang bis zum Ende und rief dann den Gegner herein. Zu dem sprach der Kadi, ohne ihm auch nur in die Augen zu schauen: „Hier nach dem Scheriate und dem Alkoran hast du gar kein Recht, sondern bezahl deinem Nachbarn die Kuh, das Kalb aber sei dir geschenkt, also steht es im Gesetzbuche geschrieben.“ – „Aber Effendi! So soll ich nicht wie ein Hahn krähen, alles habe ich dir wahrheitgemäss berichtet, mein Nachbar jedoch hat dich hereingelegt!“ – „Schweig, zum ...! So soll ich nicht blöken, wie ein Lamm blökt, das Recht ist auf seiner, nicht auf deiner Seite!“

314. *Von einem Italiener, der sich zum Islam bekehrt hat*

Ein Italiener flüchtete auf türkisches Gebiet und verzehrte nach wenigen Tagen sein ganzes mitgebrachtes Geld. Darnach strolchte er tagelang hungernd und darabend herum und niemand wollte ihm auch nur das geringste zu essen und zu trinken geben. In seiner Not begab er sich zu den ortansässigen Moslimen, klagte ihnen sein herbes Leid, er habe nicht, wovon den Tag zu überleben und wisse nimmer aus noch ein. Sprachen zu ihm die Moslimen: „So bekehr dich zum Islam und wir geben dir genug Geld, damit du davon gut leben sollst können!“ Als er vom vielen Gelde reden hörte, war er gleich aus freien Stücken bereit, den Islam zu bekennen. Er hiess Giovanni und sie gaben ihm den Namen Hasan, nahmen ihm seinen Hut ab und stülpten ihm einen Fez auf den Kopf auf, auch beschenkten sie ihn mit hübsch vielem Gelde.

Kaum sah er sich im Besitz von Geld, begann er wieder fleissig von Wirthaus zu Wirthaus, von Kneipe zu Kneipe zu pilgern, bis er nicht in kürzester Frist mit seinem Gelde zu Ende war. Dann schmiss er den Fez hin, setzte wieder den alten Hut auf und verwandelte sich wieder in den Vagabunden von vordem. Als ihn die Moslimen in solchem Zustande erblickten, huben sie ihn zu schmähen an: „Du glaubenloser Kerl, was hast du da für eine Kopfbedeckung? Wohin geriet dir dein Fez, möge es dir zum Unheil dämmern! Bist du nicht ein Moslim geworden und heisst du nicht Hasan?“ Er verstand etwas, doch nicht viel Serbisch und antwortete in gebrochener Rede: „Hat er Geld, hat Namen Hasan, hat kein Geld, hat Namen Giovanni!“

Anmerkung: Der in Toinville im Staate St. Katarina in Südbrasilien wohnhafte Naturforscher Franke, erzählte mir von der Erfolglosigkeit der auf der dortigen Sierra angesiedelten Jesuitenmission. Um die Indianer für den Kirchenbesuch zu gewinnen, bewirteten sie die Bekehrten jeweilig nach der Messe mit Cach's (Reisschnaps), liessen jedoch, um zu sparen, endlich davon ab, worauf die neuen Christen von der Kirche fernblieben. Als ein Prior sie darüber zur Rede stellte, antworteten sie ihm: „Nix Schnaps, nix Evangelium!“ Ähnliche Aussprüche hört man überall, wo man mit dem Glaubenwechsel Geschäfte macht.

315. *Von einem Lügenbold und einem Überlügenbold*

Es ergingen sich zwei Gefährten, ein Lügenbold und ein Überlügenbold. Im Vorbeigehen an einer Kirche bemerkte der Lügenbold: „Hör mal, Genosse, ich habe wunderbar gute Augen, den Blick eines Falken. Ich erblicke z. B. oberhalb des Kreuzes auf dem Glockenturm eine dort einherwandelnde Fliege. Schau mal hinauf, jetzt geht sie hinauf, jetzt wieder herunter.“

Der Überlügenbold blickte hinauf und entgegnete: „Ich, o mein Genosse, erblicke zwar die Fliege auf dem Kreuze nicht, doch höre ich sie einherschreiten, wie sie so einhertrabt als wäre sie mit Hufeisen beschlagen. Horch nur, wie es hallt!“

Anmerkung: Spencer teilte die Völker in lügnerische und in wahrheitsliebende ein und schrieb darüber eine geistreiche Abhandlung. Man kann die Serben weder der einen, noch der anderen Klasse beizählen. Das Lügen ist häufig bei ihnen nicht viel mehr als lauterer Vergnügen am Schwätzen und am Aufziehen anderer, der Leichtgläubigen. Mitunter lügt einer soviel und solange, bis er selber an seine Lügen steif und fest glaubt. Als ein hohes Lob gilt es, wenn man bei ihnen einem Menschen nachsagt: „der ist kein Lügner!“ und als bitterer Tadel: „er lügt wie ein Hund!“ Lügt einen vollends aus schlauer Berechtigung so schilt man ihn: „magarac“, einen Esel, denn das Gräuchen betrachtet man bei den Serben, nicht so wie bei uns, als ein dummes, vielmehr als ein verschlagenes und verlogenes Tier.

316. Der lebendig begrabene Faulpelz

Es war einmal ein Mann, der sich ganz und gar der Trägheit und Faulheit hingab. Und da er grundsätzlich nicht die Hand ins kalte Wasser legen mochte, um auch nur den Anschein einer Arbeitsamkeit zu erwecken, so hatte er in seinem Beutel auch nicht eine Para. Seine Kinder starben um einen Bissen Brodes. Und weil er eine solche Sünde nicht mitanschauen wollte, entschloss er sich, die Dörfler zu bitten, sie möchten ihn bei lebendigem Leibe begraben. Sie legten ihn auf eine Bahre auf, bedeckten ihn gleich wie einen Toten und zogen mit dem Popen an der Spitze zum Friedhof.

Auf dem Wege dahin begegnete ihnen ein reicher Mann und stellte sie zur Rede, warum sie denn einen lebenden Menschen auf der Totenbahre fortschafften. Sie erklärten ihm, der Mann wolle die Sünde nicht auf sich laden, zuzuschauen, wie seine Kinder Hungers stürben, und deswegen habe er sich entschieden, in den Tod zu gehen. Der Reiche versprach dem Unglücklichen einen Metzen Frucht und forderte ihn auf, umzukehren. Der Faulpelz fragte, ob denn die Frucht zu Mehl gemahlen sei, und wie er erfuhr, der Weizen sei noch in Körnern, rief er aus: „Nein, nein! Tragt mich nur auf den Gutort hinaus! Das erheischt ein Mahlen, Ankneten und Ausbacken! Wer wird sich mit solcher Plackerei belasten?“ Der Reiche sah ein, das sei ein eingefleischter Faulpelz und hiess die Leute den Kerl begraben. So bestatteten sie ihn denn, liessen jedoch im Grabe ein Luftloch offen, damit er atmen könne, bis die Todfrau (*umiračkata*) erschien, um, wie er es wollte, seine Seele abzuholen.

Nächtlicher Weile, gegen zwei, drei Uhr, erschien der Reiche mit einem Weinrebknüttel bewehrt, deckte das Grab auf, wichste ihm einige gesalzene Hiebe über den Buckel herunter und trieb ihn die Nacht über an, Grabsteine von einem Ende des Friedhofes zum anderen hin und herzuschleppen. Vor Anbruch des Morgenrots stiess er ihn wieder ins Grab hinab und gieng seines Weges. Kaum war er aus der Gesichtweite, so erhob sich der Lebendigtote aus der Grabe, kehrte wieder heim, ergriff die Holzhacke, bekreuzigte sich und machte sich frisch drauf los an die Arbeit. Befragten ihn die Bauern: „Was ist da für eine Wandlung mit dir vorgegangen? Was treibst du da auf einmal?“ – „Was ich da treibe?!

Wahrhaftig, Brüder“, erwiderte er ihnen, „ich hoffte, dort ein schöneres Leben als hier zu gewinnen, doch dort ist es noch ungleich mühseliger zu bestehen. Hier, will einer arbeiten, so arbeitet er halt, wenn nicht, nicht, dort dagegen ist's ganz anders, ob du magst, ob du nicht magst, man treibt dich mit aller Gewalt zur Arbeit an. Als da heute nachts der Tod bei mir erschien, zwang er mich, die ganze Nacht über schwere Steine von einem Ort zum anderen zu schleppen, vom Essen und Trinken aber dabei keine Spur! Da merkte ich, ob ich wollte oder nicht, dass man in diesem Leben zumindest für sich etwas erarbeite und entwischte noch rechtzeitig von dort!“ Und so blieb der Faulpelz dem Dorfe erhalten und wurde zu einem tüchtigen Arbeitmann.

317. Von einem Kunsttischler

Es war einmal in unserer Gegend ein Tischler. Den suchte eines Tages ein Mann auf, dem ein Sohn geboren wurde und bestellte bei ihm eine Wiege. Nachdem er den Preis im voraus bedungen, zahlte er ihm gleich den verlangten Beslyk (etwa fünf Kronen = 4 Mk) aus und währte, die Wiege sei schon so gut wie fertig. Nach einiger Zeit kam er nachzufragen, ob sie schon fertig geworden sei, doch der Tischler erwiderte ihm: „Verlangst du ein schönes Werk? Gelt, ja? Nun so gedulde dich. Etwas Kunstvolles und Gediegenes erheischt längere Weile!“ Schliesslich und endlich bekam es der Mann satt, den Tischler fortwährend zu überlaufen und die Wiege zu verlangen, umsomehr als das Kind inzwischen schon herauszulaufen begann und eine Wiege gar nicht mehr zu haben brauchte. Also blieb er ganz aus.

Im Laufe der Jahre wuchs das Knäblein zum stattlichen, heiratreifen Manne heran und sein Vater verheiratete ihn. Wie das schon so zu geschehen pflegt, bescherte der HERR auch ihm innerhalb eines Jahres einen Sprössling. Da erkundigte sich der junge Vater bei seinem Vater, ob denn nicht so etwas wie eine Wiege irgendwo im Hause zu finden sei. „Wieso denn keine? Wo Kinder im Hause waren, muss doch derlei vor andern gewesen sein? Hast doch einmal auch mich gewiegt, nicht etwa?“ Nach Anhörung dieser Auseinandersetzung erklärte ihm der Vater: „Als du auf die Welt kamst, bestellte ich für dich ein Wieglein bei einem Tischlermeister. So geh denn hin und hol sie ab, wenn sie fertig geworden sein sollte und erinnere ihn, dass er von mir einen Beslyk dafür bar erhalten habe!“

Der Sohn suchte den Meister auf und sagte zu ihm: „Freund! Mein Vater bestellte bei meiner Geburt eine Wiege bei dir. Falls sie fertig ist, so gib sie her, weil auch ich selber ein solches Hausgerät derzeit benötige, denn es ist mir ein Kind geboren worden!“ Darauf entgegnete ihm der Meister: „Mein Lieber, ich bin kein Meister von der Art der anderen. Kein Pfuscher, die den Leuten mit Pofel- und Schundarbeit die Augen auswischen!“ Und er regte sich so sehr auf, als der zudringliche junge Mann wegen der Wiege mit ihm zu hadern anfieng, dass er ihm den Beslyk hinschmiss und ihm mit allem Nachdruck sagte: „Ich bin

es nicht gewohnt, eine solche Schnellarbeit zu liefern, weil es euch just so beliebt! Drängeln lasse ich mich nicht!“

318. Eine Unterhaltung zweier Gevatterleute

Javo: Ich habe mich, Gevatter, beweibt.

Mato: Bei Gott, Gevatter, darum hast du wohlgetan!

Javo: Nein, Gevatter, sondern übel, denn ich nahm ein buckliges Mädchen!

Mato: Bei Gott, Gevatter, wahrhaftig übel!

Javo: Nicht doch, Gevatter, sondern gut, denn sie führte mir eintausend Schafe zu.

Mato: Nun, Gevatter, das ist wahrhaft gut!

Javo: Nein, Gevatter, vielmehr eine Wohltat, denn ich zog ihnen die Felle ab, verkaufte sie günstig, erkaufte für den Erlös einen prächtigen Stall, füllte ihn voll mit Heu an und bin so doch wieder vorzüglich im Vorteil.

Mato: Nun, Gevatter, das ist wieder gut!

Javo: Nein, Gevatter, sondern von Übel, denn Stallung samt allem Heu wurde ein Raub der Flammen.

Mato: Bei Gott, Gevatter, das ist das allergrösste Übel!

Javo: Nicht doch, Gevatter, sondern die allergrösste Wohltat; denn in Stall verbrannte nun auch mein buckliges Weib mit.

Mato: Ei, Gevatter, so bist du allen Ungemachs los und ledig geworden. Sei nun heiter und frohgemut!

Anmerkung: Ein verwachsenes Frauenzimmer ist ärgstem Gespött ausgesetzt und findet nicht leicht einen Ehegatten, ausser sie bringt ihm eine reiche Mitgift ins Haus, während man sonst ein Mädchen den Eltern und Geschwistern abkaufen muss, um sie in die Ehe zu bekommen.

12. Schnurren

Von Popen und Mönchen

319. Wenn der Pope nieste ...

In einem Dorfe lebte ein zornmütiger, hartherziger Pope, der sich keiner besonderen Beliebtheit seiner Pfarrkinder erfreute. So oft er nieste und ob man ihm, wie üblich, „Zu Gesundheit!“ oder „sollst gesund sein!“ zurief oder ob man dazu schwieg, pflegte er zu sagen: „Nur mit euch, des walte Gott!“ Fragte ihn eines Tages die Popin: „Aber, warum, keine Kränk auf dich, sprichst du: ‚Nur mit euch zusammen!‘ da du doch weisst, dass es dir keiner von allen herzlich gut meint, vielmehr so mancher im Stillen zu sich sagt: ‚Krepieren soll er, des walte Gott.‘“ – „Aber, just deswegen“, erwiderte ihr der Pope, „ich antworte jenen, die mir vom Herzen zur Genesung wünschen, auch sie mögen gesund sein, den anderen wieder, die da im Stillen zu sich sagen: ‚er krepiere!‘ dass auch sie krepieren sollen. Und siehst du, meine Liebste, wieviele ihrer ich bisher schon eingescharrt habe und sie alle miteinander konnten mich doch nicht verwünschen!“

Anmerkung: Der Wortzauber hat beim serbischen Bauernvolke noch immer eine urkräftige Bedeutung. Man beniest etwas und bekräftigt damit dessen Wahrheit. Dem Niesenden muss man aus Artigkeit *na zdravlje* oder *zdrav bio* zurufen; im Scherz sagt man in Slavonien: *na strnjje!* (auf die Stränge!) oder *ite mu nos!* (Mit der Nase in den A ...!); im Zorn aber wünschte man dem Nieser alles Böse auf den Kopf und hofft auf Erfüllung, eben weil er es beniest hat. Zur Abwendung der üblen Folgen spuckt der Nieser aus oder antwortet womöglich mit einem kräftigen F ...

320. Wie ein Mönch weise zu Ehren des Weines sprach

In einem Kloster weilte ein Mönch (*Kalugjer*), der da ein grosser Trunkenbold war, indem er sich Tag für Tag betrank und betrunken herumwälzte. So wie Gott den Tag erschaffen, schimpften ihn die übrigen Mönche aus, er möge vom Suff ablassen, doch achtete er ihrer Ermahnungen gar nicht, vielmehr besoff er sich immer mehr. Zu guter Letzt verklagten sie ihn beim Vladika. Der beschied ihn vor sich und begann ihm ins Gewissen zu reden: „Warum betrinkst du dich so, o Bruder, und wälzest dich gleich einem Eberschwein im Strassenkote? Des Säufers Verstand ist allezeit verdunkelt, Seele und Leib sind verwahrlost, und weisst du nicht, dass auch der Apostel spricht: ‚Betrinke dich nicht mit Wein, ihm ist Wollust enthalten!‘“ Antwortete ihm der Mönch: „Eure Hochheiligkeit! Diesen Apostel

liest man nur einmal im Laufe eines Jahres, und an dem Tage, an dem ich diese Worte vernehme, trinke ich gar nicht und bin den ganzen Tag über verworren. Läse man jeden Tag diesen Apostel vor, so verkostete ich niemals dieses Getränk. Ich höre jedoch in der Kirche allabendlich im Abendgebet, was David, der Propheten spricht: „Und der Wein erfreut des Menschen Herz!“ Darum also trinke ich ihn jeden Tag, bin nicht verworren, sondern mein Herz frohlockt. Frühmorgens trinke ich auf nüchternen Magen den Wein voll und ungeschwächt, zu Mittag wieder ohne Wasserbeimengung, zu Abend jedoch so, wie ihn Gott erschaffen hat!“

321. Wie man den Bischof auf seiner Landbereisung empfängt

Schreckenkunde eilte durchs Herzogland von montenegrischen Hajduken, die da auf Heerung ausgezogen seien und Viehherden raubten und davontrieben. Zur selben Zeit traf bei einem Popen in einem herzoglichen Dorfe zur Herberge der Landvladika mit ansehnlicher Gefolgschaft ein, darunter sich auch der Bezirkoberalderman mit seinen Dorfschulzen befand, um für den Bischof die episkopale Jahrgebühr einzuheben. Der Pope fällte für den Abend einen Ochsen und schlachtete einige Lammböcke. Sämtliche Frauen im Hause haben alle Hände voll zu tun; da wird gesotten und gebraten, geschmort und gebacken, zugehoben und ausgehoben; wie bei einem Hochzeitschmaus oder einer Sippenfestfeier geht es hoch her und was die Hauptsache ist, man bringt von allen Ecken und Enden des Bezirkes Bargeld her, um dem Vladika die Schuld abzutragen. Der Pope hatte einen sieben bis achtjährigen Jungen, der das Getriebe mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete, aus der Verwunderung schier nicht herauskam und sich die Dinge gar nicht erklären konnte. Als er nachts in einer Kämmercke an der Seite seiner Mutter lag, flüsterte er ihr zu: „Aber lieb Mutterle, sind das die montenegrischen Hajduken, mit denen du mich schrecktest?“ – „Das sind, mein Söhnchen, keine Hajduken, vielmehr getaufte Wölfe, die dreimal schlimmer als Hajduken hausen!“

322. Wie sich ein Pope mit einem Buschklepper verständigt hat

Einmal wanderte ein Pope von einem Dorf ins andere und trug eine Büchse geschultert. Als er in einen Wald hineingelange, stürzte ihm aus dem Busch ein Wegelagerer entgegen, legte auf ihn seine Büchse an und rief ihm schussbereit, um ihn wiederzuknallen, zu: „Steh, Pfaffe! Mucks dich nicht!“ Anstatt zu erschrecken und stehen zu bleiben, riss der Pope blitzschnell mit einem Ruck sein Schiessgewehr von der Schulter, zog den Büchsenhahn auf, fand hinter einer Buche Deckung und legte gegen den Räuber an, um ihm niederzu-

schiessen. Da schrie ihm der Halunke zu: „Ei, schau da her, Pope, was soll das heissen? Was tust du? Mit was für einem Gesicht gedenkst du nach einer solchen Tat die Liturgie zu lesen?“ Antwortete ihm der Pope: „Aber, wenn du mich tötest, mit was für einem Gesichte soll ich dann die Liturgie lesen?“

Als der Räuber merkte, wie die Sache stehe, sprach er sanft: „Nein, wahrhaftig, Pope, ich habe mir bloss einen Scherz mit dir erlaubt, um zu sehen, ob du Mut im Herzen hast!“

Und so verständigten sie sich, schulterten jeder sein Gewehr wieder und giengen ihren Geschäften nach. So entledigte sich der Pope des Banditen, der ihn töten gewollt.

323. Von einem Popen, der über schlechten Geschäftsgang klagte

Eines Sommerabends sass im Dorfe vor seinem Hause auf dem Bänkchen der Pope, recht betrübten Gemütes. Man sah ihm seine Gedrücktheit und Niedergeschlagenheit vom Gesicht ab. Sein Nachbar über dem Wege, ein wohlhabender Krämer, trat aus dem Geschäftladen heraus, blieb vor der Türe stehen, erblickte den Popen so traurig dasitzend, rief ihm einen guten Abend zu und fragte ihn: „Pope! Warum so tief bekümmert, guter Mensch, als ob dir Galeeren auf dem Meer versunken seien?“ – „Frag lieber nicht, Nachbar, wie sollte ich nicht betrübt sein, wenn schon seit einigen Monaten kein Teufel sterben will, damit ich einige Kreuzer einheimsen könnte!“

Nicht lange Zeit darnach erkrankte die Popin und verstarb. Wieder sitzt am Abend eines schwülen Tages der Pope tief betrübt auf seinem Bänkchen vor dem Hause. Wieder trat der Krämer vor sein Haus, begrüßte den Nachbar und fragte ihn: „Pope, Gott helfe dir, wie gehts, wie stehts?“

„Schlimm, mein lieber Nachbar, die ganze Welt stirbt aus und mir kommt kein Kreuzer davon ein!“

324. Von einem Burschen, der da sich verdingen wollte

Ein Bauernbursche, der ohne Dienstplatz war, wandte sich an den Popen mit der Bitte: „He, Pope, weisst du nicht etwas von einem mir zu sagen, der wohl einen Lohndiener aufnehme?“ Zufälligerweise benötigte just der Pope selber eine solche Hilfskraft und bemerkte zu ihm: „Ich selber brauchte einen und was für einen Lohn tätst du wohl beanspruchen?“ Dem Dienstburschen waren die wirtschaftlichen Verhältnisse des Popen gut bekannt und er erwiderte: „Aber, bei meiner Seele, Pope, ich verdingte mich doch lieber bei irgend einem Christen!“ So verriet der Bursche mit seiner herausgeplatzen Antwort, was für

Stellung im Unbewussten Unzähliger seinesgleichen ein Geistlicher einnimmt. Darum lacht man über diese Geschichte, die das Verdeckte jählings aufdeckt.

325. Was die Bauern in ihrem Bittgesuch dem Kaiser zu klagen wussten

In einem Hungerjahre half der Kaiser dem armen Volke damit aus, dass er an jedes Bauernhaus ein betimmtes Mass Saatfrucht verteilen liess. In einem Dorfe versammelten sich aber die Einwohner vor der Kirche und vereinbarten ein bittliche Eingabe folgenden Wortlautes an den Sultan zu richten: „Bezeugst du, o Kaiser, Glück sei mit dir! soviel Huld und Gnade und erbarmst dich deines Volkes und hilfst ihm in seinen Nöten, so bitten wir doch und küssen dir die Hände und Rockschösse, auf dass du unsere drei blutgierigen Erbfeinde hinrichten lässt, auf dein Saatfruchtgeschenk wollen wir dagegen dann gern Verzicht leisten, und zwar mögst du uns aus unserem Dorfe die Tauben, die Dachse und die Klostermönche beseitigen!“ Der Sultan war beim Empfang des Gesuches nicht wenig erstaunt und schrieb ihnen zurück, sie sollen ihm doch angeben, was ihnen die Tauben, was die Dachse und was die Klostermönche antäten. Sie schrieben zur Antwort: „O Sultan, Glück sei mit dir, so vernimm denn, was sie uns antun. Die Tauben picken die Körner nach der Aussaat auf, die Dachse unterwühlen die Wurzeln und fressen die jungen Ähren auf, was endlich doch noch übrig bleibt und wir in den Feuchtkammern bergen, das nehmen die Klostermönche letztlich mit.“

326. Der Zigeuner wollte etwas für das Seelenheil seines Vaters opfern.

Ein Zigeuner begegnete einmal einem Popen und fragte ihn: „So heilig dir dein Glaube, Pope, wieviel Groschen heischst du, wenn du der Seele meines seligen Vaters im Gebet gedenken und sein Grab beweihräuchern sollst?“ Der Pope: „Über den Preis können wir zwei miteinander leicht einig werden!“ Der Zigeuner: „Nein, nein, ich will ihn im voraus wissen!“ Pope: „Ja, mein Söhnchen, für zwei Silberlinge, das ist schon wohlfeil!“ Der Zigeuner: „Ei, wenn dem so ist, so will ich dir und deinem Vater Grab und Seele bloss für einen Silberling dem Schutz des Teufels anempfehlen!“ Der Pope: „O Söhnchen, des Bösen Hauch und Schatten weile verflucht und entfernt von mir!“ Der Zigeuner: „Weiss schon, Pope, weiss es schon. Öffentlich verleugnest du ihn und insgeheim haltet ihr miteinander dickste Freundschaft!“ Der Pope: „O Söhnchen, vor mir fliehen die Teufel, diese von Gott verfluchten Wesen!“ Der Zigeuner: „Wahr ists, Pope, sie müssen fliehen und sich vor dir fürchten, denn jedweder Rottengeselle hat vor seinem Rottenführer grosse Angst!“ Der Pope: „Fleuch, Söhnchen, mir aus den Augen, denn auch du bist ihr Spiessgeselle!“ Der

Zigeuner: „Ob ich einer bin oder nicht, das gibt nicht den Ausschlag, gewiss ist nur, dass du ihr Häuptling bist!“

Anmerkung: Diese Schnurre stammt aus der Bocca di Cattoro. Der Bauer scheut sich, seine Meinung vom Popen frei herauszusagen und legt sie darum dem unverantwortlichen Zigeuner in den Mund.

327. *Wie sich Hochzeitleute mit einem ihnen unbekanntem Popen auseinander setzten*

Auf dem Zug zur Heimbringung der Braut hielten Hochzeitleute an einer Quelle im Hochwald Rast. Aus ihren Rucksäcken hatten sie Brod und Fleisch zum Mittagimbiss hervorgeholt. Eben machten sie sich ans Mahl, als von irgendwoher ein junger Pope auf einem alten Klepper daher geritten kam und ihnen Gott zum Gruss bot: „Helf euch Gott, Ihr Menschen!“ Sie aber antworteten ihm als ob unter Murneln: „Sollst gesund sein! Hast es jedoch nicht getroffen!“ Fragte sie der Pope: „Kann auch ich mit euch mittun, weiln mich Gott und ein günstiger Augenblick zu euch geführt hat?“ – „Ja, wer bist denn du?“ fragten sie ihn, „Ich bin der Pope Luka aus dem Trebinjer Gerichtbezirke. Ei, kennt Ihr mich denn nicht?“ – „Wir nicht, doch wenn wir dich auch kennen, so steht es dir nicht zu, dich unter die Leute zu mengen, denn wir sind keine Popen, sondern Menschen, und was soll uns ein Pope, nachdem wir bereits auch ohne deinen Segen zu mittagmahlen angefangen?“ – „Wieso denn? Sind denn Popen nicht gerade so Menschen, wie alle übrigen?!“ – „Gar keine Spur! Wären sie Menschen, so hiessen sie sich nicht Popen!“ – „Aber, bin ich auch ein Pope, so gehöre ich dennoch eurem Glauben und Gesetzbrauch an!“ Und zu ihrer Überzeugung schlug er ein Kreuz. Als dies der Hochzeitalderen sah, sprach er zur Gesellschaft: „Wohlan, bei eurem Christenglauben, so lassen wir ihn denn mit uns mitessen! Ist er auch kein Mensch, so ist er doch einer von unserem Glauben!“

Anmerkung: Nach dem ältesten, bei den Serben bis in neuere Zeiten erhaltenen Gewohnheitsrecht war und ist die Eheschliessung ein rein privatrechtlicher Akt, um den sich die Geistlichkeit nicht im geringsten zu bekümmern hatte. Die Einmischung der Popen bei den Heimführungen der Bräute, der Kindernamengebung und bei Bestattungen empfand der Serbe als Belästigungen Unberufener. Daher die ausserordentlich schroffe Abweisung des fremdlichen Popen in der Erzählung, während sonst ein Brautzug, schon um des günstigen Vorzeichens und des Glückes willen jeden Begegnenden mit Speise und Trank aufdringlich begrüsst. Darauf bezieht sich eben der Gruss des Popen.

328. *Von einem Wolf, der in der Kirche Zuflucht suchte*

Ein Wolf verirrt sich in ein küstenländisches Dorf, das er noch niemals vorher heimgesucht hatte und aus Schreck vor ihm versperrten sich alle Dorfbewohner in ihren Häusern.

Auf Befehl des Aldermans und des Popen versammelten sich alle wehrfähigen Männer und bewaffneten sich insgesamt in Ermangelung von Schuss- und Stichwaffen mit Prügeln und Steinen und umzingelten das Dorf, um den Wolf aufzustöbern. Der aufgescheuchte Wolf fand nirgends einen Ausweg zum Durchbruch, um mit heiler Haut auszureissen und gelangte beim Hin- und Herrennen zur offenen Kirchentüre und flüchtete in die Kirche hinein, wohl in der Meinung, es sei eine Felsenhöhle. Zur selben Zeit zelebrierte der jüngere Pope die Messe, wobei ihm ein Knabe administrierte. Sonst war niemand zugegen. Schrie der Ministrant entsetzt auf: „Pope! Pope! So du von Gott weisst! Ein Wolf kam von irgendwoher in die Kirche hereingerannt, er zerfleischt uns noch!“ Er floh zum Popen in den Altarverschlag hinein und sie schlossen hinter sich alle drei Eingangtüren ab. Inzwischen langten auch die Bauern hinterher an und als sie den Wolf in der Kirche erschauten, sperrten sie die Kirchentüre gleich zu. Rief ihnen der Pope von drinnen aus zu: „Ja, was treibt Ihr? Ihr habt es leicht draussen vor der Kirche, lasst uns nicht hier drinnen in der Kirche in Gesellschaft eines solchen Buschkleppers!“ Antwortete ihm der Schulze: „Dann, Pope! Bist doch im Ornate, hast den Messknaben zur Seite und alle Behelfe zur Hand, mach dich nur dran, vielleicht kannst du den Vetter Isegrimm taufen!“

329. Wie sich ein Pope gegen eine unziemliche Aussprache verwahrte

Ein Wanderer, der vom richtigen Wege abgeirrt war, geriet in die Nähe eines ihm unbekanntes Dorfes und stiess auf einen zornmütigen Popen, der da eine Richtung nach einer anderen Gasse einschlug. Da er ihn nur vom Rücken aus sehen konnte, so merkte der Wanderer nicht, dass dies ein Pope sei und rief ihn zwei, dreimal an: „O Freund!“ doch der Angerufene gibt weder eine Antwort, noch kehrt er sich um; der Wanderer schreit darauf nur noch kräftiger: „O Mensch du! Sei du wer immer, ich bitte dich, sag nur, führt dieser Weg ins nächste Dorf?“ Nun wandte sich der Pope um und erwiderte die Stirne gerunzelt: „Ich bin kein Mensch, das wollte Gott nicht! Unglückseliger, siehst du denn nicht meinen Bart? Ich bin ein richtiger Pope!“ Auf die Aufklärung hin bemerkte der Reisende: „Verzeih, ich wähnte du seist ein Mensch, da sagst du, du seist es nicht, vielmehr ein Pope, gäbe es Gott, auch bis aufs Jahr!“ Und er fügte noch hinzu: „Ja, warst denn du jemals ein Mensch?“ „Ich war nie einer und Gott hat mich nicht so hart gestraft, sondern zuallererst ein Kind, späterhin ein Schüler und jetzt ein Pope. Und glaubst du es nur nicht, so komm zu mir ins Heime, damit du meine Hausverwalterin siehst. Auch sie ist keine Weib, sondern eine Popin!“

Anmerkung: Der Wanderer redete nach dem allgemeinen gemüthlichen, in diesem Falle unpersönlichen Sprachgebrauche, während sich der Pope vom hohen Ross seines Dünkels herab äusserte. Der Pope will kein

Mensch oder Mann geheissen werden, wie der erstbeste, sondern selbstbewusst, wie er schon ist, immer Pope. Mit ihrem Eintritt in die abendländische papierene Scheinkultur verdrängen die 1/8 und 1/16 Gebildeten, die Beamten, zumal die Mittelschullehrer und Vereinmeier im Serbenvolke den Popen aus seiner bevorzugten Stellung und sie verzapfen nun auch auf seine Kosten ihren Bildunghochmut. Gehupft wie gesprungen. Gegen solche Beamtenüberhebung verhält sich der Landmann mit seinem durch die Überlieferung und die täglich Erfahrung geschärften Verstande ebenso satirisch ablehnend, wie gegen die der Popen und der häufig wampigen Mönche. Man muss sich jedoch unbedingt davor hüten, darum schon jeden Geistlichen und jeden Beamten für einen Kulturesel zu halten. Auch bei uns hat jeder Stand und Beruf seine anmassenden „Pfaffen“.

330. Popen und Mönche zählen nicht zu den Menschen

In einem Dorfbezirk trug man im Bittumgang (wegen Fruchtbarkeitzaubers) über die Ackerfelder die Kreuze und Fahnen aus der Kirche herum; man kam an einen Bach, wo all die Teilnehmer sich im Schatten der Bäume hinlagerten, um zu Mittag einen Imbiss einzunehmen, und zwar die Männer für sich und abseits von ihnen die Weiber.

Mit waren ihrer fünf, sechs Popen und Klostermönche, die da, als sie sahen, dass sie niemand zum Mitessen einlade, fragten: „Was soll denn das heissen, dass uns niemand einlädt?“ Antwortete ihnen das Volk (Die Menschen, die Männer, die Leute): „Bei Gott, jedermann für sich; das ist weder eine Hochzeit, noch eine Kirchfestfeier, sondern man trägt die Kreuze umher und betet zu Gott (um Regen und Fruchtbarkeit), Ihr aber seid weder Menschen noch könnt Ihr in Gottes Livree und unter *Petrachelien* (Stolen) mit uns Sündern euch vergemeinschaften!“ – „Was denn sind wir sonst als Menschen? Wir sind keine Weiber!“ Wieder antwortete ihnen das Volk: „Wärt Ihr Menschen unserer Art, so riefen wir euch beim Namen an, nicht aber ‚Pope!‘ und ‚Geistlicher!‘ Überdies wusstet Ihr wohl, dass auf den Feldern niemand da ist, der euch ein Mittagmahl bereitete und es war an euch gelegen, dass so wie unsereiner auch von euch jeder ein Rucksäcken mitnehme.“

Als die Weiber dies vernahmen, sprachen sie untereinander: „Bei Gott und Seligkeit! Es ist eine Sünde, dass uns diese Gottbeter beim Mittagessen zuschauen und sie hungrig vor sich hinspeicheln. Wohlan, lasst sie uns in unsere Mitte einladen!“ Sie riefen sie zu sich und die Geistlichen begaben sich hin. Wie dies der Schulze sah, sprach er zu den Dörflern: „Meiner Seele, wir taten schlecht daran, dass wir diese Widder in unsere Schafhürde hineinliessen, denn haben sich diese strammen und jungen Kerle satt angegessen und ange-trunken, so kann noch alles mögliche und einiges mehr geschehen!“

Anmerkung: Den Serben fehlt für den Begriff Mensch ein Wort in seiner Volkssprache. Čovjek ist ein Mann, so zählt man bis zu vier Männern (četiri čovjeka), fünf Männer sind jedoch eine Menge von Leuten und man zählt weiter, pet, šest, sedam ljudi (5, 6, 7 Leute). Žena (die Gebärende, das Weib), djevojka, cura (das Mädchen), dijete, dječak (Kind, Knabe) zählen auch nicht zu den Menschen; wohin demnach mit den in einer nach weiblicher Tracht gebildeten Gewandung umherwandelnden Popen und Mönchen? Zu dem langwährenden Umgang um

die weite Gemerkung des Dörflergrundbesitzes hätten sich die Geistlichen, wie üblich, selber mit Atzung versorgen sollen. Sie beten doch nicht allein fürs Dorf, sondern auch für sich um Regen und himmlischen Segen. Zur Verstimmung gegen sie trägt noch der Umstand bei, dass man sie, sowie anderswo die Fetischpriester und Schamanen, für den Regenmangel verantwortlich macht.

331. Wie die Drinaleute einen der Ihrigen zum Popen einweihen liessen

Eines Jahres entstand zwischen den Drinaleuten und ihrem Popen eine Misshelligkeit und sie vertrieben ihn aus ihrer Mitte. Sie machten sich auf die Suche nach einem anderen Popen, der auf Eintreibung der jährlichen Pfarrgebühren verzichtete und sich mit den ihm von den Pfarrkindern freiwillig dargebrachten Gaben bescheidete, es wollte jedoch kein Pope unter solchen Bedingungen bei ihnen die Stelle antreten. Im Herbst versammelten sich alle Dörfler und der Alderman sprach also zu ihnen: „Wisst Ihr was, Brüder! Bis zu Weihnachten ists nicht mehr weit und wie sollen wir das Weihnachtfest ohne Liturgie begehen? Ich schlage euch vor, dass wir aus unserer Mitte einen wählen, der keine Jahrgebühr beansprucht und den schicken wir nach Sarajevo zum neuen Vladika, auf dass der ihn zum Popen einkleide. Gehört habe ich, dass der jeden zum Popen einweihe, der ihm hundert Dukaten bezahlt und niemals darnach frage, ob einer etwas gelernt hat oder nicht, ob einer etwas wisse oder nicht. Und selbst verstünde einer noch soviel wie ein grosser Gelehrte, der Vladika könnte es nicht beurteilen, weil er ein Grieche und unserer Sprache völlig unkundig ist.“ Alle waren damit einverstanden und der Schulze fragte: „Wem von uns ist die Ziegenhirtensprache am geläufigsten?“ und ein Bürschlein rief aus: „Mir fliesst sie am schnellsten von der Zunge, o Schulze!“ – „Bist du ihrer so kundig, wie und was du vor dem Vladika sprechen wirst, um ihn von deiner Gelehrtheit zu überzeugen!“ – „Bei Gott, schön! Ich werde ihn so anreden: Vladadibikabe! Kleibeidebe mibich zubum Popopeben eibein ubund ibich zahban lebe dibir dabafübür!“ Als sie ihn so sprechen hörten, da riefen alle Bauern einstimmig dem Schulzen zu: „Bei Gott, Schulze, sin-temalen er sich so gut bewandert erweist, so brauchen wir den Vladika gar nicht viel zu bitten und ihm auch keine hundert Dukaten anzutragen, sondern es genügen ihm auch ihrer fünfzig!“

Man sammelte also fünfzig Dukaten ein, übergab sie dem Bürschlein und entsandte ihn zum Vladika nach Sarajevo. Der Jüngling stellte sich dem Diakonus vor, der einige Brocken Serbisch verstand und erklärte ihm den Zweck seines Besuches, der Vladika möge ihn zum Popen einweihen und dafür eine Entlohnung von fünfzig Dukaten entgegen nehmen, weil er zwar weder zu lesen noch zu schreiben, dafür jedoch der Ziegenhirtensprache vollkommen mächtig sei. Der Diakonus meldete dies dem Vladika, der sich über den seltsamen Vortrag und die Zumutung seines Gehilfen nicht wenig wunderte,

der da einen Menschen zur Priesterweihe vorschlug, der weder des Schreibens noch Lesens kundig sei. Das Bürschlein machte sich alsdann unverrichteter Dinge wieder auf den Heimweg. Der Vladika erblickte ihn vom Fenster aus, es gereute ihn der Verlust von fünfzig Dukaten, er rief den Diakonus herbei und befahl ihm: „Renn rasch hinunter und führ mir jenes Bürschlein wieder her, denn ich habe mir die Sache überlegt, dass er für die Drinaleute als Pope gut genug ist und ich ihn darum zum Popen einweihen darf, mag er immerzu weder lesen noch schreiben können!“

Anmerkung: Nach einer gröberen Fassung dieser Schnurre weiht der Vladika gar einen vierbeinigen Esel zum Popen ein, um nur die Gebühr einzustreifen. Auf meinen Reisen machte ich im serbischen Sprachgebiet die nähere Bekanntschaft zweier griechischen Vladiken, die ganz prächtig volkrümlich die serbische Sprache beherrschten, wenn auch mit einer griechischen Klangfarbe und einer mangelhaften Aussprache der slavischen Zisch- und Quetschlaute. Das ahmen den Griechen jedoch die serbischen Popen und Klostermönche getreulich nach, wohl im Glauben, das gehöre mit zur Heiligkeit ihres Berufes. Die griechische und slavische Geistlichkeit zusammen gebärdet sich so, dass man sie auf den ersten Anblick hin für buddhistische Mönche halten möchte, denn das Gehaben ist das gleiche.

Den Nachweis der Verbreitung ähnlicher geheimer Sprachweisen unter den meisten Völkern der Erde erbrachte meine Umfrage im „Urquell“, Hamburg 1890 ff.

332. Von zwei Bettelmönchen auf der Wanderung

Einem Küstenländer verstarb der Vater und es fehlte ihm so sehr an Geld, dass er sich nicht einmal (zum Zeichen der Trauer) das Gesicht rasieren lassen konnte. So liess er sich denn einen langen Bart wachsen und im Herbst tat er es einem seiner Bekannten im Herzogland kund und zu wissen, der Schwager sei ihm verstorben und da sei er in einem Kloster Mönch geworden und da wäre es schön, kämst du mein Freund, und willigst du ein, dass wir selbender im Herzogtum milde Gaben einsammeln und alles, was wir kriegen, brüderlich unter einander aufteilen. Der Herzogländer war damit ganz einverstanden. Der Dalmater legte ein uraltes Mönchhabit an, stülpte sich eine Kamelhaarröhre auf den Kopf auf, fand irgendwo einen Totenknochen, wickelte ihn in Wolle ein, tat Weihrauch und Basilikum dazu und verwandelte sich in eine Bruder *Vidosije* und pilgerte mit seinem Schüler aus dem Kloster von Dorf zu Dorf, um Almosen einzuheimsen. Wer immer ihnen auf dem Wege begegnete und wo immer hin sie kamen, jeder küsste ihm demütig die Hand und bat ihn: „Segne mich, Geistlicher!“ und bei Gott, jeder beschenkte ihn nach Kräften und Säften, er aber trug eines jeden Namen und dessen Gabe in ein Buch ein, obwohl er keinen einzigen Buchstaben schreiben konnte, sowenig als meine selige Mutter, sie ruhe in Frieden. Auf der Wanderung fragte ihn einmal sein Begleiter: „Hast du es schon erlernt und ausgetüfelt, wie man der Welt die Augen auswische, wie aber erlernst du das

Schreiben?“ – „Ich verstehe ebensowenig wie du, auch nur einen Buchstaben zu kritzeln, sondern merke bloss vor, was mir der eine und der andere hergiebt; zwischen deinen Bauern und den vierfüßigen Tieren besteht aber kein anderer Unterschied, als dass die einen schwanzlos sind, zweibeinig herumsteigen und die anderen dagegen vierbeinig und mit einem langen Schwanz versehen sind. Ich zähle in die Reihe der einen, du aber in die Reihe der anderen, und so nimm dir alles Lebende, das wir da aufgesammelt haben, während ich mir die Wolle, die Feldfrucht, das Wachs, den Käse und das Bargeld behalte!“ – „Aber, sollst nicht krank liegen, Lebendes haben wir doch nichts bis auf die drei Ziegenböcke da!“ – „Bis du dir einen langen Bart wachsen lässt, will ich dir wieder als Schüler dienen und dann teilen wir wieder so!“

Anmerkung: Der Bauer kann zwar nicht lesen und schreiben, falls er es nicht in der Schule oder zufällig von wem erlernt hat, doch Zahlenreihen kennt er, wie sie nach uralter Überlieferung im Volke üblich sind. Sie beruhen auf einem Fünferzählsystem. Darüber sprach ich mich in meiner Abhandlung über die Slaven in Ferdinand Freih. v. Reitzensteins „Allgem. Völkerkunde“ aus. Im Jahre 1885 erzählte mir der Franziskanerprovinzial Frater Ilija Cavor von zwei chaldäischen Mönchen, die die Klöster zu einem Kirchenbann ablausten. Latein verstanden sie ebensowenig als unsere Schrift oder eine europäische Sprache. Ihr Reden war ein Glucksen, Zungenschnalzen, Gurgeln und Spucken. Dabei verdrehten sie die Augen und gebärdeten sich zumal beim Messelesen, wie zwei heulende Derwische. Die Kirchen waren immer bumvoll von Besuchern, die die frommen Waller aus dem fernsten Asien schauen und sich von ihnen segnen lassen wollten. Da geschah es einmal, dass ein Bauer aus einem Dörfchen bei Fravnik sie als die zwei ärgsten Dorflumpen erkannte. Es gelang ihnen jedoch rechtzeitig nach Serbien zu flüchten. Seit damals dürfen fremde Mönche nur mit jeweiliger örtlicher Bezirk- und der Kirchenoberen Erlaubnis den Gott gefälligen Bettel betreiben.

333. Von einem schein-toten Popen

Einmal befahl einem Popen nachts ein schweres Unwohlsein, von dem er die Sprache verlor und in Ohnmacht fiel, so dass ihn alle Hausleute und jeder, der ihn sah, für verschieden hielt. Man badete in, zog ihm das Geistlichenornat an, als ob er die Liturgie lesen sollte, hüllte ihn in ein Leilach ein und legte ihn in den Sarg. Die Popin hatte einen Bruder, der sehr habgierig auf fremdes Gut war. Als nun alle schliefen, erhob sich der Wackere von seinem Lager, deckte den Sargdeckel ab, zog dem Popen alle die wertvolleren Sachen vom Leib ab, legte ihm einen alten abgetragenen ärmellosen Mantel aus der Garderobe der Popin um und für die abgenommene Kopfbedeckung aus Kamelhaar wand er ihm sein altes Schneuztüchel um das Haupt. Nachdem er den Deckel wieder zugeklappt, legte er sich nach wohlgetaner Arbeit mit erleichtertem Gewissen wieder zu Ruhe nieder.

Bei Morgenanbruch erschien der Pope aus dem Nachbardorfe und mit ihm das Bauernvolk, um den Toten zur Kirche zu tragen. Es ist Brauch, dass die Träger abwechseln.

Als nun die Reihe zwei Leute traf, von rückwärts zu tragen, diese aber viel kleiner an Wuchs und Gestalt als die zwei vorderen Träger waren, da kippte bei der schlechten Beschaffenheit der Strasse der Pope mit der Tragbahre um. Infolge der Erschütterung erwachte er aus seiner Ohnmacht, schlug die Augen auf, erhob sich in sitzende Stellung und fragte: „Wo bin ich da?“ Als er nun der Popin alten Mantel an seinem Leibe gewahrte, streckte er sich wieder im Sarge aus und sprach: „Tragt mich wieder dorthin, woher Ihr mich geholt habt. Ich will mal wissen, woher soviel Schande und Spott über mich kamen!“ Vor Schreck rannten alle auf und davon und schrieten: „Da bist du und da ist eure Popin, macht es euch untereinander aus, wir aber haben genug von der Mühe und von der Schande abbekommen!“

334. Wie ein Moslim mit aller Gewalt einem Serben die Gevatterschaft aufnötigte

Einmal stellte sich ein mächtiger Muselman bei einem armen serbischen Bauern zur Herberg ein. In derselben Nacht genas die Hausvorsteherin eines Kindes. In der Früh vernahm es der Moslim, drängte sich mit aller Gewalt dem Hausvorstand zur Taufgevatterschaft auf, zog aus den Sattelsäcken ein Schläuchlein voll Branntwein heraus und brachte auf den Vater des Kindes den Trinkspruch aus: „Sei gesund, mein neuer und glücklicher Gevatter! Niemand anderer darf dir ausser mir Gevatter stehen, ohne schweres Blutvergiessen herauszufordern!“ – „Ich bin damit einverstanden, mein Aga und suchte mir auch keinen vortrefflicheren Gevatter als dich, doch befürchte ich, unser Pope werde die Taufe nicht vornehmen wollen und zwar darum, weil Moslimen die Qual und Anstrengung nicht zu ertragen vermögen, die bei einer Taufe unvermeidlich ist, während wir Serben einander dem Brauch gemäss als Gevatter alles zu Liebe ertragen!“ – „Papperlapapp, dummes Gewäsch! Ich höre nicht auf eure Derwische und bin bereit alles zu erdulden, was euer Brauch vorschreibt. Doch kümmer dich um den Popen, sonst geschieht noch was!“

Der ärmste Bauer erschrak und er eilte schleunigst zum Popen und berichtete ihm haarklein den Vorfall: „Doch, um Gottes Willen, Pope, hilf mir, befrei mich von dem Gewaltmenschen, ehe Blut im Hause vergossen wird!“ – „Schweig, du Narr!“ antwortete ihm der Pope höhnisch lächelnd, „den werde ich heute noch strafen, dass es ihm niemals mehr in den Sinn fallen wird, bei einem altgläubigen Christen Gevatter zu stehen!“ Sie machten sich auf den Weg, kamen zur Kirche und brachten das Kind, den Täufling hin. Der Moslim ist auch schon zur Stelle, doch mag er nicht in die Kirche eintreten, sondern ruft dem Popen zu: „Taufe, Pope, vor der Kirche, ehe sich noch etwas ganz anderes ereignete!“ – „Aber, Effendi, es tut mir leid um dich, denn anders tauft man in der Kirche, anders vor der Kirche, und ich besorge, du wirst nicht alles ertragen können, so wie es unser Brauch und Gesetz vorschreiben!“ – „Tauf du nur zu nach eurem Evangelium, und was immer noch Altgläubige, zum Gevatterstande, erdulden mussten, das geschehe auch

mir!“ Der Pope kehrte in die Kirche zurück, suchte das schwerste, mit Blech und Eisenbeschlägen versehene Buch hervor und schleppte es dann mit seinen Händen hinaus. Er sagte zum Moslim: „Beug dein Haupt und verzeihe mir, dass ich nach meinem religiösen Brauch und nach der Vorschrift dieses heiligen Buches die Taufe vollbringe!“ Der Moslim beugte sich bis zur Gurthöhe vor und sprach: „Wohlan denn, Pope, verrichte deinen Dienst!“ Der Pope erhob das Buch in Kopfhöhe mit beiden Händen und liess es mit aller Wucht zwischen die Schulterblätter des Moslim niedersausen, so dass der Getroffene mit der Nase auf den Erdboden aufschlug und wie tot dalag. Nachdem er sich ein wenig aus seiner Ohnmacht aufgerafft, fragte er noch ausgestreckt daliegend unter Ächzen den Popen: „Was tatest du da Pope! Schüttelfrost befall dich!“ – „Das ist zum erstenmal, o Aga! Zu guter Frist, zum zweitenmal, so lautet die Vorschrift, gilt es zur besseren und zum drittenmal zur besten Frist zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, auf dass sie uns helfe, des walte Gott!“

Erschrocken fragte ihn der Moslim: „Aber, Pope, mag das euere Glaubensart immerzu vorschreiben, so schau doch nach, ob sich nicht in der Kirche irgend ein kleineres Evangelium vorfindet, denn bei meiner Seel und meinem Türkenglauben, schlägst du mich noch zweimal zu einer besseren und besten Frist, so schüttetest du mir meinen Magen mit dem Rückgrat vollan!“ – „Ohne dieses Buch, Effendi, kann man nicht taufen, doch erhebe dich auf die Beine, damit wir keine Zeit vergeuden!“ – „Nein, nein, nein! Ich schenke dir die Gevatterschaft und dies unglückselige Evangelienbuch! Bei meiner Seele, damit könntest du ein Eberschwein, wie dann nicht erst einen Menschen maustot schlagen!“

Anmerkung: Diese Schnurre ist gut ersonnen und schlecht ausgesponnen. Sie gehört zur Reihe boshaftester Rache Geschichten, die durch Erreichung einer Lachwirkung die tatsächlichen Verhältnisse auf den Kopf stellen. Die volkliche Zusammengehörigkeit nach Glauben, Sitte, Brauch, Recht und Sprache war den serbischen Moslimen und Christen allezeit so sehr bewusst, dass sie jeden äusseren Anlass zu künstlichen Verwandtschaften gern benützten. Dass ein armer Christ einen begüterten Moslim zur Gevatterschaft einlud, war immer eine alltägliche Sache, nicht jedoch die Annahme, denn die Gevatterschaft verpflichtet den Paten zu lebenslänglicher Fürsorge für sein Patenkind und zu ständigen Auslagen. Darum fiel es und fällt es auch noch gegenwärtig armen Leuten zuweilen recht schwer, einen Taufpaten zu gewinnen. Unsinnig ist die Voraussetzung, einem erwachsenen Moslim sei die Taufzeremonie so ganz unbekannt, wie dem geschlagenen Helden dieser Erzählung und ebenso kühn die Mitteilung von der Gewalttätigkeit des Popen, der auf jeden Fall vom reichen Moslim eine reiche Entlohnung für die Taufhandlung zu erwarten hatte. Christliche Serben wählen auch Juden zu Gevattern, nur lassen sich die beiden bei der Zeremonie von einem Christen vertreten.

335. Ein verhängnisvolles Vorzeichen

Zehn langbärtige Popen ritten hintereinander von einer Versammlung heim. So zogen sie auch durch ein Dörfchen, wo vor dem letzten, abseits stehenden Häuschen ein Knabe spielte. Der erschrak heftig beim Anblick sovieler grossbärtiger, schwarzgekleider Männer, die krem-

penlose Zylinder als Kopfbedeckung aufhatten und rannte schreiend ins Haus zur Mutter hinein: „Mutter, schau mal, wer da angeritten kommt!“ Das Weib trat auf die Schwelle und sagte überrascht beim Anblick sovieler Langbärte: „Geh, mein Kind ins Haus hinein, es naht eine Landseuche. Es gibt ein unfruchtbares Jahr und Hungernot wird eintreten! Was für ausgewachsene Kerle und wie viele ihrer gar sind! Wer vermöchte sie in ihrem Lauf einzudämmen! Wer, wo sie sich niederlassen, satt zu füttern!“ Ihr Ehemann wies sie zurecht, sie möge sich um ihre eigenen Geschäfte kümmern, sich nicht aber den Kopf zerbrechen, woher die Popen zu essen haben werden. Noch kein Pope sei Hungers gestorben.

Anmerkung: Als Grundwahrheit ist der Ausspruch des Bauern unwahr. Nach dem Volksglauben ist sehr häufig der Pope an der Erkrankung von Menschen und Nutzvieh, immer aber an verheerenden Wettern, Überschwemmungen und Misswuchs schuld. Wirkt des Popen Regenzauber nicht, so lässt das Volk an ihm den Zorn und Groll aus. So mancher Pope ging darunter jämmerlich zu Grunde und seine Familie geriet in Not und Elend.

336. Heuer zwei, aufs Jahre keiner

Zu Ostern hielten fünf Popen gemeinsam den Festgottesdienst in einer Kirche ab. Im nächsten Jahre trafen bloss zwei von ihnen ein. Nach der Messe setzten sie sich zum Mittagmahl hin. Der Kuchen im Becken war brühheiss. Der eine Pope langte gierig mit dem Löffel danach und verbrannte sich Mund und Kehle so sehr, dass ihm Tränen in die Augen traten. Fragt ihn der andere teilnahmsvoll: „Warum traten dir plötzlich Tränen in die Augen?“ Erwiderte der Weinende: „Mit Wehmut erinnere ich mich, dass wir im Vorjahre unserer fünf da waren, heute jedoch sind wir nur zwei, darum brach ich in Tränen aus!“ Der Zweite griff auch nachher zum Kuchen zu und verbrühte sich gleichfalls, so dass auch ihm Tränen in die Augen kamen und sprach mit halberstickter Stimme: „Voriges Jahr fünf, heuer nur zwei, oh gäbe es Gott, aufs Jahr keiner von uns beiden, da wir einer gegen den anderen so sind!“

Anmerkung: Eine breit ausgespinnene Variante zu dieser Geschichte ist in einem Bande der „Anthropophyteia“-Jahrbücher zu lesen. Die Schnurre ist zu mindestens überall in ganz Europa in verschiedenen Fassungen seit Jahrhunderten verbreitet. – Der Kuchen wird in der Vorlage *cicvara* geheissen, es ist ein sehr fetter mit Zucker oder Honig gesüsster, mit Zwiebeln und eingekochtem Obst reichlich gefüllter Beckenkuchen.

337. Der Vorteil beim Kuhmelken

Auf Schnorrwegen die Pfarre bereisend beklagte sich der Klostermönch, wie seine Kuh die schlechte Gewohnheit habe, wann sie gemolken wird, die Milch zurückzuhalten. Einer der

Bauern rief ihm zur Abhilfe ein bewährtes Mittel an: „Wirf der Kuh beim Melken einen mit Sand gefüllten Quersack auf den Rücken auf und dann muss sie die Milch lassen!“

Der Mönch begab sich zu seiner Sennhütte und erzählte der Sennerin, was er in der Parochie gehört habe. Die Älplerin war eben daran, die Kuh zu melken und sagte: „Wohlan, so lass es uns gleich versuchen! O du Tücke des Schicksals, es fehlte an einem Quersack!“

„Weisst du was, ich will die Blasserin reiten, solange du sie melkst. Das kommt auf eins heraus, ob ich auf ihr sitze oder ob ein Quersack auf ihr liegt!“ sagte der Mönch.

Und er gab sich einen Schwung und sass rittlings auf der Kuh.

Die Blasserin erschrak, hob den Schwanz und stürmte mit ihrem Reitermann über die Halde talabwärts davon.

„Segne uns, Vater! Wohin so eilig, mit Gottes Hilfe, Vater?“ riefen ihm die Leute von den Leiten zu und wunderten sich mächtig über den Mönchritt.

„Das weiss Gott und die Blasserin!“ schrie der geistliche Herr in seiner Heidenangst.

338. Warum es nicht notwendig ist, einen Serben zu ermorden

Frater Schmerbauch (*Fra-Trbo*) nahm seinen Pfarrkindern, katholischen Herzogländern die Beichte ab. Sie nahen sich ihm der Reihe nach und wispeln ihm ihre Sünden ins Ohr. So kommt endlich auch Mato dran. Der war wohl ein bekannter Vogel, denn der geistliche Herr lachte auf, sobald als ihn erblickte, und fragte ihn höhnisch:

„Nanu, Mato, hast du seit der letzten Beichte irgendwie gesündigt?“

Verschämt senkte Mato die Blicke zu Boden und lispelte leise durch die Zähne hindurch:

„Habe, so wahr mir Gott, gesündigt, und wie noch dazu!“

Die Rede stockte ihm, er schluckte und setzte noch leiser hinzu:

„Habe einen Serben ermordet!“

Das gab dem Frater einen kleinen Ruck, doch sammelte er sich gleich wieder und sagte zu seinem geistlichen Sohne:

„Ja, wozu hast du ihn denn hingemordet?! Da kommen doch ihre Petertagfasten und er wäre ja sowieso vor Hunger krepirt!“

Anmerkung: Es hassen einander Bulgaren und Serben, Serben und Griechen, Moslimen und Serben, doch am meisten Katholiken und Serben. Im Königreich gab es bis vor kurzem für mehrere hunderttausend serbischer Katholiken nur eine offiziell geduldete katholische Kirche, die eine zu Belgrad. Auf ihrem Eroberungszug durch Albanien und Mazedonien liessen es sich die Montenegrier und Donaureichserben sehr angelegen sein, überall die Katholiken, sowie die Moslimen serbisch-konfessionell umzukrempeln. Mit welchem Erfolg, das lehrte der Ausgang des Krieges mit seinen schauerlich blutigen Heimzahlungen der Bekehrten. Es ist bemerkenswert, dass just diejenigen, die am wenigsten nach Christi Lehren leben, am eifrigsten für seine Lehren zu kämpfen vorgeben. Sowie jener Frater sprechen leider viele seinesgleichen.

339. *Wie ein Sohn den Tod seines Vaters gerächt hat*

Ein Jüngling war in die Welt ausgezogen, um Geld zu verdienen. Als er heimgekehrt war, erzählte man ihm, Türken haben seinen Vater erschlagen, „und im Sterben legte er deiner Seele das Gelöbniß auf, du sollst nach deiner Heimkehr von deinem Verdienst dem Popen die Begräbniskosten begleichen!“ – „Und wo ist unsere Stute?“ fragte er die Hausgenossen. „Bei Gott, die hat der Pope zu Pfand daheim bis zur Tilgung seiner Schuldforderung!“ Kaum vernahm dies der Bursche, sprang er auf, wie von hundert Teufeln besessen und schrie: „Gebt mir die Büchse her!“ Er riss vom Wandhaken ein altes, verrostetes und mit Lindenbast zusammengehaltenes Gewehr herab und eilte ins Popenhaus hin. Fragte er die Popin: „Wo steckt der Pope?“ und sie beschied ihn: „Gerade in dem Augenblick zuvor gieng er zur Kirche, um für irgendjemanden eine Seelenmette zu beten!“ Er rannte hin, traf den Popen beim Evangelienlesen an, stürmte auf ihn los und schrie: „Die Stute mir aus deinem Haus heraus und den Vater aus dem Grab zurück, du unersättlich Eingeweide!“ und schon packte er den Popen beim Bart. Ganz verduzt sagte der Pope zu ihm: „Lass mich vorerst den Gottesdienst beenden und denn erledige ich den Teufeldienst, Gott soll dich töten und vernichte dich diese Kirche!“ – „Ich lasse dich nicht eher aus, als bis man mir die Hand abhackt, doch will ich zuwarten, bis du das Evangelium beendest; denn es ist kein Spass, dass du mir meinen Vater, so einen Grossherzog, in die Erde eingeschart und obendrein meine bei uns daheim aufgewachsene Stute weggetrieben hast!“ Als nun der Pope merkte, was da los sei und wie die Sache stehe, und weil niemand sonst in der Kirche als sein Sohn, ein Knabe, weilte, der als Messknabe die Antworten gab, so sagte er zum Jungen: „Steck, Söhnchen, eine von den allerdicksten Kerzen an, auf dass sie zwischen uns beiden für die Seele des verewigten Acim brenne, dann aber geh und schlage auf die Klappereisen, damit sich die Bauern versammeln und wir die Beräucherung für den seligen Acim vornehmen!“

✓ Nachdem der Junge die Kerze angesteckt und angezündet, klebte er sie an eine Steintafel zwischen dem Popen, seinem Vater und jenem Burschen an und gieng hinauf, um zu klappern. Während nun der Bursche den Popen unerbittlich am Barte festhielt und der Pope das Evangelium, so gut es ihm möglich war, weiter ablas, geschah es, dass die Kerze irgendwie umkippte und des Burschen Pluderhosen anzündete. Der Bursche liess den Popen los und fieng vor Qual in der Kirche umherzuspringen an, bis ihm das Gewand vom Leib herabbrannte und er halbnackt aus der Kirche hinauslief. Da kommen aber auch schon die Bauern herbei und wie sie den Nackten, vor Schmerzen wild tanzenden Burschen erblicken, meinen sie, er sei wahnsinnig geworden und binden ihn mit Seilen fest. Inzwischen beendigte der Pope die Messe, erschien auch unter den Bauern und erzählte ihnen den Vorfall. Da brach jeder einen Haselstock und alle droschen so lang auf den Burschen los, bis er unter Qualen seine Seele aushauchte. Sie betteten ihn neben seinem Vater ins Grab.

Anmerkung: Als noch die Glocken teuer im Preise und schwer zu beschaffen waren, behalf man sich in ärmeren Dörfern mit zwei vor der Kirche frei an Pfählen hängenden Schmiedeisenplatten, die der Küster schlug, galt es die Gemeinde zum Gottesdienst oder zu einer Beratung oder bei nahender Gefahr einzuberufen.

340. Ein junger Ehemann will sein Weib im Kloster nicht ausheilen lassen

Im ersten Jahre ihrer Ehe erkrankte im Hause ihres Mannes ein junges, schönes Weib. Vergeblich berief ihr Gatte jeden geschickten Arzt, von dem er sagen hörte, an ihr Krankenlager, vergeblich jede Wahrsagerin und Besprecherin. Zuletzt klärte man ihn auf, Zaubereien hätten sie verwirrt gemacht oder ihr sonst bösen Seelenschaden zugefügt und dass von diesen zweien Leiden niemand sonst sie zu heilen vermöge als nur der Klosterkämpe und Mönchgebete. „Wohlan“, so sprach er zu sich, „so will ich auch das noch versuchen!“ Er begab sich ins nächstgelegene Kloster und traf den greisen Hegumenos an, der im Sterben lag. Ihm küsste er die Hand und hub ihm seinen Jammer und Kummer mit dem leidenden Weibe zu klagen an. Sprach der Abt zu ihm: „Ruf mir den Mönch Dionisije herbei!“ Der Mann erfragte den Mönch und geleitete ihn zum Abt hin und der sprach zu ihm: „Dionisije! So sollst du gesegnet sein! Wann dieses echtgläubigen Christeneheweib ins Kloster kommt, so empfanget sie gleichwie eure Schwester, haltet ober ihrem Haupte Öl, übt mit ihr Vigilien, auf dass ihr die göttlichen Gebete Heilung verschaffen mögen!“ Der Bauer startete den Abt an, mass den jungen, kerngesunden Pater Dionisije vom Kopf bis zu den Füßen und fragte den Hegumenos: „Aber, Vater Abt, kann man denn nicht das Öl und die Vigilien meiner Hausvorsteherin einfach entgegenhalten, oder muss man es just über ihren Haupte tun, wie du eben sagtest?“ – „Nein, mein Söhnchen, nur unter dem Petrachelion!“ (der Stola). Als dies der Bauer vernahm, küsste er dem Hegumenos die Hand, doch beim Ausgang sagt er: „Habe ich daheim auch keine Klostervigilien zur Verfügung, so doch Öl im Überfluss und mit Gottes Hilfe will ich sie alleweil lieber daheim heilen als ins Kloster führen!“

341. Von einer Popin und einem Arzte

In einem Dorfe verschied der Pope. Es erhob sich ein Weheklagen des Hausgesindes, ein Gejammer und Wehegeschrei der Popin, ein Geheul und Gewimmer der Kinder des Verewigten. Inzwischen traf auch der Arzt ein, der ihn behandelt hatte und fragte: „Ei, was ist los? Ist denn der Pope gestorben?“ – „Ja“, erwiderte die Popin, „heute früh vor Anbruch der Morgenröte, und gerade bevor er seine Seele aushauchte, rief er nach dir; jetzt weiss

ich nicht, ob darum, dass du mit ihm auf den Weg aufbrechen mögst oder um dir einen Vorhalt deswegen zu machen, weil du ihn gestern mit der Versicherung betrogen hast, er werde diesmal nicht sterben!“ – „Das tut mir wahrhaftig leid!“ sagte der Arzt, „doch ist daran der Selige selber schuld und ihr alle miteinander, dass er gestorben ist.“ – „Aber, warum denn er und warum wir alle?“ – „Habe ich es ihm denn nicht gestern gesagt und ihr alle, die ihr im Hause seid, habt es mitangehört, dass ich mich heute morgens zeitlich einfinden werde? Und warum habt ihr nicht ein wenig zugewartet, bis ich komme und er wäre nicht so ohne Arznei vor seiner Zeit gestorben!“ Die Popin brach in erneutes Weheklagen aus: „O weh! sei mir vor Gott wohl verbrüdet! Könntest du ihm vielleicht auch noch jetzt irgendwie helfen?“ – „Allerdings, doch sag du mir, ist es da zum erstenmal in seinem Leben, dass er hinstarb?“ – „Das erste und einzigemal seit unserer Trauung!“ – „Wenn dem so ist, meine liebe Popin, dass es zum erstenmal geschah, so könnte auch ich ihm ohne Willen Gottes nicht im geringsten helfen!“



Illustrationsentwurf für die geplante Ausgabe
(Krauss-Archiv, Los Angeles)

Geschichten vom Kadi

342. Wie einer im Verhör bestand, der da von der Hand in den Mund lebte

Ein Bauer kam in eine Stadt und hielt sich lange da auf, ohne dass ihn jemand je bei einer Arbeit gesehen hätte. Er wurde deshalb der Ortbehörde verdächtig, der Ortrichter lud ihn vor und begann ihn zu verhören.

Der Richter: Woher kommst du?

Der Bauer: Just komme ich vom Hause daher.

Der Richter: Und was für Arbeit verrichtest du hier?

Der Bauer: Habe ich eine Arbeit, so arbeite ich, habe ich keine, so ruhe ich mich aus.

Der Richter: Wovon lebst du hier?

Der Bauer: Heute habe ich zu Mittag abgesoffene Erdäpfel gegessen und es blieb mir noch genug zum Nachtmahl übrig.

Der Richter: Ich frage dich nicht, was du heute zu Mittag genossen hast, sondern, womit du deine Tage verbringst und wovon du lebst?

Der Bauer: Die Tage verbringe ich, Herr, wie alle übrigen Leute; habe ich etwas, so esse ich und trinke ich, habe ich wieder nichts, so blase ich Trübsal, nachts aber schlafe ich, wie die übrigen Menschen.

Der Richter: Gibst du aber das Geld aus, woher nimmst du ein Geld und wer gibt dir dann ein Brod?

Der Bauer: Der Bäcker; manchmal um Geld, manchmal wieder auf Borg.

Der Richter: Bist du aber dem Bäcker oder sonst wem etwas schuldig?

Der Bauer: Das, Herr, ist nicht deine Sache. Doch jetzt will ich mal dich befragen, warum du mich so ausforschst? Rufen wir mal die Bäcker, Schenkenwirte, Fleischhauer und Kaffeesieder herbei und es soll sich dann derjenige von uns beiden, von dem er sich herstellt, er sei der verschuldetere, zur Stadt hinaustrollen. Das merk dir und verbleib mir in Gesundheit!

Nach dem Abgang des Bauern sagte der Richter zu sich selber: Eigentlich hätte ich auch ohne diese Belehrung sein können! Ich dachte, niemand wisse, wieviel ich schuldig sei und da schaut mal, sogar dieser Fremdling weiss es!

343. Geh du hin und sag es dem Delibaša (Sprichwort)

Eines Tages suchte ein altes Weib in Sarajevo den Delibaša auf, d. h. den Befehlhaber der Vezirwache und erhob Klage gegen ihren Sohn Mehmed, der ihr weder gehorche, noch sie

ehre, vielmehr sie sehr quäle und haue. Darauf befahl der Delibaša, man möge ihm ohne Verzug Mehmed vorführen. Die Gardisten eilten in die Stadt hinab, erwischten in kürzester Frist den unglückseligen Mehmed und schleppten ihn vor den Befehlhaber hin. Der Delibasa hiess ihn alles mögliche, nur nichts Schönes, lud ihm zur Strafe die alte Mutter auf den Buckel auf und befahl ihm unter Drohungen, die alte Mutter heimzutragen und von nun an in allen Ehren zu halten. Wie da so Mehmed die alte Mutter durch die Strassen hintrug, begegnete ihm zufällig sein Bruder und der fragte ihn verwundert: „Bruder Mehmed, wen schleppst du da auf deinem Rücken?“ Antwortete ihm Mehmed: „Siehst doch, unsere Mutter trage ich!“ – „Keine Kränk auf dich! Bist denn verrückt geworden? Weissst denn nicht, dass unsere Mutter schon längst verstorben ist!“ Mehmed darauf: „Freilich weiss ich es, doch geh du hin und sag es dem Delibaša! Ich hatte keine Zeit, es ihm zu sagen, denn Gewalt ist ohne Verstand.“

344. Von einem gerechten Kadi

Ein Mann, der dahinwanderte, erblickte einen Frächter, dessen Tragesel erdrückt von der schweren Ladung im Moraste stecken blieb und weder her noch hin konnte. Der bedrängte Frächter rief ihn an: „Hilf mir doch, vor Gott rufe ich dich zum Gevatter an, du siehst, allein befreie ich ihn nicht!“ Der Wanderer ergriff den Esel beim Schweif, der Frächter beim Kopf, zieh her, zerr hin, endlich reisst der Wanderer dem Esel den Schweif aus. Die zwei Männer gerieten darüber in grimmen Streit und schliesslich suchten sie den Kadi auf. Der Schweifausreisser war ein Christ und fürchtete sich, vor dem Kadi ohne Gabe zu erscheinen. Verstohlen, ohne dass es der andere merkte, hob er auf dem Wege zwei, drei Steine auf und verbarg sie in seinem Busen. Vor dem Kadi erhob der Frächter seine Klage, der andere aber winkte dem Kadi zu und wies auf seine geschwolle Brust. Nach beider Einvernehmung jagte der Kadi den Kläger hinaus und fragte dann den anderen, was er Gutes bringe. Der zog die Steine aus dem Busen hervor und sagte zum Kadi: „Hättest du nicht gerecht geurteilt, mit diesem Steine hätte ich dir den Schädel eingeschlagen!“

345. Ein Moslim und ein Christ schmähen einander alles, was einem heilig ist

Ein bosnischer Christ geriet mit einem Moslim zu Markte in einen Streit, ein Wort ergab das anderer, der Moslim schmähte dem Christen das Kreuz, das Fasten und den Glauben, der Christ wieder den Moslim Mohammed, den moslimischen Heiligen. Der Moslim lief zum Kadi und verklagte den Christen. Der Kadi lud beide vor, vernahm die Klage ein und

schimpfte den Christen zusammen, dass es nimmer schön war, als ob er ihm den Kopf abreissen wollte. Der Christ redete sich aus, der Moslim verleumde ihn: „Es ist mir, o Kadi, heil sei mit dir, niemals auch nur ein Traume eingefallen, den Heiligen zu schmähen!“ „Ja, er hat es getan, ja wohl!“ „Nein, nein, bei allem was mir auf der Welt heilig und lieb ist, nein! Er beschuldigt mich falsch, bloss um mich, einen unbescholtenen Menschen, ins Verderben zu stürzen!“ So stritten sie hitzig hin und her, bis dem Kadi die Geschichte zu bunt wurde, sie beide herunterputzte und sie hinausjagte, damit sie die Sache miteinander nach eigener Lust austragen, denn es sei nicht wert, dass er seine Hände mit der Lappalie besudle.

Während die zwei Streitenden vom Oberstock über die Stufen hinabstiegen, schnauzten sie einander wieder wie Hund und Katze an und wieder schmähte in der Hitze der Gefechtes der Christ dem Moslim dessen Mohammed. Wieder rannte der Moslim die Stufen zum Kadi hinan und beschwerte sich neuerlich über die Heiligenschmähung des Christen. Der Kadi beruft den Christen gleich zurück und rempelt ihn an: „Du Frechling! Erdreistetest du dich schon wieder, einem Moslim den Heiligen zu schmähen?“ – „Gott beschere dir, o Kadi, Heil sei mit dir, Glück und Gesundheit, es ist nicht wahr, dass ich eine Schmähung ausgestossen habe, vielmehr trachtet mir dieser gewissenlose Mensch da nach dem Leben! Glaub ihm keine Silbe!“ Wieder schrie der eine ja und der andere nein, bis davon dem Kadi die Ohren übervoll wurden, ohne dass sich ihm der Geldbeutel davon füllte, und darum schimpfte er wieder die zwei Wütenden zusammen und jagte sie hinaus. Miteinander im bitteren Geplänkel stiegen sie wieder über die Stufen hinab und wieder schmähte der Christ dem Moslim den Heiligen. Nun geriet der Moslim in heller Zorn und entgegnete: „Auch ich schmähe ihn, wenn es keine Gerechtigkeit mehr giebt!“

Anmerkung: Den Serben sind die gleichen derberotischen Schmähungen geläufig, wie allen anderen Slaven, wie auch den Rumänen, Magyaren, Griechen, Romanen und zumal allen Asiaten. Die nach unseren Begriffen nun ganz schimpflichen Redewendungen sind jedoch bei den Völkern, die sie unausgesetzt im Munde führen, zur völligen Bedeutungslosigkeit von Interjektionen etwas kräftigerer Art herabgesunken. Das war eben auch die Auffassung des Kadi und darnach beurteilte er eben den Streitfall richtig.

346. Wie ein Kadi vorschnell urteilte

Ein altes Weib besass eine Stute. Kam da Mijats Fohlen zur Stute der Alten und schnüffelte ihr unter den Schweif, die Stute schlug aber mit den Hinterbeinen aus und erschlug das Fohlen. Darauf gieng Mijat zum Kadi und klagte die Alte, sie solle ihm das Fohlen bezahlen. Befragte der Kadi die Alte, ob ihre Stute wirklich Mijats Füllen erschlagen habe. „Wahr ists, Effendi!“ – „Warum bezahlst du dann nicht, du Sau?“ – Sprach darauf die Alte: „Effendi, du schöpfst ein voreiliges Urteil. Wart mal bis ich dir die Sache erläutere. Das

verhält sich so: Zum Beispiel, ich wäre eine Stute, du aber Effendi, wärest Mijats Fohlen und du schnüffeltest mir ... und ich schlage mit den Beinen aus und erschlage dich. So hat sich der Fall zugetragen!“ Nun begriff der Kadi und jagte alle hinaus, die Alte aber hatte den Prozess gewonnen.

347. Mujo, der Dieb, der seine Beute zu verbergen wusste

Mujo, ein Stadtdieb in Sarajevo, befasste sich seit Jahren erfolgreich mit der Plünderung der Häuser, die man nicht gut bewachte. Er stahl Wäsche, Kleider, teures Geschirr, auch Schmuckgegenstände, was ihm halt unterkam und der Mühe des Mitgehenheissens wert und würdig war. Endlich aber ertappte man ihn beim Werk, konnte ihn jedoch nicht ganz überführen, weil man sein Versteck für die gestohlenen und geraubten Sachen nirgend in der Stadt aufspüren konnte.

Vor Gericht musste er schliesslich seine Missetaten einbekennen, nur das Geheimnis seines Verstecks gab er nicht preis. „Wo hast du die Sachen hingetan?“ fragte ihn der Gerichtsrat. Mujo hüllte sich in unverbrüchliches Schweigen. „Antworte sofort, wo sind die Sachen?“ – „Ich kann es nicht sagen!“ Erklärt Mujo und spricht keine Silbe mehr. Gefängnis, Fasten und Drohungen machen ihn endlich müde und als ihn der Gerichtsrat in der Hauptversammlung wieder befragt: „Wo sind die gestohlenen Sachen?“ Sagt er laut und offen: „Bei dir, Herr Richter!“

So war es auch wirklich. Gerichtsrat N. bewohnte ein altes bosnisches Haus, dessen Dachboden sehr leicht zugänglich war, und Mujos Schätze hatten hier das sicherste und bequemste Versteck. Man fand sie alle in schönster Ordnung vor.

Anmerkung: Die Erzählung verdanke ich einer Mitteilung der Frau Ljuba T. Daničić. – Es ist schon vorgekommen, dass Diebe gestohlenen Gut in der Wohnung des Richters nur zu dem Zwecke hineinschaffen, um ihn der Mitwisserschaft und Hehlerei zu bezichtigen. Über die Zwangmassnahmen zur Erpressung eines Geständnisses regt man sich im serbischen Sprachgebiet selten oder nie auf. Die sogenannte humane Behandlung verfährt bei südslavischen Verbrechern gar nicht, denen das verhältnismässig behagliche nichtstuerische Leben in modernen Gefängnissen mitunter sogar willkommen erscheint.

348. Von einem, der seine Unehre nicht antasten liess

Es war einmal ein böser, aber recht böser Mann, der sich jeder Art Ungehörigkeit und Unanständigkeit hingab ohne Schande und Scheu vor Gott und den Menschen, bot sich ihm hiezu nur die Gelegenheit dar. Jeder hasste ihn in diesem Dorfe. Jeder schmähte und schimpfte ihn, doch tat dies alles seiner Ehre keinerlei Abbruch und er scherte sich nicht im

allergeringsten darum, dass ihn jedermann verhöhnte und verspottete und einen schamlosen Gesellen schalt. Eines Tages begegnete ihm einer seiner Mitdörfler und der begrüßte ihn aus Gift und Galle mit bissigem Scherz: „Guten Morgen, Ehrenmann!“ Der aber fühlte sich darüber tief beleidigt und rannte spornstreichs mit der Klage zum Kadi: „Gnade, Effendi! Heutmorgens beleidigte mich auf dem Wege mein Nachbar, ohne dass ich ihm auch nur den leisesten Anlass dazu geboten und schleuderte mir ein Wort zu, das mir bis nun noch keine lebende Seele zugerufen hat. Verurteil ihn, so lieb dir dein kaiserlich Brod ist!“ Fragte ihn der Kadi: „Aber, was hat er dir denn gesagt, keine Kränk auf dich?“ – „Ehrenmann! hat er gesagt!“ – „Ja, bis du denn kein Ehrenmann?“ fragte ihn der Kadi. „Wer? Ich? nein! und ich mag nicht, dass mich einer heisst, was ich nie war und niemals sein will!“

349. Der Streit um einen Pelzrock

Es waren einmal zwei Bauern, die lebten miteinander in dicker Freundschaft. Eines schönen Tages sagte Joco zu Ivo: „Weisst du was, liebster Ivo, wir wollen wieder einmal froh wie Kinder spielen und uns des Lebens erfreuen dabei.“ Sie versorgten sich mit Brod und Speck zum Braten und begaben sich in den Busch hinein. In einer Lichtung tief im Walde sagte Joco: „Hier lass uns verweilen. Ich will mich im Busch bemühen, dürres Reisig aufzulesen, indessen kannst du den Speck braten!“ Gut, er gieng fort und Ivo holte aus dem Rucksack das Speckstück hervor, um es abzubraten, weil er jedoch kein trockenes Holz zum Feuer anmachen zur Hand hatte, nahm er den zurückgelassenen Schafpelzrock Jocos her, zerschnitt ihn, zündete die Stücke an und briet am Feuer den Speck gar. Eben war er damit fertig geworden, als Joco mit einer Reisigbürde daherkeuchte und sofort den Braten roch. Ergrimmt verwünschte er Ivo: „Ein Hund möge dir deine Mutter –, du Galgenstrick du, du musst mir einen neuen Schafpelz kaufen!“ – „Was schreist denn und schimpfst wie nicht gescheit? Setz dich lieber her und iss mit mir vom Speck, solange er noch warm ist. Dann wollen wir spielen!“ antwortete ihm Ivo. „Zuerst sollst du mir meinen Schafpelz bezahlen, du Unglückmensch!“ – „Dein Schafpelz geht mich gar nichts an. Hast du mir ihn denn aufzuheben gegeben? Jetzt heisst's essen und dann spielen! So haben wir es verabredet!“ – Joco liess sich aber nicht besänftigen, schimpfte weiter, eilte heim, suchte den Kadi auf und trug ihm den Fall vor. Der Kadi lud unverzüglich Ivo vor und fuhr ihn zornig an: „Du elender Kerl, du hast deines besten Freundes Schafpelz verbrannt, musst ihn unweigerlich bezahlen! Erzähl jetzt, wo und wann sich das zugetragen hat!“ – „Bester Kadi! Wir zwei sind in den Wald gegangen, um als Kinder zu spielen ...“ Der Kadi unterbrach ihn: „Trollt euch sogleich, so lasse ich euch mit Ruten streichen. Für Kinder und Weibergezänk gibt es keinen Richter!“

Anmerkung: Das Schlusswort ist sprichwörtlich: *dici i ženama nima suda*. Es bedarf einer Erklärung, denn selbstverständlich war und ist die südslavische Frau vor dem Gerichte nicht schutzlos, doch nur falls es sich um wirkliche Vergehen gegen ihr Rechtgut handelt. Gemeint sind als gegenstandslos lediglich die landüblichen, nimmt man sie wörtlich, höchst unflätigen Schmähreden aus dem Wortschatz des Geschlechtverkehrs, deren man sich ständig arglos zu bedienen pflegt. Man schimpft sich weidlich aus und ist nachher wieder ein Herz und ein Arm wie ehemals bis zu einem neuen lebhafteren Meinungs-austausch. Auf gleiche Weise entledigen sich gelegentlich auch die auserlesensten Heldengestalten der Guslarenlieder ihrer Galligkeit.

350. Wem gehört die Hinterlassenschaft des Schafhundes?

Ein Hirte besaß einen riesigen, ihm getreuen Schäferhund. Eines Tages brach urplötzlich ein Wolf in seine Herde ein, erwischte ein Schaf und schleppte es in den Hochwald fort. Im ersten Augenblick war der Hirte darüber sprachlos vor Entsetzen, dann nachher hetzte er seinen schwarzen Hund auf ihn: „Ei, renn ihm nach, Schwarzling, ei, pack ihn, Bruder Schwarzling! Hol ihn ein, mein Bruder Schwarzling!“ Auf des Hirten Zuruf hin stürmte flugs Schwarzling dem Wolf ins Waldgebirg nach, erreichte ihn alsbald, sprang ihm gleich auf den Rücken, biss den Isegrimm wund und lahm, entriss ihm das Schaf heil und unversehrt und trieb es wieder zur Herde zurück. Als dies der Schäfer sah, ward sein Herz voll Fröhlichkeit und vor Freude gelobte er, das dem Wolfe entrissene Schaf Schwarzling zu weihen, auf dass er allein die Nutzniessung davon habe. Ebenso solle ihm alles gehören, was da vom selben Schafe herkommen werde, und zwar: zur Sommerzeit möge er die ganze Milch des Schafes aufschlecken und den Käse allein fressen, im Winter aber wolle er ihm für die Wolle Mehl ertauschen und es zu Kuchen ausbacken. Darnach warf das Schaf ein Junges und nach einigen Jahren waren es schon zwanzig Schafe, die Schwarzling zu eigen gehörten. Also hielt der Hirte getreulich sein Gelübde, bis der Hund alterschwach wurde und verreckte.

Nach dem Ableben Schwarzlings zerbrach sich der Schäfer im Nachsinnen den Kopf, was denn nun mit jenen Schafen geschehen solle und wer wohl eigentlich von rechts wegen Schwarzlings Erbe antreten müsste. Bei allem Nachdenken konnte er mit sich nicht ins Klare darüber kommen. Darum packte er sich zusammen, begab sich zum Kadi, berichtete ihm der Reihe nach, wie und was sich zugetragen und fragte ihn: „Effendi, schau mal da nun im Gesetzbuche nach, was wohl das Scheriatgesetz bestimmt, wem die Schafe aus Schwarzlings Hinterlassenschaft zufallen müssen!“ Darauf nahm der Kadi den Tschibuk aus dem Munde, schob sich ihn zu Füßen hin, begann den Schnurrbart zwirbelnd nachzusinnen, steckte die Brillen über die Augen an, ergriff das Gesetzbuch, hub darin zu blättern und etwas vor sich hinzumurmeln an. Auf einmal sagte er, als ob er eine einschlägige Bestimmung entdeckt hätte: „Ha! beim Allah, hier steht es im Scheriate bestimmt, dass alle diese Schafe einzig und allein mir und sonst niemand zugehören. Also troll dich sofort und treib sämtliche hieher!“

Nach diesem Auftrag entfernte sich der Schäfer, trieb alle die Schafe ins Gerichthaus hinein, übergab sie dem Kadi und kehrte um nach Hause. Auf dem Wege fiel ihm etwas ein, er gieng wieder zurück und rief den Kadi ans Fenster: „Effendi! Guck mal zum Fenster heraus. Habe dir etwas zu sagen!“ Der Kadi steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sagte: „So sprich, mein Lämmchen!“ Der Hirte fieng zu reden an: „Effendi! Ich vergass dich zu befragen und daselber mir es zu sagen, darin muss ich dich nachträglich fragen: Bei Gott und deiner Seele, erklär mir doch, unter welchem Rechtsanspruch nahmst du von meines Schwarzlings Hinterlassenschaft Besitz und in was für verwandtschaftlichem Verhältnis du mit ihm gestanden und im welchem Gliede ihr miteinander blutverwandt seid?“ Zornig antwortete ihm der Kadi: „Mir aus den Augen, du Hundesohn, du Würfling deines Schwarzlings!“ Darauf lief der Schäfer gleich heim, ohne sich länger aufzuhalten oder auch nur umzuschauen.

351. Der Sprecher im Namen des Volkes

In alter Zeit, als die Serben noch unter türkischer Herrschaft lebten, musste in einem grossen Dorfe jeder Hausvorstand dem türkischen Aga, d. h. dem Lehenherrscher über die Steuer hinaus auch noch eine Oka Schmalz liefern.

Überdrüssig solcher Ungerechtigkeit versammelten sich die Dörfler und fassten den Ratschluss, sich deshalb beim Kadi zu beschweren, sobald er im Dorf wieder erschiene. Darum wählten sie aus ihrer Mitte einen freimütigen, tatkräftigen Mann zu ihrem Sprecher von dem Kadi, der ihm die Beschwerde vortragen sollte, wobei sie ihm alle einhellig beistehen werden.

Als sie eines Tages von der Ankunft des Kadi und der türkischen Herren vernahmen, fanden sich alle in dem Amthause ein. Neben dem Kadi sass der Aga. Die Bauern verneigten sich vor ihnen, ihr Wortführer trat vor und sprach:

„Kadi, sei beglückt! Wir alle erschienen hier vor dir, um uns zu beklagen, dass wir nimmer instande sind über die Steuer hinaus noch je eine Oka Schmalz zu leisten. Das ist eine Ungerechtigkeit und wir bitten dich, uns von dieser Brandschatzung zu befreien!“

Der Aga gab sich einen Ruck, stampfte mit dem Fusse auf und schrie: „Was plauschst du, du Tropf? Kein Schmalz wollt Ihr mehr hergeben? He, was? Das schwätztst du, du Saukerl? Kein anderer als nur du allein sagst das!“

Er wandte sich den Bauern zu und rief aus:

„Wer sagt das, Ihr Tropfe, er leiste kein Schmalz mehr? Wo steckt der Kerl, der so schwafelt? Er trete kühn auf die Wahlstatt hervor, damit wir den Strauss ausfechten! Mit dem Bürschlein da habe ich's leicht. Der ist bereits abgetan!“

Die Bauern schweigen mäuschenstill. Keiner verzieht auch nur die Lippe.

Wie dies der Anführer sah, bemächtigte sich seiner grosse Unruhe, er drehte sich zwei, dreimal zu seinen Genossen um und als er sie mit gesenkten Blicken schweigend dastehen sah, fasste er sich wieder und sagte:

„Kadi, sollst beglückt sein! Ich hatte mich bloss verredet. Ich wollte richtig sagen: es ist einmütiger Volkswille, dass von nun an jeder je zwei Oken Schmalz draufgeben solle, nicht jedoch, wie bisher, nur eine Oka!“

Zu den Dörflern gekehrt fragte er sie:

„Ist es nicht so, Brüder?“

„So ist's!“ pressten die Bauern zwischen den Zähnen heraus, denn es gab keine andere Ausflucht.

Freudig ergriffen rief der Kadi aus:

„Wahrhaftig, gerade habe auch ich selber daran gedacht, dieselbe Verfügung zu treffen. So ist's ja auch recht und billig!“

Also verfügte er, es habe von nun an jeder Bauer zu der Steuer als Zuschlag je zwei Oken Schmalz zu liefern, dem wackeren Bauernführer erliess er aber selbst die eine Oka, die er bisher leistete.

Heimgekehrt sagte der Wortführer zu den Bauern: „Ihr liesst mich treulos im Stich, so dass ich bald beinahe um einen Kopf kleiner geworden wäre. Nun habt ihr davon das Vergnügen, noch mehr als bisher Haare zu lassen!“

Anmerkung: Man ist in Serbien zwar der Abgaben an die Türken los und ledig geworden, hat sogar zehnmal höhere zu entrichten, daneben auch die Blutsteuer zu leisten, von der man unter türkischer Herrschaft ganz befreit war. Dafür jedoch wird man als Staat von den Grossmächten umbuhlt und von den europäischen Bankkonsortien mit einem Goldregen überschüttet. In Serbien trägt nun jedermann in seinem Rucksack die Anwartschaft auf ein Ministerportefeuille oder einen Gesandtenposten und jedermann darf die Hoffnung nähren, bei günstiger Gelegenheit das wehrlose Volk auszurauben, um sich und seinen Anhang reich zu versorgen. Unter dem Deckmantel der christlichen Religion und einer Aferbildung bereiten emsig dunkle Mächte einen Krach vor, dem sie früher oder später zum Opfer fallen werden.

352. Von einem weisen Kadi und der verheimlichten Erbschaft

Es war einmal ein steinreicher Mann, der da als er starb, seinen drei Söhnen ein gewaltiges Vermögen in barem Gelde hinterliess. Wie aber die drei Söhne die Erbschaftteilung vornehmen wollten und nach dem Gelde suchten, war keines vorhanden, rein wie verschwunden.

„Wohin geriet das Geld?“ so fragte der älteste Bruder da seine zwei jüngeren Brüder.

„Wir haben keine Ahnung, wohin es gekommen sein mag. Du wirst wohl am besten von ihrem Verbleib zu sagen wissen!“ antworteten ihm beide einmütig.

Als er merkte, sie machten keinen Spass, so zauderte er keinen Augenblick länger, sondern gieng zum Kadi und trug ihm umständlich den ganzen Fall vor. Der Kadi lädt daraufhin für den nächsten Tag alle drei Gebrüder vor, um unter ihnen den Schuldigen zu ermitteln, der das Geld unterschlagen habe.

Als die drei am nächsten Tage vor dem Kadi im Gerichthause erschienen waren, beteuerte jeder von ihnen hoch und heilig, er habe das Geld nicht verborgen.

Darauf sagte der Kadi: „So will ich euch denn eine Geschichte erzählen, die Ihr, wie ich denke, noch nicht vorher gehört habt. Es geschah einmal, dass sich ein Bursche und ein Mädchen derart in einander verschauten, dass eines fürs andere, wie man zu sagen pflegt, die Seele hingegen hätte und sie gelobten unverbrüchlich einander zu heiraten. Doch, wie das schon so vorkommt, der Teufel schläft nicht und des Mädchens Vater verteilte deren Entschluss, indem er einfach mit Gewalt seine Tochter an einen anderen Jüngling ausgab. Doch das ist noch nicht alles, was ich euch erzählen möchte. In der Brautnacht sagte die eben heimgeführte junge Frau zu ihrem Manne: ‚Ich war mit einem anderen Burschen in Liebe verbunden und ich habe ihm das Versprechen gegeben, in der Brautnacht zu ihm zu kommen. Darum bitte ich dich, du möchtest mir erlauben, zu ihm hinzugehen!‘ – ‚Nun, so geh denn!‘ antwortete er ihr.“

„Daraufhin macht sie sich sowie sie geht und steht in ihrem kostbaren Brautanzuge, nachdem sie bloss noch ihr Haupt mit einem leichten Schleierruch bedeckt hatte, in vorgerückter Nachtstunde allein auf den Weg zu ihrem verlassenen Liebhaber. Als sie so dahineilte, da packte auf der Hälfte des Weges urplötzlich ein Strolch sie bei der Hand an, um sie zu berauben.

‚Ich bitt dich, halte mich nicht auf und hindere mich nicht‘, so sprach sie zum Wegelagerer, ‚damit ich rechtzeitig dort noch eintreffe, wohin ich gehen muss.‘

‚Ja, wohin tummelst du dich so sehr?‘ fragte sie der Diebkerl, worauf sie ihm den ganzen Sachverhalt erzählte.

‚Ei, hat dich nicht einmal dein Ehegatte daran gehindert, die Brautnacht bei einem anderen zu verbringen, so werde auch ich dir nicht im Wege stehen, vielmehr dich sogar bis an Ort und Stelle deiner Sicherheit halber begleiten!‘ Und er gab ihr das Geleite.

Als sie vor dem Hause des Burschen anlangten, verliess der Strolch sie, um wieder seinem Geschäfte nachzugehen, sie aber trat ins Haus ein, traf den Burschen, ihren Liebhaber allein an und sagte zu ihm:

‚Da bin ich und ich erfülle mein Versprechen!‘

‚Ich danke deinem Ehemanne aufrichtig, weil er dich daran nicht hindern mochte‘, versetzte er rasch, erhob sich behende vom Estrich und sprach weiter zu ihr:

‚So komm denn, damit ich dich gleich als ob du meine leibliche Schwester wärst, deinem Gatten zuführe!‘

Und er brachte sie, wie wenn sie seine wirkliche Schwester gewesen wäre, zu ihrem rechtmässigen Manne zurück.“

Zum Schluss seiner Erzählung befragte der Kadi den ältesten Bruder, er möge ihm sagen, welcher wohl von den dreien, nämlich von den zwei Jünglingen und jenem Wegelagerer am edelsinnigsten gehandelt habe.

„Meiner Ansicht nach war jener Jüngling der edelste, der es da dem Mädchen in der Brautnacht gestattete, den anderen Jüngling, ihren Liebhaber aufzusuchen.“

„Und was meinst du?“ so fragte der Kadi den mittleren Bruder.

„Ich sage, jener andere Bursche sei der edelmütigste gewesen, der es über sich brachte, das Mädchen nicht einmal zu berühren, als er sich in seiner Stube mit ihr allein befand.“

„Nun, wie stellst du dich zur Sache?“ so fragte der Kadi zuletzt den jüngsten Bruder.

„Ich halte meinerseits den Dieb für den wackersten Gesellen, weil er es verwand, das Mädchen frei zu lassen, ohne sie um ihr kostbares Gewand und den teuren Schmuck zu berauben und sie auszuplündern.“

Sodann fällt der Kadi sein Urteil, indem er dem jüngsten Bruder anbefahl, unverzüglich das verheimlichte Geld zur Stelle zu schaffen.

Der junge Mann drehte sich und wand sich und beteuerte steif und fest, er habe das Geld nicht versteckt, doch der Kadi drohte ihm mit dem Gefängnis und er werde ihn solange sitzen lassen, bis er nicht eingesteht, wohin er das Geld getan habe. Darüber erschreck der Jüngling so sehr, dass er seine Schuld einbekennte.

353. Des Zigeuners Pferd im Weizenfelde

Ein Bauer führte gegen einen Zigeuner wegen Flurschadens vor dem Kadi Klage, denn des Zigeuners Ross hatte des Bauern Weizenfeld verwüstet. „Hier steht, o Kadi, dir sei Heil, der Verfluchte, dessen Pferd in meinen Weizen eingedrungen ist. Er soll mir den Schaden ersetzen!“ „Was sagst du dazu, Zigeuner?“ fragte der Kadi. „Gerechter Kadi, der Bauer lügt, wie schon ein Bauer.“ – „Du Hundebastard!“ fiel ihm der Bauer in die Rede, „wieso lüge ich? Hier stehen sechs ehrenwerte Männer, die es bezeugen werden, dass dein verdammtes Ross in meinen Weizen eingedrungen war!“ – „Was sagst du dazu, Zigeuner?“ fragte der Kadi weiter. „Gerechter Kadi: wenn ich nicht die lauterste Wahrheit sage und der Kerl da falsche Eidhelfer herbei geschleppt hat, möge zur Stelle in dich ein Blitz fahren! Er behauptet Unmögliches! Ich allein und kein anderer bin der Geschädigte. Nicht mein Ross ist in seinen Weizen eingedrungen, vielmehr drang sein Weizen in mein Ross ein und mein bester Freund liegt nun aufgebläht zu Boden und furzt, dass mir das Herz darob bricht. Verurteil ihn, den Bauer, er soll mir meinen Verdienstentgang und meinen Zeitverlust bezahlen. Er frisst Dreck und will dich nun mit seinen Eidhelfern beschwatzen, dass auch du Dreck fressen sollst. Tu nicht so, mein schöner Kadi!“

Erbost über solche Rede schrie der Kadi die Streitenden an: „Fahrt alle miteinander in den Z ...!“ und jagte sie aus der Gerichtstube hinaus.

Als die Bauern draussen waren, fragten sie den Zigeuner, wie er denn nur so frech die Wahrheit verkehren konnte, da sie doch alle mit ihren eigenen gesunden Augen sein Ross im Weizenfelde gesehen. „Ja“, sagte der Zigeuner, „dass ihr es im Felde gesehen, das habe ich gar nicht bestritten, weil doch davon gar nicht die Rede war. Ihr behauptet jedoch lügnerisch, dass mein grosses Ross in den winzigen Weizen eingedrungen gewesen, und das habt ihr wahrhaftig nicht gesehen!“

Anmerkung: Mündlich von einem Landstreicher aus Altserbien. In dem bis vor kurzem noch türkischen Gebiete war die Institution der Eidhelfer noch gebräuchlich. Der Zigeuner schwört beim Leben des Kadi, als ob ihm dies als das kostbarste Gut auf der Welt gälte. Der Serbe schwört gewöhnlich beim Leben und der Gesundheit anderer, die ihm lieb und wert sind. Schwört er falsch, so zieht er sich den Hass und die Rache des anderen zu.

354. Vor einem gerechten Kadi

Zur Zeit der Türkenherrschaft trug mal ein Zimmermann eine Leiter (auf dem Kopfe, wie es Brauch ist) durch die enge Bazargasse, die Čaršija. Weil nun die Leiter sehr lang war, so konnte er den Leuten nicht ausweichen, sondern schrie aus voller Kehle dem Volke zu, es möge ihm aus dem Wege gehen.

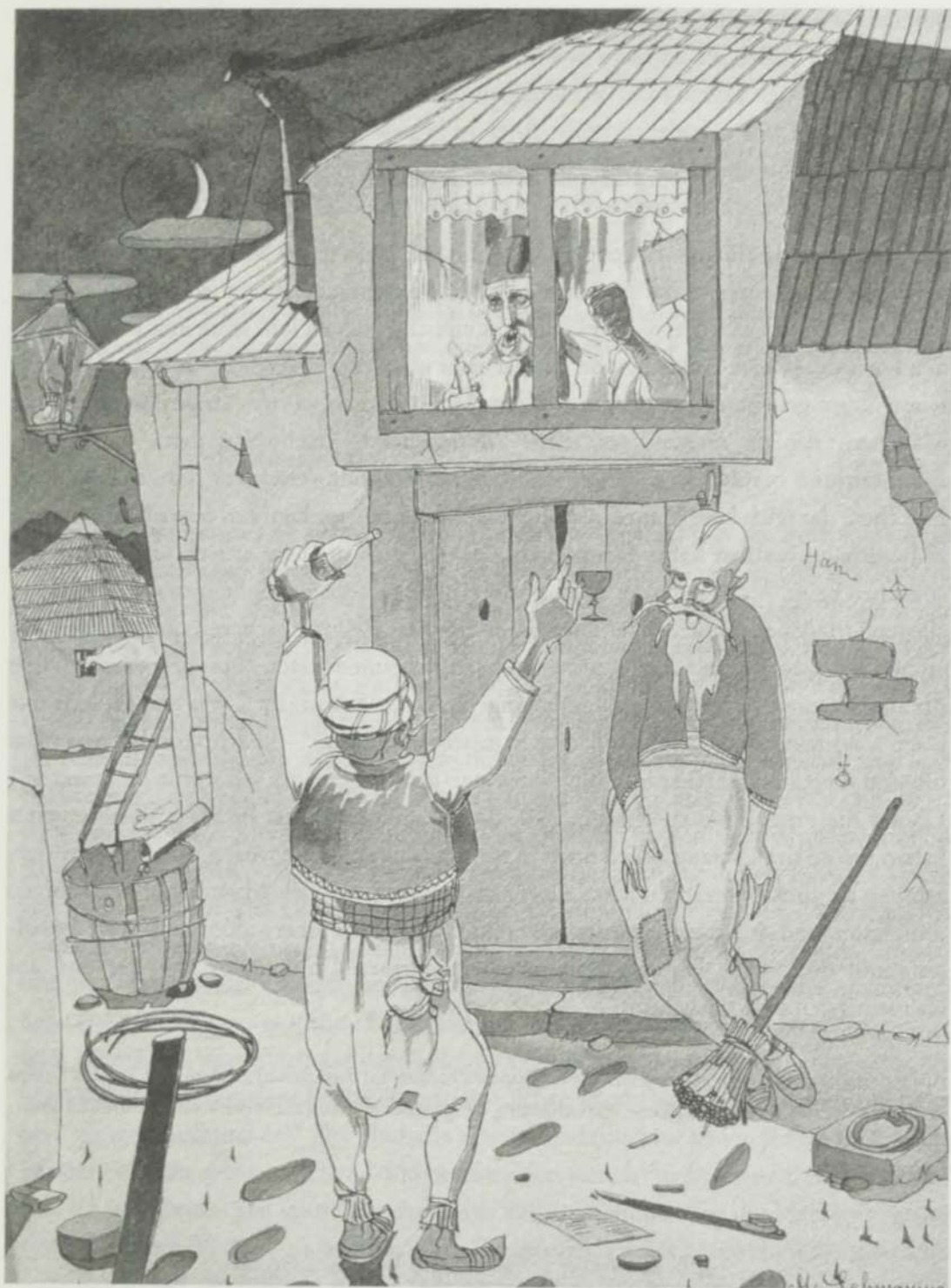
Da kam ihm ein Moslim entgegen, so ein recht hochnasiger selbstbewusster Übermütling, der justament vor ihm, dem Christen nicht weichen wollte und ihn hiess, sich weiterfortzutrollen. Der ärmste christliche Serbe wollte es gern, doch weil die Leiter allzulang war, setzte er sie ihn bei der Wendung in Schwung, traf dabei den Moslim gerade mitten auf den Kopf und schlug ihm eine schwere Beule.

Der Moslim erhob unverzüglich eine Klage und man führte den Christen dem Kadi vor. Der Kadi begann mit der Einvernehmung, doch der Beschuldigte stellte sich stumm und stocktaub.

„Was fangen wir mit ihm nun an?“ sagte der Kadi, „du siehst doch, dass er taubstumm ist!“ – „Wieso taubstumm?! wenn du von Gott zu sagen weisst! Der Christ lügt. Zuvor noch brüllte er wie ein Wahnsinniger im Bazar, die Leute sollen ihm aus dem Wege gehen!“

Da gewann der Christ auf einmal die Sprache und Gehör wieder und sagte: „Da hörst du es, Effendi, hätte ich dir erzählt, dass ich den Leuten zugeschrieen, sie sollen mir ausweichen, du hättest es mir vielleicht nicht geglaubt, doch wirst du es unbedingt glauben, nachdem er es dir selber sagt!“

Der Kadi wies den Moslim zurecht, weil er nicht aus dem Wege gegangen sei und entliess den Christen straflos, der nun fröhlich heim zur Arbeit zurückkehrte.



Illustrationsentwurf (H. Lehmann)
(Krauss-Archiv, Los Angeles)

Von Frauen und Mädchen

355. Von einer ganz unberührten Jungfrau

Ein Jüngling war ein grosser Schürzenjäger und er köderte die Mädchen damit, dass er jeder, die ihm einen Kuss gewährte, die Ehe versprach. Als er schon bei solcher Mädchenfopperei sein dreissigstes Lebensjahr erreichte, sagten ihm seine ihm wohlwollenden Freunde, es wäre endlich schon einmal recht und billig er verhehelichte sich. „Ich hätte schon längst geheiratet“, so pflegte er jedem Mahner zu antworten, „träfe ich nur auf ein Mädchen, das da niemals von einer Männerhand, geschweige denn von einem Männermund berührt worden ist!“ Einer seiner Freunde schwor sich, er kenne ein Mädchen, das noch kein Männerrauge das Haus verlassen gesehen, um wieviel weniger eine Männerhand berührt habe. Dem glaubte er und also beringte er sich und führte das Mädchen heim. Als sie nach der Trauung die Kirche verliessen, empfingen den Bräutigam alle jene Mädchen, denen er für einen Kuss einst die Ehe zugesichert hatte, schriegen ihn an und belegten ihn mit allerlei unanständigen Beinamen. Nach Haus gekommen fragte die aller ehrenwerte, ganz unerfahrene junge Frau den Bräutigam: „Was war die Mär mit jenen Mädchen, die dich vor der Kirche so garstig anschriegen?“ – „Nichts; ich habe sie bloss hie und da einmal geküsst und die Närrinnen glaubten schon, ich werde sie heiraten!“ Darauf die junge Frau spöttisch: „Phü, diese Eselinnen! Dass sie doch so ohne jedes Schamgefühl sind! Solang als ich noch in meiner Mutter Hause weilte, habe ich vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre, Gott mag es wissen, wieviele Mannbilder mich abbusserln lassen und sie haben es wieder mir erlaubt, ihre Küsse zu erwidern und sie zu umhalsen, und doch habe ich von keinem einzigen einen Dank dafür erwartet und am allerwenigsten eine Ehelichung!“

Anmerkung: In sehr derber Fassung ist diese Schnurre nicht bloss auf dem Balkan sondern auch in ganz Europa verbreitet. Sie führt die übertriebene Wertschätzung der physischen Keuschheit der Frauenzimmer ad absurdum.

356. Ein Bauer verspricht sein Weib als Lösegeld

Ein junger Bauer, der sehr furchtsam war, kehrte spät nachmittags heim. Auf dem Heimwege beflügelte er seine Schritte, um noch vor Anbruch der Dunkelheit zu Hause einzutreffen. Er rannte endlich wie besessen dahin, während ein gewaltiger Wind einsetzte,

der ihm den Zopf um den Kopf und um die Schultern zu schlagen anhub. Darüber noch mehr erschrocken rannte der Bauer über die Ebene in toller Flucht dahin, denn weil ihm der Nordwind den Zopf noch höher hob, so glaubte er, es zerre und reisse ihn wer daran und wolle ihn zurückhalten. Da fieng er in seiner Angst zu schreien an: „Lass aus, bist du ein Christ um des Christenglaubens willen! Bist du aber ein Moslim um des türkischen Glaubens willen! Ich verspreche dir mein heuer im Sommer heimgeführtes Weib zum Geschenk!“

Anmerkung: In dem bis zum J. 1912/13 noch türkischer Gebiet und vielfach noch in Bosnien, dem Herzogland, Montenegro und Serbien tragen Bauern nach asiatischem Brauch einen Zopf als Kopfschmuck.

357. Mosliminnen erheben beim Hodscha eine Beschwerde

Eines Tages versammelten sich die Türkenfrauen und begaben sich alle miteinander, um eine Klage zu erheben vor den ältesten unter den Hodschen: „Gnade, o Hodscha, um des göttlichen Scheriaten und des Prophetenbartes willen! Sprich, steht es im göttlichen Buche geschrieben oder wollt Ihr es, Ihr Hodschen und Pilgrame, dass die Moslimen so auf dieser als auf jener Welt geniessen, wir Mosliminnen aber sowohl auf dieser als auf jener Welt eure Sklavinnen ewiglich sein sollen?“ – „Nein, beim Allah! Es steht nicht geschrieben, dass Ihr Sklavinnen, vielmehr, dass Ihr unsere Blumen und unser Edgestein seid! Und wärt Ihr nicht, auf welche Art und Weise kämen wir zur Welt?“ – „Aldann, wenn dem so ist, warum ist es euch Moslimen erlaubt, zu vier eheliche Frauen und daneben zahllose Sklavinnen zu haben, während Ihr uns Weibern nicht einmal zumindst zu zwei Männer gewährt?“ – „Beim Allah, darüber weiss ich auch nicht klaren Bescheid, doch weiss ich, zweifellos tue man euch nicht ganz recht, doch so steht es in Gottes Buche geschrieben, und wer wagte es, sich dagegen aufzulehnen?“ – „Wir Frauen“, schrienen alle einstimmig auf, „wollt Ihr Männer es nicht! Hier ist ein von uns Frauen an Gott den gerechten gerichtetes Bittgesuch, und gleich auf der Stelle sollst du es nach dem Himmel entsenden, ehe wir nicht sowohl mit dem Buche als mit sämtlichen Hodschen ein kräftig Wörtel reden und mit euch aufmischen!“ Der Hodscha entsetzte sich und auf seinen Befehl kam durchs Fenster ein Rabe geflogen. Dem band er unter den Fittich das Bittgesuch und der Vogel flog auf und davon. Seit jener Zeit harren bis auf den heutigen Tag die Mosliminnen auf einen günstigen Bescheid zu ihrer bittlichen Eingabe, und so oft sie wo ein Rabengekrächze vernehmen oder sie erblicken wo zur Sommerzeit einen Raben, so spricht eine jede im stillen für sich: „Eine glückliche Botschaft, o Rabe!“

358. Von einem Weibe, das dem Arzte die Zunge zeigte

Es erkrankte ein bösertiges Weib, eine Bissgurn, so sehr, dass ihr Mann, so sehr es ihm auch gegen den Strich gieng, einen Arzt herbeirufen musste. Zuerst hiess sie der Arzt, ihm ihre Zunge zu weisen und darnach sagte er bei deren Anblick: „Oh, oh, oh, wie schaut ihre Zunge so fürchterlich und so voll Gift aus; die Frau schwebt in Lebensgefahr!“ Der Ehemann liess den Arzt nicht zu Atem kommen und bemerkte dazu: „Schauen Sie, Herr, nicht auf ihre Zunge, denn die war nie rein, seitdem das Weib bei mir Einzug gehalten hat, sondern stets unrein und ungewaschen, schauen Sie vielmehr nach ihrem Pulschlag unterhalb der Faust, und selbst der ist nicht immer gleich, denn heute ist der dritte Tag schon, dass sie mich nicht abgewatscht hat!“

359. Von glücklichen und von unglücklichen Männern

Ein Mann, dem sein Eheweib verstarb, fieng zu weinen und zu weheklagen, schliesslich sich mit beiden Fäusten in den Kopf zu schlagen an. Das sah einer seiner Freunde, hub zu lachen an und rügte ihn, weil er gar soviel um sein Weib jammere. Darauf der Witiber: „Wie sollte ich denn, Bruder, nicht weinen, muss ich mich doch neuerlich beweiben, noch dazu bei diesem Hungerjahr! Auslagen genug und übergenuß und fasse ich alles zusammen, wer verbürgt es mir, dass ich ein zweites, ebenso gutes Weib gewinne, wie es mir die verewigte gewesen?“ – „Schweig still, du Narr! Ich selber habe mich bisher schon dreimal verheiratet und hoffe es, gibt es Gott, vor meinem Tode auch noch ein viertes Weib zu freien. Bisher war noch immer die eine trefflicher als die andere, die eine schöner als die andere. Und weisst denn du Tor nicht, dass den glücklichen Männern die Weiber hinsterven und den Unglücklichen die Stuten krepieren?“

360. Die Vettel und der Mönch Seraphion

War da ein Mönch des Namens Seraphion, ein so eingefleischter Weiberfeind, dass er nicht einmal ein junges, geschweige denn ein altes Frauenzimmer ansehen oder anhören konnte. Er hasste sie alle ohne Ausnahme und schimpfte bei jeder möglichen Gelegenheit auf sie los und jeder, auch der geringste Anlass war ihm dazu willkommen. Einmal putzte er ein altes Weib gründlich herunter und jagte sie aus dem Kloster hinaus, sie aber stiess eine Drohung gegen ihn aus. Sooft von da ab zu ihr ins Haus ein Mönch kam, befragte sie ihn zu allererst um seinen Namen und gab er seinen Namen mit Seraphion an, so trieb sie ihn hinaus, weil sie nämlich im Glauben befangen war, nur die Seraphione schimpften und

schmähten die Weiber. Eines Jahres legte ihr Vetter das Mönchgelübde ab und kam dann heim zum Besuch seiner Eltern. Als nun seine alte Kusine davon vernahm, erschien auch sie zu seiner Begrüssung und fragte ihn: „Mit was für einem Namen belegten sie dich, als sie dich zum Mönch einkleideten?“ Er erzürnte, und bedachte sie mit allerlei leidigen Beinamen, weil sie sich um Sachen bekümmere, die sie nicht das geringste angiengen. Auch die Alte stieg gegen ihn in Saft und sagte wütend: „Gar rasch hast du dich, o Söhnchen, verseraphert! Alle seids ös ane Banda mitananda!“

361. *Was sie zu tun gedachte, sollte sie zur Witib werden*

Ein Mann lag sterbekrank darnieder und es besuchten ihn viele Freunde und Bekannte, um ihn zu sehen und sich von ihm, versöhnt mit ihm, zu verabschieden. Es kam auch einer seiner allerliebsten Freunde und fragte ihn: „Wie stehst mit dir?“ – „Siehe, Bruderseele, ich atme just noch ein wenig, lass uns aber einander vergeben, denn ich habe mein Glas bereits bis zur Neige ausgeleert und tausche diese Welt mit jener ein. Verzeih mir denn!“ Hub ihn der Freund auf andere Gedanken zu bringen an, indem er zu ihm sprach: „Verzage nicht und verlier den Mut nicht! Wir sind alle in Gottes Hand und es geschieht nur, was der grosse Gott will und beschert. Müssten alle, die da erkranken, auch sterben, wer erlebte ein hohes Alter? Und es ist sicher, dass wir alle einmal sterben werden, der eine früher, der andere später, wie es eben einem jeden Bog in der Geburtstunde bestimmt hat!“ – „Ich fürchte den Tod nicht im allergeringsten, nur bedauere ich, dass man nicht mindestens zehnmal sterben kann, statt nur einmal, und zweitens bedauere ich, dass mich das Weib eingraben wird und nicht ich sie, die mir übergenug Leiden zugefügt hat, und drittens weiss ich nicht, ob sich nicht die dort, die Zank, wieder verheiraten wird oder nicht! Und was fangen dann meine verwaisten Kinderlein an?“ Sein Weib belauschte ihn hinter einem Wandbretterschlag und hub leise und gleichsam gramgebeugt zu reden an: „Meiner Seel, ich weiss selber nicht, wie, wann und was, doch träfe sich mir ein passabler Kunde, so wechselte ich dieses Haus und zöge in ein anderes über, deine Kinder aber beliesse ich dort, wo ich sie geboren habe.“

Anmerkung: Nach dem Vaterrecht gehören die Kinder der Vatersippe und die verwitwete Mutter muss im Falle einer Wiederverhehlichung den Nachwuchs aus erster Ehe dem Vaterhause überlassen. Sie, die Witib, kann zwar im Hause des Verewigten bis an ihr Lebenende verbleiben und niemand steht das Recht zu, sie hinauszujagen, obgleich sie die „Fremde“ ist und einer anderen Familie oder Gruppe angehört. Dass sich die nur Geduldete wieder nach einem eigenen Heime sehnt, selbst unter Verzicht auf ihre Kinder, ist unter Umständen nicht einmal ein Beweis von Lieblosigkeit, sondern bloss der Ausdruck eines starken Selbsterhaltungstriebes. Der seinem alten Volkstum entfremdete serbische Städter kennt diese ursprünglichen Verhältnisse nicht mehr und versteht sie auch nicht. Sein Lachen über die Geschichte, die an sich gar nicht lustig ist, zeugt doch nur für seine Unkenntnis.

362. Zwei Wetterbeobachtungen

Man erzählt sich eine Geschichte von einer alten Frau, die zweimal ihrem Ehemanne mit tüchtigen Prügeln wichtige und nützliche Wetterlehren beizubringen wusste. Das trug sich so zu: Eines Tages in der Herbstzeit gieng er aus dem Geschäftladen heim als, es wie aus Schöffeln zu regnen anfieng. Was tut man da? Was fängt man nun an? Geht er im Regenguss weiter, so wird er mausnass werden und dann hat er, wie man zu sagen pflegt, bei seiner Alten ein Hundefell ausgefressen ... Und soll er zuwarten? ... Nun gut, er wird warten und der liebe Gott wird aufhören lassen zu regnen. Er stellte sich unter ein vorspringendes Dach und begann geduldig zu warten, indes strömt der Regen weiter und strömt ohn Unterlass in Fäden, wie die Milch aus den Eutern einer Kuh beim Melken. Der Spass dauert ohne Unterbrechung fort. Zuletzt im Abenddunkel ist ihm das Warten zu bunt geworden und er trat den Heimweg im schüttenden Regenschauer an.

Als er in der Haustüre auftauchte, da empfieng ihn seine liebtraute Alte – mit einem Nudelwalker in der Hand. „Wo treibst du dich bis in die sinkende Nacht herum, du Erzgauner“, so begrüßte sie ihn mit kräftigem Laut und aufgerissenen Augen. „Getraust du dich noch zu so später Nachtzeit heimzukehren?“ Der Ärmste begann sich zu entschuldigen, sie aber holte mit dem Nudelwalker aus und schlug auf ihn ein, wo es ihr passte und nicht passte. Nach dem sie ihn ausgiebig bedacht hatte, erteilte sie ihm noch weise Lehren: „Präg dir das eine gut ein, du alter Dickschädel, dass man zur Herbstzeit nicht das Aufhören des Regens abzuwarten braucht, weil doch ein Herbstregen nicht einmal in einer Woche aufhören mag, verstanden!“ Und so nachtmahlte der alte Kerl, „ein Pfeifenrohr voll Suppe“, empfieng einen nützlichen Ratschlag, zog sein vor Nässe triefendes Gewand aus und legte sich zum Schlafen nieder.

Eines Frühlingtages kehrte er wieder vom Markte heim, als es wieder nach Gottes Ratschluss tüchtig zu regnen anfieng. Was ist nun zu tun? Wartet er ab, bis der Regen aufhört, so besorgte er, es werde ihn daheim wieder sein vorjähriges Schicksal ereilen, weil er ja doch nicht allzulange ausbleiben durfte. Also entschied er sich zu gehen, mochte er immerhin vom Regen durchnässt werden.

Als er zu Hause eintraf, war nicht einmal mehr unter seiner Achselhöhle ein Faden vom Gewand trocken, kaum aber erblickte ihn seine Frau so verregnet und nass, griff sie bei Gott wieder nach dem Nudelwalker und staubte ihn damit gehörig aus und durch, worauf sie ihm wieder eine weise Wetterlehre beibrachte: „Hör mal, du alter Esel“, so sprach sie zu ihm, „ein Frühlingregen hört alsbald auf. Darum muss man zuwarten, bis er aufhört und dann erst heimgehen. Merk dir das ein für allemal gut!“

Und auf solche Nudelwalkerweise lehrte die biedere Hausfrau ihrem lieben Manne zwei richtige Wetterbeobachtungen, die ihm fürs Leben langten.

363. *Wie eine Vettel mit dem Erzengel abrechnet*

Eine Vettel hatte fünfmal im Leben geheiratet. Nach ihrem Ableben machte sie sich zu Gott auf den Weg, um in die ewige Wahrheit einzukehren. Auf ihrer Wanderung begegnete ihr der heilige Erzengel und sprach sie an: „Wohin des Weges, du Strunsel?“ – „Bei Gott, mein Söhnchen, ins Paradies!“ – „Ja, wie willst denn, du Vettel, ins Paradies einrücken, die du dich fünfmal verheiratet hast? Troll dich zurück in die Hölle hinab!“ – „Ei, woher weisst du es, dass ich fünfmal verheiratet gewesen?“ – „Wie sollte ich das nicht wissen, der ich doch jedem deiner Männer die Seele abgenommen!“ Darüber ergrimmt fuhr ihn die Alte an: „Ha, früher kannte ich gar nicht den Würger! Schau, dass du mir aus den Augen kommst, du Henker! Hättest du nicht jedem von ihnen die Seele genommen, ich hätte mich nicht so oft mal verheiratet müssen!“

Anmerkung: Diese Geschichte ist vom christlichen Glauben beeinflusst. Im allgemeinen glaubt das Volk steif und fest, den Tod verursache nur eine Bezauberung, die einem ein Feind zugefügt. Es geschieht darum recht häufig, dass man dem Verstorbenen gänzlich fremd gebliebene Menschen für den Sterbefall verantwortlich macht und ihnen dafür leidige Tage bereitet, zumal findet man in den Pölstern, oder unter der Schwelle, oder im Hausdach irgendwelche absonderliche Gegenstände, die der Verdächtige dahin gelegt haben könnte.

364. *Wie ein Weib seine eheliche Treue beschworen hat*

Ein Mann in mittleren Jahren heiratete ein junges Mädchen. Aus Furcht, sie könnte sich in wen anderen verschauen, bewachte er sie bei Tag und Nacht und hegte gegen jedermann Eifersucht, so dass kein reifer Mann, geschweige denn ein Jüngling ihm während seiner Abwesenheit auch nur ins Haus hineinlugen durfte. Eine Ausnahme bildete nur sein Bruder als Brautführer, der ihr als seiner Schwägerin mit Zärtlichkeit und Liebe begegnete. Doch selbst dies rein freundschaftlich verwandtschaftliche Verhältnis missfiel dem Ehegatten und er sprach einmal so zu seiner Frau: „Ich wünsche, dass du mit deiner Treue beschwören sollst, dass dich kein einziges männliches Wesen geküsst hat seit deiner Vermählung mit mir!“ Das Weibchen getraute sich nicht, den Schwur zu leisten, denn ihr Brautführer hatte sie, wie es der Brauch mit sich bringt, schon öfters an den Nacken gefasst und abgeküsst. Was und wie soll sie nun tun? Sie gieng zur Mutter um Rat in solcher Verlegenheit, in der sie sich weder ein noch aus kannte und aus der sie keinen Ausweg fand. „Schweig Töchterlein“, sagte zu ihr die Mutter, „ist dein Mann ein Narr, so sei du keine Närrin! Auch ich war mal eine junge Frau und pflegte Umarmungen und Liebgetändel mit den Brautführern. Wie denn auch nicht? Geh, roll dich mal ein, press dich in diese meine Wiege hinein, geh dann heim und leiste ihm den Schwur!“ Wie gesagt, so angespäht.

Heimgekehrt trat sie vor ihren Ehegespons hin und schwur: „So heilig mir meine Trauung, o mein mir angetrauter Genosse! und bei den Trauungkerzen und Trauungskränzen beschwöre ich es dir, dass mich, seitdem ich die Mutterwiege verlassen, keines Mannes Mund bis auf den deinen je geküsst hat!“ Darüber war der Gatte gar froh und freudig, er umhalste sie, küsste sie ab und sprach zu ihr: „Ha, nunmehr bin ich beruhigt. Gewähr Verzeihung! Auch der Allerklügste kann sich einmal täuschen!“

365. Wie man böse Weiber zu Vernunft bringt

Ein Mann hatte ein grundböses Eheweib, eine wahre Bissgurnschen, bei der er nimmer zu Ruh und Rast kam. Eines Tages überquoll ihm die Galle, er erwischte eine ziemlich dicke Stange und drosch auf sie wie auf einen aufgeblasenen Balg los. Er schlug so wild auf sie ein, dass er ihr mit einem Streich den rechten Oberarm zerbrach. Am anderen Tag gereute ihn seine Tat, weil niemand da war, um für ihn ein Brod anzukneten und darum berief er einen alten Heilkünstler, der wohl bewandert war, ausgerenkte und gebrochene Arme und Beine wieder einzurichten. Nachdem der Mann den Knochenbruch wieder richtig eingefügt und eingefascht hatte, wie es ihn sein Gewerbe lehrte, fragte ihn der Hausherr: „Was bin ich dir dafür schuldig?“ und der Arzt erwiderte, für eine solche Arbeit pflege er drei Pleten (Silberlinge, etwa 1 M 50 G) einzunehmen. Der Gatte überreichte ihm einen Taler mit den Worten: „Gib mir den Rest davon zurück!“ Als ihm aber der Arzt antwortete, er habe kein Kleingeld bei sich, um ihm die drei Pleten herauszugeben, sagte der Mann so laut, dass es die Frau hören konnte: „Behalte mir die anderen drei Pleten bei dir, weil du ohnehin, wie mir scheint, in einigen Tagen wiederkommen wirst, um ihr auch die andere Hand zu heilen!“ Auf diese Rede hin erschrak die Frau gewaltig, und nachdem ihr der Knochen glücklich verwachsen war, wog sie ihre Worte sorgfältig ab, die sie an ihren Gatten richtete, arbeitete emsig im Haushalte und ehrte und schätzte ihren Ehegemahl bis an ihr seliges Ende.

Anmerkung: Im Süden gibt es fast in jedem dritten Dorfe solche bewährte Heilkünstler, die sich in der Heilung von Arm- und Beinbrüchen vorzüglich auskennen, dass sich Gott erbarme. Gewöhnlich haben sie von der Knochenlagerung und Gliederung sehr verschwommene Vorstellungen, es giebt aber auch hie und da Ausnahmen unter ihnen, geborene Ärzte von einem prächtigen Scharblick und grösster Kaltblütigkeit und Ruhe. Falls die Erzählung auf Wahrheit beruht, so durfte sich der Gewaltmensch die Missetat nur erlauben, wenn die Frau keine Brüder und Vettern hatte, die für sie eingetreten wären. Es müsste auch mit kuriosen Dingen zugegangen sein, sollten ihm die anderen Weiber im Dorfe nicht den Herrn gezeigt haben.

366. *Von zwei Ehemännern, von denen jeder seine zwei Frauen daheim hatte*

Ein Moslim hatte die Gepflogenheit, sich jeden Morgen viel früher als jeder andere Gast im Kaffeehaus einzufinden. Er war ein schweigsamer, in sich gekehrter, immer nachgrübelnder Mann, ein leidenschaftlicher Raucher, der neben sich den Kaffee in den Schalen verdunsten liess. Viele andere Moslimen wunderten sich über sein Gehaben und Gebaren, erfuhren sie, dass er stets als der erste und gar bei der Ladenöffnung schon im Kaffeehaus erschien. Einmal fragte ihn ein neugieriger Moslim: „Aber Aga, so heilig dir der Türkenglaube! was soll das bedeuten, dass du so zeitig früh aufstehst und jeden lieben Morgen, lange bevor ein anderer Moslim da ist, in behaglicher Lust dasitzest?“ – „Bei Gott, um es dir gerade herauszusagen: ich sah ein, dass einem reichen und dazu jungen Manne ein Weib nicht genügen könne und so führte ich noch eine zweite heim. Früh morgens im Morgenrot braut mir die eine schon den Kaffee, die andere hilft mir beim Ankleiden und schüttet mir beim Waschen das Wasser über die Hände und darum bin ich dir alleweil frohgemut und aufgeräumt ‚Gott sei es gedankt!‘“ Auf diese Aufklärung hin nahm der andere Moslim noch in derselben Woche ein zweites Weib zur ersten hinzu, bis er sich einen Monat darnach jeden Morgen noch viel zeitlicher als der ersterwähnte Moslim im Kaffeehaus einzustellen pflegte. Fragte ihn der erstere: „Was soll denn das bedeuten, Aga, so heilig dir dein türkischer Glaube, dass du jetzt täglich noch vor meiner im Kaffeehaus erscheinst?“ Antwortete ihm dieser: „Zu böser Stunde hörte ich auf deine Rede und in noch böserer führte ich ein zweites Weib heim! Weder kann ich vor ihrem bösen Leid und Streit abends in Ruhe einschlafen, noch in der Früh von ihrem Getobe ein Nachschlächchen machen. Und nun weiss ich, warum du allmorgendlich die Flucht aus deinem Hause ergriffst und mich tausend Übeln und Missgeschicken in die Arme gejagt hast!“

367. *Der Franziskaner und das böszüngige Weib*

Ein Mann hatte ein böszüngiges und unbotmässiges Weib. Da vernahm er vom Auftreten eines jungen Franziskaners, der dem Volk die Beichte abnehme und es auf den Weg des Rechten weisen. Diesen Franziskaner suchte er auf und begann sich in der Beichte über sein Weib zu beklagen, wobei er ihm eine Kuh zum Geschenk versprach, sollte es ihm gelingen, die böse Sieben niederzukriegen und gegen ihn, den Ehegatten, gefügiger zu machen. Der Frater erwiderte, er kenne doch sein Weib nicht und der Mann antwortete ihm: „Die ungeschlachteste und auffahrendste, die zu dir kommen wird, das ist sie.“ Der Frater versprach ihm sein möglichstes aufzubieten, um ihr alles zu Gemüt zu führen und sie auf den Pfad der Tugend und Verträglichkeit zu geleiten.

Als nun das Weib bei ihm zur Beichte erschien, hub er sie um allerlei Sünden auszuforschen an: „Hast du dieses, hast du jenes verübt? Hast du nicht vielleicht einmal gar deinen Ehegatten in zornige Stimmung versetzt und es an schuldiger Ehrfurcht gegen ihn ermangeln lassen? usw.“ Wütend verdrehte sie auf den Mönch zu die Augen und sagte zornig zu ihm: „Das sind nicht deine, sondern meine Angelegenheiten!“ und sie setzte hinzu: „und befrage ich etwa dich, ob du deinem Weibe parierst?“ Dem Frater kam es in den Sinn, das sei wohl die, derentwegen sich der Mann bei ihm beschwerte und er packte sie bei der Hand, erwischte zugleich einen ziemlich dicken Stab und schlug auf sie, wie auf einen aufgeblasenen Weinschlauch ein, bis er ihn an ihrem Schädel und ihrem Rücken zu Stücken zerbrach und sie ihm ausriss. Als sie heimgekehrt war, fragte sie der Mann: „Wie war's mit dem Beichtvater?“ Sie drauf: „Arg und schlimm!“ – „Ja, was ist denn geschehen?“ fragte sie der Gatte. „Mit der Abnahme der Beichte gieng es ohne jede Schwierigkeit, doch zum Schluss zog er so ein unseliges Beichtstaberl hervor und bestrich mich damit, und wäre das Beichtstaberl nicht in Brüche gegangen, so hätte mich unser Heim niemals wieder erschaut!“

Anmerkung: Den Franziskanern stand es in halbvergangener Zeit noch zu, über Sünder und Sünderinnen strenge Kirchenbussen zu verhängen, so z. B. den Sünderinnen mit Peitschenhieben und Stockstreichen den Hochmut und sonstige Teufel aus dem Leib zu treiben. Fand die Exekution gegen den Willen der Betroffenen und deren Angehörigen statt, so führte dies mitunter zu unliebsamen Erörterungen mit den Mönchen. Alte Leute erzählten mir in meiner Knabenzeit, im Jahre 1842 habe man aus Rache wegen erlittener Unbill das Franziskanerkloster zu Požega in Slavonien in Brand gesteckt und einen der Fratres auf den Feldern erschlagen aufgefunden. Die dortigen Mönche aber, die ich als ihr Schüler kennen lernte, waren sehr gutmütige und lebenswürdige, beim Volk recht beliebte Menschen. Angesichts des zuweilen orkanartig ausbrechenden Hasses der christlichen Südslaven gegen ihre Geistlichkeit und mit Hinblick auf den Neid, den die durchschnittlich mustergiltigen Wirtschaften der Kirchengeister erwecken, mag man die Geschichten von den losen Streichen, die man den Geistlichen spielt oder in denen ihnen eine führende Folle zufällt, immerzu belachen, ohne gerade auf die Wahrheit der Berichte zu schwören.

368. Von einem Manne, der sein Weib von der Böszüchtigkeit geheilt wissen wollte

Ein Mann hatte ein gar sehr bösesartiges, klatsch- und tratschsüchtiges Eheweib. Einmal erkrankte sie und wurde bettlägerig. Wie sie so krank dalag, schrie sie ihren Mann an: „Schnell, hol mir den Arzt und den Popen, dass dich nicht schmählicher Vorwurf treffe!“ Der Mann rannte fort, berief raschestens den Arzt und schickte um den Popen. Schon ist der Arzt da und befragt das Weib: „Was tut dir weh? Wo schmerzt es dich am meisten?“ – „Mein Leib und Leben ganz von den Fersen bis zum Scheitel und vom Scheitel bis zu den Fersen, so dass ich keine Ruhe und Rast irgendwo finde; einzig die Zunge zwischen den

Kinnladen tut mir noch nicht weh!“ – „Geduld dich ein wenig“, sagte der Arzt zu ihr, „ich gehe nur, um ein Heilmittel anzufertigen. Das trinkst du gleich aus und deckst dich dann gut zu. Schwitzt du dich tüchtig aus, so wird alles wieder gut werden und dann hast für dein Leben nichts zu befürchten; gerätst du jedoch nicht in Schweiß, so muss man dir ein anderes Heilmittel eingeben.“

Beim Fortgehen geleitete der Ehemann den Arzt bis vor die Türe hinaus und flüsterte ihm kaum hörbar zu: „Sei mir durch Gott ein Bruder! Ich beschwöre dich bei Himmel und Erde und nach den Kreuzrichtungen der Erde und der Welt! Lenk ihr, sofern du es irgendwie vermagst, die Krankheit aus dem Leib in die Zunge über, mich aber schone nicht! Ich besitze zwar kein Bargeld, doch habe ich Klein- und Grossvieh und nimm dir davon, soviel als deine Seele begehrt!“ Antwortete ihm der Arzt: „Kein Arzt der Welt ist das zu erreichen imstande, einzig und allein nur Gott der Allmächtige!“

Der Arzt entfernte sich und der Pope löste ihn ab. Er nahm der Kranken die Beichte ab, versah sie mit der letzten Ölung und wandte sich zum Fortgehen. Als er auf die Gasse hinaustrat, merkte er, dass ihm jemand nachsteige, er drehte sich um und sah, dass ihm der Ehemann des kranken Weibes mit der Hand zuwinkte, er möge stehen bleiben. „Was willst du?“ fragte er den Mann. „O Pope, beim himmlischen Popen sei beschworen! Lies mir morgen eine Liturgie aus dem allerdicksten Buche und stimm aus allen Kräften die wirksamsten Gebete an, dass sich meinem Weibe ihre ganze Krankheit in die Zunge hineinverschlage! Und dringen deine Gebete bis zum Himmel, so nimm die allerbeste meiner Kühe zum Lohn und Dank!“

Eine Weile darnach erschien der Arzt, gab dem Weibe das Heilmittel ein, vergrub sie förmlich in Decken und Kleidungsstücken und zog ab. Der Ehemann begab sich aufs Ackerfeld und kehrte wieder um die Mittagstunde heim, um für sich und die Kinder einen Imbiss zuzubereiten. Er fragte die Kinder: „Wisst Ihr, ob die Mutter wohl in Schweiß geriet?“ Fröhlich antworteten ihm die Kinder: „Bei Gott, ja, Väterchen! Dreimal mussten wir ihr das Hemde wechseln!“ Verzagt schlug sich der Mann mit der flachen Hand auf die Stirne: „Weh mir armem, verlassenem Menschen! Zur bösen Frist berief ich den Arzt und vergebens sicherte ich dem Popen die Kuh zu!“

369. Des Bräutchens Lieblinggetränk

Der Pope vollzieht die Trauung. Es kommt der Augenblick, wo er dem Brautpaar den Weintrunk darreicht. Der Bräutigam nimmt ihn entgegen, die Braut jedoch wendet ihr Haupt ab und weist den Becker zurück:

„Lass es gut sein, Pope! Ich bin nicht fürs Weinchen, nur gib lieber einen guten Schluck Branntweinleins!“

370. *Der Sitz des Katzenjammers*

Drei Gebrüder aus einer Hausgemeinschaft begaben sich auf die Äcker und beauftragten die Weiber, den Mittagimbiss etwas zeitlicher als gewöhnlich hinauszubringen. Die Weiber bereiteten das Essen, füllten daneben auch die irdene Kanne mit Branntwein, versetzten ihn mit Honig und begannen einander solange auf gegenseitige Gesundheit und ihr Wohl zuzutrinken, bis sie der Schlaf übermannte. Die Arbeiter auf dem Felde harrten und harrten, doch vom Essen keine Spur zu sehen. Endlich gerieten sie auf die Vermutung, es müsse wohl ein Unglück vorgefallen sein und einer der Brüder eilte heim, um nachzuschauen. Da lagen aber alle drei Weiber besoffen zu Boden! Da langte er nach einem Stock und hau rechts, hau links drein, bis er sie nicht braun und blau geschlagen. Darnach raffte er zusammen, was Essbares zu finden war, liess die drei liegen und gieng zurück auf den Acker.

Als die Weiber ernüchtert erwachten, fühlten sie alle drei grosse Rückenschmerzen. Ob das nicht der Katzenjammer als Folge des genossenen Getränkes sei? Weil sich aber keine erinnern konnte, was vorgefallen sei und wovon ihnen der Rücken weh tue, befragten sie ihre Schwiegermutter:

„Gott helfe dir, Mütterlein, wo sitzt der Katzenjammer?“

„Was fragt Ihr, Kinder?“ fragte die Alte.

„Wir fragen darum, denn wir wissen, dass unser Väterchen nach einem Rausch am anderen Tag über Kopfschmerzen klagt, uns aber tut es im Rücken so arg weh!“

Die Alte lächelte nur und erwiderte:

„Ei, so ist schon der Katzenjammer; den Männern steigt er in den Kopf, den Weibern in den Rücken!“

371. *Der Sohn wartet ihm auf*

Eine junge Frau wartete ihrem Schwiegervater auf's beste auf. Sie pflegte selbst um Mitternacht aufzustehen, vom Quell frisches Wasser heimzuholen, einen Kaffee zu kochen, die Pfeife zu füllen und die Glutkohle herbeizubringen. Er war zu ihr so lieb, wie zu seinem eigenen Augenlicht und bemerkte: „Meine teuerste Schnur: Du bist mir eine sehr gute Aufwärterin, doch mein Sohn wartet mir noch besser auf: denn mein Sohn beauftragt dich mit seiner Wartung.“

372. Was am schwersten zu finden ist

Zwei Leute unterhielten sich darüber, was wohl am schwersten zu finden sein möge. Meinte der eine: „Neun Dörfer, in jedem neun Quellen und um jede Quelle neun gleiche Bäume! Mit anderen Worten, das was nun und nimmer irgendwo zu finden ist.“ Versetzte der andere: „Nicht doch, dererlei lässt sich doch noch finden. Unauffindbar aber ist: ein Mädchen, das nicht an's Heiraten dächte.“

373. Wie ein Dalmater für seine Stute ein Weib eingetauscht hat

Kam mal ein Bauer aus dem Herzogland in ein dalmatisches Dorf, um eine Stute zu kaufen, doch fehlte es ihm an Geld. Er erhandelte beim Dorfschulzen eine tüchtige Werferin, doch wollte sie ihm der Schulze nicht auf Treu und Glauben überlassen, sondern bemerkte so leichthin im Scherz: „Hast du kein Geld, so lass mir dein Eheweib zu Pfand, solange bis du nicht das Geld herbeischaffst.“ Der Dalmater nahm die Rede ernst auf und sagte zum Schulzen: „Weiber verpfändet man nicht, denn ich fürchte das Sprichwort: ‚Wo immer man die Kuh auch führen mag, sie kalbt alleweil daheim‘, sondern, wie wäre es, wir tauschen? Du gibst mir die Stute und ich dir mein Weib, und ist's einem nachträglich zu Unrecht, so möge es ihm Gott wettmachen!“ Das war dem Dalmater höchst willkommen. Er brachte sein Weib und führte dafür die Stute weg. Heimreitend sagte er zu sich: „Welch ein merkwürdiger Esel dieser Herzogländer! Er befreite mich vom häuslichen Ungemach und gab mir für meine Mila die Stute her! Ein Weib kann man ohne Geld kriegen, für eine Stute aber muss man bezahlen!“

Anmerkung: Wie man aus Dr. Alexander Mitrović's Bericht von den Zeitungen in Dalmatien (Anthropophyteia IV, S. 37–47) ersieht, bringen die heiratlustigen Mädchen dem Bräutigam ein hübsch Stück Geldes in die Ehe mit, im Herzogland dagegen muss man die Braut kaufen, und man kriegt sie nicht immer billig. Also hat sowohl der Dalmater als der Herzogländer jeder seiner Meinung nach mit dem Tausch ein gutes Geschäft gemacht. Der Dalmater meint mit dem Sprichwort, er wüschte auch das Kind zu behalten, sollte sein Weib wiederkommen, sonst bliebe es dem Pfandnehmer als Arbeitskraft für die Zukunft. Nach altem slavischen Rechte steht dem Manne das Recht zu, sein Weib auch weiterzverkaufen. Davon handelt auch ein schönes Guslarenlied.

374. Von einem rachstüchtigen grosssprecherischen Freier

Ein Bräutigam war aus zu Besuch bei seiner zukünftigen Schwiegermutter. Als er nahe dem Hause war, erblickten ihn Schwiegervater und Schwiegermutter und da wollte er sich in seiner ganzen Pracht zeigen, liess die Zügel locker und das Ross Sprünge machen. Er war

ein schwacher Reiter und kannte die Gemütart des gemieteten Rosses nicht. Es schleuderte ihn kopfüber gerade vor dem Hoftor zu Boden. Arg beschämt und halb wie zerbrochen richtete er sich wieder auf, als ob ihm gar nichts wäre, legte sein Gewehr an und schoss dem Ross die Kugel mitten in die Stirn mit den Worten: „Jetzt hast du's, damit du's weisst, wen du abgeworfen hast!“ Fragte ihn die Schwiegermutter: „Was tatest du da, Gott möge dich strafen!“ – „Mach kein Aufheben davon, bei deiner Seele, habe ich doch solcher Pferde daheim in meinem Keller wie Glucken viel!“ Der Frächter aber, dem das Ross gehörte, rief aus: „Wenn du soviel Pferde besasest, warum hast du just mir das Pferd abgemietet? Zahl mir das Ross!“ – „Schweig, so du von Gott zu sagen weisst!“ raunte ihm der Freier ins Ohr, „bis mir zum nächsten Demetertag die Schwiegereltern eine Kuh und das Mädchen schenken, dann wähl dir nach Belieben zum Ersatz die Kuh oder das Mädchen aus!“

Anmerkung: Die Pferde hält man zumal im Karstgebiet in Kellern, die als Stallungen dienen. Der Frächter durfte das Versprechen des Bräutigam als bindend ansehen.



Illustrationsentwurf (H. Lehmann)
(Krauss-Archiv, Los Angeles)

Von der Faulheit

375. Von einem faulen Diener und seinem strengen Herrn

Ein Herr hatte einen ungemein faulen Diener, der sich nie zu einer Arbeit schickte, ausser auf ausdrücklichen Befehl seines Brodgebers hin. Einmal befahl der Herr dem Diener, Heu zu mähen und eine Stunde darnach gieng er auch auf die Wiesen hinaus, um zu sehen, ob und wieviel der Diener bereits abgemäht habe. Wie er hinauskam, fand er den Diener der Länge nach auf dem Rücken ausgestreckt schlafend vor, nahm die Pfeife vom Tschibuk ab und strich mit dem Rohr aus allen Kräften über ihn hin. In seinem Schmerz rief der Diener aus: „Was haust du mich denn so? Ich habe dir doch gar nichts getan!“ „Eben darum haue ich dich durch, weil du gar nichts getan hast! Hättest du aber meinem Befehl gemäss das Heu gemäht, so hättest du keine Haue gekriegt!“ erwiderte ihm der Herr.

376. Die Rute holt Wasser (Šiba vodu nosi. Sprichwörtlich.)

Ein Hirte hatte bei seiner Herde auf der Trift zur Aushilfe auch seinen liederlichen, unfolgsamen Schlingel von Sohn bei sich. Der Hirte trieb in der Früh die Herde auf die Weide fort, vorher aber befahl er seinem faulen Jungen, die Kürbisflasche zu nehmen und zur Frühstücksbereitung von der Quelle frisches Wasser zu holen. Das Bürschlein liess ihn reden und als sein Vater, der Hirte, zurückkam, fand er den Kürbis leer vor, denn der nichtsnützige Kerl hatte wieder nicht gehorcht.

Der Hirte hatte im Lauf des Morgens noch im Walde zu tun und dort schnitt er von einer Kornelkirsche eine feste Rute ab, wie eine solche zu einem Peitschenstiel gut taugt. Er ergriff nun seinen schwerhörigen Knaben, bestrich ihn von oben und von unten von allen Seiten weidlich mit dem Rutensaft und holte darnach selber mit dem Kürbis Wasser von der Quelle. Bevor er am anderen Morgen die Herde austrieb, wandte er sich an die Rute im Winkel und rief ihr zu: „Rute, geh mal, hol Wasser!“ Zum Strick sprach er aber kein Wort, das Schlingelchen aber gedachte wehmütig der unangenehmen Beschaffenheit der Kornelkirschenrute, ergriff nach des Vaters Abgang flink den leeren Kürbis, eilte zur Quelle hin und brachte ihn voll Wasser artig zurück. Siehst du, Kleiner, so holt die Rute Wasser!

Bosnien

377. *Erarbeit dir was, so hast du was!*

Ein überaus frommgläubiger Mann hörte einmal den Hodscha predigen, Gott versage keinem lebenden Knechte den Lebenunterhalt, mag da was immer geschehen. Kaum hatte der Mensch diese Ermahnung vernommen, liess er sogleich alle seine Arbeit liegen und stehen, begab sich in den nahen Wald und verkroch sich in eine Höhle hinein, um den Lebenunterhalt abzuwarten. So verbrachte er den ganzen Tag und die ganze Nacht und auch den folgenden Tag in der Höhle, ohne einen Bissen zum Mund zu führen.

Als die Nacht wieder herannahte, brach ein regnerisch Ungewitter mit schneidender Kälte ein, dass einem das Herz davon schier zersprang.

In dieser Gegend trieben sich aber Hajduken auf Abenteuer herum und die erinnerten sich dieser Höhle und suchten eilig in ihr Zuflucht vor dem argen Unwetter.

Als sie in die Höhle kamen, machten sie ein Feuer an und bereiteten ihr Nachtmahl fertig. Kaum fiengen sie zu essen an, erschaute einer von ihnen in einem vom Feuerschein beleuchteten Winkel einen stehenden Mann, der da mit weit aufgerissenen Augen auf ihre Mahlzeit hinstarrte. Er rief seiner Gesellschaft zu.

„Heda, Brüder, dort im Hintergrunde steht ein Wandermann, der ärmste ist halb erfroren!“ Dann rief er ihm zu:

„Komm näher, Geselle, ans Feuer, erwärm dich, kannst auch mit uns mithalten!“

Der Mensch rührte sich nicht von der Stelle.

„Kann sein, er fürchtet sich vor uns“, fiel ein anderer Hajduke ein und fieng ihn anzu-rufen an: „Tritt näher, Genosse, sei ohne Sorge, wir tun dir nichts Leids an!“

Jener schweigt weiter.

„Vielleicht ist er taub, so meldete sich ein dritter, ich gehe hin zu ihm und führe ihn her!“

Er erhob sich, kam auf ihn zu und lud ihn ein, der aber giebt kein Wort von sich. Endlich fasst er ihn an den Händen, führt ihm zum Feuer hin und zwingt ihn, sich niederzusetzen.

Nun reichte er ihm einen Imbiss dar: „Also greif zu!“

Der Mann verharrt im Schweigen.

„Das ist wohl ein Tepp“, bemerkte ein anderer, „weil er das Essen verschmäht.“

„Wohlan, so schaut mal her, ich halte ihm den Bissen vor den Mund hin und wir wollen sehen, ob er darnach schnappt“, sagte hierauf ein fünfter Hajduke.

Er riss ein Stück Fleisch los und hielt es ihm dicht an den Mund, doch der Mann wollte nicht zubeissen.

„Aber lasst die dummen Flausen“, rief der vierte aus, der bis dahin geschwiegen; dann knirschte er mit den Zähnen, zog seinen Hirschfänger aus der Scheide und sagte: „Ich haue ihm die Fresse auseinander und er muss dreinbeissen!“

„Gnade, Bruder!“ schrie der stumme Gast auf einmal wehvoll auf: „Halt ein, ich werde schon allein essen!“ Und er fing wie ein ausgehungertes Wolf gierig zu essen an.

Da fragten ihn alle verwundert, warum er denn nicht sogleich auf die erste Einladung hin gekommen sei und er begann ihnen zu erzählen, wie er von einem Hodscha vernommen, Gott versage keinem lebenden Knechte den Lebensunterhalt und darum habe er auf der Stelle alle seine Arbeiten stehen und liegen gelassen und sei hierher gekommen.

„Ei, du vertölpelter Faulian“, hob der vierte Hajduk von neuem an: „da hast du seiner Rede Sinn gründlich missverstanden. Hat er dir gesagt, ‚Gott versage keinem lebenden Knechte den Lebensunterhalt‘, so hat er dir damit nicht vorgeredet, Gott habe dir geboten, jede Arbeit aufzugeben und so in Höhlen herum auf einen fertigen Bissen zu harren. Sobald du dich angewärmt und satt angegessen haben wirst, troll dich gleich heim und greif irgendwelche Arbeit an!“

Von da an lag der Mann fleissig der Arbeit ob und Gott gewährte ihm sein tägliches Brod.

Herzogland



Illustrationsentwurf (H. Lehmann)
(Kraus-Archiv, Los Angeles)

Von Witz und Dummheit

378. *Wie sich Šobo mit einem Baumstamm unterhielt.*

Lebte da zu Rudine ein gewisser Šobo Avdić, berühmt als kühner Kämpfe auf der Wahlstatt und nicht minder seiner guten Laune halber in Gesellschaft.

Einmal traf er mit Derwisch-Pascha unter einem Baumstamm zusammen. In der Gesellschaft befand sich auch Hadži Sakanbeg aus Bileće. Šobotaga war der türkischen Sprache unkundig, während der Pilgram (Hadschi) ihrer vollkommen mächtig war und so kam es, dass sich der Derwisch-Pascha nur mit ihm türkisch unterhielt.

Das missfiel arg Šobotaga und er begann ein Gespräch mit dem Baumstamm, fragte und gab sich selber Antwort. „O du Baumstamm!“ – „Hier bin ich, Šobotaga.“ – „Wie alt magst du, Baumstamm, wohl sein?“ – „Dreihundert Jahre bin ich alt, Šobotaga.“ – „So wahr dir Gott helfe, Baumstamm, sag an, hast du je in deinem langen Lebenslauf zwei schlimmere Lügenbolde in Erinnerung behalten, als die zwei, die da heute in deinem Schatten sitzen?“ – Als dies der Pascha hörte, fragte er: „Was, zum Kuckuck, schwätzt du da, Šobotaga?“ – „Was schert es dich, Pascha, was ich mit dem Baume für Unterhaltung führe? Du hast deinen Sakanbeg und türkst weiter drauf los, mich aber lasst mit meinem Baumstamm reden, solange ich mit niemand sonst zu sprechen habe!“

379. *Wie sich einer seines Wohlstandes berühmte*

Da begegneten einander zwei innige Freunde, arme Hascherln beide, die einander schon seit Jahren nicht gesehen hatten. Nach der üblichen Erkundigung über das gegenseitige Wohlbefinden, richtete der eine an den anderen die Frage: „Was für ein Leben führst du?“

„Vorzüglich geht es mir“, sagte der Genosse, „allen meinen Geldbesitz legte ich in Feldfrucht an, die gesamte Feldfrucht liess ich zu Mehl mahlen, den ganzen Mehlvorrat zu Brot ausbacken und alles Brot habe ich schon im Magen!“

380. *Von einem Landmann aus dem Drinagebiet und von Weinbauern*

Ein Landmann aus dem (oberen) Drinagebiet kam zufällig im Tiefland des Weges an Weinbauern vorbei, die da Reben einsetzten. Da er niemals früher eine Rebe gesehen und von ihr nichts wusste, so fragte er: „Wann wird denn dieser Fruchtbaum Früchte tragen?“

Sie erwiderten ihm: „So, in vier Jahren!“ – „Nun, da setzte ich ihn erst in vier Jahren ein!“ versetzte er.

Anmerkung: Der Wanderer war wohl aus dem Gebirglande, wo man sich hauptsächlich mit Viehzucht befasst.

381. Von zwei Wahlbrüdern, die an einer Quelle sassen

Zur Sommerzeit sassen mal zwei Wahlbrüder an einer kühlen Quelle. Hub der eine zu sprechen an: „Ach, Bruder, lieber wärs mir als ein barer Groschen, könnte ich mich jetzt an diesem kühlen Quell erlaben!“ Antwortete ihm der andere: „Ei, mein Bruder, wer wehrt dirs denn? Da ist doch keine Zahlung zu leisten!“ Bemerkte der erstere: „Bei Gott, Bruder, ich habe nicht auf was hinauf, ich kann vor Hunger nicht!“

382. Wie ein Hodscha die Bauern zu beten lehrte

Nach dem Ableben ihres alten Hodschas konnten die Bauern eines Dorfes viele Jahre hindurch keinen anderen mehr erlangen. So geschah es, dass die älteren, der Gebetverrichtung kundigen Bauern ausstarben, die jüngeren aber von niemand sie zu erlernen hatten. Einmal kam zufällig ein Derwisch des Weges dahergezogen und die Bauern baten ihn, er möchte doch einige Tage bei ihnen im Dorfe verweilen, um sie womöglich das Beten zu lehren. Von Herzen gern willigte der Derwisch-Hodscha darauf ein und als er das erstemal mit dem Dorfvolk in die Moschee einzog, sprach er zu den Frommen: „Ihr alle schaut nur auf mich, was und wie ich es mache und jeder ahme es mir mit seinem ganzen Leib und mit seinen Händen nach!“ Darauf begann er die Augen gegen den Himmel zu verdrehen, drückte die Daumen unter beide Ohren, liess dann die Arme sinken, kniete nieder und schlug mit der Stirne auf den Boden auf. Alles dies machten ihm die Leute getreulich nach. Als er zum zweitenmal auf den Boden hinsank, befand sich ihm zur Seite ein stark beleibter Aga, der sich mühsam zur Erde nieder beugend, dem Hodscha zuraunte:

„Hodscha, Effendi! Wisse, wenn du uns zu einer dritten Beugung zwingst, ich kann nicht mittun ohne grosse Schande und Sünde, denn ich habe mich mit fettem, mit grünem Gemüse gefüllten Beckenkuchen und mit Reisfleisch in Sahne überfressen, so dass ich, mit Verlaub, davon ganz aufgebläht bin!“ Der Hodscha erzürnte, weil ihn der Aga in der Gebetverrichtung gestört hatte, ergriff einen seiner Pantoffeln und drosch damit auf den Aga, wie auf einen aufgeblasenen Schlauch los. Bei diesem Schauspiel vermeinten die übrigen Bauern, dies gehöre mit zum Andachtbrauche, jeder langte nach seinem Pantoffel und es begann einer auf den andern dreinzuschlagen und sie hätten lange nicht damit auf-

gehört, hätte nicht ein alter Moslim in ihrer Mitte dazwischen geschrien: „Haltet Frieden, Leute, so Ihr Moslimen seid, so haben unsere altvorderen Moslimen das Gebet nicht verändert, das ist bloss eine Neuerung der Jungen heutzutage!“

383. Von einem Flöhevertilger

Ein wandernde Handwerksbursch hatte sein ganzes Bargeld bis auf den letzten Heller verbraucht, sodass seine Tasche vollkommen schlapp geworden war. So traf er in einer Stadt an der Donau an, erblickte auf dem Marktplatze eine ganze Schar Tratschlerinnen (Gemüseverkäuferinnen) und ersann einen feinen Plan, wie er mit leichter Mühe und deren Mitwirkung zu etwas Geld kommen könnte. Er benötigte eines unabweislich, denn, wie das Sprichwort sagt: Ein leerer Beutel, ausgemacht ein Schüttelfrost im Fieber.

Es war zur Sommerzeit. Die Sonne brannte einem die Ohren schwarz, so heiss war es. Der Bursche trocknete in der Sonnenglut Paprikawurzeln, zerstiess sie dann zu Staub, füllte damit seinen Rucksack voll an, begab sich zu den Hökerinnen auf den Marktplatz und pries ihnen also seine Ware an: „Liebste Freundinnen! Welche von euch hat Lust ein Pulverchen zur Vertilgung von Flöhen und Wanzen zu kaufen? Ein Löffelchen dieses Pulvers – es kostet blos einen halben Zwanziger in Silber – reicht zur vollständigen Ausrottung einer Million Flöhe und Wanzen aus!“

Kaum vernahmen dies die Marktstandhändlerinnen, so drängten sie sich stürmisch an den Burschen heran und kauften ihm den Wunderstaub ab als wäre es leckere Alva (Zuckerteig).

Sobald der Bursche seinen Schnappsack mit Geld versorgt hatte, schleifte er seine Fersen zu und trachtete ohne Verzug aus dem Städtchen hinauszukommen.

Die Tratschlerinnen verwickelten sich darnach in eine Unterhaltung über das wundertätige Pulver, das da Flöhen und Wanzen den völligen Untergang bereite und eine aus der Menge bemerkte, sie hätten doch gefehlt, weil sie es unterlassen haben, den Verkäufer zu befragen, wie man denn das Pulver zu gebrauchen habe. „Ganz richtig“, riefen all anderen aus, „lasst uns den Burschen aufsuchen, um von ihm die Gebrauchanweisung zu erfahren!“ Sie fahndeten nach ihm in der ganzen Stadt herum, konnten ihn jedoch nirgend entdecken, bis sie endlich erkundeten, er sei in der Richtung des nächsten Dorfes weitergewandert. Da nahmen ihrer drei von den Couragiertesten ein Fuhrwerk auf und fuhren dem Burschen nach. Sie holten ihn im Dorfe ein, trafen ihn im Wirthaus, wo er sich an Speise und Trank weidlich gütlich tat und befragten ihn um die Gebrauchanweisung des verkauften Ungezieferstaubes. Antwortete ihnen der Bursche: „Ganz einfach. Sobald Ihr einen Floh oder eine Wanze erwischt, so reisst ihm oder ihr das Maul auf, schüttet ihm oder ihr ein Bröserl des Staubes schonungslos in den Rachen hinein und augenblicklich

wird er oder sie davon verrecken!“ Auf diese Aufklärung hin sagten ihm die beredten Weiber ihre Meinung, er schüttelte sie aber von sich wie ein Hund die Flöhe ab, gab ihnen keinen Heller vom ergatterten Gelde zurück und zog fröhlich fürbass seines Weges. Seit der Zeit kaufen die Tratschlerinnen kein wundertätiges Pulver mehr ein und darum gibt es noch immer welche Wanzen und Flöhe.

Anmerkung: Was einem das Leben unter dem serbischen Land- und Stadtvölke gründlich verleiden kann, ist die Ungezieferplage. Erbärmlich wirkt auf den Abendländer die Gelassenheit, mit der sich der Landmann in das Unvermeidliche zu fügen weiss, obwohl man daraufgekommen ist, dass das Ungeziefer ansteckende Krankheiten zu verbreiten pflegt.

384. Von einem Bauern, der die Bedeutung eines Schreibens nicht kannte

Ein im Dorf wohnender Herr schickte mit einem Bauern seinem Freunde in die Stadt einen Rucksack voll prächtiger Krebse und dazu ein Begleitschreiben. Der Bauer steckte den Brief in den Busen, warf sich den Sack über die Schultern und trabte über einen Feldweg durch den Wald der Stadt zu.

Müde von der Wanderung setzte er sich, liess sich unter einem ästereichen Baum zur Rast nieder. Den Rucksack legte er neben sich hin und kaum hatte er sich niedergesetzt, befahl ihn ein Schlummer, er streckte sich aus und schlief fest ein.

Trau dem Schaf nicht mehr als einem Hunde, sagt das Sprichwort. Während der Bauer schnarchte, löste sich von ungefähr der schon stark zerlumpte Sack auf, alle Krebse krochen heraus und verliefen sich im Walddickicht. Als der Bauer erwachte, fand er im Rucksack keinen einzigen Krebs mehr vor; er rieb sich die Augen, schaute rings um sich herum, von einem Krebse weit und breit nichts zu sehen und nichts zu hören. „Vielleicht sind sie in die Erde hinein versunken oder es hat sie der Teufel geholt“, sprach zornig der Bauer vor sich hin, hob den leeren Rucksack auf, griff zum Stock und schritt weiter des Weges zur Stadt hin. Er suchte jenen Herrn auf, dem er Brief und Krebse zu übergeben hatte, traf ihn und übergab ihm das Schreiben.

Der Herr riss den Brief auf, las ihn und sagte: „Hier in dem Brief stehen ja Krebse!“

„Gott sei es gedankt, Herr!“ fiel ihm der Bauer ins Wort, „wenn sie im Briefe nur stehen, hier in meinem Rucksack sind sie nicht. Machte mir schon allerlei Gedanken darüber!“

Anmerkung: Wie schwer es dem Primitiven fällt, die Schrift als Verständigungsmittel zu begreifen, erfuhr ich öfters. Guslaren sangen mir oft stundenlang ohne jede Entlohnung nur um des Vergnügens willen, das ich ihnen nach vollendeter Aufzeichnung mit der Verlesung eines Liedes bereitete. Sie sahen ihre Worte wie verewigt und waren vor den anderen stolz darauf. Eine Bäuerin, die Tochter eines Popen, erzählte mir, wie sie als Mädchen mit ihren Freundinnen ein Buch ihres Vaters auf die Blätter hin abgezählt und volle dreihundert festgestellt

habe. Ihr Vater sei so gelehrt gewesen, dass er von jedem Blatte frischweg den Inhalt herablesen gekonnt! – Als Höchstausmass der Bildung gilt dem Guslaren, rühmt er einem Helden nach, er sei des Lesens und Schreibens kundig gewesen. Vom Šestokrilović, dem Burggrafen vom Burg Požega in Slavonien berichtet das Lied, er sei dreizehn Sprachen mächtig gewesen und jeder noch mächtiger als der bosnischen, seiner Muttersprache.

385. Von einem Bauern, der seine Missetat läugnete

Ein Bauer hatte einen Mann getötet. Man führte ihn vors Gericht und der Richter begann ihn auszufragen. In der Rechten hielt er eine Feder und trug mit ihr die Aussagen des Beschuldigten ein. Zuletzt sagte er zu ihm: „So Gott dir helfe, sag die Wahrheit und dir wird nichts geschehen!“ Da sagte der Mann mit den Achseln zuckend: „Na also, wenn ich es auch getan habe, so schreib du immerzu hinein, dass ich es nicht getan habe!“

386. Wachträume spielender Hirten

Vier Hirten lagerten im Schatten eines ästereichen, alten Birkenbaumes, spielten mit Knoppeln und mit gespaltenen Stäbchen das Gerad-Ungrad-Spiel, Kaiser und Korporal und sprachen von allem Möglichen und noch einigen anderen Dingen. Da sagte plötzlich der eine von ihnen zum Genossen an seiner Seite: „Gefährte, was tätst du, würdest du unerwartet Kaiser?“ – „Ei, dieser Floh wird mich niemals beissen, doch erwählte man mich zum Kaiser, ich liesse einen Wagen voll mit Spreu anfüllen, legte mich in die weiche Spreu hinein und man müsste mich so den ganzen lieben Tag hindurch umherfahren!“

„Und was tätst du als Kaiser?“ befragte er den anderen. „Ich, Bruder, ruhte den ganzen Tag unter der Birke im Schatten, Ihr aber müsset für mich die Schweine hüten und sie vom Schadenmachen abwehren!“

„Und wie wolltest du als Kaiser leben?“ fragte er den Dritten. „Ich nährte mich mit lauter weissen Brodfladen und mit Zwiebellauchschösslingen.“ Zuletzt richteten alle drei an den Neugierigen die gleiche Frage, was er wohl zum Kaiser erkürt am liebsten begehrte und er erwiderte: „Was könnte ich noch wählen, nachdem Ihr bereits alles an euch gerissen habt, wonach das Herz begehrt und was das beste und schönste ist?“

Anmerkung: Diese aus dem vollen Leben gegriffene Erzählung gibt ganz gut den etwas engen Gesichtskreis des Primitiven an. Mein Vater erzählte mir von einem serbischen Soldaten aus der ehemaligen Militärgrenze, der im J. 1848 in Mailand einen 25 Pfund schweren Schleifstein stahl und ihn in seinem Tornister (als Fusssoldat) bis Jasenovac an der Save als gute Beute heimgetragen. Vom ersten Fürsten des befreiten Serbiens berichtet man, er habe sich zu Kragujevac als Residenz ein geräumigeres, ebenerdiges Ziegelsteinhaus erbauen und hinter dem Hause einen Gemüse- und Blumengarten anbauen lassen. Die eingehobenen Steuergelder bewahrte er in offe-

nen Fässern als sein Eigentum in einer Stube auf, zeigte wohl gelegentlich Besuchern seine Schätze, gab aber nichts davon her, bis sich zuletzt das aus dem Türkenjoch erlöste Volk gegen ihn empörte und ihn zur Flucht nach Ungarn zwang. Das Ideal der Serben ist gedankenloser Müssigang neben müheloser Anhäufung recht wichtiger, den Neid anderer erweckender Güter.

387. Wie sich ein Bauernjunge beim Essen einer Gabel bediente

Ein Bauernjunge sollte einem Stadtherrn ein Paar Hühner und die Zinsen auf ein Geld hintragen, das der Bauer dem Herrn schuldete. Beim Aufbruch sagte der Bauer zu ihm: „Mein Söhnchen! Sollte dich unser Wohltäter vielleicht gar zum Mittagessen oder zum Nachtmahl zurückbehalten, so iss du nicht mit den Fingern, wie wir Bauernleute zu essen gewohnt sind, sondern greif mit der Gabel zu, damit man dich nicht verspote.“ Diese Belehrung prägte sich der Sohn wohl ein und wie er bei dem Herrn eintraf, lud ihn der richtig zum Mittagmahl ein. Zuerst löffelte man die Suppe aus, dann aber war es nötig, sich der Gabel zu bedienen. Da griff nun der Junge mit den Fingern nach einem Stück Fleisch spießte es auf die Gabel auf, führte es zum Munde und küsste es. Fragte ihn der Hausherr: „Was treibst du da, Junge, warum isst du denn nicht?“ – „So beriet mich mein Vater, als ich von daheim aufbrach.“ antwortete er ihm.

Anmerkung: Die Gabel zum Heuwerfen und als Waffe ist dem serbischen Landmann wohl vertraut, doch benötigt er keine Essgabel. Ein Taschenmesser trägt jeder bei sich, den Löffel oft auch, doch stellt ihn heutigentags die Schaffnerin gewöhnlich bei. Das Fleischhauptstück zerschneidet man in grössere oder kleinere Teile. Man langt mit den Fingern nach einem guten Stück und bezupft oder benagt es, je nachdem einer bei Esslust ist. Dabei schnauzt man, schnalzt man, gluckst man und rülpst man, um seinem Vergnügen und seiner Zufriedenheit kräftig Ausdruck zu verleihen.

388. Was man umsonst und ohne Anstrengung haben kann, ist immer billig

Ein Bauer gedachte ein Haus zu erbauen und begab sich in die Stadt, um Leute zur Bausteinaushebung aufzunehmen. Zwei Stunden Weges von seinem Dorfe entfernt traf er einige Männer, die ein Stück Landes ausrodeten und die ausgehobenen, den Landwirt störenden Steine abseits aufgehäuft hatten. Er fragte sie: „Wem gehören diese Steine da?“ „Beim Allah, auch dir, magst du sie haben“, antworteten sie ihm. „Scherzet ihr oder redet Ihr im Ernst?“ „Wir scherzen nicht, sondern wiederholen dir im Ernst, magst du sie, so gehören sie dir!“ „Ei, so danke ich euch bestens!“

Er kehrte heim und dang in seinem Dorfe alle freien Tagelöhner und Pferde auf, um die Steine heimzuschaffen. Fragten ihn jene Leute: „Wohin schaffst du dieses Gestein, sollst

nicht krank liegen?“ – „In mein Dorf heim, zwei Stunden Weges weit!“ – „Ja, habt ihr in eurem Dorfe Steine, so wie wir hier?“ – „Haben ihrer noch dreimal mehr.“ – „Ja, sollst nicht erkranken, warum gräbst denn du keine Steine an der Hausbaustelle aus, sondern schleppst sie zwei Stunden weit dahin?“ – „Wenn es auch weit ist, so ist es doch ohne Anstrengung und umsonst, hätte ich sie aber daheim ausgegraben, so hätte es Anstrengung gekostet, so aber bloss eine Auslage.“ – „Ja, wird dich denn die Hinschaffung weniger als eine Ausgrabung daheim kosten?“ – „Das versteht sich. Ist es denn, ihr Toren, nicht leichter und billiger, was man umsonst als was man mit Anstrengung gewinnt?“ Darauf sagten die Leute zu ihm: „Gibt es in deinem Dorfe noch so kluger Menschen deiner Art, so vermelde ihnen, dass wir ihnen all das Gestein rund umher schenken wollen!“

Anmerkung: War der Baugrund des Bauernhauptes schwer zu sprengendes Felsgestein, wie so häufig in Süden, so erscheint sein Vorgehen gar nicht als dumm. Überdies benötigt er für sein Rohrgeflecht oder Blockhaus aus Holz bloss steinerne Sockel. Die Dorfbewohner leisten ihm unentgeltliche Bittarbeit (*moba*) und er hat sie bloss an dem einen Tag zu bewirten.

389. Wie Bauern das Wasser einer Zisterne läuterten

In einem dalmatischen Inseldorfe überschwemmte ein Wolkenbruch derart alles Land, dass die Dorfzisterne trüb wurde und man drei, vier Tage hindurch das kotige, trübe Wasser nicht trinken konnte. Die Bauern beriefen den Frater Franziskaner, damit er behufs Läuterung des Wassers ein Gebet verlese, doch er erwiderte, ein solches Gebet stünde nicht in seinen Büchern. Die Bauern ergrimmt gegen ihn, rannten in die Kirche, hoben das Kruzifix herab und warfen das Kreuz ins Wasser hinein, um es zu klären. Sprach der Frater zu ihnen: „Was tattet ihr, ihr Sünder, wehe euren Seelen! Warum ertränket ihr das heilige Kreuz im unreinen Wasser und nun müsst ihr ein anderes kaufen!“ Schrie ihn der Dorfschutze an: „Glaubst du an Jesum Christum nicht, so glauben doch wir an ihn! Ist es ein wahres Kreuz, so kommt es schon wieder aus dem Wasser heraus!“

Anmerkung: Sowie der Fetischanbeter seinen Fetisch, so stellen auch diese dalmatischen Bauern ihr Kirchenkreuz auf die Probe. In ihrem Glauben bestärkt sie gewöhnlich aber auch der Dorfgeistliche mit seinen Heiligenlegenden, die Wunder über Wunder von Kreuzen und Reliquien der Heiligen vermelden. Es ist leider nicht immer die Ethik der christlichen Religion, mit der sie der Seelsorger zu befreunden sucht.

390. Ein Mittel, um die Wölfe zu vertreiben

Eines Winters suchten Wölfe scharweise ein Dorf heim und richteten unter dem Viehstand arge Verwüstungen an. Einem Bauern, der aus einem ziemlich entfernten Dorfe daherkam, klagte ein Einheimischer sein Leid, wie ihm die Wölfe eine Menge Schafe zerrissen, auch ein Ross lahm gebissen und wie er täglich erwarte, dass sie auch seinen Esel erwürgen werden. Der fremde Bauer äusserte darüber sein Mitgefühl und bemerkte im Scherze: „Ei, so wisst Ihr denn noch nicht, euer Vieh so wie wir daheim vor den Wölfen zu bewahren?“ „Wie denn, sei nur vor Gott verbrüdet? Sprich!“ „Ich besitze kein anderes Vieh“, entgegnete der Fremde, „als mit Verlaub zu sagen, einen Esel, und man riet mir, ihm die Ohren bis an den Kopf wurzelweg abzuschneiden, und nachher werde ihn niemals ein Wolf zerfleischen. Doch, Gott helfe mir, man muss dann aber den Esel solange im Haus behalten, bis ihm nicht die Ohrwunden vernarben.“ Der andere zog die Kappe vom Kopf herab und sagte: „So danke ich dir dafür!“ nahm flugs eine Schere zur Hand und schnitt seinem Esel die Ohren ab, abends aber, als die Schafe heimkommen, schnitt er einem nach dem anderen die Ohren ab und behielt die Schafe bei Heufütterung fünf, sechs Tage daheim, bis nicht die Wunden verheilten. In jenem Dorfe wüteten unablässig die Wölfe gegen die Schafe der übrigen Bauern. Da versammelte der Belehrtete sie alle und sagte zu ihnen: „Möge euch Leid befallen, wie es euch bereits befallen hat! Warum stutzt Ihr denn nicht auch euren Schafen, so wie ich es bei den meinigen getan, die Ohren und der Wolf wird auch euch keines erwürgen?“ Er gab ihnen auch näheren Aufschluss über sein bewährtes Verfahren und da kürzte jeder Hausvorstand seinen Schafen die Ohren und sperrte die Schafe ein. Da sie fünf, sechs Tage lang bis zur Heilung in Verwahrung blieben, hatten die Wölfe in diesem Dorfe keine Nahrung mehr und zogen weiter in ein anderes Dorf weg.

Anmerkung: Ob der Fremde wirklich, wie der Erzähler annahm, den Rat scherzweise erteilt habe, bleibt dahingestellt. So dumm sind die Serben gar nicht, um in Falle böser Bedrängnis etwas ganz Sinnloses zu tun. Die Nützlichkeit des Rates leuchtete ihnen ihrem Glauben nach gut ein. Wölfe sind Waldgeister und die Bauern brachten ihnen mit den abgeschnittenen Ohren ein Teilopfer dar: pars pro toto. In anderen Fällen löst man sich mit Haaropfern ab. Darauf geht der weit in der Welt verbreitete Brauch der Haarschurgodschaft zurück.

391. Ein Ziegenbock im Tauschhandel für einen Esel

Ein Bauer besass ein uraltes, ehrwürdiges Grauchen, das da schon nimmer beißen konnte, weil es keinen gesunden Zahn mehr im Maule hatte. Sein Herr und Gebieter fütterte ihn nun eine Woche lang mit Kleie und führte ihn hernach auf den Viehmarkt, um ihn, sei es um welchen Preis immer, an den Mann zu bringen. Dort erblickte er einen ihm unbe-

kannten Landmann, der an der Schnur einen feisten Ziegenbock hielt und fragte ihn: „Verkaufst du wohl, Gvatter, diesen Ziegenbock? Ich wäre gern sein Käufer, kauftest du dafür diesen meinen Esel, den ich nur aus grimmer Not und des Hungers halber losschlagen muss?“ Der Angeredete hatte just einen Bedarf nach einem Esel und, feilsch her, handle hin, zwick ab und setz etwas wieder zu, sie wurden handeleinig, dass er ihm den Ziegenbock und einen Dukaten bar als Draufgabe ausfolgte. Nach herzlicher Verabschiedung zogen beide über den guten Tausch seelenvergnügt heimwärts, doch verstrichen keine zehn Tage und der Esel verreckte. Durch Nachfragen erkundete der Verlustträger Namen und Wohnort des Eselverkäufers, suchte ihn schnurstracks in seinem Hause auf, sagte ihm nicht einmal, „Helf dir Gott!“ sondern fuhr ihn gleich an: „Warum hast du mich mit dem Esel betrogen, Gott richte über dich! Mein Geld zurück!“ – „Ja, was ist denn geschehen, sollst nicht krank liegen?“ – „Verreckt ist er nur!“ – „Ja, was soll ich dir da helfen? Schau mal her, du hast auch nur einen rüdigigen Ziegenbock verkauft und guck mal, wie ich ihn mit Wagenschmiere und Öl einreibe! Ei, warum hast denn du nicht deinen Esel ausgeheilt?“ – „Wie sollte ich ihn denn ausheilen, nachdem er verendet ist?“ – „Nichts leichter als das! Der Esel vermag seinen Geist fünf sechs Tage hindurch zu verheimlichen; also, tummel dich eiligst heim, bespreng ihn mit heissen Wasser und deck ihn gut mit einem Leilach zu, und kehrt er nicht wieder zum Leben zurück, so bring mir ihn wieder auf den Markt hin, wo du ihn von mir gekauft hast und ich gebe dir wieder den Ziegenbock und das Geld zurück, so dass niemand erfahre, wie wir beide uns selber betrogen haben!“ Der andere zog die Mütze ab und sagte: „So danke ich dir, denn du sprichst wie ein Ehrenmann und zugelernt habe ich, was mir bisher nicht bekannt war!“

Anmerkung: Will man sich köstlich und dabei billig unterhalten, so höre man auf serbischen Viehmärkten dem Feilschen der Verkäufer und Käufer zu. Stereotype Figuren sind ständig die Fallmacher, die dem Verkäufer scheinbar ganz fremd als unparteiische, uneigennützig Sachverständige, die just des Weges kommen, ihre Wohlmeinung zugunsten des Tieres abgeben. Als Gegenpart tritt unfehlbar ein anderer Fremder auf, der sich bemüht, dem Käufer abzuraten, um so den Verkäufer mürbe und gefügig zu machen. Erzielt man endlich nach vielen Beteuerungen und allen möglichen Schwüren eine Einigung, so trachtet der Käufer den Verkäufer noch beim Geldaufzählen irgendwie zu bemogeln, was wieder zu sehr lebhaften Bekundungen des Unwillens führt, und ist schliesslich auch die Geldangelegenheit geordnet, so geht die ganze Gesellschaft gemeinsam saufen oder zu guter Letzt raufen.

392. Wie man Wein und Branntwein in Säcken verfrachtet

Bauern aus dem Drinagebiet kamen nach Ragusa, um für ihr Sippenfest, das da auf den St. Nikolaustag fällt, ihren Bedarf zu decken. Nachdem sie sich mit Spezereiwaren versorgt hatten, begaben sie sich auf ein im Hafen liegendes Schiff, um dort Wein und Branntwein

einzukaufen. Auf einmal bemerkten sie, dass es ihrer zwei vergessen hatten, Weinschläuche mitzunehmen. Sie schauten einander verwundert an, verfielen aber auf den guten Gedanken, den Wein in Säcke einzufüllen. „Wie werdet Ihr den Wein in Säcken forttragen?“ fragte sie der Schiffkapitän. „Nichts leichter als das“, antworteten sie ihm, „unsere Säcke sind aus Ziegenwollhaaren und werden sie erst nass, so könnte sie einer nicht einmal mit einem spitzigen Messer durchlöchern, und selbst, sollten sie an einer durchreissenen Stelle zu tropfen anfangen, so haben wir noch leerer Säcke und stecken die vollen in die leeren Säcke hinein. Tropft also der Wein aus dem einen Sack aus, so doch nicht durch den anderen, ja, mein lieber Küstenländer!“

Nachdem sie ihre Waren verladen hatten, brachen sie alle auf den Heimweg auf. Die Begegnenden tadelten sie: „Aber Leutchen! Es scheint als ob eure Säcke da tröpfeln! Schaut doch nach, wo es fehlt; es ist ja schade, dass es so ausläuft!“ – „Hast recht, Küstenländer!“ sagten die zwei Weinsackeigentümer, zogen ihre Kappen vom Haupt ab und fiengen neben den Pferden einerschreitend den Tropfwein mit den Kappen auf. Sowie nun die Kappen vollgetropft waren, trank jeder davon und sie bewirteten auch ihre beiderseitigen Genossen. Wie sie letztlich daheim eintrafen, war in der Säcken kein Tropfen Weines mehr übrig geblieben. Fragten die Weiber: „Wo blieb euch der Wein?“ „Bei Gott, etwas saugten die Säcke auf, etwas die Mützen, etwas trank ich mit den Gefährten aus, und so ist alles pfutsch geworden!“ – „Ja, was bleibt für den Hl. Nikolaus übrig?“ – „Bei Gott, ich bin ihm nicht schuld daran; er hat doch – ihm sei Ehre und Ruhm – gut gewusst, dass wir den Wein für ihn heimführen, und da war es an ihm, es zu verhindern, dass der Wein ausfließe oder zu erscheinen und mitzutrinken!“

Anmerkung: Der Wein tropfte offenbar zwischen den Nähten durch, denn das Gewebe ist tatsächlich so gut wie undurchlässig, zumal quillt es nass geworden auf. Der Bauer betrachtet den Wein und Branntwein als ein dem Sippenpatron dargebrachtes Trankopfer, das der Bauer als Ersatzmann des Heiligen selber vertilgt. Dem Heiligen zuliebe trinkt er mit seinem Gästen auch über den Durst.

393. *Wie drei Söhne das Blut ihres Vaters zu rächen gewusst*

Einem Bauern glitt unversehens das Gewehr aus der Hand, es entlud sich und die Kugel traf ihn tödlich. Im Sterben band er es seinen Söhnen ans Herz, ihn zu rächen, um seine Seele für jene Welt loszukaufen. Nach des Vaters Ableben berieten die Söhne, wen man da wohl zu töten habe. Der eine sagte: „Bei Gott, den Büchschmied, der da die Büchse geschmiedet und damit unserem leidbeladenen Vater den Tod verursacht hat. Wen denn sonst?“ Der andere bemerkte aber: „Ich bin eher dafür, jenen anzugreifen, der die Flintenfeuersteine verkauft, denn, wäre kein Feuerstein an der Büchse gewesen, wie hätte

sie Feuer geben können?“ Zuletzt sprach der dritte: „Mir scheint es wieder, eine Schuld treffe weder den Büchschifter, der die Büchse geschmiedet, noch jenen, der unserem Vater den Feuerstein verkauft hat, vielmehr einzig und allein jenen, der da zu Markte Gewehrpatronen feil hält. Was meint Ihr, Brüder, dazu?“ – „Wohlgesprochen! Dein Verstand gereichte für einen Fürsten; also, am nächsten Sonntag lasst uns alle drei zu Markte ziehen und den ersten Patronenverkäufer, auf den wir stossen, niederknallen!“

Der Sonntag ist gekommen. Die drei Brüder, bis zu den Zähnen bewaffnet, wie schon Männer, die auf Blutrachepfaden wandeln, schauen zu Markte mit wilden Blicken nach rechts und links, um einen Patronenverkäufer zu gewahren. So umherspähend stolpern sie auf eine Zigeunerin hin, die da hockt, Wolle spinnt und in einem Holznapf einige Schiesspatronen feilbietet. „Ha! da ist ja der Blutschuldige!“ rief der älteste Bruder aus, „Ich werde als der älteste als erstes anlegen und den Vater rächen, ihr aber steht auf der Hut, falls ich sie nicht zu Tod treffen sollte, um dreinzuschiessen, damit die so nur Verwundete uns nicht am Ende mit ihrem Spinnrocken niederdresche!“

Anmerkung: „Der Ungerächte wird nicht der ewigen Seligkeit teilhaftig“ sagt das Rechtspruchwort. Dem Volksglauben nach ist die Logik der Brüder richtig. Das Unglück geschah nur durch die verzauberte Patrone, und es kam ihnen am wahrscheinlichsten vor, der Zauber sei von der des Zauberns kundigen Zigeunerin ausgegangen. Mustapha von Kladusa (der mit der Hasenscharte) war kugelsicher, doch erlag auch er, als ihm ein Feind aus dem Hinterhalte einen Golddukaten statt der trüglichen Bleikugel in den Leib schoss. Die Brüder mussten acht geben, dass sie keinen Streich mit dem Spinnrocken empfangen, sonst wären sie für ihr Leben gebrandmarkt gewesen.

394. Von streitenden Zwillingbrüdern

In einem Hause lebten zwei Brüder, Zwillinge, der eine hiess Niko, der andere Živko. Niemals konnten sie in irgend einer Sache gleichen Sinnes sein, sondern immer trachtete der eine über den anderen eine Art von Oberherrschaft auszuüben, weil sich jeder von ihnen als der gescheitere und überlegener zu sein dünkte. Die Kleider für beide mussten unbedingt ganz gleich von Stoff und Zuschnitt sein, sonst entschieden die Würfel, welches Kleidungsstück dem einen oder dem anderen zufallen solle. Zu Weihnachten kaufte Živko zu Markte zwei neue Feze, doch Niko kam es vor, der eine sei viel besser als der andere und nahm ihm eben den weg. Živko gab es nicht zu, sie gerieten darüber in einen Wortwechsel und schliesslich fuhren sie einander an die Gurgel, um einander zu erwürgen. Der Vater sprang dazu und entschied, den geringeren Fez sollten sie ihm geben, den besseren aber abwechselnd selber tragen. „Wer aber wird von uns zweien“, fragte Živko, „ihn am Weihnachtstage zuerst auf den Kopf aufsetzen?“ – „Bis zu Mittag du, Živko, und vom Mittag an du, Niko, und morgen wieder bis zu Mittag Živko und von Mittag an Niko

und immerfest so, bis Ihr ihn zerrissen und zerfetzt habt!“ Auf diesen Vorschlag mochte weder der eine noch der andere einwilligen. Sie fragten ihn: „Sag du uns, wer von uns zweien ist denn zuerst auf die Welt gekommen?“ – „Auf euren Leiden sollt Ihr weiden!“ erwiderte der Vater, „ich habe euch nicht geboren; warum befragtet Ihr denn nicht eure Mutter, Gott habe sie selig, ehe sie verstarb?“ Živko erwischte den Fez und steckte ihn in den Busen hinein, Niko stürzte sich auf ihn, um ihm den Fez zu entreissen, und zerr her, zerr hin, sie rissen den Fez entzwei und da sprachen sie: „Falle die Sünde auf die Seele der Mutter, die es uns nicht gesagt hat, wer von zweien zuerst geboren worden sei!“

Anmerkung: Die Erzählung macht auf die Zuhörer darum einen komischen Eindruck, weil man sonst sprichwörtlich von Leuten, die mit einander in grösster Liebe und Eintracht übereinstimmen, zu sagen pflegt, sie vertrügen sich wie Zwillingbrüder. Der Guslar preist regelmässig als eine Glückliche die Mutter von Zwillingssöhnen, dem gewöhnlichen Volksglauben nach ist sie eine Gezeichnete.

395. Wie ein Bosnier seine Axt wieder gefunden hat

Ein Bosnier war mit der Axt in den Wald gegangen, kehrte auf dem Heimwege in einen Zwetschkengarten und erklimmte den am dichtest mit Zwetschken behangenen Baum, nachdem er seine Axt unten niedergelegt hatte. Hungrig, wie er war, begann er, die Zwetschken abzupflücken und zu essen, die Kerne aber schleuderte er hinab. So trieb er es, bis ihm der Bauch wie einer Schwangeren im neunten Monate anschwellte. Beim Herabsteigen riss ihm das Leinenhosenband und gerade in selben Augenblicke gieng ein Wanderer vorbei. Besorgt, der Fremde könnte ihn mit den Hosen in der Hand überraschen, bog er rasch ins Dickicht ab und knüpfte das Band wieder fest zusammen. Wie er nun die Axt zu holen zurückkehrte, fand er sie nicht mehr unter dem Zwetschkenbaume vor. In der Annahme, der Wanderer habe sie in der Geschwindigkeit mitgehen geheissen, rannte er ihm schreiend nach: „Wart mal, guter Freund, will mal etwas sehen!“ Als er den Wanderer eingeholt und sich überzeugt hatte, dass er die Axt nicht habe, kehrte er wieder um und begann mit Füssen und Händen die Kerne unterm Baume auseinander zu scharren, und siehe da! zum Glück entdeckte er darunter seine Axt.

Anmerkung: Dem hungrigen Wanderer ist es gestattet, in einem fremden Obstgarten zur Sättigung Obst zu pflücken.

396. Von zwei unzertrennlichen Wahlbrüdern

Lebten da zwei Wahlbrüder, die einander überaus liebten und einander häufig aus lauter Neigung besuchten. Zu Fasching (im Karneval) lud der eine den anderen zum Nachtmahl ein und nach dem Essen und langer Unterhaltung sagte der Besucher zum Gastgeber: „Wahlbruder! Ich muss heimkehren, denn anders kann es nicht sein!“ – „Das sollst du nicht, Wahlbruder! Wie könntest du allein bei solcher Dunkelheit eine so grosse Strecke von hier bis dahin gehen?“ – „Ich muss, mag da geschehen, was immer, anders geht es nicht!“ – „Ist denn so, so darfst du doch nicht allein fort, ich begleite dich!“

Also brachen sie selbender auf und gelangten zu des Wahlbruders Haus. Sprach der Begleiter: „Gute Nacht, Wahlbruder!“ – „Ja, wohin willst denn du?“ – „Nach Haus, wohin denn sonst?“ – „Wie willst du denn so allein in dieser Dunkelheit die weite Strecke von da bis dorthin gehen? Bei Gott, allein sollst du nicht, sondern ich begleite dich, sowie du auch mich begleitet hast.“ Als sie wieder bei dem ersteren ankamen, wollte der zweite wieder heim und der Wahlbruder gab ihm wieder das Geleite. So ergiengen sie sich bis zum Morgengrauen. Fragten die Frauen sie am Morgen: „Was bist du in voriger Nacht heimgekehrt und wieder fortgegangen so ohne Unterlass, o du mein Jammermensch?“ Antwortete jeder seinem Weibe: „Möge es das ganze Dorf wissen, wie sehr wir zwei Wahlbrüder einander lieben!“

Anmerkung: Von der aufopfernden Liebe zwischen Wahlbrüdern berichten unzählige Überlieferungen, ebenso von der Gevattertreue. Es gibt aber auch ein sehr bekanntes Sprichwort. *Brate brati da te trati, kum te kumi da te guli* (der Bruder verbrüdert sich mit dir, um dein Vermögen zu vergeuden, der Gevatter vergevattert sich mit dir, um dir die Haut abzuziehen). Die echte, schwärmerische Wahlbruderschaft ist so gut wie immer von gleicher Art, wie einst die hellenische Hetaira. Davon ist die Verschwisterung unter Frauen nicht verschieden.

397. So tut, wer es hat!

Ein Jüngling erbte von seinem Vater ein grosses Vermögen, meist in Bargeld. Bei dem bedeutenden Besitz gedachte der noch unerfahrene Jüngling etwas zu vollbringen, was sein so bedeutendes Vermögen der Welt klar vor Augen führte. Er liess ein prachtvolles Haus bauen, am Haustor einen schweren silbernen und dazu vergoldeten Schlagring anbringen und über dem Eingang die Worte einkerben: „So tut, wer es hat!“ Gieng da ein witziger, armer Mann vorbei, sah und las, was er vordem nie gesehen und nie gelesen, erschien aber wieder eines nachts mit einem Stemmeisen, stemmte den Schlagring heraus und schrieb mit Kreide auf die Türe hin: „Und, so tut, wer es nicht hat!“

398. *Wie ein Bursche eine verlorene Stute gesucht hat*

„Wo geriet denn die Stute hin, sollst nicht krank liegen?“ so fragte der Bauer abends nach der Heimkehr vom Ackerfelde seinen Sohn. „Ja, ist sie denn nicht heimgekommen?“ antwortete der Sohn. „Sie nicht, doch renn und lauf, sie zu suchen!“ Der Sohn zog ab, sah sich an allen Dorfhäusern und im ganzen Dorfe erst um und endlich begab er sich ins Waldgebirge ausser dem Dorfe, doch alles vergeblich. Er liess sich auf einen Stein nieder und lockte die Stute ihren Namen schreiend: „He, he! meine Treffliche! Komm! Komm!“ Der Mond schien taghell. Der Bursche schaute hinauf und sagte tief aufseufzend: „Wohl dir, mein lieber Mond, dass dich die Wölfe nicht so wie meine gute Stute zerstückt haben! Wärst du aber heute nachts nicht so voll und glänzend, so hätten die Wölfe im Finstern auch meine Stute nicht finden können!“

Anmerkung: Sonst wissen die Bauern, dass der Wolf ein Nachttier ist und im Dunkeln sehr gut sieht. Dass dies dem Burschen noch unbekannt ist, das eben reizt die Lachlust der Zuhörer.

399. *Wie zwei Einbrecher vor sich selber reissaus genommen*

Zwei Kerle schlichen sich nachts ins Haus eines sehr reichen Mannes in Konstantinopel ein, um zu stehlen und als sie eingedrungen waren, schlugen sie mit Stahl und Feuerstein ein Feuer und zündeten eine Kerze damit an. Sie fanden sich in einem aufs kostbarste eingerichteten herrschaftlichen Wohngemache und erblickten eine Pracht, von der sie vor dem keine Ahnung hatten, unter anderen seltenen Gegenständen war an der Wand auch ein Spiegel, der sie von Kopf bis zu Füßen zeigte und sie vermeinten, es stünden ihnen zwei andere, gleich ihnen wohlbewaffnete Gesellen gegenüber. Im ersten Schreck entblössen sie gegen die zwei unverhofften Übrumppler ihre Gurtpistolen. Der Spiegel zerbarst zu hunderten Scherben und die entsetzten Einbrecher entflohen über Hals und Kopf hinaus.

Als sie sich in einem einsamen Tale geborgen sahen, besprachen sie mit Ruhe ihren raschen Abgang und das unerwartete Unglück, das sie da in schönster Tätigkeit überfiel: „Siehst du, Micim, mein Bruder vor Gott! Waren das aber zwei stattliche Küstenländer in jenem Gemache!“ bemerkte der eine, worauf der andere: „Ob ich sie gesehen habe! Hast du nicht die zwei Mordjungen erblickt, wie sie im selben Nu, wie wir, die Hände auf die Wehr legten?“ – „Aber natürlich, wie denn nicht? Und wären wir ihnen nicht flugs zuvorgekommen, die hätten uns ungerochen niedergestreckt!“ – „Bleibt mitunter noch das Wunder unerklärlich, wieso der eine von den Lumpen dir gar so sehr ähnelte; hätte bei meinen beiden Söhnen geschworen, du seist dort gestanden. Doch zum Glück waren wir

die hurtigeren und töteten sie und noch glücklicher sind wir, dass wir ausreissen konnten, ohne für die zwei toten Häupter Blutgeld zahlen zu müssen!“

Anmerkung: Der eine erkannte den anderen im Spiegel, sich selber jedoch nicht. Das ist darum nicht seltsam, weil es gegen den Männerbrauch ist, sich im Spiegel zu beschauen.

400. *Wie man einem Blutschuldigen einen Unterschupf gewährte*

Ein unbekannter Mann, der da wegen einer Blutschuld flüchtete, kam in ein fremdes Dorf gerannt. Just war er zu zwei, drei Bauern angelangt, die auf der Tenne Weizen ausdroschen, als er in der Ferne seine Verfolger erblickte, deren Verwandten er am selben Tage getötet hat. Er beschwor nun die drei Drescher: „So Ihr von Gott zu sagen wisst, Leute! Wann die Verfolger hier ankommen und euch fragen, ob Ihr mich gesehen habet, so sagt ihnen, ich sei schon längst über jenen Berg hinüber. Ich werde mich aber unter jenem Strohschober verstecken!“

Inzwischen trafen die Rächer ein und fragten die drei: „Saht Ihr nicht hier unseren Blutschuldigen vorbei eilen?“ Antworteten sie ihnen: „Sowie er es uns gesagt hat, ist er bereits über allen Bergen, soviel wir aber wissen, so steckt er dort unter jenem Strohschober, und nun könnt Ihr nach Belieben ihm oder uns mehr glauben!“

Anmerkung: Die Drescher versündigten sich aufs schlimmste mit ihrer einfältigen Geradheit gegen die gewohnheitsrechtliche Satzung. Kommt einem ein Blutschuldiger ins Haus und setzt er sich gar an die Feuerstelle, so geniesst er vollen Schutz des Hausvorstandes und der Hausgenossen. Im weiteren Anfang bildet das ganze Dorf für ihn eine Freiung (Asyl) und die Dörfler sind verpflichtet, ihn so lang zu beschützen, bis nicht ein eigenes dazu einberufenes Volkgericht zwischen den streitenden Sippen oder *bratstva* (*Phratrien*) eine Sühnung der Blutschuld festlegt. Ausserhalb der Dorfemarkung wird der Blutschuldige zum Freiwild der Rächer.

401. *Die Hajduken auf der Flucht*

Hajduken fielen in ein Bauernhaus ein und begannen es zu plündern. Der Bauer schrie Zeter und Mordjoh: „Wer ein Ritter ist, helfe!“ Inzwischen erhoben sich alle Dörfler und nahmen die Verfolgung der Hajduken auf, die aber sahen sich auf der Flucht bemüssigt, alle schwereren Gegenstände, die sie aus dem Hause mitgenommen hatten, von den Schultern wegzuzwerfen, bis auf ein Trühhlein, darin ein wenig Geld lag. Allen voran unter den Verfolgern befand sich der ausgeraubte Hausvorstand und als er merkte, dass die Hajduken nichts bis auf das Trühhlein mitnahmen, schlug er sich mit der Hand auf die Tasche und rief ihnen nach: „Tragt nur fort das Trühhlein, tragt es nur fort, doch den Schlüssel dazu habe ich in meiner Tasche!“

402. Galgenhumor

Man hatte einen Mann zum Galgen verurteilt und er fragte einen vom Gericht, was das für ein Galgen und aus was für einem Material er errichtet sei. Als man ihn unter den Galgen geführt, wandte er sich an den Richter mit der Bitte: „Ich bitte dich, Effendi, nachdem Ihr mich aufgehängt haben werdet, schenkt mir den Galgen, damit ich ihn meinem guten Weibe Gjurgja heimtrage, denn sie verblieb mit drei Kindern daheim ohne einen Stecken Holzes.“ – „Einverstanden!“ sagte der Richter. Der Verurteilte hub von neuen an: „Wie wäre es aber, Effendi, du liessest lieber einen etwas kleineren Galgen aufrichten, denn ich fürchte, ich werde ihn später nicht heimschaffen können, ausser du hilfst mir dabei!“

Anmerkung: Aller mir bekannte abendländische Galgenhumor zur Richtstätte Geführter, kommt auch bei den Südslaven vor. Ich bin nicht sicher, ob nicht auch diese Schnurre bei uns vertreten ist.

403. Der Bauer und der gelehrte Mann

Ein Bauer und ein gelehrter Mann wanderten einst des Weges. So dahinziehend gerieten sie in ein Gespräch. Sagte der Bauer zum Gelehrten: „Wo bleibt deine Gelehrtheit, gelingt es mir, dich als einen Durstigen am Trinkwasser vorbeizuführen, ohne dass du deinen Durst löschst.“ Antwortete der Gelehrte: „Das gelingt dir kaum!“ Der Landmann darauf: „Oh doch!“ Den Gelehrten befiel Durst und da er von einer Quelle wusste, bemerkte er: „Ich will hingehen und trinken!“ Fiel der Bauer ein: „Dieses Wasser taugt zu nichts!“ Sie sties- sen auf eine andere, auf eine gute Quelle. Der Gelehrte ist fast nahe am Verdursten, doch warnte ihn der Landmann ernstlich: „Von diesem Wasser trinkt man derzeit nicht, es wimmelt davon von Tausendfüsslern und Würmern!“ So führt der Bauer den Gelehrten auch an einem geniessbaren Wasser vorbei. Als sie dann zu einer dritten Quelle gelangten, nahe dem Orte, dem sie zustrebten, sprach der Bauer zum Gelehrten: „Ich habe dich als einen Durstigen an zwei Quellen vorbeigeführt, nun aber lösche deinen Durst und merke dir, dass Wasser zuträglich ist, wofern der Mensch von Durst geplagt wird.“

Anmerkung: Im Karstgebiete gibt es hier und da Quellen, deren Wasser tödlich wirkt, solches Wasser heisst: *voda truscica*. Dann gibt es wieder andere Quellen, aus denen man ebenfalls kein Wasser schöpfen darf, weil sie den in der Nähe hausenden Aussätzigen vorbehalten sind. Der Gelehrte weiss offenbar von solchen tabui- sierten Quellen, ist vorsichtig und traut seinem Wandergefährten, der als Einheimischer Bescheid wissen muss. Die Ansicht des Landmannes war irrig.

404. *Der Zigeuner und das Paar Hendel*

Ein Hauptmann schickte mit seinem Leibdiener, einen ihm zugeteilten Zigeuner, zwei gebratene Hendel seiner Frau zu und gab dem Boten ein Brieflein mit, worin er näheres der Frau von der Liebegabe mitteilte. Und Zigeunerlein macht sich auf den Weg, weil ihm aber der Bratenduft verführerisch in die Nase stieg, vermochte er sein Gelüste nicht zu bezähmen. Kurzum, er liess sich ein Hendel mit Behagen schmecken und überbrachte dann frohgemut das andere der Hauptmannsfrau.

Die Frau entnahm dem Briefe, ihr Mann übersende ihr zwei Braten, sah jedoch nur einen vor sich und fragte darum erstaunt den Zigeuner: „Wo ist denn noch ein zweites Hendel geblieben?“

„Da ists ja!“ antwortete der Zigeuner.

„Schön, aber hier steht von zwei Hendeln, hier ist doch nur eines. Was ist denn mit den anderen?“

„Das ist doch das andere“, versetzte der Zigeuner.

„Gut, das andere, wo aber bleibt das erste?“

„Meinetwegen, so heissen wir dies das erste, wenn es Ihnen so lieber ist!“

Die Frau merkte, sie komme mit dem etwas begriffstützigen Menschen auf solche Weise nicht ins klare und wollte ihm die Sache verständlich machen.

„Nun horch mal. Es war ein Paar Hendel. Sagen wir das eine gehört mir, das andere dir, wohin ist dein Hendel hingeraten?“

„Ei so, nun verstehe ich. Sie haben Ihr Hendel hier, ich aber das meine schon aufgegessen.“

405. *Ein zerbrochenes Glas ist mehr wert als ein ganzes*

Zur Zeit der Herrschaft Sultan Mahmuds eröffnete gegenüber dem kaiserlichen Serail ein Kaufmann eine Glaswarenhandlung. Eines Tages sass der Sultan am Fenster und sah einen Mann, der beim Händler um einen Groschen ein Trinkglas erstand. Als sich der Käufer auf den Weg machte, warf ein auf dem Dache des Sultanserails sitzender Sklave einen Stein hinab und zerschlug ihm das Glas in der Hand. Wie nun der Mann des Sklaven gewahr ward, rannte er in den Palast hinein und klagte jammernd sein Leid dem Sultan. Der Herrscher befragte ihn, was denn das Glas wert gewesen sei und der Mann beteuerte, es sei unter Brüdern seine hundert Groschen wert gewesen. Als ihn der Sultan so dreist lügen hörte, erzürnte er und sprach so zu ihm: „Schämst du dich denn nicht, du Lügenbold? Ich habe ja zugeschaut, wie du beim Nachbar drüben das Glas um einen Groschen gekauft hast und doch behauptest du jetzt, es sei hundert Groschen wert gewesen!“ Darauf erwiderte ihm der Mann: „Solang als das Glas unversehrt war, so war es tatsächlich nicht

mehr als einen Groschen wert, doch seitdem es ein kaiserlicher Liebling zerschlagen hat, ist mir nicht unter hundert Groschen feil!“ Diese Antwort gefiel dem Sultan dermassen, dass er den Auftrag erteilte, dem Beschwerdeführer hundert Groschen auszuzahlen.

406. Er hat keine Zeit zu warten

Es gab einen Stummen, der wanderte unsterblich von Ort zu Ort und rührte mit seinem Gebrechen das Mitgefühl der Leute. Er gelangte in eine Schenke und sah dort an der Wand eine Speckseite hängen. Er war hungrig geworden, zeigte mit einer Handgebärde auf den Speck hin und bedeutete dem Wirten mit Winken, er möge ihm ein Stück davon abschneiden. Der Wirt empfand mit dem Stummen Mitleid und fragte, ob nicht vielleicht einer von ihnen ein Taschenveitl bei sich habe, damit er ihm ein Stückchen von dem Schweinernen abschneide. Der Stumme wartete ungeduldig keine Antwort ab, sondern zog aus der Tasche ein Rasiermesser heraus und rief: „Hier Gastwirt, ich habe eines!“

407. Er zwirbelte seinen Schnurrbart auf

Ein Landmann mochte um keinen Preis in den Bergwald gehen, bis ihm eine Tages die Frau ins Gewissen redete: „Warum gehst nicht auch du, du Jammergestalt, ins Waldgehölz, um Holz zu fällen?“ – „Beim Allah, heute geh ich!“ erwiderte er. Darauf beriet ihn die Frau: „Nimm dich in acht, kommst du in den Bergbusch, auf dem Berge gibt es Astwerk, da heisst es den Schnurrbart aufzwirbeln und dann erst fällt Holz!“ Er begab sich ins Waldgebirge, stellte sich unter eine Föhre auf, zwirbelte den Schnurrbart tüchtig auf, wörtlich wie es ihn sein Weib geheissen; dann holte er mit der Axt aus, um zu fällen. Das Beil rutschte auf dem Aste aus, und er traf sich selber auf dem Kopf, wobei ihm die Schneide ein Ohr wegriß. So kam er nur mit einem Ohr heim. Fragte ihn sein Weib entsetzt: „Wie siehst du aus, du Unglückswurm, warum hast du dir denn selber dein Ohr weggehauen, warum tatest du nicht so, wie ich dich beraten?“ Weheklagend entgegnete ihr der Mann: „Hab ich doch meinen Schurrbart auf beiden Seiten aufgezwirbelt!“ Worauf die Frau: „Ich hab dir doch nicht gesagt, dass du deinen Schnurrbart aufdrehen sollst, sondern ich habe gemeint, du sollst, bevor du den Ast angreifst, die Zweige daran wegschlagen.“ Bauer: „Wer nicht zu arbeiten versteht, der versteht auch nicht zu leben.“

Anmerkung: Bevor ein Landmann sich entschlossen an eine schwierige Arbeit wendet, zwirbelt er sich den Schnurrbart auf, gewissermassen um sich Mut zu machen. Die Bäuerin hat aber gemeint, er müsse vor allem die störenden Zweige entfernen, die gleichsam den Bart eines Astes bilden.

408. Von drei scharfsinnigen Gebrüdern

Es waren einmal drei Gebrüder und sie wanderten durchs Land, warfen Lose nach Art der Zigeunerinnen, die dem Volke das Schicksal wahrsagen und sammelten auf diese Weise eine Maultierlast Geld an. Sie begeben sich auf eine grasreiche Weide und sprachen: „Laden wir die Last unserem Tragtier nicht ab, damit wir umso eher daraufkommen, sollte einer sie uns stehlen!“ Sie setzten sich wieder und legten sich zur Ruhe nieder. Nachts kam ein Mann und stahl das Maultier. In der Früh erhoben sie sich, suchten nach dem Maultier, es war halt nicht mehr da. Sagte der Eine: „Es war ein Gestutzter, man ruft ihn Muso an!“ Er begab sich aufs Berggelände, wo im Ackerfeld ein Mann arbeitete. Der zweite rief ihm zu: „Ackermann Muusoooo!“ Der antwortete: „Was schreist mich an?“ – „Warum hast du mir mein Maultier mit dem Gelde weggenommen?“ – „Was für ein Maultier, he? Ich habe kein Maultier gesehen!“ – „So folge uns in die Stadt, damit wir die Sache gerichtlich schlichten!“

Sie giengen hin und verklagten ihn beim Richter: „Dieser Mann da raubte uns ein mit Geld beladenes Maultier!“ Der Beklagte erwiderte: „Ich stahl ihm das Maultier nicht!“ Versetzte der zweite Bruder: „Wir wollen hinausgehen, ihr aber versteckt irgend einen Gegenstand und wenn wir ihn nicht erraten, so belangen wir den Mann zu Unrecht!“ Die Gebrüder giengen hinaus, der Richter legte in den Wandschrank ein Krauthaupt hinein und rief sie wieder herein. Der eine bemerkte: „Es ist nicht gross, etwas wie ein Kürbis.“ Sagte der zweite: „Seine Schale ist grün und inwendig ists rot.“ Darauf der dritte: „Ein Krauthaupt ists, nehmt es heraus!“ Wieder schickte sie der Richter hinaus, legte eine Lemone in den Schrank und rief sie herein. Sagte der erste: „Ists nicht viel grösser als ein Ei?“ Der zweite: „Seine Schale ist gelb und sein Inhalt säuerlich.“ Drauf fiel der dritte ein: „Eine Zitrone ists, heraus mit ihr!“ Neuerlich schickte er sie hinaus, steckte einen Hahn hinein und rief sie wieder herein. Der eine sagte: „Es ist nicht gross, sein Schweif ist wie eine Sichel gebogen!“ Der zweite bemerkte: „Auf dem Kopfe blüht ihm eine rote Blume!“ Schloss der dritte: „Ein Hahn ists. Wohlan, gebt ihn heraus!“

Darauf entschied der Richter zum Beklagten gewandt: „Du hast ihnen ihr Maultier herauszugeben!“ Sie begaben sich zu ihm ins Haus und fanden ihr Maultier noch beladen vor. Sie nahmen es an sich und zogen heim.

409. Wie sich einer an einem Stein gerächt hat

Errichtete einer um seinen Hof eine mörtellose Steinmauer. Da stürzte der Steinwall ein und ein Stein traf ihn gar wuchtig auf den Kopf. Er presste vor Schmerz beide Hände an den Schädel, drückte die Augen zu, biss die Zähne aneinander und schaute dann wutent-

brannt den Stein an. Er sprach zu ihm: „Ha, du Blutschuldiger! Ach so, da bist du ja! Und du fürchtest dich vor mir nicht? Ja, weisst du denn nicht, dass bei mir bis auf den heutigen Tag kein Schlag ungerochen geblieben ist, womit mich die Leute hätten tadeln können. Noch jeder Hund, der mich beleidigte, hat mich mit seinem Haar geheilt!“ Er beugt sich über den Stein nieder und hub mit seinem Haupt auf den Stein aufzuschlagen an. Dazu ermunterte er sich: „Schlag drein, o Haupt! Gottes Blitz treffe dich! Räche dich! Noch niemals blieb auf dir eine Schmach haften, seitdem ich und du zusammengekommen sind!“

Anmerkung: Nach dem Volkglauben heilt man am zweckmässigsten eine Bisswunde, legt man den abgeschnittenen Kopf des getöteten Tieres auf die Wunde auf. Als Ersatz dafür genügt auch dessen Haar, wie bei einem Hunde. Vergleich dazu viele Belege bei Bourke, Krauss und Ihm.

410. *Wie der Gemeindeschreiber rechnet*

Ein des Schreibens und Lesens unkundiger Gemeindevorsteher reichte dem Schreiber das Steuertagebuch hin, damit er die eingezahlten Steuergelder zusammenrechne. Der Schreiber begann laut zu rechnen:

„17 und 4 sind 21. Eins schreibe ich, zwanzig behalt ich zurück. 8 und 4 sind 12, zwei schreibe ich, zehn behalte ich zurück.“

Dem Vorstand sagte diese Art der Rechenkunst nicht zu und er unterbrach ihn.

„Nicht doch, Schreiberlein, beim einzigen Gott beschwöre ich dich, behalte nicht noch mehr für dich zurück, denn ich kann doch sowieso nicht den gesamten Steuereinlauf abführen. Wann ich die Steuer abgegeben haben werde, wollen wir den Überschuss ohnehin brüderlich unter uns aufteilen. Es ist nicht recht, dass du dir soviel zurückbehältst!“

Anmerkung: Der Schreiber behielt für den eigenen Säckel gar nichts zurück, sondern behielt bloss die Zehner für die Zehnerspalte in der Rechnung zurück. Im Bank- und Wechselverkehr schreiben auch wir so in Worten die Zahlen aus, rechnen jedoch mit Zahlzeichen anders und addieren diese, nicht die ausgeschriebenen Worte, wie der Serbe.

411. *Vom ganz gescheiterten Dragojlo*

Die Mutter berühmte sich ihres Dragojlo wegen seiner grossen Anstelligkeit und Gescheitheit. So zuspringlich und hilfbereit war er, nicht zu sagen. „Das hat er halt von seinem Vater her“, meinten die einen, die anderen wieder: „Wie die Mutter, so der Sohn.“

Heil ihr!“ Eines Tages schickte die Mutter ihren lieben Dragojlo zum Greisler, um Paprika und Salz zu holen und sie gab ihm zu diesem Zwecke einen Teller in die Hand mit auf den Weg. Flink gehorchte der folgsame Knabe und enteilte in den Geschäftladen. „Was ist dein Begehrt, mein guter Junge?“ fragte ihn der Kaufmann. „Geben Sie mir, bitte, eine halbe Oka Salz!“ – „Bitte, in was soll ich es dir hineintun?“ – „Nun, hier auf meinen Teller!“ Der Verkäufer schüttet das Salz in den Teller. „Jetzt geben Sie mir auch noch für zehn Paras fein gestossene Paprika!“ – „Wo wirst du die Paprika hintun?“ – „Bitte, hierher!“ entgegnete klein Dragojlo und wandte den Teller um. Der Greisler war darüber sehr verwundert und fegte das Salz vom Estrich weg. Als Dragojlo wieder heimkam, da fragte ihn die Mutter: „Aber, mein Seelchen, wo bleibt denn das Salz?“ – „Das hab ich schon da!“ und drehte rasch den Teller um. Erstaunt schaute er den leeren Teller an. „Mutter!“ rief er aus, „bei Gott, zuvor lag das Salz noch hier, aber zum Glück ist die Paprika noch da!“ Er wandte wieder den Teller um, da aber lag die Paprika nicht mehr darauf sondern auf dem Lehm Boden der Küche. „O du unglückseliger Teller“, schrie darüber erzürnt Dragojlo, „fopp du deine Grossmutter, mich kriegst du nicht mehr dran!“ und schleuderte ihn an die Wand, dass die Scherben nur so herumflogen. „Ach ja, Dragojlo wird einmal noch so gescheit wie sein Vater werden!“ – „Aber nein, ganz wie seine Mutter!“

Bosnien

412. Wie ein Bauer die Kaufleute eingeschüchtert hat

Es sind jetzt einige vierzig Jahre daher, dass ein Bauer aus dem Nikšićer Kreise nach Nikšić zu Markte kam. In der Stadt angelangt, band er sein Pferd irgendwo an einen Zaunpfahl an, wo es niemand im Wege stunde und gieng dann den ganzen Tag bis zum Abend seinen Handelgeschäften nach. Bei zunehmender Dämmerung gieng er zu seinem Ross um heimzureiten. Zu seiner unsagbaren Überraschung fand er zwar sein Rösslein vor, wo er es zurückgelassen, doch war der Halfter von ihm verschwunden. Er dachte nach, „Was fange ich nun an? Ich habe doch keinen Heller mehr, um einen anderen zu kaufen!“ Kurz entschlossen ergriff er sein Pferdchen an der Mähne und zog mit ihm in die Marktstrasse vor die Läden der türkischen Kaufleute hin. Er rief aus: „Wer hat da von meinem Ross den Halfter weggestohlen?“ Die Türken erwiderten: „Das wissen wir nicht, wer ihn gestohlen hat und es schert uns auch gar nicht. An dir war es, deine Sachen zu bewachen und sie nicht auf dem Wege stehen und liegen zu lassen!“ Der Bauer entgegnete: „Ich bin wieder der Meinung, dass euch der Halfter meines Rosses sehr nahe gehen müsse!“

„Du Tropf, du Christ, geh du ruhig und in Frieden heim, so du nicht mit einer Beule heimzukommen gedenkst.“ Versetzte der Serbe: „Ihr Tröpfe, Türken, kauft auf mein Ross einen anderen Halfter, anders geht es nicht. Was kümmert es mich, mögt ihr nicht einen

andern Halfter kaufen. Ich verpfände euch mein Wort, dass ich sonst das ausführen werde, was ich beabsichtige und was ich unbedingt auch tun will!“ Die Türken wechselten miteinander Blicke und dachten, es sei doch besser einen Halfter zu kaufen, als abzuwarten, was der Christ anstellen werde, und so kauften sie denn für sein Rösslein einen neuen Halfter, dann aber fragten sie ihn:

„Was warst du gesonnen zu tun, kauften wir dir keinen Halfter?“

Der Serbe zur Antwort: „Ihr fragt noch, was ich zu tun gesonnen war?“

„Bei Allah, das möchten wir wissen.“

„Ihr seid gerechte Männer und darum sage ich es euch. Ich gedachte mein Ross ohne Halfter heimzureiten. Das war mein unabänderlicher Entschluss!“ Da schüttelten die Türken ihre Köpfe und sagten: „Schau, schau! Wie uns der Christ übertölpelt hat!“

Anmerkung: Erzählt im Jahre 1885 in Bosnien. Die Kaufleute hockten auf den herabgelassenen Verschlussläden ihrer Holzbuden, die sie wegen eines Halfters im Werte von 10 Hellern nicht in Brand aufgehen lassen mochten. Freilich konnte ein Bauer von 70 Jahren im Herzogland mit 10 Hellern schon ein ausreichendes Mittagmahl kaufen, denn Bargeld war dortzulande gar selten.

413. Ziege und Wolf

Eine Ziege und ein Wolf führten gemeinsamen Haushalt. Einmal sagte der Wolf: „Mich plagt Hunger!“ – „Auch ich bin hungrig!“ bemerkte die Ziege. „Was sollen wir aber nun tun, um uns zu sättigen?“ fragte sie der Wolf. „Trinken wir einander das Blut!“ schlug ihm die Ziege vor und sie, verschmitzter als der Teufel selber, reichte ihm den Euter, damit er Milch sauge. Darnach gieng sie dran, um auch selber ihren Hunger zu stillen, stach den Wolf in den Bauch und riss ihm die Eingeweide heraus, so dass er verendete. Kamen andere Wölfe des Weges daher. „Heda! Heda! Kommt her und seht, wie mild Wolfblut schmeckt!“ – „Fürwahr, Wolfblut schmeckt milde, doch Ziegenblut etwa nicht?“ riefen die Wölfe aus und frassen die Ziege auf.

414. Wer das Rätsel löst wird des Königs Eidam

Es war einmal ein sehr reicher König, der hatte eine einzige Tochter. Weil sie eben das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, so beschloss ihr Vater der König, sie ruhmreich auszuheiraten. Zu diesem Ende lud er alle Grossen und Würdenträger seines Reiches zu Hofe zu erscheinen ein und gab jedem ein Rätsel zu lösen auf. Er bemerkte dazu: wer sein Rätsel glücklich auflöst, den wolle er mit seiner Tochter, der Prinzessin vermählen. Keiner jedoch

von allen war imstande, das ihm aufgegebenes Rätsel zu lösen und darum bekam keiner die königliche Prinzess zur Ehe. Als da der König einsah, es sei in der langen Reihe der Edelleute und Würdenträger kein einziger vermögend gewesen, seinen Verstand und Witz zu Ehren zu bringen, da liess er im Lande kundmachen, es stünde jedermann frei, ohne jegliche Ausnahme des Standes und der Stellung bei ihm als Rätsellöser aufzutreten, selbst dem allerärmsten Manne bleibe es unverwehrt, sofern ersinnt ein ehrenwerter Mensch sei. Also geschah es auch. Der König unterhielt aber zu Hofe auch einen Hofnarren, einen sehr frechdreisten Gesellen, und sogar der Kerl getraute sich als Freier von dem König einzufinden. Darob geriet der König freilich in Zorn, doch weil er sein königliches Wort eingesetzt hatte und ein König immer sein Wort unverbrüchlich einhält, so blieb ihm nichts übrig, als auch ihm ein Rätsel zu lösen aufzugeben.

„Hör mal, du Narr! Enträtsle mir, was soll das bedeuten? Sie ist gross und gewaltig und dennoch sieht sie selten einer; sie kommt überall da und dort in der weiten Welt vor; sie tut klug und geduldig, und dennoch hassen sie viele, ja die allermeisten Menschen. Sag mir nun an, was ist das?“

Der Narr kratzte sich hinterm Ohr und sagte dann: „Erhabenster König, das ist die Weisheit!“

Der Kaiser wunderte sich über diese schöne und scharfsinnige Auflösung, erleichte, doch zu guter Frist besann er sich und rief fröhlich aus: „O du ausgefinkelter Narr, auch du hast es nicht erraten, denn das ist nicht die Weisheit, sondern das ist die Frechheit!“

Der Narr stand beschämt da, dieweil er einsah, dass seine Auflösung ein Meerrettig dem König unter der Nase gewesen und schlich sich gedrückt davon. Die Prinzessin war hauptfroh über den guten Ausgang und wählte darnach einen Heldenjüngling, der gerade im selben Augenblicke eingetroffen war. Er hatte sich nämlich ohne sein Verschulden wegen der langen Reise auf beschwerlichen Wegen verspätet. Dem König war es ganz lieb und recht, dass sie sich just diesen Freier zum Ehegemahl erkürt hatte und gab ihm deshalb ein federleichter Rätsel auf, das der Jüngling ohne weiteres richtig auflöste. Ei, so sei ihnen denn Gesundheit und Glück beschieden!

Anmerkung: In südslavischen Märchen ist sonst der Hofnarr unbekannt, dagegen bei Hochzeitfesten und in Heldenscharen ein Schalmar eine gewöhnliche Erscheinung.

415. Ein Weiser sucht Nasreddin des Hodschas Bekanntschaft zu machen

Man erzählt von einem weisen Manne, der von Nasreddins Verschlagenheit vernommen habe, die so gross sei, dass ihn niemand überlisten könne. Ei, so machte er sich denn auf den Weg, um ihn zu übertölpeln. So kam er in das Städtchen, wo damals Nasreddin lebte

und traf in einer Winkelgasse einen Mann, der mit seinen Schultern eine dem Einsturz nahe Mauerwand stützte.

„Heda, guter Freund Landsmann, könntest du mir nicht Auskunft geben, wo hier herum Nasreddin Hodschas Haus ist?“ fragte ihn der Weise.

„Freilich kann ich,“ erwiderte der Mann, „aber geh, halt mir mal ein Weilchen die Mauer, gleich führe ich ihn dir her!“

„Ist mir auch recht!“ und der Weise duckte sich unter die Mauer, um sie zu halten, der andere aber eilte fort.

Der Weise stützte so zwei, drei Stunden hindurch die Mauer, bis ihm alle Glieder wehtaten, doch der andere erschien mit dem Hodscha noch immer nicht.

Da kam endlich einer des Weges und fragte den Weisen, warum er denn die Mauer stütze. Der Weise erzählte ihm der Hergang.

„Ja, mein lieber Bruder, gerade der Mensch, der dich hier so schön beschäftigt, war Nasreddin der Hodscha selber!“

Herzogtum

416. Von einem Esel, der da gescheiter war als drei grosse Herren

Fanden sich da einmal zur Sommerzeit drei grosse Herren zu einer gemütlichen Plauderstunde zusammen und jeder hatte seinen Diener mit. Die Diener bereiteten ihnen ein feines Mahl. Nachdem sie dem Essen tüchtig zugesprochen und den Wein noch eingehender gewürdigt hatten, hub jeder die Treue und Zuverlässigkeit seines Dieners herauszustreichen an und einer der Herren bemerkte: „Befähle ich jetzt dem meinen ‚Geh spring nun von diesem steilen Felsabhang kopfüber hinunter!‘ er folgte mir auf der Stelle!“ Der andere fügte hinzu: „Auch der meine täte es sogleich!“ und der dritte Herr behauptete: „Beim Allah, und brechen sich eure zwei das Genick, so tut es der meine gerade so!“ Es rief also der erste Herr seinen Diener herbei und erteilte ihm den Befehl, worauf sich der ohne Besinnen und auf der Stelle über den Felsabhang kopfüber hinabstürzte und mit zerschellten Gliedern unten liegen blieb. Also widerfuhr es auch dem zweiten Diener. Als der dritte Herr dies Schauspiel sah, tat es ihm um seinen treuen Diener leid und er fragte ihn vorher: „Entschlössest auch du dich, auf solche Weise auf mein Geheiss hin zum Selbstmord?“ – „Meinst du mich, o Herr? Bei Gott, dazu bin ich bereit, doch nicht bloss allein ich, sondern ebenso dieser mein Esel, auf dessen Rücken ich heute morgens Speisen und Getränke hieher gebracht habe.“ Kaum war er damit zu Ende, schon schwang er sich auf das Grauchen hinauf, ergriff eine Stange und schlug auf das Tier solange ein, bis er es an den Rand des steilen Felsabhanges hingetrieben, von wo es hinunter springen sollte. Wie nun der Esel den Abgrund gewahrte, wurde er sturzig, wich zurück und liess ich trotz

aller Hiebe von rechts und links nicht zum Vorwärtsschreiten bewegen. Da sprach zuletzt der Diener: „Siehst es selber, o Herr! Sag später nicht, es habe an mir gefehlt!“ Riefen ihm hierauf alle drei Herren zu: „Kehr nur zurück! Kehr nur zurück! Es tut uns nicht so sehr um dich leid als um deinen Esel!“ Darauf der Diener zu ihnen: „Meiner Seel, der ist gescheiter als Ihr alle drei miteinander!“

417. Wie ein Softa jede Woche einen neuen Überrock anzog

Lebte da ein recht armer Softa, dem das Glück so hold war, dass er die Tochter eines reichen Hauses zur Braut gewann. Mit Müh und Not kletzelte er etwas Geld zusammen, um sich einen neuen Tuchüberrock zuschneiden zu lassen. Sowie er ihn angezogen, besuchte er gleich seine zukünftige Schwiegermutter und prahlte vor ihr mit seinem neuen Überrock. Er fragte sie: „Nanu, steht mir der Rock gut?“ – „Sehr gut, o mein Eidam, gäbe es Gott, du sollst darin glücklich werden und auch einen anderen dir anschaffen können!“ Um seiner Schwieger noch mehr die Augen aufzureissen, liess er seinen Rock gleich färben und erschien mit ihm bekleidet am nächsten Freitag wieder bei ihr. Wieder beglückwünschte ihn die Schwieger sowie das vorigemal. Nun liess der Eidam noch mehremale den Überrock jedesmal anders färben und zeigte sich ebenso oftmal wieder bei der Frau im neuen Rocke. Endlich musste er ihn schwarz färben lassen und wieder traf er pünktlich am Freitag bei der Schwieger ein, um sich seiner zu berühmen: „Passt er mir gut, o Schwieger, dieser Überrock da?“ – „Sogar sehr gut, mein Eidam, nur ist sehr zu bedauern, dass man auf diese Farbe keine andere mehr auftragen kann!“

Anmerkung: Will man sich in die Gunst eines Serben einschmeicheln, so lobe man weidlich seinen Anzug und seine stolze Haltung, denn eitel sind sie auf ihre Kleidung, wie bei uns Backfische. Die Kleidung hat allerdings bei ihnen eine oft tiefe symbolische Bedeutung im Leben, wie an dies zu verstehen Frau Ljuba T. Daničić in ihren reizvollen Studien lehrte, die in der „Anthropophyteia“ erschienen sind.

418. Von einem Eierfressen

Kam da einmal ein Moslim zu einer alten Bäuerin ins Haus und schrie sie an: „Alte, brat mir neun, zehn Eier ab!“ – „O Aga, meiner Seel' ich habe ihrer nicht mehr als achtzehn!“ – „So brat mir diese achtzehn ab!“

Anmerkung: Im serbischen heisst *devet, deset* als ein Wort neunzig und die Alte beteuert, sie habe nur achtzehn Eier vorrätig. Im Eiervertilgen leistet der Serbe grosse Wunder. Vor 35 Jahren wettete einer meiner Bekannten er könne auf einem Sitz dreissig hartabgesottene Hühnereier aufessen. Er gewann die Wette, nur erkrankte er

an den Folgen seiner Leistung schwer und nahm ein trauriges Ende. Bekannt ist die Vorliebe der Serben für kaviarartig zubereiteten Flussfischroggen (*ajvar, ikra*). Um Roggen zu gewinnen, betreiben die Donau- und Savefischer Raubbau.

419. Von einem Forschungsreisenden in Montenegro

Kam da ein Ausländer nach Montenegro, um Land und Leute zu erforschen. Gleich nach Überschreitung der Grenze begegnete er einem Montenegrer, beschloss, ihn auszufragen, begrüßte ihn und richtete an ihn die Frage: „Kannst du mir, lieber Freund, sagen, welchen Namen die Mutter Gottes hat?“ Der Montenegrer überlegte eine Weile und antwortete: „Maria.“ Der Fremde stellte noch eine andere Frage, doch der Mann entgegnete: „Wart mal, Mensch, jetzt will ich mal dich befragen. Weisst du wohl, was für einen Namen meine Mutter führt?“ – „Bei Gott, das weiss ich nicht.“ – „Alsdann weisst du gar nichts, denn den weiss unser ganzes Dorf.“ Der Fremde merkte, dass er mit seinen Befragungen nicht vorwärts kommen werde und kehrte zurück, woher er gekommen.

Anmerkung: Die Schnurre gibt uns einen Schlüssel zum Verständnis der Erfolglosigkeit der Bemühungen unzähliger Forschungsreisender. „Du sollst nicht fragen, sondern erfahren und erleben!“ ist der Grundsatz der Folkloristen. Ich selber zog nicht pompös als Forschungsreisender aus, sondern wanderte im Aufzug eines Landstreichers von Weiler zu Weiler über ein Jahr lang herum, zudem als einer, dem Serbisch eine zweite Muttersprache ist. Auf diese Weise allein gelang es mir, richtige Beobachtungen anzustellen und eine Fülle bester Volküberlieferungen aufzusammeln.

420. Der Müller und der Teufel

Kam ein Mann in die Bachmühle, schüttete das Getreide auf und schief dann neben dem Feuer ein. Beim Erwachen erblickte er einen Teufel mit einem Fisch in den Klauen sitzend. Redete der Teufel den Müller an: „Brat mir diesen Fisch! Musst aber acht geben, dass er nicht knusprig werde, ansonsten werde ich dir heut zur Nacht alles mögliche und erdenkliche antun.“ Der Müller war über die ihm gestellte Aufgabe sehr verwundert, wie er den Fisch braten sollte, ohne ihn knusprig werden zu lassen. Da kam er auf einen guten Einfall! – Er trug den Fisch vor die Mühle hinaus, sammelte vom Gestein eine Menge Moos, hüllte den Fisch in dies Moos ein, befeuchtete es gründlich, trug es in die Mühle zurück und legte es in die heisse Asche. So wird der Fisch gar und an keiner Stelle knusprig! Der Müller besass zufällig einen Hammelkopf und sagte danach zum Teufel: „Brat mir diesen Kopf! Sollten sich aber die Zähne fletschend zeigen, so werde ich heute nachts allerlei Wunder mit dir verrichten!“ Der Teufel packt den Kopf und legte ihn über's Feuer. Sogleich begann

der Kopf die Zähne zu zeigen. Der Teufel bemüht er sich ab, das Gebiss zu verdecken. Der Müller griff zur Mehlschaufel und haut mit ihr wie toll auf den Teufel ein. Der Teufel nimmt reissaus und bricht in ein Wehegeschrei aus: „Ach und wehe mir, der Mensch schlägt mir noch tot!“ Da meldet sich ein zweiter Teufel vom Querbalken herab: „Hast dich doch nur selber umgebracht, sobald du lieber begabst!“

Anmerkung: Der Teufel meinte, der Müller werde wie sonst üblich, einen Teig bereiten und den Fisch dick in den Teig einwickeln, um ihn zu braten. So zubereitet wird der Fisch unbedingt knusprig und man hat noch zum Braten ein frisches Brod. Durch das feuchte Moos wird der Fisch aber nur gedämpft. In Ermanglung von Mehl zur Bereitung eines Kuchens hüllen Hirten den gereinigten Fisch in einen Lehnteig. – Der Sinn der Erzählung ist: ein Bachmüller sei so schlau, und gerissen, dass sogar der Teufel gegen ihn nicht aufkommen kann.

421. [189] Wie man als bosnischer Kaufmann Kunden an sein Geschäft fesselt

Jung Risto eröffnete auf dem Markte einen Geschäftladen. Dieweil er als Anfänger noch keinen Kundenkreis hatte, genoss er viel Musse und er holte sich an einer alten Chronik für Kaufleute Belehrungen. Da stand zu lesen: „Wenn dir an einer Kundin gelegen ist: Sei zu ihr diensteifrig, sag ihr, sie sei schön geraten und sie gefalle dir sehr. Das wird dir von Vorteil sein. Damit wirst du selbst die hässlichsten Weiber in deinen Geschäftladen hereinlocken und jede wird deine Ware überall als die beste anpreisen. Ist dir aber an der Erhaltung irgend einer schöner Kundin stark gelegen, so erweise dich besonders aufmerksam und dienstbeflissen, mach deinen Zeigefinger nass und berüh ihr mit dem Finger das Gesicht, als ob du ihr Läuse aufledest. Das wird sie gar sehr mit Wohlgefallen vermerken.“

Jung Risto las dies mit Bedacht und prägte sich die Lehre gut ein. Eines Tages trat bei ihm in den Laden eine junge hübsche Frau so recht modisch gekleidet ein, nur wandelten über ihren Hut zwei prächtige Läuse, wie zwei Erbsenkörner gross dahin. Risto sah es, spuckte sich tüchtig in die Hand und ertränkte die zwei Geschöpfe, so dass der Speichel Frau übers Gesicht herabtroff. „Du Halunke! Du Viehker!“ schrie die Frau auf, und Klatsch! hatte Risto schon von ihrer Hand eine kräftige Watschen auf seiner Wange aufgeschmiert. Darauf enteilte die Frau aus dem Laden ohne die gekaufte Ware bezahlt zu haben.

„Ei, meiner Seel', die Weisheit der Bücherschreiber taugt zu nichts!“ sagte Risto wehmütig und rieb sich die Wange.

Bosnien

Vom Geiz

422. *Von zwei Wahlbrüdern, die gern unnötige Ausgaben zu machen vermieden*

Zwei Leute, die beide Geizhälse waren, schlossen mit einander Wahlbruderschaft, und obwohl sie einander öfters besuchten, so verhehlte dennoch der eine dem anderen seine wahre Natur nicht. So besuchte einmal der eine den anderen wieder und da fragte ihn der Hausvorstand: „Wo hast du deinen Tschibuk, warum rauchst du nicht?“ – „Habe ihn daheim vergessen.“ – „So nimm hier meinen!“ – „Gib her! Füll mir die Pfeife an, dein Tabak dürfte von besserer Beschaffenheit sein!“ – „Da hast du meinen Tabak!“ – „Nun aber, nachdem du mir die Pfeife angefüllt hast, so zünde sie mir an!“ Darüber erzürnt sagte der Hausvorstand zu ihm: „Aber Wahlbruder! Bist du schon so ein ausgepichter Geizkragen und Frechling, seit wann bist du noch obendrein ein Faulpelz geworden?“ – „Bei Gott, Wahlbruder! Um es dir offen herauszusagen, seitdem ich mich mit dir wahlverbrüdert habe, bin ich sowohl ein Geizkragen als ein Frechling und ein Faulpelz geworden!“

423. *Wo kauft man Salz am billigsten ein?*

Ein Bauer kam zu Markt nach Sarajevo, verkaufte etwas Wolle, begab sich dann in einen Geschäftladen, um eine Oka Salz einzukaufen und fragte den Kaufmann: „Wie teuer hältst du eine Oka Salz feil?“ – „Für dich, gleichwie für jedermann, zu dreissig Paras die Oka!“ – „Aber, warum denn zu dreissig, wenn doch in Mostar die Oka um fünfundzwanzig zu haben ist?“ – „So geh du nur nach Mostar!“ erwiderte ihm der Kaufmann.

Dem Kaufmann zum Trotz kehrte der Bauer ohne Salz heim. Am anderen Tage sattelte er sein Pferd, bestieg es, ritt geradenwegs nach Mostar und kaufte eine Oka Salz ein. Nach seiner Rückkehr am fünften Tage, fragte ihn sein Weib: „Wo bist du so viele Tage lang ausgeblieben, sollst nicht krank sein?“ „War in Mostar, um eine Oka Salz zu kaufen, dem zigeunerischen Sarajevoer Kaufmann zum Trotz, der mir fünf Paras ablisten wollte!“

Anmerkung: Der Händler in Sarajevo bezieht das Salz entweder von den Salzquellen aus Tuzla oder vom Meer aus und hat in dem einen wie im anderen Falle grössere Frachtspesen als sein Berufsgenosse in Mostar zu tragen. Darum eben ist bei ihm das Salz auch teurer. Die Worte: „Zum Trotz“ (*za inat, uz prokos*) hört man in serbischen Kulturkreis viel häufiger als in dem unseren. Der Serbe beharrt in seinem kindlichen Trotz sein Leben lang, oft sogar zu seinem argen wirtschaftlichen Nachteil und man verwechselt gern Eigensinn und Trozköpfigkeit mit Charakterfestigkeit.

424. *Erdröhnt ist der Kanonenschuss, mit dem Beiramfest wars auch Schluss*

Ein Aga kam zum Weihnachtsteste als Gast zu seinem Erbpächter. Der Aga hatte keinerlei Geschenk seinem Erbpächter mitgebracht, er war ein filziger Patron. Um den schlechten Eindruck zu verwischen, bemerkte er: „Beim Allah, mein teurer Sohn, auch du sollst zu mir zum Schmaus am Beiramfeste erscheinen!“ Fragte der Landmann: „Wann Aga, feierst du dein Beiramfest?“ Entgegnet der Aga: „Mein Söhnchen, hörst du einen Kanonenschuss, so weisst du, dass wir Beiram feiern und kommst dann zu mir!“ Ein Tag verstreicht nach dem anderen, endlich erdröhnt ein Kanonenschuss. So machte sich denn der Erbprächer zum Festmahl des Aga auf den Weg. „Wünsche dir guten Morgen Aga und glückliches Beiramfest!“ Erwidert der Aga: „Gut Glück mit dir Walache, wo bist denn du gesteckt, zum Kreuz hinein, warum bist du damals nicht gekommen, wie ich's dich geheissen habe?“ – „Freilich Aga, du hast mir doch gesagt, ich soll kommen, wenn der Kanonenschuss erdröhnt!“ – „Ja, mein lieber Walache: erdröhnt ist der Kanonenschuss, mit dem Beiramfest wars auch Schluss! Weil du in dem Augenblick gekommen bist, als der Schuss krachte: das Beiramfest ist halt vorbei und beim Aga ist nichts mehr zu holen.“

Anmerkung: Das Sprichwort lautet serbisch: *Top puče, Bajram se provuče!* Die Geschichte klärt dessen Entstehung auf. Gemeint ist der Kurban-Beiram, das Fest, das man 70 Tage nach dem Ramadan-Fasten mit Schmaus und Braus fröhlich feiert. Der geizige Grundherr hat sich zu drücken gewusst. Wenn sich einer seiner selbstverständlichen Verpflichtung auf eine schmutzige Weise entzieht, so wendet man auf ihn das angeführte Sprichwort an.

425. *Wie ein Bauer seinem Weibe das Haar vom Kopf abrasieren liess*

Weilte mal ein Bauer mit seinem Weibe zu Markte. Nachdem sie alles, was sie zum Verkauf mitgebracht, losgeschlagen und für den häuslichen Bedarf das Nötige eingekauft hatten, führte sie der Weg an einer Barbierstube vorbei und da sagte der Mann zu seinem Weibe: „Setz du dich hier vor der Türe nieder. Ich gehe hinein, um mich abrasieren zu lassen, denn morgen haben wir heiligen Sonntag!“ Nachdem ihn der Barbier rasiert hatte, reichte ihm der Bauer einen Groschen mit den Worten hin: „Gib mir den Rest von zwanzig Paras zurück!“ – „Bei Gott, ich habe sie nicht“, erwiderte ihm der Barbier, „doch beim nächstmöglichen Barbieren brauchst du mich nicht zu bezahlen!“ – „Nein, nein!“ schrie der Bauer, „ich habe keine Zeit, auf ein nächstes Mal zu warten, sondern gib du mir mein Geld heraus. Ich kann ja inzwischen sterben und mir verfällt mein Überschuss von zwanzig Paras. Also gib du mir nur meinen Rückstand heraus!“ Der Barbier schwur sich bei allem was ihm heilig, er habe kein Kleingeld, um zurückgeben zu können, sondern er, der Bauer

möge später wieder vorsprechen, bis ein anderer Kunde kommt und sich rasieren lässt. „Nein, nein!“ schrie der Bauer, „glaubst und traust du mir nicht, so glaube und traue auch ich dir nicht!“ Er rannte vor die Türe hinaus, erfasste sein Weib an der Hand, zog sie in die Barbierstube hinein, drückte sie auf den Sessel nieder und sagte zum Barbier: „Hast du kein Geld zurückzugeben, so rasiere da mein Weib ab und die Rechnung ist ausgeglichen!“ – „Unheil soll ich verwirren!“ rief das Weib aus. „Bei Gott, lieber schaue ich dich mit kahlem Schädel, als dass mir dieser Barbier da zwanzig Paras vom Maul wegschnappt!“



Illustrationsentwurf zur geplanten Ausgabe
(Kraus-Archiv, Los Angeles)

Miles gloriosus

426. Ein grässliches Gemetzel

Die Männer von Nikšić sind lauter berühmter Helden und sie sind sich dessen wohl bewusst. Erzählte einer von ihnen: Wir brachen unsere mehrere nach Mostar auf. Als wir durch den Duga-Engpass kamen, lauerten uns Montenegrer auf und es entbrannte ein furchtbarer Kampf. Vom Morgen früh bis Mittag verstummte das Gewehrgeknatter nicht und dauernd wiederhallten die Berge, vom Mittag aber ergriffen wir zu unseren Hirschfängern und da hub ein entsetzliches Stechen an. Als wir uns am Abend wieder versammelten, war Hasans scheckiger Hund hingemordet und Durans Überwurf wies einen Riss auf!

Anmerkung: Diese Erzählung variierten in grotesk-burlesken Übertreibungen die Siegberichte des königlich-montenegrinischen Amtsblattes während des Krieges in Albanien. Schneiden schon die Guslarenlieder sowohl die Lieder der Moslimen als der Christen kolossal auf, so sind sie doch von den Kriegschauplatzmeldungen der Belgrader Presse weitaus überholt worden. Jedes Scharmützel ein Marathonsieg. Der Serbe ist kein eigenlicher Lügner, sondern ein Tagträumer, der seine Wünsche für bare Wirklichkeiten und Geschehnisse ausgiebt.

427. Die Able um den Feuerstahl (*Šilo uz ognjilo*, Sprichwort: Wie du mir, so ich dir)

In einem Dorfe fand eine Soldateneinquartierung statt. Einer von der Soldaten benahm sich in dem Hause, in welchem er untergebracht war, gleichwie als dessen Herr und Gebieter und erteilte darnach den Hausleuten strenge Verhaltensweisen und Befehle. Dieses Benehmen des ihm aufgedrungenen Gastes würdigte der Hausvorstand keiner Beachtung, weil er sich dachte, der Kerl muss ja sowieso bald abfahren. Mag er sich anderswo seinen Richter und Galgen suchen. Als man sich zum Mittagstisch hinsetzte, zog der Soldat seinen Hirschfänger aus der Scheide und legte ihn vor sich auf den Tisch hin. Darüber verwunderte sich der Bauer recht sehr, sprach aber kein Wort des Missfallens, sondern erhob sich schweigend und verliess die Stube. Nach einer kleinen Weile kehrte er wieder zurück und legte die grosse eiserne Mistgabel neben sich auf den Esstisch hin. Das erregte wieder die Verwunderung des Soldaten und er richtete an den Landmann die Frage: „He, was soll denn das bedeuten, so eine Mistgabel auf dem Tisch?!“ Antwortete ihm mit ruhiger Gelassenheit in aller Gemütlichkeit der Hausherr: „Ei, nicht besonders viel, aber es besteht hier ein solcher Brauch, dass man zu grossen Messern auch grosse Gabeln hin-

zulegt!“ Darauf steckte der Krieger seinen Hirschfänger rasch wieder in die Scheide ein und von diesem Augenblicke waren er und der Landmann die besten Freunde. Der Soldat hatte eben des Bauern Wink mit der Gabel recht gut verstanden.

Bosnien

Anmerkung: Bei einer Ausschreitung mit seiner Waffe und Verletzung der ihm gewährten Gastfreundschaft hätte ihn, den Soldaten, der Bauer mit der Mistgabel gelaust. Nach getaner Arbeit hätte sich der Bauer mit den ihm abgenommenen Waffen ins Gebirg zu einer Hajdukenrotte geschlagen oder selber eine gegründet und wäre mit seinem Kleinkrieg den Behörden so lange beschwerlich gefallen, bis er genug Geld und Gut erbeutet gehabt hätte, um mit seiner Sippschaft nach Serbien oder Montenegro auszuwandern, um als Held und Volkbefreier seine Tage in Ruhe zu verleben oder zeitweilig mit einer Rotte auf Heerung und Abenteuer nach Bosnien zurückzukehren und seine Taten und Meinungen von Guslaren besingen zu lassen.

428. Von einem Barbier und einem Moslim aus Sarajevo

Betrat da ein Moslim aus Sarajevo den Laden eines christlichen Barbiers in einem Kleinstädtchen. Der Barbier ersuchte vornehm den Moslim, sich vorerst niederzusetzen und zu warten, bis er, der Barbier, einen anderen Kunden, den er eben in Arbeit genommen, fertig geschoren. Inzwischen knüpfte er mit dem Moslim eine Unterhaltung an und sagte zu ihm einschmeichelnd: „Du bist, Nachbar, wohl aus Sarajevo!“ – „Beim Allah, ja das bin ich!“ erwiderte der Moslim. „Wahrhaftig, die aus Sarajevo sind echte Helden. Soviele als ihrer da zu mir kamen, noch jeder liess sich ohne Seife balbieren!“ bemerkte der Meister. „Na freilich, das ist doch bei uns selbstverständlich!“ setzte der Moslim hinzu.

Nach Abfertigung des ersten Kunden ergriff der Barbier ein altes, schartiges Rasiermesser und begann den Moslim ohne vorherige Einseifung zu balbieren. Der Bart bestand aus ziemlich dichten Stoppeln, das Rasiermesser stiess auf Widerstand und dem Moslim füllten sich die Augen mit Tränen. „Hör mal, Nachbar Barbier“, sagte nun der Moslim, „seif mich doch lieber ein wenig ein. Ich bin nicht just aus der Mitte der Stadt Sarajevo, vielmehr aus einen nahen Dorfe bei Sarajevo. Du darfst mir schon ein wenig den Bart einludern!“

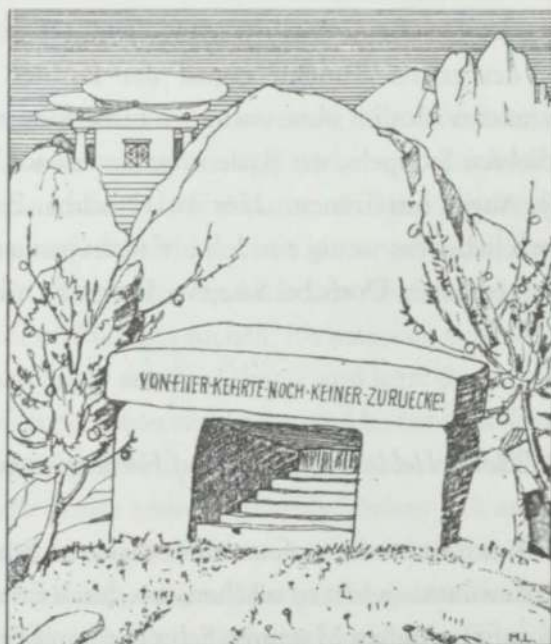
429. Wie die Helden von Požega auf Heerung auszogen

Im Frühjahr d. J. 1848 beschlossen die tapferen und wackeren Bürger von Požega einen Einfall ins magyarische Revolutionengebiet zu machen, um durch Erneuerung altberühmter Heldentaten unter den aufständischen Magyaren Schrecken und Entsetzen zu verbreiten. Eines Tages, Ende April 1848, standen ihrer dreihundert bis an die Zähne bewaffneter

Bürger unter Führung ihres Hauptmannes Mracic, eines blutgewohnten Jünglings (er war von Beruf Barbiergehilfe) auf dem Marktplatze zum Auszug bereit. Jammernde Mütter, heulende Ehegattinnen, wimmernde Kinder, vermochten nicht, die Helden vom Kriegspfade zurückzuhalten. Endlich um zwei Uhr nachmittags fand der Aufbruch statt. Eine halbe Stunde vor dem Städtchen auf dem Wege zur Drau hielten die Kämpen die erste Lagerrast bei der Markonić-Mühle ab, um von dort aus eine Stunde weiter nach Begteze zu ziehen, das von der Mühle durch ein Padež genanntes Wäldchen geschieden war.

Gegen fünf Uhr trafen vier von den auf Heerung ausgezogenen Bürgern hoch zu Ross wieder in ihrer teuren Vaterstadt Požega ein und ritten mit verhängten Zügeln durch die Volksmenge zum Rathaus hin. Der Bürgermeister kam ihnen entgegen: „Was gibt's, o ihr Helden und Heldensöhne?“ – „Um Gotteswillen, hochwohlgebohrener Herr Bürgermeister, der Müller Marković erzählt, im Padež-Walde trieben sich einige gewalttätige Strolche herum, und es lässt Sie unser gestrenge Herr Hauptmann bitten, Sie möchten uns sämtliche zwei städtische Pandaren (Stadtschergen) zum Schutz gegen Behelligungen während unseres Durchzuges durch den Wald beistellen!“

Anmerkung: Man erzählt diese Schildbürgergeschichte allgemein und belacht sie, obwohl der Ausgang der Heerung sehr traurig ausfiel. Acht Tage nach dem Auszug der Helden, kehrten Hauptmann Mračić und einige seiner Getreuen wieder heim, die übrigen hatte man in Ungarn erschlagen oder sie waren auf der Flucht in der Drau ertrunken. Požega genießt den Ruf Abderas. Vilim Korajac verewigte die Streiche der Požegaer in einer sehr launigen Erzählung: „Die Senatoren der Auvergne“, wofür er sich nie wieder in dem Städtchen zeigen durfte.



Illustrationsentwurf (Krauss-Archiv, Los Angeles)

Andere komische Geschichten

430. Ein Sohn ist das teuerste Gut

Ein Moslim kehrte als Soldat aus dem kaiserlichen Heere heim, begegnete auf der Heimreise einem Nachbar und befragte ihn: „Ist mir wer daheim von den meinigen im Vorjahre an der Pest verschieden, o sag es mir, Bruder vor Gott!“ Der Mann sagte ihm vorerst: „Dein Vater verstarb!“ Darauf der Urlauber: „Meines Hauses Trambaum ist zerborsten!“ – „Es starb dir auch der Bruder!“ – „Mein Flügel ist mir abgebrochen!“ – „Auch dein ältester Sohn ist verblichen!“ – „Beide erstere Wunden neben dem Herzen, doch die letzte mitten im Herzen, o weh, sie zertrümmert mein Herz!“ – „Gestern vernahm ich noch, dass auch dein Eheweib von der Seuche ergriffen worden sei!“ – „Wer fragt dich um das Weib? Nichts leichter als ein Weib und alte Pantoffeln zu finden! Wohl dem Manne, der sie häufig wechselt, denn dem Glücklichen sterben die Weiber dahin, dem Unglücklichen aber verrecken die Stuten.“

Anmerkung: Die Schlusspointe, ein Sprichwort, das uns schon in einer früheren Erzählung begegnete, notierte ich einmal auch in meinem Buche „Sitte und Brauch der Südslaven“ (Wien 1885) als aus Montenegro herrührend. Es ist ebenso wahr und unwahr, wie die Einsichten sovieler sprichwörtlich gefasster Sätze: Das ist ein leidiges Männerspruchwort, dem wieder Frauenspruchwörter entgegenzuhalten wären, die mit ebensoviel Recht oder Unrecht von der Minderwertigkeit des Mannes aussagen.

431. Vom Briefschreiben eines Autodidakten

In einem herzogländischen Dorfe erlernte ein Bürschlein irgendwie durch eigenen Fleiß und Eifer zu lesen und sogar etwas zu schreiben. Als dann der Dorfpoppe verstarb, erhob sich das ganze Dorf und kleidete den Burschen zum Popen ein. So oft nun ein Dörfler einen Brief an wen abzuschicken hatte, kam er zu seinem Popen, als jedoch der Pope erfuhr, dass seine Briefe noch kein Empfänger zu enträtseln vermocht habe, entsagte er der Briefstellerei und entzog sich neuen Aufträgen auf verschiedene Weisen: einmal fehlte es ihm an Papier, das anderemal an Tinte, und ein drittesmal an einer Schreibfeder. Ein Bauer benötigte dringend in einer wichtigen Angelegenheit einen Brief nach Ragusa, und damit der Pope seine gewohnten Ausflüchte nicht wieder gebrauchen könnte, brachte er ihm alle die drei Dinge gleich mit. Wie nun der Pope merkte, er könne nicht mehr ausweichen, da sprach er so zum Bauern: „Es soll dir, Bruder, nicht leid tun, doch glaub es mir, die Opanken sind mir durchgetreten!“ Verblüfft darüber fragte ihn der Bauer: „Ja, wozu bedarf

man denn Opanken beim Briefschreiben?!“ – „Ehrlich gesagt, gar sehr, denn schreibe ich einen Brief, so muss ich ihn auch nach Ragusa selber hintragen, denn ausser mir vermag ihn niemand zu lesen.“

432. Von einem, der einen Menschen finden wollte

Ein Bauer besuchte den Markt im Städtchen, wickelte das bisschen Geld, das er da für ein wenig verkaufte Wolle eingelöst, in einen Lappen ein, steckte ihn in den Waffengurt ein, begann auf dem Markte hin- und herzugehen und sich umzuschauen, was er wohl für sein Haus einkaufen könnte. Da sah er in einem Laden gute Opanken, wurde mit dem Kaufmann handeleinig und griff nach seinem Gelde, um sie zu bezahlen, doch siehe da, Ungemach und Herzeleid befielen ihn. Vom Geld keine Spur, entweder ist es ihm irgendwo entfallen oder jemand hat es ihm gezogen. Er rannte nun auf und ab den Markt entlang, befragte jedermann nach dem Gelde, doch alles eitel Müh, denn wer wird sich selber für einen Hurensohn ausgeben?! Er krampfte seine Finger über seinem Bauche ineinander und schickte sich zum Heimweg an, als er seinen Nachbar erblickte, der etwas zu suchen schien. „Was suchst denn du da, sollst nicht die Krank kriegen!“ – „Ich suche einen Menschen, mit dem ich wegen Kartoffeln handeleinig geworden und kann ihn nicht finden!“ – „Lass uns, keine Kränk auf dich, heimwärts ziehen. Bin ich ein Narr, so sei es du nicht. Wie willst du einen Menschen auf diesem Markte suchen, dieweil es doch allhier niemals Menschen gab, noch welche jemals geben wird!“

433. Wie man einen Türkenbesuch zu verscheuchen wusste

„Du weisst nicht, Pope, was sich gestern zu Nacht zugetragen hat?“ sagte ein wohlhabender Bauer zum Popen. „Etwas hörte ich schon, es habe einen Mordspass gegeben und eben deshalb kam ich heute morgens her, um zu erkunden, was denn los sei.“ – „Also horch zu und lach dir den Buckel voll an. Nächtens nach Sonnenuntergang versammelten wir uns unser mehrere Männer auf unserer Tenne, als ich Beciraga, diesen gewalttätigen Gesellen, mit noch einigen sechs seinesgleichen geradenwegs auf mein Haus lossteuern sah, sowie es in ihrer Gepflogenheit ist. Um sie nun von meinem Haus und vom Dorfe zu verscheuchen, sagte ich zu den Nachbarn: ‚Ich werde mich so verstellen als ob ich wahnsinnig geworden wäre und werde mit Waffen gegen sie losstürmen, Ihr aber rennt mir nach und wehrt mich ab, gleichzeitig jedoch gebt es nicht zu, dass die mich töten!‘ So redete ich zu ihnen, gürtete mir die Waffen um, nahm meine Gewehrbüchse zur Hand und stürmte mit dem Geschrei gegen die Türken los: ‚Wer da zu mir hält, folge mir nach! Lasst uns die

Wölfe aus der Hürde vertreiben!“ Kaum nahm ich einen Anlauf, schon liefen mir alle Nachbarn nach und riefen: „Nein, Mijat, nein, bist du ein Christenmensch! Greif nicht gerechte Menschen an!“ Als dies unser Beciraga sah, wich er mit seiner Gesellschaft ein wenig vom Wege ab und schrie in seiner hilflosen Ratlosigkeit auf: „Ja, Ihr Leute, was ist das für eine Geschichte heute abends?“ – „Flieh, Beciraga, bist du ein Moslim!“ rief ihm mein Verwandter Malisa zu, „oder sei auf deiner Hut, bis wir Mijat einfangen und bändigen, denn jüngsthin ist er vom Verstand geraten. Lasst es nicht dazu kommen, dass zwischen uns eine Blutschuld entstehe!“ Der Pope zerplatzte beinahe vor Lachen und fragte: „Und was ist nachher geschehen?“ – „Noch nie gab es einen schöneren Jux! Sie alle gaben Fersengeld, ich aber, aus Übermut, und Gott helfe mir, aus Vergnügen, schonte nicht eine Patrone und schickte ihnen eine Kugel nach und es schien mir, als ob sie dortwo nahe über ihren Köpfe geschwirrt, denn die guten Leutchen setzten ihre Beine in noch raschere Bewegung, ein Jagdrüde hätte sie nicht mehr einholen können!“

Anmerkung: Solche Spässe gestatteten sich die unter dem Türkenjoch schwer sauffreudigen Rajah des öfteren mit ihren Grundbesitzern, die ja nicht immer Volkausbeuter waren. Die moslimischen Edelleute besuchten diesmal eben nur ihr Dorf, um bei den Lehenbauern oder Erbpächtern nachzuschauen und vielleicht mit ihnen einen vergnügten Abend zu verleben. Unter der Herrschaft des Halbmondes hatte es der christliche Bauer sofern sehr schlecht, als man ihm nur in beschränktem Masse die Freude vergönnte, direkte Steuern zu zahlen und als tapferer Krieger sein Blut für den heiligen Glauben der Väter, für seine hehre Nationalität, für König und Reich zu opfern. Dank den unausgesetzten Bemühungen einer hohen europäischen Diplomatie ist es den Balkanstaaten endlich gelungen, die Türken nach Asien zurückzujagen und den christlichen Völkern, insbesondere den Serben, alle Wohlthaten, Annehmlichkeiten und Glückseligkeiten moderner Kulturmenschen im Überfluss zuzuschancen. Stolz schwillt des serbischer Krüppels Heldenbrust im beseligenden Bewusstsein, dass einige seiner Glaubengenossen von den simplen Schenkwirten und Geldverleihern im Laufe weniger Monate des Krieges i.J. 1912/13 als Armeelieferanten zu vielfachen Millionären geworden sind. Zu solchen Männern geht man fröhlichen Sinnes schnorren, wenn einem der Magen knurrt.

434. Vom dicken oder vom dünnen Ende?

Ein Mann begab sich auf die Wallfahrt nach den heiligen Stätten. Er liess die Seinigen wissen, an welchem Tage man seine Rückkehr zu gewärtigen habe mit der Weisung, sich zu seinem Empfang vorzubereiten. Auf der Heimreise begegnete ihm sein Hausdiener zur Begrüssung schon vor dem Orte. Nachdem sie einander um ihr gegenseitiges Wohlbefinden befragt hatten, erkundigte sich der Pilgram beim Diener: „Nun denn, Bürschlein, sag an, was giebst neues bei mir zu Hause. Erzähl! Wie stehts, wie gehts, alles wohl auf?“ – „Liebster Pilgram, wie willst du, soll ich dir vom dicken oder vom dünnen Ende zu berichten anfangen?“ bemerkte der Junge. „Nanu, so heb mal zuerst vom dünnen Ende, mein Liebling!“ versetzte der Pilgram.

„Unser treue Haushund ist uns leider verreckt, o Pilgram!“

„Ei, was du nicht sagst, meine Seele! Was hat ihm denn gefehlt?“

„Na ja, überfressen hat er sich halt!“

„Womit, wieso, wann denn, du Plauscher?“

„Unser Hund hat sich an Rossfleisch überfressen. Er war es eben nicht gut gewohnt, lieber Pilgram!“

„Wie kam denn der Hund zu so viel Rossfleisch, du Kuckuckvogel?“

„Na, damals, wie deine Araberstute umgekommen ist, o Pilgram!“

„Wann ist ihr denn das Unglück zugestossen, du elender Kerl?“

„Als die Stute im vollen Galopp in die Stadt rannte, stolperte sie über einen Stein, fiel in einen Graben und brach sich beide Beine, ach ja, lieber Pilgram.“

„Warum rannte die Stute in die Stadt, wann war das, die Unheilbote?“

„Bei Gott, Pilgram, an dem Tage als deine alte Mutter verschied! Man jagte um ein Bahrtuch für die Mutter zu holen.“

„Weh mir, wann ist meine Mutter gestorben, sprich Unseliger?“

„Gerade eine Stunde nach dem Ableben deiner Frau, o Pilgram!“

„Wieso ist um Gottes Willen, meine Frau ums Leben gekommen?“

„Ein herabfallender Hausbalken hat ihr den Kopf eingeschlagen, o Pilgram!“

„Versuchter Bursche, wann und wieso ist dies geschehen?“

„Nun ja, beim Brand deines Hauses als sie sich retten wollte, o Pilgram!“

„Du verfluchte Kerl, hast du mir das nicht gleich sagen können?“

„Doch; aber liebster Pilgram, du wünschst ja, ich soll dir vorerst vom dünnen Ende zu berichten anfangen. Bei mir gilt deine Hausfrau und dein Haus als das dicke, der Haushund als das dünne Ende der Geschichte!“

„Alle Dzinen mögen in dich hineinfahren, nichtswürdiger Schlingel!“

Bosnien

435. *Wie Grossmütterchen die Enkel schreckte*

Alljährlich pflegte ein altes Grossmütterchen am ersten Montag der Osterfasten ihre Enkel mit der alten Frau *Quadragesima* (Korimer) zu schrecken, damit die Kinder ja nicht etwas von Fleischspeisen verkosten, sondern sich nur an die Fastennahrung halten und zwar auch von der nur mässig geniessen sollen, sonst werde die Alte *Quadragesima* erscheinen, die Kinder in einen Sack hineinstopfen und sie in eine tiefe Grube hinabschleudern. So trieb sie es Jahr für Jahr, bis es den heranwachsenden Enkeln auffiel, dass sich die Alte doch gar niemals gezeigt habe und sie die Schlaueit ihres Grossmütterchens durchschauten. Darum beschlossen sie, ihr für den ausgestandenen Schreck einen Streich zu spielen, brieten alle

Eier, die die Hennen des Grossmütterchens legten, in Aschenglut aus und assen sie auf. Die Greisin wunderte sich mächtig, wohin ihr wohl die Eier sovieler Hennen gerieten und warf einen Verdacht auf Nachbarn als Eierdiebe. Um dem Übel zu steuern, sperrte sie alle ihre Hennen in einen Stall ein und steckte den Schlüssel in ihre Gürteltasche ein. In der Türe war nur unten eine kleine Öffnung, genug gross, um den Hennen das Ein- und Ausschlüpfen zu ermöglichen. Dank dieser Vorsicht sammelte sie alsbald eine volle grosse Holzschüssel mit Eiern an. Eines Abends gegen Sonnenuntergang machte sie sich auf einen Plausch in eine Spinnengesellschaft auf. Die Kinder erspähten die günstige Gelegenheit, schlugen alle Eier auf und warfen die Schalen in die Holzschüssel zurück, mit der Absicht, sie irgendwo fern vom Hause auszuschütten. Plötzlich hüstelte die Grossmutter auf der Haustürschwelle und die Kinder über alle Massen im Schreck vor ihr erhoben ein Gequietsche und Gepiepse, verkrochen sich in einen Winkel und bedeckten mit den Händen ihre Augen. Wie die Alte dies hörte und sah, fragte sie sie: „Was ist euch geschehen? Ach und wehe mir!“ Weinend gaben sie ihr Antwort: „Liebstes Grossmütterlein! Da kam plötzlich die alte Frau *Quadragesima* daher und verzehrte sämtliche Eier. Wären wir ihr nicht noch rechtzeitig entwischt, so steckte sie uns samt und sonders in ihren grossen Sack hinein und schmisste uns in die tiefe Grube hinab!“ Die Alte erriet den Sachverhalt und sagte zu sich im Stillen: „Bei Gott, habe ich euch bis zum Vorjahr foppen können, mich werdet ihr heuer nicht narren!“

Anmerkung: Hier und da zog bei Beginn der Osterfasten ein als altes Weib verkleideter Bursche (*baba korizma*, Grossmütterchen *Quadragesima*) durch die Gassen und schrie, um die Kinder zu schrecken, in die Häuser hu! hu! hinein. Diesen Unfug besorgen heutzutage meistens noch die Zigeuner in den Städten, in den Dörfern war er, meines Wissens, niemals üblich.

436. Was einem wohlgefällt, das lobt er

Mann, Weib und deren erwachsener Sohn machten sich auf den Weg zu einem Sippenfestbesuch und begegneten auf der Wanderung nach dem anderen Dorfe dem noch in besten Mannjahren stehenden Popen, seiner Popin und deren Tochter, die auch dahin pilgerten. An einem Kreuzwege verabschiedete sich der Pope von ihnen mit den Worten: „Bleibt mir in Gesundheit, wir gehen zum Schulzen zu Gast, Ihr aber, wie ich weiss, kehrt bei eurem Gevatter auf einen Trunk ein!“ Nach der Trennung sagte der Bauer: „Ei, welch stramme Popin, keine Beschreiuung soll auf sie kommen!“ Bemerkte die Bäuerin: „Ha, ha! Und erst der Pope, auch kein schlechter Bissen! Töten sollen ihn die Nichtleiden!“ Darauf der Sohn zu ihnen: „Aber, seid Ihr töricht, ein böses Glück auf euch! Ich bin der Tochter wohlgeneigter als dem Popen samt der Popin, und so wahr mir die Kirche, könnte ich

mich in ein Teufelein verwandeln, so führe ich vor allen sie hinein und alle Popen und Klostermönche der Welt brächten mich nicht aus ihr heraus!“

Anmerkung: Lobt man ein schönes Kind, so muss man ihm ins Gesicht spucken, damit man es nicht beschreie; lobt man einen Erwachsenen, so vermeidet man die Beschreibung mit den Zusatzworten, wie die der Bauer und die Bäuerin gebrauchten (unser: ungerufen!) Der Sohn meint es mit seiner Verwünschung der Eltern nicht ernst. Popen und Mönche befassen sich noch heutzutage mit Teufelaustreibungen aus dem Leibe Besessener oder Hysteriker, doch auch Laien üben diese Kunst mit der gleichen Erfolglosigkeit. Den Veittanz kann man häufig im serbischen Volke beobachten. Ob es immer echt ist, möchte ich aber bezweifeln. Ein serbisches Sprichwort besagt, die Popen hätten wohl die schönsten, aber auch die faulsten Töchter. Das ist sofern richtig, als die Popen ihren Kindern eine verhältnismässig bessere und jedenfalls nahrhaftere Kost als die Bauern gewähren. Die Tochter geniessen sozusagen auch auf dem Dorfe eine städtische Erziehung und taugen wenig für die Feldarbeit, doch faul darf man sie darum nicht schelten.

437. Was die Türken und was die Montenegrer sind

Geriet mal ein Montenegrer in eine türkische Kaffeeschenke und die türkischen Gäste bestürmten ihn, er möge zu den Guslen ein Lied anstimmen. Das war ihm zwar gar wenig lieb, doch die Herren liessen von ihm nicht ab. „Sing, du Montenegrer, irgend ein schönes Lied. Beim Allah, lass ein blankes Silberstück nicht verloren gehen!“ Als der Montenegrer vom Silberling reden hörte, spitzte er die Ohren, heischte Vorausbezahlung und erhielt sie auch. Nachdem er die Münze in seinem Beutel wohl geborgen hatte, ergriff er die Gusla (in jeder Schenke pflegt eine zur Verfügung sanglustiger Besucher vorhanden zu sein) und hub so an:

„Die Türken Sandruhrkraut und Königblume“ –

„Vorzüglich gesagt, o Christ!“ riefen die Türken aus. „Wir sind wahrhaftig Sandruhrkraut und Königblume (Basilicum); wie denn selbst unsere Fussspur lieblich duftet. Nun weiter!“

„Die Montenegrer sind bloss scheckig Rindvieh!“ –

„Auch das hast du gut gesagt, beim Allah, und bist du selber auch ein Montenegrer, so sprichst du doch vernünftig. Ihr seid fürwahr von kurzen Verstand wie scheckig Rindvieh.“

„Da rannte hurtig los das scheckig Rindvieh“ –

„Nanu, schaut den Teufel an! Was wird da geschehen?“

„Trat Sandruhrkraut und Königblume nieder!“

„Leg, du Christ, die Gusla wieder hin. Rindvieh verschmäht Basilicum. Du lügst, beim Allah!“

Anmerkung: Derartiger Neckereien zwischen Moslimen, griechisch-orientalischen und römisch-katholischen Christen gibt es eine schwere Menge. Obwohl sie fast unausgesetzt Allah oder Bog (Gott) bei jeder Nichtigkeit und Wichtigkeit im Mund führen und sich auf den berufen, so scheren sie sich ohne Unterschied der Konfession

doch blutwenig um Gottes Gebote und Verbote und haben in Glaubensachen einander höchstens ihre Gleichgiltigkeit vorzuhalten. Darum handelt es sich aber auch gar nicht in den Spott- und Schmähreden, sondern lediglich um Austragung von Machtverhältnissen, die sowohl von politischen als von sozialen Umständen gegeben sind. Aus den harmlos klingenden Neckereien entwickeln sich häufig Messerstechereien und Kugelschiessereien. Und unternimmt man eine Massenabschlachtung und Ausrottung Tausender mit Mord und Brand, so heisst man das einen Krieg zur Befreiung der unterdrückten Brüder und zum Schutz der keuschen Schwestern.

438. Wie ein Kaufmann aus Podgorica meerscheu geworden

Soweit als das serbische Gebiet reicht, sind die Bewohner von Podgorica als Händler mit den bei ihnen erzeugten weissen Gewändern bekannt. Einmal brach ein Podgoricaër mit einer Fracht an solchen Gewändern auf den Weg auf, um sie entlang der albanischen Küste zu veräussern. Es war in einem Missjahr, das Volk war nicht bei Geld und daher konnte er seine Ware nicht in bare Münze umsetzen. Um sie nicht wieder nach Haus zurückfrachten zu müssen, tauschte er sie gegen getrocknete Feigen ein, in der Hoffnung, also ein noch besseres Geschäft zu erzielen.

Nachdem er eine ausgiebige Menge Feigen auf solche Weise eingehandelt hatte, belud er damit ein Schiff und fuhr dem Meergestade entlang, um sie in den Küstenorten an den Mann zu bringen. Doch der Teufel ruht nicht; es erhob sich ein Sturm, das Schiff kippte um, die ganze Feigenladung versank im Meer und nur ihm glückte es mit harter Mühe und Not das Leben zu retten.

Einige Jahre darnach kam er wieder ans Meer. Das Meer war heiter und nur leichte Wellen kreiselten auf der Fläche. Bei diesem Anblick sagte er: „Schau, schau, wie es mir schmeichelt! Es vermutet, ich habe wieder Feigen und möchte mich verpopeln. Schmeichle du nur immerzu, wie es dir behagt, mich kriegst du nimmer mehr auf dich hinauf, nein, so heilig dir der Gottglaube, mich nicht!“

439. Von einem Knaben, der da soviel wie Gott wusste

Ein Bauer hatte eine kleine Ziegenherde und schickte sein zehnjährig Söhnchen mit ihnen auf die Weide. Der Knabe warf einmal des Spasses halber einen Stein auf ein Zicklein, traf es mitten auf den Kopf und tötete es. Beim Anblick des toten Zickleins sagte später der Hausvorstand: „Gott allein weiss es, was ihm wohl zugestossen ist!“ Darauf der Knabe für sich: „Ich weiss gerade soviel wie Gott, getraute ich es mich nur zu sagen!“

440. Wie einer gleich dem lieben Gott gerecht austeilte

Ein reicher Kaufmann reiste mit seinem armen Diener. Auf der Wanderung gelangten sie in einen Hochwald, wo der Nachtanbruch sie überraschte, zu essen aber hatten sie nur ein Stück Brot mit, daran so wenig war, dass kaum einer damit genug gehabt hätte. Als sie sich nun zum Nachessen hingesetzt, fragte der Kaufmann den Diener: „Willst lieber, dass wir dieses karge Mahl wie Brüder oder wie Gott teilen sollen?“ Der Diener sann eine Weile nach und erwiderte ihm: „Teile so, wie auch Gott austeilt!“ Der Kaufmann bröselte einige Brosamen ab und reichte sie dem Diener hin: „Da hast du! Gott hat dir nicht einmal so viel zugeteilt im Vergleich zu dem grossen Vermögen, das er mir geschenkt hat.“ Der Diener sah sich über-tölpelt, seufzte schwer auf und sagte: „So ist! Wenn mir selbst der liebe Gott nicht recht wohl will, so kann ich doch zu seiner grösseren Ehre auch weiterhungern!“

441. Nikšićer Frächter im Ramadan

Zwei Frächter, Christen aus Nikšić, trieben ihre beladenen Maultiere nach Mostar. Als sie in Avtovac anlangten, brach Dunkelheit an und sie kehrten bei Osmanbeg Hasanbegović ein, um umsonst eine Herberge zu finden. Zufällig war es im Ramadan und es waren bei Osmanbeg viele Moslimen eingetroffen, um in guter Gesellschaft die Ramadanlitaneien mit den zweiundzwanzig Kniebeugungen zu erledigen. Um sich eine möglichst gastliche Herberge zu sichern, schlossen sich ihnen die Nikšićer an, obgleich sie vom Ritus gar nichts verstanden. Als sich nun die Gebetverrichtung ins Endlose hinauszog, wurde das einem der Frächter lästig und er wispelte dem Genossen an seine Seite zu: „Geh, Michel, Leid dich nicht befall, versorge unsere Maultiere, ich aber will da mit den Leuten weiterschieben und wenn sie wollen, bis zum Morgengrauen.“

442. Wie man den Hagel bannt

Als einmal ein Hagelwetter das Dorf heimsuchte, trug ein altes Weib nach altem Brauch alle eisernen Dreifüsse vom Feuerherde und alle dreibeinigen Schemel hinaus und kippte sie mit den Beinen nach aufwärts unter der Dachtraufe um. Dann begann sie um das Haus rund umherzulaufen und aus voller Kehle zu schreien: „Rund umher, o Gott! rund umher, o Gott!“ Ihre zwei, drei Kinder schlossen sich ihr dabei an und schriegen nach Kräften dieselben Worte mit. Aus Besorgnis, ihre Kinder könnten durchnässt werden und sich durchfrieren, jagte sie sie im Weiterlauf ins Haus zurück und so oft sie „rund umher, o Gott!“ schrie, wandte sie sich auch um und rief den Kindern zu: „ins Haus hinein, o Teufel!“

Anmerkung: Alle bösen Wetter und Schäden kommen von den Vilen (Waldfrauen) und deren Gefolge her. Die scheuen nach dem Volksglauben nichts so sehr wie Eisenberührung und einen Zusammenstoß mit aufragenden spitzen Beinen oder Werkzeugen. Die Alte bittet Gott, überall umher hageln zu lassen, nur ihr mit den Hausgeräten umlegtes Gehöfte zu verschonen. Steckt man an der Stelle, wo sich ein Wirbelwind dreht, ein Messer in die Erde hinein, so zieht man es blutig wiederheraus, weil man damit eine Vila oder auch eine Hexe gestochen hat. Vergl. dazu Krauss, Slavische Volksforschungen, Leipzig 1908. S. 70ff.

443. Von zwei zechenden Wahlbrüdern

Zwei Wahlbrüder, ein Moslim und ein Rechtgläubiger trafen einander und nachdem sie schon tüchtig gezechet hatten, hub der Moslim so an: „Hör mal, Wahlbruder, ich werde dir zutrinken, du aber rufe mir ‚Amen!‘ zu, dann trink du mir zu und ich spreche ‚Amen!‘“ – „Gut“, sagte der Rechtgläubiger, „Also trinke mir zu!“ Der Moslim ergriff das Glas und begann: „Sollst gesund sein, Wahlbruder! Soviel da Lämmer am Bairamfeste zum Opfer fallen, soviel Christenköpfe mögen vom Rumpf losgetrennt werden!“ – „Amen! Gott erhöre dich!“ erwiderte der Rechtgläubige, ergriff das Glas und hub ihm zuzutrinken an: „Sollst gesund sein, Wahlbruder, soviel als man da zu Ostern Eier peckt, soviele Türkenhäupter sollen vom Rumpf hinabfliegen!“ – „Amen! doch möge dich Gott nicht hören, sonst bleibt auf keinem Teufel mehr ein Haupt sitzen!“

Anmerkung: Kinder, Narren und Berauschte sagen die Wahrheit. Mögen die Angehörigen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse bei den Südslaven miteinander noch so treue Wahlbruderschaft schließen, im Inneren bleiben sie einander doch spinnefeind. Das deckt die Schnurre klar auf und darum belacht sie der Serbe.

444. Kurz und bündig

Zwei gute Kameraden setzten sich an die Sofra (an den niederen, kreisrunden Speisetisch), um zu essen. Beide waren recht hungrig, doch gab es auf der Sofra nur einige wenige schmale Bissen, und darum verfiel der eine auf die List, den anderen in ein Gespräch zu verwickeln, um während dessen Darlegungen selber mit mehr Musse seinen Hunger zu stillen. Also hub er zu fragen an: „Ja, sag mir doch einmal, woran verschied denn dein armer Vater so plötzlich?“ – „Verreckte!“ erwiderte der andere. „Ei, wie geschah es nur, dass euch zulängst alle eure Ziegen auskrepirt sind, möchte ich wissen?“ – „Räude!“ entgegnete der Genosse und würgte hastig verschlingend die Bissen hinunter.

Anmerkung: Der Humor steckt darin, dass das Wort *erko* nicht nur „verreckte“, sondern auch „verreck du!“ heißen kann. Beim Frass lässt sich der Serbe nicht so leicht stören und selbst wenn er nichts anderes als einige

Häuptel Knoblauch, Salz und Brot zum Mahl vor sich hat. Er beäugelt unendlich liebevoll jeden Bissen, ehe er ihn sich in den Mund stopft, kaut ihn schlecht und verschluckt ihn rasch.

445. Vom Meister Živko und dem Arzt Niko

In einem Orte brach eine böse Sucht aus, die viel Volkes dahinraffte. Die Ältesten und die Ortsvorsteher hielten Rat und beriefen einen der vorzüglichsten Ärzte, der nur im Lande zu erfragen war. In jenem Orte lebte ein Meister namens Živko, der keinen anderen Beruf als den eines Herrgotttschlers ausübte. Er zimmerte nämlich auf Bestellung Särge. Živko gedieh zusehends in seinem Gewerbe, verdiente schönes Geld damit und pflegte jeden lieben Tag dem Arzte irgend ein Geschenk zuzuschicken. An jedem Sonntag aber liess er auf des Arztes Gesundheit hin vom Popen in der Kirche eine Liturgie lesen. Fragte ihn eines Tages sein Eheweib: „Leid verwirre dir den Sinn! Was treibst du? Alles, was du erwirbst, schenkst du dem Arzte und dem Popen hin!“ – „Schweig still, du Närrin!“ erwiderte ihr Živko. „So lang als der Arzt nicht in unseren Ort kam, hatte ich im Monat kaum einen oder zwei Särge anzufertigen, jetzt aber, seitdem er hier erschienen ist, habe ich ihrer täglich zu seiner Gesundheit zwei oder drei zu zimmern!“

446. Mit dem Essen kommt der Appetit

Eine Schwiegertochter stellte den Scheibentisch (*sofra*) auf und lud ihren Schwiegervater zum Mahle ein. „Wohlan, Väterchen, lass uns essen!“ – „Ich kann nichts, mein Kind, auch nur verkosten. Ich bin nicht hungrig!“ – „Ei, was, leg nur ein, Väterchen, wenn auch nur einmal, du kommst schon auf den Geschmack. Der Mund ist ein Hund!“ (Das ist ein Sprichwort).

447. Der Schäfer bei der Beichte

Ein ganz schlichter, ungebildeter Schäfer vom Dorf, der noch niemals eine Kirche und einen Popen gesehen hatte, kam einmal ein Kirchendorf, hörte, alle Dörfler giengen am Ostersonntag in die Kirche und es wandelte auch ihn die Lust an mitzugehen. Als er in der Kirche die Bauern die Kommunion empfangen sah, näherte auch er sich der heiligen Türe, um die Kommunion entgegenzunehmen. Er riss den Mund angelweit auf und sagte: „Stopf mir, Pope, in den Schlund hinein!“ Vor der Erteilung der Kommunion fragte ihn aber der Pope: „Hast du etwa schon etwas von Belang gegessen?“ – „Nein“, erwiderte ihm der Schäfer, „bloss einen Brodfladen, den Kopf eines Gänserichs und einer Holzkrug voll Wein!“

448. *Wie sich ein Eberschwein besser denn ein Hodscha als Wetterprophet erwiesen*

Ein Aga kam zu einem serbischen Landmann auf Herberg. Am Fenster sitzend schlürfte er Kaffee und rauchte dazu. Da sah er, wie das Eberschwein mit einem Strohbandel zwischen den Zähnen in den Hofraum hereinlief. Fragte er den Bauern: „Was treibt dort der Eber, keine Kränk auf dich?“ – „Bei Gott, Effendi! Der Morgen wird einen knietiefen Schnee erschauen!“ – „Schweig, du Tropf! Woher sollte das Eberschwein wissen, wann ein Schneefall eintreten wird und ich kann es nicht wissen?“ – „Geduld dich bis morgen und du wirst schon sehen!“ – „Beim Allah, Serbe, ich glaube nicht einmal dir, um wieviel weniger deinem Eberschweine, doch weisst du was, lass uns eine Wette eingehen, dass es nicht schneien wird; ich setze mein Reitpferd ein und du jene Kuh, die Blasserin dort, die im Hof Stroh kaut!“ Der Hausvorstand willigte ein und sie schlossen die Wette mit einem Händedruck ab.

Gegen Anbruch der Dämmerung kam zum selben Bauern auch ein Hodscha zu Ross geritten und trat ins Haus ein, als ob es ihm vom Vater aus als Erbschaft gehörte. Nachdem man ihm einen frisch gebrauten Kaffee vorgesetzt, richtete der Aga an ihn die Frage: „Was sagtest und meintest du wohl, o Hodscha, so lieb dir dein türkischer Glaube, wird bis zu morgen früh ein Schneefall eintreten, wie es da dieser Serbe schwört?“ – „Was für ein Schnee, Effendi! Du siehst doch, dass am Himmel kein Wölkchen zu erschauen, wäre es auch nur so gross, dass man es mit der Handfläche verstopfte; der Serbe lügt halt, dass ich ihm seine Mutter ...! Er will uns einfach schrecken, damit wir rasch heimflüchten sollen!“

In selber Nacht erhob sich der Aga und sah ein Schneegestöber, wie niemals vorher eines. Er rief den Hausvorstand herbei: „Serbe! erhebe dich, beim Allah, hast die Wette gewonnen. Ich vergebe dir mein Reitpferd!“ dann aber weckte er den Hodscha auf und fragte ihn zornig: „Heda, du Gläubiger, warum hast du mir nächtens gesagt, es werde kein Schnee herabfallen?“ – „Ja, wer kann denn wissen, mein Effendi, was alles geschehen wird?“ – „Wie kannst du das nicht wissen, der du alle Evangelien und Religionbücher lernst und weisst, was in ihnen geschrieben steht, und schau, das serbische Eberschwein kennt sich besser als du aus!“ Zum Bauern gewandt sprach er: „Wir wetteten bloss um das Ross, doch vom Sattel war mit keinem Wörtchen die Rede, nicht wahr?“ – „Wir wetteten, Aga, nicht um den Sattel, sondern um das Pferd ohne Geschirr.“ Nun schrie der Aga den Hodscha an: „Du überlass mir dein Pferd, meinen Sattel aber trag bis zu meinem Hause! Magst du nicht, so werde ich dir, bei meinem türkischen Glauben, mit diesem eisernen Streitkolben die Knochen zerschmettern!“ Darüber erfasste Schreck den Hodscha. Er belud seine Schultern mit dem Sattel, der Aga aber zu Ross trieb ihn vor sich einher und wunderte sich gar mächtig, wieso ein serbisches Eberschwein besser sei denn als ein türkischer Hodscha.

Anmerkung: Eine Wette ist erst dann giltig, wenn ein dritter als Zeuge mit der unteren Scheide seiner flache-

haltenen Rechten über die ineinandergelegten Hände der Wettenden einen Schlag führt und sie auseinanderbringt. Das heisst man *opklada presjeci*, eine Wette durchhauen. Ohne diesen Streich gilt keine Wette rechtens. Der Aga als Ehrenmann und Moslim hält dem Serben trotzdem Wort.

449. Wie man ehrlich die Jagdbeute teilt

Ein Muslim und ein Christ zogen gemeinsam auf die Jagd aus und erlegten einen Hasen und eine Taube. Fragte der Christ: „Wie werden wir nun die Jagdbeute aufteilen?“ Antwortete der Moslim: „Willst du den Hasen haben, da hast du die Taube, willst du aber lieber die Taube, so nimm dir meinerwegen die Taube!“

450. Vom Nutzen des Tabakrauchens

Sassen da Bauern um den Branntweinkessel herum und jeder qualmte wie ein Türke. Der Branntwein hatte ihnen bereits die Zunge gelöst und ein lebhaftes Gespräch ist im besten Gange. Man schwätzt von dem und jenem, bis einer von ihnen die Frage aufwirft:

„Ei, Gott sei es gedankt, Menschen, ist es wirklich so, wie unser Schulmeisterlein daherredet, der Tabak sei soviel schädlich? Seht mal doch, ich dampfe schon mehr als zwanzig Jahre lang und verspüre nichts davon!“

Sie schauten einander an und jeder gab darüber seine Meinung kund. Es schien als ob die Mehrheit darin übereinstimmte, das Tabakrauchen sei eine garstige Gewohnheit.

„Die Pfeife ist des Teufels Weihrauchfass!“ sagte Mitar.

„Beim Allah, sie ist es und recht hat das Sprichwort: ‚Vom Tabak ist das Haus voll Spucke!‘“ (*od duvana Kuda popljuvana*), fügte Stanko hinzu.

„Und dann kostet er auch Geld! Schau mal hier, wie klein ein Päckchen ist!“ sagte vorweisend Radoje. „Eher zwicke ich mir für den Tabak den Groschen ab, als auf Brod für die Kinder. Und just fühle ich es, dass er mich würgt.“

„Ihr Tröpfe, Leutchen. Ihr täuscht euch mit solchen Reden“, bemerkte Vetter Spasoje, der anfänglich geschwiegen hatte. „Ich sage im Gegenteil so: Wer da raucht, wird davon dreifachen Vorteil haben!“

„Was für Vorteile, Gott erschau dich, Spasoje?“ krächzten ihn ihrer mehrere wie aus einer Kehle an. „Beim Allah, das hören wir heute zum erstenmal!“

„Ihr wohl zum erstenmal, mich jedoch belehrten so meine Altvorderen: schon mein Grossvater pflegte mir zu sagen, so oft er mich dabei überraschte, wie ich verstohlen rauchte: ‚Verbirg dich nicht, Söhnchen, sondern rauch nur zu! Wenn nichts sonst, so wirst du davon dreierlei Nutzen haben: 1) Wirst du dich vor Hunden nicht fürchten, 2) Wird

dir niemand etwas zu stehlen vermögen und 3) Wirst du eines sanften Todes entschlafen.

Vor Hunden wirst du dich nicht fürchten, weil du somit einen Stock hast, dich zu wehren. Niemand wird dich nachts bestehlen können, denn vom Rauchen wirst du die ganze Nacht hindurch hüsteln müssen und es scheut vor dem Hause ein Dieb, so hört er das Gesäge, glaubt, du seist wach und wird sich scheuen, ins Haus einzudringen. Wirst leicht versterben, denn vom Rauchen kriegst du die Auszehrung, wirst allmählig eintrocknen und hinwelken und zuletzt verwelken“.

Vetter Spasoje schwieg. Alle schauten einander an und Radoje bemerkte: „Wohl bekäme ein solcher Vorteil dem Erbfeinde!“

Anmerkung: Die Serben sind leidenschaftliche Raucher, zumal in Niederungen, wo das Rauchen ein zweckmässiges Abwehrmittel gegen Stechmücken ist. Da, zumal in Serbien, der Tabak sehr teuer, nicht bloss unter dem Hund ist, beizt man Erdäpfel- oder Nussbaumblätter in Tabaksaft, trocknet und raucht sie. Schon Knaben gewöhnen sich ans Rauchen. Bei den Moslimen und Zigeunern raucht allgemein auch die holde Weiblichkeit, die einen Zigaretten, die anderen aus einer Stummelpfeife. Das Volk ist gegen Nikotin sozusagen gefeit. Es haut wenig hin, ihm diesen sehr bescheidenen Genuss zu vergällen, wie es jetzt Mode geworden. Tabak verwendet man vielfach auch zu Heilzwecken. Darum kauen sovieler Tabak und besonders steckt man den vom Speichel der Raucher durchfeuchtete Pfeifensatz (*begaw*) gern in der Mund und trägt ihn bei einseitig angeschwollener Backe herum.

451. Auch jeder Ziegenbock ist bebärtet (Sprichwort)

Ein älterer Moslim beriet einen Jüngling, sich den Bart wachsen zu lassen, was doch jeglicher Moslim nach der Weisung des Propheten tun müsse. Darauf entgegnete der junge Mann dem Alten: „Was taugt mir ein Bart? Auch jeder Ziegenbock ist bebärtet!“ Erwiderte ihm darauf der Alte: „Das ist wohl wahr, mein Söhnchen, doch auch kein einziger Hund trägt einen Bart!“

452. Der Fressack

Traf einmal ein Mann bei einem Bauern zur Nachtherberge ein und der Bauer trug ihm vorerst einen Laib Brod auf, dann gieng er weg, um ein weiteres Essen herbeizuschaffen. Als er mit den Speisen zurückkam, hatte der Gast bereits das Brod verzehrt. Bis der Bauer einen zweiten Brodlaib herbeiholte, war der Besucher auch schon mit dem Essen fertig. Und so lief der Bauer mehrmals hin und her und sah jedesmal den leeren Tisch vor seinem Gast. Der Hausvorstand war starr vor Verwunderung über die Esstüchtigkeit seines Gastes und fragte ihn endlich: „Mensch, wohin führt dich dein Weg?“

„Bin auf der Suche nach einem Heilmittel für meine Krankheit“, entgegnete ihm der Ankömmling.

„Ei, was tat dir denn weh?“

„Der Magen. Habe vernommen, irgendwo im Lande lebe ein Arzt, der da dem Übel zu steuern vermag.“

„Da hätte ich eine Bitte an dich“, versetzte der Landmann.

„Und die wäre?“ fragte der Fremde.

„Ich bitte dich schön, wann dein Magen wieder eingerenkt sein wird, so kehre nicht wieder bei mir ein!“

Aus dem Herzogtum

Anmerkung: Der Freundling litt an Darmerweiterung und er kannte seinen Zustand richtig als Krankschaft. Ein von diesem Leiden Befallener findet leicht bei einem Bader z. B. in Kaltenleutgeben bei Wien Heilung, so dass sein Bedarf an Nahrung nicht stärker ist als bei gesunden Menschen. Die Bemerkung des Herbergvaters ist auch nach südslavischer Volkauffassung ein matter Witz, weil man sich geehrt zu fühlen pflegt, wenn ein Gast recht viel verträgt und einen starken Esser sehr bewundert. Die grossen Helden der Guslarenlieder, z. B. Prinz Marko, Beg Orlović, Tale u. a. sind ebenso Vielfrasse als gewaltige Saufkumpane, mit denen Alltagsmenschen nicht zu wetteifern vermögen.

453. Ein grausamer Scherz

Auf vielen Dörfern in unserem Bosnaland besteht der Brauch, einen Verstorbenen in der Kirche zur Nacht aufzubahren, bevor man ihn zu Grabe trägt. Die Totenwacht in der Kirche übernehmen als letzten Liebedienst gewöhnlich mehrere seiner ihn überlebenden Altergenossen. So ereignete sich einmal in einem Dorfe, dass zwei Freunde den Verstorbenen nachts bewachten. Vor der Kirche wuchs ein Feigenbaum, der zur selben Zeit voll reifer Feigen hieng. So gegen Mitternacht gelüstete es die zwei Wächter nach Feigen, weil es sie hungerte und einer verliess die Kirche, um vom Baume Feigen abzupflücken. Während sich der eine damit beschäftigte, holte der andere aus Übermut den Toten aus dem Sarge heraus und setzte ihn auf den Sessel an die Wand hin, selber aber legte er sich an dessen Stelle in den Sarg hinein. Der andere kehrte nach einer Weile in die Kirche zurück, hielt ohne Ahnung von dem erfolgten Wechsel dem auf dem Sessel sitzenden Toten eine Handvoll Feigen unter die Nase und redete ihm zu: „Nun iss und still deinen Hunger, Freund!“ Keine Antwort. Auf einmal richtet sich der andere im Sarge auf und spricht mit hohler Stimme: „Wenn sie jener dort verschmäht, so reich sie mir her!“ Den Jüngling mit den Feigen erfasste heillos Entsetzen, weil er wähnte, der Verstorbene rufe ihn an und er sank vom Schreck gelähmt tot zu Boden um. Da stieg der Spassmacher aus dem Sarge heraus und hatte gleich zwei Tote zu bewachen.

Bosnien

454. Hase und Jäger

Ein Jäger stiess auf einen schlafenden Hasen und fragte ihn: „Schläfst Du Meister Lampe? Mir gehörst Du nun, fürwahr!“ Da sprang der Hase hurtig auf und dem Jäger zwischen den Beinen durch. „Beim Meister Lampe“ rief ihm der Jäger nach, „bist durchgebrannt, bei mir durchgebrannt! Na wart nur wart, das nächstemal!“

455. Wie ein Herzogländer einem Zigeuner übel mitgespielt hat

Ein Herzler wanderte des Weges einher und begegnete einem Zigeuner, der mit seinem Weibe gemeinsam neben einer Stute einhergieng, die mit Schläuchen voll Wein beladen war, den der Zigeuner zu Markte zu verkaufen gedachte. Der Herzler wollte dem Zigeuner einen Denkkettel dafür geben, weil der sein Kukuruzfeld geplündert hatte und sprach ihn freundlich an: „Ich bitte dich, mein schönes Zigeunerlein, tätst du mich wohl von diesem Weinchen ein Schlückchen verkosten lassen?“ Der Zigeuner darauf: „Warum denn nicht, mein guter Freund?“ löste das Bein eines Schlauches auf und bot ihm nach Herzkust zu trinken an. Der Herzler ergriff das Ziegenschlauchbein, nahm aber dem Zigeuner auch die Hanfschnur ab, als ob er selber das Bein wieder verbinden wollte, soff sich an, liess den Wein auslaufen und begann auf den Rücken der Zigeunerin loszudreschen. Die Zigeunerin drehte und krümmte sich vor Schmerzen, während der Zigeuner das Schlauchbein zusammen presste, damit ihm nicht der ganze Wein auslaufe, als aber die Stute unruhig über den Lärm zu stutzen anfieng, rief er dem Herzogländer zu: „Hau drein, Herzler, Gott helf mir, meinerwegen mit einer Stange, doch gib mir vorerst die Hanfschnur schon zurück, sonst rinnt mir noch für bare zwei Taler Wein aus!“

Herzogland

456. Wo nur Lebende helfen können, such nicht der Toten Hilfe

Auf einem Schiffe fuhren: ein Moslim, ein altgläubiger Serbe und ein Zigeuner. Das Schiff riss sich los und schwamm flussabwärts. Hub nun der Serbe in seiner Todangst Gott, den hl. Nikolaus und andere Heilige um Rettung anzurufen an. Der Moslim seinerseits rief Mohammed und andere seine Heiligen, die sein Glauben kennt an, damit sie ihm in der äussersten Not hilfreich beispringen. Fragte der Zigeuner: „Leben die Leute, die ihr um Hilfe anruft?“ Antworteten sie: „Wieso sollen sie denn leben, das sind seliggesprochene Heilige, die die Macht einem zu helfen besitzen!“ Bemerkte der Zigeuner: „So Gott mir helfe, sucht nicht bei Toten Hilfe, schreit lieber ins Dorf hinein!“ Also riefen sie ins Dorf

um Hilfe. Liefen die Dörfler auf die Hilferufe hin mit Seilen und Stangenhaken herbei, ziehen das Schiff an das Ufer und retten die Gefährdeten.

457. Zu scharren wird ihm nicht verwehrt sein

Man rief dem Haushahn zu: „Sänger, wir werden dich verkaufen!“ Fragte der Hahn: „Was werde ich dort beim Käufer zu tun haben?“ Als sie ihm sagten, er werde weiter scharren können, bemerkte er: „Mir ist es gleichviel, ob ich da oder dort scharre, wenn mir nur das Scharren nicht verwehrt wird.“

Anmerkung: Man erzählt die Geschichte, um zu sagen, es sei einem vollständig gleichgültig, in wessen Dienste man stehe, wenn man nur aus dem liebgewohnten Alltagsleben nicht herauskommen muss.

458. Womit sich Kaiser nähren

Zwei Nachbarn in Dorfe unterhielten sich im Sonnenschein. Der eine hiess Kećun, der andere Kaćun. Auf einmal trat zwischen ihnen ein Stillschweigen ein und beide vertieften sich in Grübelei. Sprach dann Kećun: „Gott im Himmel sei Lob und Dank, womit ernähren sich wohl diese Kaiser?“ – „Ich meine“, antwortete Kaćun, „dass sie lauter Zuckerstückchen aufpicken, heisse Brodfladen in Honig eintunken und Met trinken.“ Kećun lachte darüber hell laut auf und fragte Kaćun: „Sag du mir mal, nach Gott, ihm sei Lob und Ehre, wer ist wohl der alleroberste?“ – „Der Kaiser oder der König, versteht sich, wer denn sonst?“ entgegnete ihm Kaćun. „Hei, also gut! Jetzt aber sag du mir, wie kann der Kaiser so gross und so dickbeleibt sein, soll er nur von Zucker und Honig leben und zehren? So wahr mir Gott, er isst nicht bloss Zucker und Honig, sondern dazu unablässig Schweinspeck und gebratenes Unschlitt.“

459. Adler und Fuchs

Ein Adler erbeutete ein Häslein, da kommt ein Fuchs gelaufen, holt tief Atem und sagt: „Fein haben wir den eingefangen, gelt ja kühner Aar!“ Worauf der Adler entgegnet: „Beim Allah Meister Reinecke, genau so wie du ihn erwischst hast, gerade so darfst ihn auch verpeisen!“

460. Das Gesicht ist die Ehre

Aus türkisch-asiatischer Anschauung ist in die südslawische die Gleichstellung des Gesichtes mit der Ehre übergegangen. Wer frech und schamlos im Gehaben und Gebärden ist, der hat ein schwarzes, wer rechtschaffen und anständig ist, ein helleuchtendes Angesicht (*obraz*). Einst kam einer zu Besuch zu Bekannten und es gefiel ihm dort so gut, dass er völlig das Sprichwort vergass: „Auch ein lieber Gast wird nach 3 Tagen zur Last“ und seinen Aufenthalt darüber zu lang ausdehnte. Als ihm nun eines Morgens eine der jungen Frauen der Hausgemeinschaft Wasser zum Waschen über die Hände gegossen, kehrte sie ihm gleich den Rücken, um fortzugehen, worauf der Gast: „Warte doch, habe mir doch erst die Hände gewaschen, jetzt kommt das Gesicht dran!“ Schnippisch antwortete das junge Weib: „Besäsest du ein Gesicht, so weiltest du nicht mehr hier!“

461. Die Zigeunermutter

Gjulsas brauner Sprössling erkrankte. Wie weh tat dies der guten Mutter. Drei Tage und Nächte hindurch wich sie nicht von seinem Bettchen und jammerte zum Gotterbarmen. Am meisten schmerzte es sie, dass der Kleine nichts essen konnte oder wollte und ihr nur mit dem schwarzen Krauskopfe abwinkte, fragte sie ihn: „Magst du Maissterz, o du meine Sonne? Magst du Hirsebrei, Goldkind? Magst du Kaffee, Seele?“ Sie meinte endlich, all dieser Lockereien des Zigeuners sei er halt schon überdrüssig und darum bot sie ihm andere Speisen an, an denen sich der Gaumen wohlhabenden Handwerkerkinder zu ergötzen pflegt.

„Magst du Hühnerbraten?“ Die Augen des kranken Jungen blickten gross und freudig auf.

„Magst du süssen Zuckerteig?“ (*Halva*) Der Kleine lachte selig auf und sagte laut: „O ja, O ja. Ob ich mag! Gib her!“ – „Ach, wenn die Mutter es hätte, wie gern gäbe sie es her!“ erwiderte die arme Gjulsa, ihre Antwort ist aber als Sprichwort im Volkmund geblieben.

462. Ein Bulgare als Taufzeuge

Ein Bulgare brachte zum erstenmal in seinem Leben ein Kind zur Taufe und war in diesen Dingen noch ganz ein Neuling. Als der Pope dran war, das Kind mit Wasser zu übergiessen, überreichte er den Täufling zum Halten dem Paten. Kaum sprach der Pope die Worte: „Getauft wird ein Knecht Gottes“ aus und kaum begoss er das Kind mit dem Taufwasser, zuckte der Gevatter erschreckt zusammen und liess das Kindlein auf den Estrich fallen.

Doch gleich spuckte sich der Bulgare in die Handflächen, packte das Kind wieder und sagte: „Fett ist es, Pope, ich schmähe seine Mutter ... fang von neuem wieder an!“

Anmerkung: Im allgemeinen hat das Volk gar keine oder stark verschwommene Ansichten von der Bedeutung der Taufe. Das ist unter den Serben nicht anders als unter den Bulgaren. Darum verspottet der serbische Erzähler zu Unrecht den unwissenden Bulgaren.

463. Gottes Gaben

Gott entsandte einmal seinen Engel zur Erde hinab, zum Italiener (Katholiken), zum Moslimen und zum altgläubigen Serben, auf das sie wählen mögen, was jedem das liebste wäre und Gott werde es ihnen gewähren. Sprach der Engel zu ihnen: „Ich bin ein Gottesdiener, mich hat Gott zu euch herabgesandt, damit ich euch verkünde, euch stehe die Wahl frei, euch ein beliebiges Geschenk auszusuchen!“ Sprach der Lateiner: „Ich hätte am liebsten den hellsten Verstand im Kopfe!“ Deswegen gewinnen sie, ohne böses Missgeschick zu erfahren, Länder und Städte. Sagte der Moslim: „Mir wäre ein gutes Ross das erwünschteste!“ So bekam der Türke das beste Pferd zugeteilt und ist ein vorzüglicher Reitermann. „Was wäre dir lieb?“ Wandte sich der Engel an den Serben. Darauf der Serbe: „Das muss ich mir noch reiflich überlegen!“ Und noch immer hat er sich's nicht genug überlegt und bis zum Tag des jüngsten Gerichtes, den Gott verhängt, wird er's noch immer nicht überlegt haben.

464. Ob du dich vermählst, ob du dich nicht vermählst, wenn du mir nur die zwei Groschen aufzählst (Sprichwort)

Ein muslimisches Mädchen verguckte sich in einen Burschen und suchte einen gewissen Pilgram Comari auf, um voll Sehnsucht und Erwartung zu erkunden, ob sie dem Geliebten ihres Herzens vom Schicksal zur Frau bestimmt sei und um eine Verschreibung (Amulett) zu erlangen. Der Pilgram wehrte sich gegen die Zumutung und wollte durchaus kein Amulett ausstellen, um jedoch das zudringliche Mädchen los zu werden, schrieb er auf ein Stück Papier die Zauberworte hin:

„Ob du dich vermählst, ob du dich nicht vermählst, wenn du mir nur die zwei Groschen aufzählst.“ Überreichte ihr die Verschreibung und riet ihr, durch dies Papier auf den Jüngling zu schauen, worauf er sie immer lieben und sie ehelichen werde. Gern erlegte die Maid die zwei Groschen und entfernte sich.

Der Teufel ruhte und rastete nicht und es geschah, dass dies Mädchen ihren Liebsten heiratete, worauf der Pilgram nach der Hochzeit noch ein ergiebiges Ehrengeschenk erhielt, sein Zauberspruch ist aber zum Sprichwort geworden.

Bosnien

Anmerkung: Beim Heilmittel- und Amulettkauf darf man beileibe nicht feilschen, sonst wirken sie nicht. Man zahlt entweder nach Vermögenumständen selber oder erlegt mit freudiger Miene den geforderten Betrag. Gewöhnlich vermeiden die Heilkundigen und Zauberer, irgend einen Preis zu nennen oder das ihnen dargebotene „Geschenk“ mit der Hand entgegen zu nehmen. Sie gebärden sich so, als seien sie von jeder Hab- und Selbstsucht frei, es ist jedoch ratsam, ihnen schuldig zu bleiben.

465. *Der Bauer glaubt und glaubt auch nicht dem Moslim*

Es war zur Winterzeit als ein Bauer von Ragusa nach Trebinje heim kehrte. Auf dem Rücken trug er einige Oken Mais heim. Vor Müdigkeit, Kälte und vielleicht auch, weil er hungrig war, begann er, um sich zu zerstreuen, zu singen:

Dem trunknen Mund fällts leicht ein Lied zu singen,
der armen Mutter Tränen zu vergiessen,
dem Jüngling einen Kuss der Maid zu geben!

Das vernahm ein zufällig von irgendwo zu Ross daherreitender Moslim und der rief dem Sänger zu: „Ausgezeichnet, Bauer! Sollst leben und allerzeit fröhlich sein!“ Als der Bauer den Moslim erkannte, antwortete er ihm: „Beim Allah, du Moslim, mein Aga! Ich glaube es dir nicht, dass du mich vom Herzen segnest!“ Der Moslim fand sich durch diese Bemerkung beleidigt, drückte seinem Pferd die Sporen in die Weichen, ritt auf den Bauer los und schrie: „Ja, warum glaubst du mir nicht, du Serbe und eines Serben Sohn? Jetzt wirst du es gleich sehen, was geschehen wird!“ Der Bauer wusste schon, was ihm geschehen wird und sagte: „Jetzt glaube ich dir!“ Indess der Moslim gegen ihn losstürmte, sprang der Bauer seitwärts vom Wege ab, zog hinter einem Felsblock seine Pistole hervor, legte sie gegen den Moslim an und rief ihm zu: „Pack dich weiter, du Renegat, ehe ich dir das Gedärme verbrenne!“ Der Moslim: „Komm auf den Weg heraus, auf Ehrenwort, ich tu dir nichts!“ – „Nein, nein! Das glaube ich dir nicht! Zieh du nur in Frieden weiter, mein Ehrenwort, ich tu dir nichts!“

Anmerkung: Die drei Verse sind stereotyp in den Eingängen zu Guslarenliedern. Ein besonnener Mensch glaubt es ohne weiteres dem Reiter, dass es ihm mit dem Wunsch vom Herzen ernst sei, denn die Verse erinnerten ihn an fröhliche Tage und Abende, wo er den Vorträgen der Guslaren zuhörte und sich daran ergötzte. Er musste

sich mit Recht von der rohen Antwort des Fussgängers beleidigt fühlen und war nach Landbrauch befugt, ihn wegen seiner frechen Antwort zu züchtigen. Doch beim Bauern war der ererbte Hass stärker als Einsicht und Vernunft.

466. Vom Kaiser Schmerbauch

Kaiser Zaundürr lud den Kaiser Schmerbauch zu einem Mittagmahl ein. Nachdem sie den ersten Gang aufgegessen, wischte sich Kaiser Schmerbauch Hände und Mund ab, schlug ein Kreuz und bemerkte:

„Ohoho-ho! Gott helfe weiter! ... Der Kaiser kann nicht mehr.“

„Närrchen iss!“ drängt ihn der Hausvorstand.

„Aber nein! Mehr als eine Speise, mein Freund, esse ich nicht!“ sagte Schmerbauch abwehrend, sooft als man ihm einen weiteren Gang anbot.

Der Hausvorstand war schon in Zorn geraten. Soviele Speisen vorbereitet und der Gast will davon nicht einmal verkosten. Auch die übrigen Gäste drangen auf ihn ein, er jedoch weist sie nur ab.

„Nein, nein! Nicht einen Bissen mehr! Ihr seid darum nur so mager. Ihr esst sovielen Speisen in euch hinein und die müssen im Magen miteinander in Streit geraten. Ich esse bloss eine ... und seht mal her, wie wohl sie mir anschlägt!“

Anmerkung: Aus Dvorani bei Jastrebac in Serbien. Die Serben pflegen einander bei Festfeiern die hochtrabendsten Ehrennamen beizulegen, so auch hier: Kaiser. Sonst geht es bei der Nahrungverschlingung ohne jede Mässigung einher. Man prahlt mit seinen Leistungen auf dem Gebiete des Frasses und Suffes wie mit Heldentaten und der Nationalheld Prinz Marko war, dem Guslarenliede nach, ein Vielfrass und Vielsuff, den heutigentags jeder Panoptikumbesitzer gern gegen höchste Jahrgage engagierte.

467. Mütterchen Gjukas Honig

Mütterchen Gjuka brachte einen Topf voll Honig zum Verkauf auf den Marktplatz. Es war an einem Markttag und dazu hatte sich vieles Volk eingefunden. Das alte Weible steht Wacht bei ihrem Topf, ein Mann tritt an sie heran und fragt sie:

„Alte, wie teuer der Honig?“

„Sechs Groschen die Oka!“ antwortete sie.

Der Mann steckte in den Topf seinen Finger hinein, schöpfte damit Honig, schleckte ihn des Versuches halber ab und bemerkte:

„Ist halt etwas teuer, Alte!“ und gieng seines Weges weiter. Auf gleiche Weise löste einander noch eine lange Reihe Kundiger ab. Als die Alte sah, dass sich ihr bei den vielen

Kostproben der Honig im Topf um eine Fausthöhe verminderte, verdross es sie zuletzt, die ständige Frage zu beantworten und sie verharrte in Schweigen.

„Wie teuer der Honig, Alte?“ fragte wieder ein Kunde. Sie schwieg.

„Sprich, Alte, wie teuer der Honig? Hast ihn doch zum Verkauf feil!“ schrie er sie an.

„Was fragst denn, Bruder? Leck und geh wieder weg! Ich sehe schon, was ich heute für ein Geschäft mache!“ erwiderte gallig die Alte.

468. *Wie teuer der Honig, Bauer?*

Ein Bauer brachte einen Napf voll Bienenhonig ins Städtchen zu Markte und harrte der Käufer auf seine Ware. So stand er den ganzen Vormittag da und hielt ihn feil. Der Honig schaut goldgelb aus, verlockt ob seiner Süßigkeit, man möchte sich daran die Finger abschlecken. Es kommen viele Leute daher, ältere und jüngere, und wie einer kommt, so tritt er auch an den Landmann heran, beschaut den Honig, tunkt den Finger in den Napf ein, prüft den Honig auf seine Güte hin und fragt: „Wie teuer der Honig, Bauer?“ Sobald er aber den Preis hört, eilt er seines Weges wieder weiter.

So wurde es Mittag. Käufer erscheinen, verkosten, fragen und verduften, der Honig wird immer weniger, der Napf ist bereits halbleer geworden und unser Bäuerlein hat noch immer keine halbe Para an Losung eingenommen.

Kurz nach der Mittagzeit taucht wieder so ein bodenständiger Städter auf, tritt zum Honig hin, versenkt tief seinen Finger darein und fragt: „Wie teuer der Honig, Bauer?“

Zornig fährt ihn der Bauer an: „Leck und brenn ums Eck!“

Bosnien

Anmerkung: Die Antwort des Honighändlers: *lazni pa ožeži* ist zum Sprichwort geworden. Im gleichen Sinne ist das höfliche Wort: *poljubi pa oslavi!* (Küss es und lass es stehen!) im Gebrauch, doch ist mir die Schnurre, der es seinen Ursprung verdankt, nicht untergekommen.

13. Erbauliche Geschichten

469. Mensch, bezahl deine Schulden!

Es war einmal eine Kaiserin, die kaufte einem Bauern Kirschen ab, doch traf es sich zufällig, dass sie sie ihm nicht gleich bezahlte. Der Bauer hatte es nicht so eilig, sein Geld bei ihr abzuholen und verschob den Weg zu ihr von einem Tag auf den anderen. Inzwischen verfiel die Kaiserin in eine Krankheit und segnete das Zeitliche. Sie hinterliess drei Söhne, von welchen der älteste der Thronerbe war. Sieben Jahre darnach träumte dieser älteste Sohn, seine verstorbene Mutter befände sich in der Vorhölle, doch sagte ihm sein Traum nicht, warum sie eigentlich dorthin geraten sei. So machte er sich denn auf die Reise, um einen kundigen Mann zu finden, der ihm zu sagen wüsste, warum seine Mutter, die Kaiserin, in der Vorhölle weile. Auf seiner Wanderung kam er bis auf den Mond hinauf. Hier begegnete er einem Greis und der befragte ihn, was er denn da herum suche. Daraufhin erzählte ihm der Prinz sein Traumgesicht. Der Greis antwortete ihm: „Du brauchst dich nicht weiter zu bemühen, weil ich dir genau Auskunft geben kann, warum deine Mutter in die Vorhölle hinab verbannt worden ist. Sie muss daselbst darum verbleiben, weil sie es unterlassen hatte, dem Landmanne seine Kirschen zu bezahlen, die sie ihm abgekauft hatte. Eine Erlösung ist nur möglich, erhält der Bauer für die Kirschen sein Geld samt den aufgewachsenen Zinsen dazu.“ Der Prinz kehrte auf der Stelle um und suchte nach dem Landwirt, um ihm die Schuld zu begleichen, traf ihn jedoch nicht mehr unter den Lebenden an, wohl aber dessen Sohn. Bei dem tilgte er die Schuld seiner Mutter, der Kaiserin, befreite dadurch die Mutter von der Höllenqualen und sie zog in das Paradies ein. Merk's dir daher: Mensch, bezahl deine Schulden!

Bosnien

470. Meister Petz im grossen Kirchenbanne

In einem Kloster gab es Honig in Hülle und Fülle. Die Pfaffen führten ein üppiges Leben und ergaben sich der Völlerei (*ljerali bekrilux*), wie es schon übermütige Pfäfflein treiben, das Volk aber wandte sich angesichts dessen von der Kirche und dem Kloster ab, weil es den Greuel nicht leiden mochte.

Eines Tages verbreitete sich die Zeitung, Meister Petz habe einen Bienenkorb ausgehoben (*digo koricu*). Die Mönche brachen in ein Gezeter aus und verhängten über den Honigesser den grossen Kirchenbann (*utoriše anatema na megjeda*). Der mit dem Bann

belegte Bär tat schnell Reue und war gleich dabei, den gestohlenen Bienenkorb zurückzustellen. So ohne weiteres waren jedoch damit die Mönche nicht einverstanden. Sie wollten, er möge seine Busse öffentlich bekunden, um das Ansehen und das Übergewicht der heiligen Männer dem Volke darzutun. Darum verfügten sie einen Umgang mit Litaneien. Von weit und breit strömte das Volk herbei, um den Bären im Litaneienumzug anzuschauen. Es reihten sich die Pfaffen in ihren kostbaren, gestickten Messgewändern zum Zuge und näselt ihre Gebete, es stimmten die Diakonen mit ihren Gesängen ein, es schlossen sich die Bauern, die Dorfschulzen, die Weiber und die Kinder alle in Reih und Glied dem Umzug an, alle frommen Gemütes und Gebete singend. Mitten in den Litaneien erschauten sie auch den Meister Petz mit dem Bienenkorb auf dem Kopfe, wie er da gelassen, reuemütig und bussfertig hinter den Priestern einhertappte. Das Volk gerät über solch ein Wunder ausser sich, reißt weit die Augen auf, bekreuzigt andächtig und schlägt sich in die Brust und folgt der Litanei nach geradenwegs in die Kirche hinein. Hier setzte der Bär auf den Altar den Bienenkorb hin und verschwand dann plötzlich hinter der Altarbildwand. Von dem erlebten Wunder erzählt noch heutigentags der Volkmund.

Bosnien

Anmerkung: Wer das Geschichtchen für eine mutwillig zur Verspottung der Klostermönche erfunden Mär hält, befindet sich im Irrtum. Tierstrafen waren und sind noch immer bei den Südslaven üblich. Einige Angaben aus meinen Vormerkungen verwendete Karl von Amira in seiner mehrfach aufgelegten Schrift über Tierprozesse und Tierstrafen und unabhängig von ihm behandelt das italienische Verfahren Giovanni Autonucci (*animali delinquenti*) in der zu Ehren Raffaele Corso's von Raffaele Sombardi-Sabriani veröffentlichten Festschrift in *Folklore. Rivista trimestrale di tradizioni popolari*, Laureana di Borello 1922, pp. 146ff. – Es ist selbstverständlich, dass ein als Bär verummter Mensch den Umzug mitgemacht hat und der Bauer, der den Bienenkorb gestohlen hatte, lachte sich ins Fäustchen, dass die Schuld und den Bann den Meister Petz getroffen.

471. *Der heilige Triphon, der heilige Rebenschneider*

Am vierzigsten Tage nach Christi Geburt begab sich Maria, seine Mutter, zum Gebet in die Kirche. Sie musste über einen Bach schreiten und hob deswegen ein wenig ihr Kleid höher. Am Bache begegnete ihr der heilige Triphon, der mit dem Rebenmesser in den Weinberg gieng. Als er Marien durchs Wasser watend erblickte, rief er ihr zu: „Ei, Maria, wie weiss sind deine Beine!“ Sie würdigte ihn keiner Antwort und jeder gieng seines Weges weiter.

Bei der Heimkehr musste Maria an Triphons Haus vorbei. Vor dem Hause erblickte sie Triphons Eheweib und sprach zu ihr: „Nimm eine Wachskerze, Unschlitt und reine Schafwolle, röste dies alles, bereite daraus ein Heilpflaster und trag es in den Weingarten, denn dein Triphon schnitt sich die Nase ab. Setz du nur richtig das Nasenstück auf den richtigen Fleck wieder an. Bestreich die Wundränder mit dieser Salbe und die Nase wird

ihm wieder heil anwachsen!“ Triphons Weib folgte ihr darin, mischte das Pflaster an und trug es in den Weinberg hin. Beim Anblick von Triphons unversehrter Nase, verwunderte sie sich gar sehr, desgleichen auch Triphon, als er die Heilsalbe sah und er befragte sie, wozu sie sie bereitet und hergebracht habe. Antwortete sie ihm: „Aber, Maria sagte mir doch, du habest dir beim Rebenstutzen die Nase abgeschnitten und darum eben brachte ich dies her, um dir die Wunde zu bestreichen!“ – „Seid Ihr aber Närrinnen!“ sagte Triphon, „ich schneide doch so von unten her nach oben“, und er zeigte es ihr, „nicht jedoch so von oben nach unten!“ fuhr sich dabei mit dem Rebmesser am Gesichte hin und schnitt sich die halbe Nase glatt weg, so dass die Hälfte zu Boden fiel. Rasch hob sein Weib das Nasenstück auf, passte es genau an die Nasenwurzel an und bestrich sie mit der Heilsalbe und richtig wuchs Triphon nach einiger Zeit wieder die Nase an.

Anmerkung: Am Triphontage feiern die serbischen Bauern von jeder Arbeit, um nicht Würmer zu züchten, nur das Rebenbeschneiden im Weinberg ist an diesem Tage gebräuchlich. Auf die abgeschnittenen Reben legen sie ihre Mützen hin und ein wenig zurücktretend beten sie zu Gott, er möge wie ihren Kappen so grosse und schwarze Trauben wachsen lassen.

472. Von einem Jäger, einer Füchsin und dem heiligen Nikolaus

Es war einmal ein armer Mann, der gar nichts besass, um den Tag des heiligen Nikolaus festlich zu begehen. Er gieng auf die Jagd und stellte eine Wildfalle auf. Eine Füchsin beobachtete ihn dabei und sprach zu ihm: „Mich ködert man nicht! Mich ködert man nicht!“ Antwortete ihr der Mensch: „Ei, stark ist der heilige Nikolaus!“ und entfernte sich. Trat da der heilige Nikolaus in der Gestalt eines Greises vor die Füchsin hin und sie befragte ihn: „Heda, Alterchen! Was hat dort ein Mensch hingestellt?“ Antwortete er ihr: „Ei wenn du nur wüsstest, was er hingestellt hat! Eine Glück mit zwölf Küchlein!“ Die Füchsin rannte hin, beschnupperte die Falle und die Falle schnappte zu. Kam der Fallensteller wieder daher, hob die Füchsin aus, verkaufte ihr Fell und feierte mit dem Erlös den heiligen Nikolaus.

473. Der hl. Sabbas und der reiche Hannes

Beim reichen Hannes schoren die Diener die Schafe. Zufälligerweise kam der hl. Sabbas des Weges daher, hatte sich als Bettler verkleidet und bot den Dienern Gott zum Grusse. Antworten sie: „Gut Glück mit dir!“ Fragte sie der Heilige: „Möchtet ihr mir nicht ein Büschel Wolle geben?“ – „Nein, bei Gott, das ist nicht unser.“ entgegneten die

Bediensteten. „Ja, wessen ist das denn?“ fragt sie der hl. Sabbas. „Das gehört alles dem reichen Hannes“, sprachen sie. Das reiche Hannes aber hatte sich in den Wollhaufen verkrochen und hielt sich verborgen. Fragte sie der Heilige: „Ja, wo steckt denn dieser reiche Hannes?“ – „Er ist nicht hier, hat sich fort begeben, um die Arbeiter zu beaufsichtigen. Wir trauen uns nicht vor ihn“, versetzten die Diener. „Ich sehe ihn doch“, bemerkte der Heilige.

Sprachen die Diener: „Er ist doch nicht hier, er weilt nicht da, wäre er da, so wäre doch bei uns.“ Darauf schlägt der hl. Sabbas mit dem Stab auf den Haufen Wolle. Da sprang hurtig ein Hündchen aus der Wolle heraus.

Alsdann sprach der hl. Sabbas zu der Dienerschaft. „Nun ist er dahin und wird niemals mehr wiederkehren, so teilt denn das hier unter euch auf!“ Und also ging das gesamte Vermögen des reichen Hannes auf dessen Diener über.

474. Der hl. Sabbas und sein Wahlbruder

Der hl. Sabbas war mit einem Mann wahlverbrüdet; zu dem sprach er eines Tages: – „Bruderherr, säe nichts aus, es wird sowieso nicht gedeihen!“ Er befolgte den Rat und baute nichts an. Der Frühling brachte reichte Früchte, der Herbst nicht minder, unser gläubiger Freund ging aber leer aus.

Der hl. Sabbas besuchte seinen Wahlgenossen, der sitzt aber da, mit verschränkten Armen. Kein Bissen zum Knabbern. Fragt er ihn: „Brüderlein mein, warum so mit verschränkten Armen?“ Antwortete der: „Mein Ungemach ist gross, so wahr mir Gott! – Du berietst mich, nichts auszusäen, jetzt bleibt mir nur zu sterben übrig, ich bin vor dem Nichts!“ Darauf der hl. Sabbas: „Kopf hoch, lieb Freundchen, es wird sich schon alles finden: rupf den Ginster aus den Ackerfeldern aus und drisch ihn!“ – „Aber Wahlbruder, wozu soll ich den dreschen, ist doch an dem Ginster gar nichts dran!“ Entgegnet der hl. Sabbas: „Wird schon werden, drisch nur drauf los!“ Er riss eine Menge Ginster aus und trug ihn auf die Tenne, nichts als den nackten Ginster! Er breitete ihn aus, er warf das Stroh um, an Getreide Überfluss, wie schon, wenn Gott einen beschenkt. Wie die Leute nun sahen, dass der aus dem Ginstergestrüpp Getreide herausgewinnt, sprach einer: „Ei der tausend! So wahr mir Gott, von meinen Äckern ziehe ich den gleichen Nutzen!“ Auch das übrige Volk fing Ginster zu rupfen an ...

475. Der Perlenfund des Verhungerten

Ein Wanderer geriet auf seiner Reise in eine wasserlose, öde Wüstenei. Sein Vorrat an Nahrungsmitteln war schon erschöpft und wütender Hunger und Durst plagten ihn bis zur

Verrücktheit. Ganz erschöpft stiess er endlich zu einer Quelle, wo er wenigstens seinen Durst löschen konnte. Wie er sich dann umsah, erblickte er an der Quelle im Grase zu seiner undenkbaren Freude einen kleinen Rucksack, der gepropft voll dalag. „Gott sei es gedankt, jetzt bin ich gerettet vor dem Verhungern. Das sind Datteln. Jetzt habe ich zu essen!“ rief er aus und hob das Säckchen auf. Er riss es gierig auf, war jedoch gar schmerzlich enttäuscht, als er den Inhalt gewahrte: „O Gott, o Gott, das sind ja nur Perlen!“ schrie er wehmütig auf. „Diese Perlen sind ein ungeheurer Schatz für satte Menschen, ich aber muss dabei elend verhungern!“ Auf einmal drang ein Getrapp an sein Ohr und bald darauf tauchte ein Schwarzer auf einem Kamele auf, der schnurstracks auf die Quelle zuritt. Er fand den ermatteten Wanderer auf der Erde fast ohnmächtig vor Schwäche vor, reichte ihm Brod und Obst zur Stärkung, kräftigte ihn und setzte ihn dann hinter sich aufs Kamel auf. „Siehst du, Mensch, wie Gott alles weise eingerichtet hat. Ich habe auf der Reise meinen Rucksack mit Perlen verloren, beklagte den Verlust als grösstes Unglück und ritt den Weg zurück in der Hoffnung, den Sack wiederzufinden. Nun aber habe ich ein grösseres Glück gefunden, indem ich ein Menschenleben vom Tode erretten konnte. So musste ich nach Gottes Bestimmung den Sack mit den Perlen verlieren!“ So sprach der fromme Schwarze, worauf ihm der Wanderer entgegnete: „Allah ist gross, du hast mich gerettet und ich dir deine Perlen. Ich steckte dein Säckchen in meinen grösseren Rucksack ein, um das Gut für den Verlustträger zu bewahren. Nimm die Perlen wieder an dich!“

Anmerkung: Seit Jahrhunderten wallfahren slavische Moslimen nach den heilige Stätten Mekka und Medina. Von ihren Reisen bringen sie neben den orientalischen Amuletten und anderen Erinnerungen ihren Lieben in die Heimat auch die Erzählungen des Ostens mit, die sich im slavischen Volke einbürgern, mitunter derart, dass ihr Ursprung nicht sogleich erkennbar ist, wie in diesem Falle. Übrigens waren unter türkischer Herrschaft zahlreiche Neger als Soldaten, Sklaven und Händler nicht bloss auf der Balkanhalbinsel, sondern auch in der Moldau, Walachei und in Ungarn einheimisch geworden, weshalb man in diesen Gebieten in allen Gesellschaftschichten reichlich guten Negertypen begegnet. Die neuzeitigen Lehren von der Reinrassigkeit der Südslaven, Rumänen und Magyaren sind von Leuten ausgeheckt worden und werden von Leuten verbreitet, die ihre Träumereien für bare Münze ausgeben und die Wirklichkeit nicht sehen oder nicht erkennen wollen.

476. Wie ungerecht der heilige Elias sein kann

Ein Bauer, der regelmässig die Fasttage streng einhielt, fasste eines Freitags den Entschluss, das Fastenverbot zu übertreten. Weil es aber draussen regnete, trat er in die Küche ein, um mit irgend etwas seinen Hunger zu stillen. Zur Hand hatte er bloss ein gekochtes Ei, dessen Schale er zerbrach und losschälte. Im selben Augenblick jedoch, wo er hineinbiss, flammte ein Blitz auf und der Blitz schlug in der Nähe unter furchtbaren Gedonner ein, so dass der Mann vor Schreck erbebte. Rasch warf er das Ei zur Tür hinaus und rief aus:

„Wahrhaftig, heiliger Elias, um eines Eies willen willst du mich ermorden! Und unser Dorfschreiber ass jüngsthin an einem Freitag einen gebratenen Indian auf, du jedoch hast dich da nicht gemuckst! ...“

477. Der Getreueste ist der Eidam

Es war einmal eine alte Bäurin, die hatte viele Söhne, Töchter, Enkel, Eidame, Schwestern, Brüder, usw. Einmal erkrankte sie ganz schwer, wurde bettlägrig und alle waren der Meinung, ihr Lebensende sei herangenahet. Vor ihrer Todesstunde berief die Alte ihre gesammte Sippe zu sich und sprach zu ihr: „Heute Nacht träumte ich folgenden Traum: Erfände sich einer meiner Söhne, Töchter oder Eidame so mutig, eine Schlange einzufangen und sie lebend auf die Stirne zu küssen, so werde sie auf der Stelle genesen“, findet sich jedoch keiner, dies zu tun, so müsse sie sogleich versterben. Alle zuckten mit den Schultern, wer wohl wird eine lebende Schlange einfangen und sie noch zum Überfluß auch noch auf den Kopf küssen? Das ist ein sicherer Tod! so sagten die Söhne und Töchter, nur ein Eidam verliess schweigend die Stube. Nach einigen Augenblicken kehrte er mit einer lebenden Schlange in der Hand zurück und küsste sie vor allen Augen auf die Stirne. Im selben Moment erhob sich die Alte frisch und gesund vom Krankenlager und segnete ihren Eidam.

Anmerkung: Diese Geschichte erzählt man zur Erklärung der endlosen Liebe und Ergebenheit so vieler Schwiegermütter zu ihren Eidamen, denen sie oft zugetaner sind als dem eigenen, leiblichen Sohn. Allerdings tut öfters das Zusammenwohnen der Schwiegermütter mit dem Eidame nicht gut. – Allgemein pflegt man von den Heilmitteln zu träumen, worüber man in der von Krauss und Ihm besorgten Neubearbeitung des Bourke-Werkes nachlesen mag. – Der der Schlange als dem Hausgeist gegebene Kuss erklärt die Heilung.

478. Wie sich ein Herzogländer vom heiligen Nikolaus losgesagt hat

War da ein Bauer, der sein Sippenfest am Tag des heiligen Nikolaus feierte. Er selber hiess Elias und hatte zwei noch ledige Söhne. Es traf sich nun, dass es an der Grenze zu einem Scharmützel kam und alle Dörfler rannten jeder mit seiner Büchse in der Hand in den Kampf. Unser Bauer war schon zu alt dazu und wie seine Söhne mit der Gesellschaft ausgezogen waren, entzündete er vor dem Bilde des heiligen Nikolaus eine Kerze und hub zu beten an: „O du heiliger Nikolaus, du Gottes Wandermann und schneller Helfer in der Not, geleite mir Marko und Novak und führ mir sie gesunderheit wieder nach Haus zurück!“ Also flehte er allmorgendlich und allabendlich den Heiligen an, doch nach weni-

gen Tagen brachte man ihm den einen Sohn als einen Leichnam, den anderen aber als einen schwer Verwundeten zurück. Gerade, als man sie vor sein Haus zurückbrachte, betete er vor dem Bilde des heiligen Nikolaus, und wie er sah, wie und was da geschehen, fieng er beide Söhne zu bejammern an und rief weheklagend aus: „Beim Allah, o du heiliger Nikolaus! Ich soll nicht Ilija sondern Alija heissen, wenn ich je wieder zu dir bete!“ Der verwundete Sohn tadelte ihn: „Beim Allah, bist auch kein Ilija, sondern ein Alija, da du sprichst! Das Schicksal, das einem Bog bestimmt, das vermögen alle Heiligen nicht abzuwenden!“

Anmerkung: Weil im Satzsatz Bog im uralten Sinne gebraucht wird (sto Bog kome osadi) übernahm ich das Wort auch in der Verdeutschung, statt es mit Schicksal oder gar mit Gott zu übersetzen. Wie leicht die Südslaven ihren Glauben ablegen, bewiesen die Serben vor fünfhundert Jahren, als sie sich ohne äusseren Zwang zum grossen Teil dem Islam zuwandten. Die Pomaken im Rhodope-Gebirge sind vor dreihundert Jahren wie auf Verabredung Moslimen geworden, nach den Siegen der Bulgaren Anfang 1913 über die Türken traten wieder viele Pomakendörfer zum Christentum über und werden wohl solange Christen verbleiben, bis wieder der Halbmond über die christlichen Nasen-, Ohren- und Zungen-Abschneider obsiegt. Der Sieger ist immer der ersehnte Befreier und seine Heiligen sind die vortrefflicheren Beschützer und Beschirmer.

479. Das Wunder des heiligen Naum

Einmal, als die Ackerleute des Klosters des heiligen Naum ackerten, überfiel sie ein Bär und frass einen der Ackerochsen auf. Der Pflug blieb nur mit einem Ochsen und man konnte nicht weiterackern.

In aller Eile kam der Ackerknecht ins Kloster gerannt und meldete dem Hegumenos, ein Bär habe den Acker heimgesucht und einen Ackerochsen aufgefressen. „Jetzt habe ich keine Kraft mehr, um das Feld zu Ende zu beackern!“ Sprach der Hegoumenos zu ihm: „Kehr nur aufs Ackerfeld zurück, dort wirst du schon einen ins Joch vorm Pflug gespannten Ochsen antreffen!“

Was erblickt nun der Ackerknecht bei seiner Rückkehr auf dem Acker! Ein mächtig Wunder! Der Bär, der den einen Ochsen aufgefressen, war zugleich mit dem anderen Ochsen ins Pflugjoch eingespannt. So ackerte denn der Knecht mit dem Ochsen und dem Bären im Joche den Acker zu Ende.

Und noch bis auf den heutigen Tag sieht man dies Wunder in der Kirche auf dem Bilde das Heiligen Naum und auf einem Stein an der Drimbrücke in der Nähe des Klosters dargestellt.

480. Miletas Kirchlein

In der Nähe von Krjažerac in der Nähe des Weges, der da nach Niš hinführt, steht ein altes Kirchlein, das Miletina Crkva (Miletas Kirche) heisst. Zur Zeit der Türkenherrschaft stand die Kirche auf dem jenseitigen Timorflusssufer auf der Anhöhe. Einmal zur Kirmes am Marienfest versammelte sich vor dem Kirchlein eine grosse Volksmenge. Während des Gottesdienstes flog ein Rabe über die Kirche hinweg und liess vor der Kirche einige Blutropfen niederfallen. Anstatt das Zeichen zu deuten, verblieb das Volk auch weiterhin frohgemut vor der Kirche. Urplötzlich tauchte eine Türkenhorde auf, umzingelte die Kirche, mordete alles anwesende Volk hin und verwüstete die Heiligenbilder und sämtliche Kirchengerätschaften. Um sich von der Entweihung zu reinigen, glitt das Kirchlein in den Timor hinab und stieg dann nach geraumer Zeit aufs andere Ufer hinaus. Auf der Anhöhe aber, wo das Kirchlein ursprünglich gestanden, gedeiht nur wenig Gras und das Volk sagt, das sei die Spur, die die Kirche hinabgerutscht sei! Die aufgelassene und vergessene Kirche entdeckte ein gewisser Miletas wieder und sie bekam nach ihm den Namen. Viel Volk aus Dorf und Stadt besucht nun das Kirchlein und ein Enkel Miletas legt Kranken auf die wehen Leibstellen Kupferkränzlein auf, die Miletas bei der Ausgrabung der Kirche gefunden haben soll.

Anmerkung: Man glaubt an vielen Orten, Kirchen können von einem Ort an den anderen wandern. Diese Erzählung kehrt in unwesentlichen Abweichungen im Süden oft wieder.

481. Von einem Mädchen in Männerkleidern

Im Richterzimmer des bosnischen Bezirkgerichtes zu K ... fanden seit dem Morgen Verhandlungen statt. Die Luft der Gerichtsstube war mit Ziegen, Bockfett und Schnapsgerüchen reichlich gesättigt. Müde und verdrossen waltete der Richter seines Amtes, nachdem er an diesem Vormittage bereits die zehnte Streitsache erledigt hatte. „Sind wir heute endlich fertig?“ So fragte er Tozo, den Amtsdienner, der die Parteien und Zeugen aufrief, als sich da unverhofft noch eine Gestalt zur Türe hereinschob. Ein junges, blasses Gesicht, dicke, wollene, dunkle Beinkleider, ein schwerer Oberrock und ein rotes Wollkopftuch zierten den Eintretenden, der sich so winterlich bekleidet, obwohl es im Juni war, dem „hohen Gerichte“ zitternd vorstellte. „Wo ist deine Vorladung?“ fragte streng der Richter. Da öffnet sich der Oberrock und das dicke Bauernhemd und aus einem sehr hübschen, vollen, weisschimmernden Busen kommt die Vorladung zum Vorschein.

„Risto Jangić“, liest der Richter und die Schreiber blicken auf die Mädchengestalt hin und lachen. Verschämt schlägt sie die Augen nieder, Zauber im Erröten, Anmut in Haltung

und Bewegung trotz der wulstigen, sie entstellenden Männerkleider, die sie am Leibe trägt. Aber ein bosnischer Richter ist ein für derartige Reizungen unempfindlicher Paragrafenmensch und er donnert das Mädchen rau an: „Bist du Risto?“

Wieder lachen die Schreiber, diesmal laut und würdelos. „Also, wo bleibt Risto?“ schimpft der Richter. „Er ist tot“, erwidert das Mädchen, „tot, verzeihe mir, Herr Richter, er ist aber wirklich tot!“ – „Und du bist seine Schwester?“ – „Ich bin es, ja!“ – „In Männerhosen!“ sagt ein Schreiber laut lachend und blickt spöttisch das Mädchen an. Er ist eben noch fremd im Orte und kennt den Brauch nicht, dass bei Kotwetter junge Mädchen mit Vorliebe Männerkleider anziehen, um ihre weisse Mädchentracht nicht zu beschmutzen. Daher die Verkleidung.

„Verzeihe die Hosen!“ bat das Mädchen neuerlich errötend.

„Wer hat dich hergeschickt, Mädchel?“ fragt der Richter ungeduldig.

„Meine Mutter. Risto konnte bei Lebzeiten das Teufelgeld nicht aufbringen, um es wieder zurückzuerstatten und so wurde er verklagt. Da er verstarb, so soll ich nun statt seiner die Haft ‚abarbeiten‘, sagte die Mutter, damit des Kaisers Kasse keinen Schaden erleide. Geld haben wir keins!“ Wieder lachen die Schreiber, doch der Richter spricht milde: „Zieh deines Weges!“ Tozo taucht aus dem Hintergrunde auf und schiebt sachte das Mädchen zur Tür hinaus. Das vom Mädchen angebotene Opfer nahm man mit Lachen auf und wies sie damit ab.

Anmerkung: Brieflich von Frau Ljuba T. Daničić mitgeteilt. *Belejske pare* (Teufelgeld), weil an ihm angeblich kein Segen haften, nennt das Volk die Beträge, die man zu landwirtschaftlichen Zwecken zinsfrei als Darlehen vom Bezirksunterstützungsfond gewährt erhält. Die dargebotenen Aushilfen sind selten ausgiebig genug, um dauernden Nutzen zu schaffen, dabei geraten aber so manche Bauern in drückende Schulden. Das Mädchen meinte, als Häftlingin so lange für den Staat zu arbeiten, bis die Forderung mit ihrem Lohnanspruch getilgt sein werde.

482. *Wie einem der väterliche Segen zum Unsegen ausschlug*

Ein gewisser Simo Kovačević aus Srgjevići befasste sich mit Kalkbrennen und Kalkverkauf, doch blieb er bei allem seinen Fleiss ein armer Mann. Einmal beriet ihn sein Nachbar wohlwollend: „Lass ab, sollst nicht in Leiden liegen, von diesem Kalkgeschäft. Du siehst doch, dass es dir keinerlei Nutzen abwirft. Wend dich lieber der Feldbebauung, wie deine übrigen Brüder, zu!“ – „Ich bin nicht schuld daran, dass mir dieser Beruf lieb geworden ist, sondern der unglückselige väterliche Segen.“ – „Ei, wie denn das? Das verstehe ich nicht.“ – „Ganz schön, mein Vater flehte immer zu Gott: ‚O Gott, gewähre meinem Simeon Brot sowohl aus Holz als aus Gestein‘, und Gott, wie Gott schon ist, ihm sei Ruhm und Huld, beschied mir zum Geschick einen Erwerb aus Holz und Gestein, und das ist bei der Kalkgewinnung der Fall.“

Anmerkung: *Theos* und *Deus* übersetzten die Missionare einst ins Slavische mit dem vorhandenen Worte *bog*, dem das indische *bhagas* entspricht. Das bedeutet jedoch einen Schicksalausteiler (das *Fatum*), der schon jedem Menschenkinde bei dessen Geburt unabänderlich alles vorausbestimmt. Dieser Glaube ist im Volke stärker als der an den gütigen nachsichtigen Christengott, und aus diesem Glauben erklärt sich auch ein wichtiger Charakterzug der Serben.

483. *Von grossbärtigen Heiligen*

Eine Gesellschaft serbischer Landleute aus dem Šumadija genannten Waldgebiete ritt zu Markt ins Städtchen. Auf einmal bemerkte einer von ihnen in Walde nahe am Wege ein Kloster mit einer Kirche, durch deren offenes Tor er die Bilder langbärtiger Heiligen erblickte. Er starrte auf sie hin, zog die Kappe ab, schlug ein Kreuz und rief den Genossen zu: „Brüder! Machen wir hier Halt, steigen wir da von unseren Rossen ab und treten wir in die Kirche ein! Schaut mal an, wie viele es ihrer gibt, lauter Heilige mit riesig langen Bärten! Lasst uns zu Gott beten durch Vermittlung so zahlreicher und so wunderbarer Heiliger! Fürwahr, es verlohnt sich, solchen ausgewachsenen Überbärten unsere Verehrung zu bezeugen. So etwas sieht man nicht jeden Tag. Da kann man nicht leicht widerstehen, man muss ein Kreuz schlagen!“

Anmerkung: Ein schöner Vollbart gilt bei den Serben als ein Zeichen der Würde, als ein von Natur verliehener Vorzug. Der Dünnbart und vollends der, dem gar kein Bart wuchs, wird als ein Gezeichneter betrachtet. Der Guslar unterlässt es darum selten, der Bart wachsen zu lassen; er steht in ganz besonderem Ansehen als Beweis reifster Klugheit.

484. *Kirchenkalk bringt Unheil*

In einem herzogländischen Dorfe schafften die Leute vor die Kirche ungelöschten Kalk herbei, weil man sie neu bedachen und frisch zu beweissen gedachte. Kam da zufällig aus einem anderen Dorfe ein Mann des Weges, nahm die günstige Gelegenheit wahr, ergriff ein Stück Kalkes, versteckte es in den Hosen oberhalb des Leibgurtcs und setzte seine Wanderung weiter fort. Als er an einen Fluss gelangte, traf er einen Felsen ohne Nachen an, und so erübrigte ihm nichts anderes, als die Beschuhzeug auszuziehen, die Leinenhosen aufzustreifen und durch die Furt hinüberzuwaten. Das Wasser war aber tiefer, als er dem Anschein nach vermutete, es stieg ihm über den Gurt, die Strömung riss ihn mit und er musste schwimmen, um nicht unterzusinken. Als er aber mitten im Flusse war, begann sich der Kalk zu löschen und ihn fürchterlich den Bauch zu sengen. In seiner entsetzlichen Qual erschaute der Mann am jenseitigen Ufer Feldarbeiter, die Kukuruz umhäufelten und

rief ihnen aus voller Kehle zu: „Ach, Brüder, helft mir, so Ihr von Gott zu sagen wisst, ich verbrenne sonst!“ Die Leute vernahmen wohl seine Hilfruf, doch meinten sie, er mache sich mit ihnen einen Jux, er aber hörte zu schreien und wehzurufen nicht auf, bis sie nicht ans Ufer hinrannten und ihn verwundert fragten: „Wieso verbrennst du, Unheil verwirre dich, steckst doch mitten im Wasser drin!“ – „Wisst Ihr es nicht wie, so weiss ich es nur zu gut!“ Er erklimm das Ufer und legte den Gürtel ab. Da hatte man was zu schauen! Verbrannt war ihm das Hemde und die ganze Haut bis zum Magen! „Was soll das heissen? Leid soll dich heimsuchen! Unser Flusswasser hat noch niemals irgendwen versengt und am wenigsten derart zuschanden verbrannt!“ – „Nein, Brüder, wahr ists, euer Wasser nicht, doch der Kirchenkalk und meine törichte, unglückselige Habgierde!“

485. Von einem, der keine Todsurcht kennt

Ein zerrüttelter und zerschüttelter Greis lehnte seine müden Knochen an einen gesunden, kräftigen, strammen Jüngling an und schleppte sich kaum an seiner Seite dahin. Erschöpft wie er war, sprach er mit schwacher Stimme seinen Führer an: „Langsamer, mein Neffe, ich kann mit dir nicht Schritt halten. Die Jahre drücken mich nieder:

Des alten Mannes Knochen kleppern,
Bald wird er unterm Rasen scheppern!“

„Und bangt dir von dem Tode, trauter Ohm?“ fragte ihn der Jüngling.

„Ich nicht, so wahr mir Gott! Ja, warum sollte mir vor ihm bangen?“

„Ach, es hält so schwer zu sterben!“

„Na, das ist ja wahr ... doch fürchtest du das Leben?“ fragte der Greis den Jüngling. Verwundert blickte ihn der Jüngling an und antwortete mit der Gegenfrage:

„Wer hat sich denn noch je vor dem Leben gefürchtet?“

„Ja, mein Söhnchen, du weisst noch nicht, was das Leben ist, denn du bist erst ins Leben eingetreten. So bald du es aber erkennst, wirst du einsehen, dass ich zu meiner Frage guten Grund habe. Glaub es mir, dass es mitunter schwerer zu leben als zu sterben ist. Fürchte dich darum nicht vor dem Tode, vielmehr vor einem bösen und mühseligen Leben!“

486. Von einem bosnischen Kaufmann und einem küstenländischen Seemann

Ein bosnischer Kaufmann fuhr zu Schiffe eines küstenländischen Reeders nach Triest. Während der Fahrt sprach man zur Kurzweil, um einander die Langweile zu vertreiben, von allem Möglichen und unter anderem fragte der Kaufmann den Reeder: „Was für eines

Todes verstarb dein Vater?“ – „Bei Gott, o Beg, mein Vater ist nicht gestorben, sondern ertrunken, sowie sein Vater und mein Grossvater, und selig preist man den Seemann, der so dem Tode entgeht.“ – „Ja, fürchtest du denn nicht auch den Ertrinkungstod, nachdem du doch weisst, dass alle deine Vorfahren im endlosen Meere untergegangen sind?“ – „Ach, so wahr mir Gott, ich schaute nicht einmal aufs Meer noch hin, geschweige denn, dass ich es beführe!“ – „Sag du mir mal, mein lieber Beg, wo sind denn dein Vater, Grossvater und Urgrossvater verschieden?“ – „Alle drei auf ihren Betten, wie man schon stirbt. Wir sind ja nicht geboren worden, dass uns Fische fressen, sondern, dass sich die Erde unser erfreue, denn Erde gehört zur Erde, aus Erde sind wir geworden!“ Der Seemann lachte auf und sagte zum Handelsmann: „Ist denn das nicht alles eins? Erscheint der Tod nach Gottes Verfügung und zur vom Schicksal bestimmten Stunde, um den Menschen zu holen, so wird er ihn abholen, ob auf dem Bette er liege oder zur See fahre. Es kann ja auch ein Jüngling sterben, einer wieder ein hohes Alter erreichen!“

487. Welcher Rucksack am schwersten ist

Mütterchen Staka war vor dem Morgenrot in die benachbarte Stadt aufgebrochen, um Wolle einzukaufen. Sie gedachte nicht, sich dort länger als nötig aufzuhalten, bis zum Mittagmahl hoffte sie, wieder daheim einzutreffen. Und darum nahm sie auch keinerlei Erquickung mit, um etwa auf dem Weg einen Imbiss zu haben. Sie verzehrte einige Bissen Brodes und goss einen Schluck Branntwein nach, lud sich den leeren Rucksack auf den Rücken auf, um darein die Wolle einzusacken, sollte sie gut einkaufen können und wanderte fürbass des Weges.

Bis zur Stadt ist es zwar nicht gar so weit, doch die Alte, alt und gebrechlich wie sie war, ermüdete schon ziemlich auf dem Hinwege. Als sie nun vollends ihre Rundgänge von Laden zu Laden machte, um die richtige Wolle auszuwählen und schliesslich doch keine ihr zusagende gefunden hatte, da war sie vollends erschöpft. Es ist doch kein Spass: vom kargen Morgenimbiss ab hatte die Alte nichts mehr über die Lippen gebracht. Hätte sie doch zumindest etwas, um sich damit zu stärken!

Inzwischen begegneten ihr einige Bäuerinnen. Sie waren vermutlich auf dem Wege zu irgend einem Schmaus und jede trug über der Schulter einen vollen, schweren Rucksack ... Wohl befanden sich darin Fladen und sonst welche Liebegaben für die Gastgeber. Im Vorbeigehen bemerkten sie, wie sich die ärmste Alte kaum noch dahinschleppt und da bemerkte zu ihr eine der Begegnenden: „Mütterchen Staka, du bist wohl ermüdet!“

„Gott helf mir, o Töchterlein, und wie noch dazu!“

„Ja, was willst anfangen, Ärmste, es drückt doch halt die Last der Jahre nieder!“ bemerkte bedauernd das Weib.

„Noch nicht einmal so sehr die Last der Jahre, als die dieses verteufelten Rucksackes da!“ erwiderte die Alte und wies auf dem leeren Sack.

„Was für Rucksack? Der ist doch leer!“ nahm das Weib das Wort auf.

„Gerade darum ist er auch schwer“, entgegnete aufseufzend die Alte. „Weisst denn du nicht, dass ein leerer Rucksack am schwersten ist? Trüge ich eure Last auf dem Rücken, ich wäre lange nicht so abgemattet!“

488. Auf alle Macht und Pracht giebt der Tod nicht acht!

Es war einmal ein Kaufmann Hasan Basrija geheissen, der da mit kostbarsten Waren jeder Art Handel trieb und mit seinem Warenlager von Stadt zu Stadt umherzog. So gelangte er einst auch in eine Stadt, in welcher ein Kaiser seinen Sitz hatte. Sobald der Kaiser und seine Vezire erfuhren, Hasan Basrija sei eingetroffen, so beriefen sie ihn ins Serail, um bei ihm ihren Bedarf an Waren zu decken. Nach Erledigung der Einkäufe luden sie ihn ein, mit ihnen am nächsten Tag einen kleinen Ausflug zu unternehmen und er nahm die Einladung und Ehre gerne an. Am anderen Tage bestiegen alle ihre Rosse und ritten aus der Stadt hinaus. So ritten sie eine Weile dahin, bis sie über einen Hügel hinwegkamen und sich in ein Gefilde hinabliessen, in dessen Mitte ein Gezelte weiss erschimmerte. Beim Anblick dieses Zeltes sagte einer der Vezire zu Hasani Basrija, sie werden alle bei diesem Zelte von ihren Rossen absteigen.

Als sie endlich in der Nähe des Zeltes eintrafen, befand sich daselbst bereits soviel Krieger und anderes Volk in so dichtem Gedränge, dass ein Ei, dass du zwischen die Menge wärft, fallend den Boden nicht erreichte.

Nach kurzer Rast nahmen sämtliche Hodschen und Soften, das sind die Schriftgelehrten, ihre heiligen Bücher vor und begannen daraus laut zu lernen. Sie lernten so längere Zeit, dann gliederten sie sich zu Reihen, schritten dreimal um dies Zelt herum, stellten sich dann vor dem Zelteingange auf und sprachen solche Worte: „O kaiserlicher Prinz! Was lag uns zu tun ob? Hätten wir dir damit helfen können, so hätten wir Tag und Nacht gelernt und für dein Leben gebetet, doch Gottes Willen schaltet und waltet zu oberst. Wir alle müssen uns ihm fügen und ihm gehorchen!“

Nach diesen Hodschen und Soften erschienen Greise in schneeweissen Bärten mit Rosenkränzen in den Händen und huben eine Gedächtnisfeier für einen Verstorbenen zu verrichten an. Lange währte die Totenfeier, worauf auch sie um das Zelt schritten, sich zuletzt vor dem Eingange aufstellten und diese Worte sprachen: „O kaiserlicher Prinz! Was lag uns zu tun ob? Hätten wir dir damit helfen können, so hätten wir Tag und Nacht eine Totenfeier abgehalten und für dein langes Leben gebetet, doch Gottes Willen schaltet und waltet zu oberst. Wir alle müssen uns ihm fügen und ihm gehorchen!“

Nach diesen Greisen traten Sklavinnen auf, alle jung wie frische Bluttröpfen und jede trug auf dem Haupte eine Schüssel voll teuerster Edelsteine. Auch sie schritten um das Zelt herum, stellten sich vor dessen Eingang auf und sprachen diese Worte: „O kaiserlicher Prinz, was lag uns zu tun ob? Hätten wir dir helfen können, ach wie gerne hätten wir diese goldenen Schlüssel samt allem funkelnden Edelgestein darin hingegeben, aber auch uns selber zur Erhaltung deines Lebens dargebracht, doch Gottes Willen schaltet und waltet zu oberst. Wir alle müssen uns ihm fügen und ihm gehorchen.“

Nunmehr rückte das gesamte Heer vor, umgürtete mit seinen Scharen das Zelt und rief auch aus einer Kehle diese Worte aus: „Hei du kaiserlicher Prinz! Hätte dir unsere Wehrmacht helfen können, so hätten wir für die Erhaltung deines Lebens bei Tag und bei Nacht gekämpft, doch was war zu tun? Gottes Schalten und Walten steht zu oberst. Wir müssen uns dem göttlichen Willen fügen und ihm gehorchen!“

Zu allerletzt trat der Kaiser selber mit seinen Veziren und den vornehmsten Reichswürdenträgern vor, umkreiste mit ihnen zugleich dreimal das Zelt und sprach diese Worte: „Ach, mein Sohn, mein Augenlicht, was lag mir zu tun ob? Hätten dir meine Gesellschaften der Frommen, Gelehrten und Weisen helfen können, so hätten sie dir gewiss geholfen! Hätte dir meine Heermacht helfen können, so hätte sie für dich Tag und Nacht gekämpft, doch all dies sind unbedeutende Kräfte, denn nur Gottes Macht allein herrscht auf dieser Welt!“

Nachdem der Kaiser diese Worte ausgesprochen, brach er in einen Tränenstrom wie ein Frühlingregen aus und darauf hub auch all das übrige Volk zu klagen und zu jammern an.

Als Hasan Basrija mit eigenen Augen dies Schauspiel mit angesehen, da befragte er einen der Vezire, warum man solches Werk aufführe, worauf ihm der hohe Herr zu erzählen begann: „Dieser unser Kaiser hatte einen einzigen Sohn, der gewachsen und gediehen war wie Josef, aber auch tüchtig im Lesen und Schreiben und sonstigen Wissenschaften, dass seines gleichen keiner mehr erfunden war. Sein Vater behütete ihn wie man sein einziges Auge im Kopfe beschützt und bewacht, doch der unbarmherzige Tod gewährte keine Gnade, sondern mähte den kaum sechzehnjährigen Jüngling nieder. Nach langem Weheklagen und grossen Trauerfeiern schafften wir seinen Leichnam her und bestatteten ihn hier, wo dies Gezelte steht. Und so kommen wir denn Jahr für Jahr einmal her und statten ihm einen Besuch ab!“

Als da Hasan Basrija diese kurze Erzählung des Vezirs vernommen und den wahren Grund dessen erfahren hatte, was ihm der Sonderbarkeit halber vom blossen Anschauen unverstündlich und rätselhaft war, da ward ihm sein bisheriges Streben nach Gelderwerb derart verhasst, dass er seinen Handel aufliess und sich eines frommen Lebenswandels befleißigte. Darum soll man auch noch heutigentags, gedenkt man seines Namens, sprechen: Er sei gesegnet und geheiligt für und für!

489. *Der Fuhrmann und der Bauer*

Ein Kutscher, der sich mit seinem Gefährte einer Stadt näherte, trieb die Rosse zu grosser Eile an. Auf dem Wege begegnete er einem Bauern und befragte ihn: „Komme ich bald in die Stadt hinein?“ und der Landmann erwiderte ihm: „Wenn du langsam fährst, langst du bald an, treibst du jedoch, wie ich es sah, die Zugtiere an, so triffst du bis zum Abendanbruch nicht ein!“ Erboast über eine solche höhnische und läppische Auskunft, liess der Kutscher seine Peitsche auf die Rosse wiedersausen, um sie zur grösstmöglichen Eile anzueifern. Der Bauer blieb zurück. Nach einer Weile zerschellte der Wagen vor lauter Geschüttel und Gerüttel; ein Rad brach rechts, ein anderes links, die Deichsel brach entzwei und der Kutscher selber trug dabei auch eine Verletzung davon. Weil es schon dunkelte und er kein nötiges Werkzeug bei sich hatte, um den Wagen wieder herzustellen, setzte er sich gezwungenerweise auf der Strasse nieder. Am anderen Tag begab er sich zu Fuss in die Stadt, und kaufte die erforderlichen Bestandteile und Werkzeuge ein, um den Wagen wieder auszubessern. Nach erledigter Arbeit fuhr er langsam in die Stadt ein.

490. *Der Schnee und der Säufer*

Schnee und Säufer schlossen Wahlbruderschaft miteinander. Sagte der Saufbold dem Schnee: „Wahlbruder, fall du nicht ein bevor du mich nicht gewarnt hast, damit ich ja nicht, ohne Wintervorräte gesammelt zu haben, in der Schenke hocken bleibe!“ Erwiderte der Schnee: „Gewiss nicht, Wahlbruder, zweimal werde ich mich bei dir ansagen, bevor ich einfalle!“ Der Säufer bleibt ruhig beim Trunk sitzen.

Zuerst bedeckt reicher Schnee die Hochgebirggipfel. Der Trunkenbold bleibt gelassen bei seinem Glase und rührt sich nicht nach Hause. Zum zweiten Male senkte sich der Schnee bis über die Mitte der Bergzüge. Unbekümmert sitzt unser Trinker im Wirthaus weiter, denkt nicht im entferntesten, Wintervorräte anzulegen. Das drittemal hüllt hoher Schnee die ganze Landschaft ein. Machte der Säufer dem Schnee Vorwürfe: „Was hast du da angestellt, Wahlbruder, warum hast du mich so überrumpelt, ehe ich mich für den Winter gerüstet habe? Warum hast du dich nicht vorher angemeldet?“ – „So wahr mir Gott, Wahlbruder, zweimal sagte ich mich bei dir an, du jedoch wolltest nicht aufbrechen um rechtzeitig vorzusorgen.“

Anmerkung: Jeder Bauer im Karstgebiete muss sich für die Wintermonate möglichst reichlich vorsorgen, weil er während der Kältezeit sein Heim nicht verlassen und seinen Bedarf in Ermangelung von Verkaufstellen nicht eindecken kann, denn der hohe Schnee verwehrt den Zugang zu grösseren geschlossenen Siedlungen, wo es Kaufläden gibt.

491. Der Sohn älter als der Vater

Ein Wanderer traf bei eintretender Dunkelheit in einem Dorfe ein und bat in einem Hause um Herberge. Man gewährte sie ihm.

Im Hause bewegten sich zwei fast gleichaltrige Männer und doch schien es ihm, als ob der eine der ältere sei und darum fragte er: „Ihr zwei schaut wie Altergenossen aus. Wer von Euch zweien ist denn der ältere, wer der jüngere Bruder?“ Lachte der Jüngere auf und bemerkte: „Der da ist mein Sohn, ich aber sein Vater!“ Verwundert entgegnete der Wanderer, er glaube dies nicht. Wie könnte wohl der Vater jünger als der Sohn sein? Nun bestätigte der andere Mann, die Sache verhalte sich wirklich so. Hierauf der Wandermann: „Wie kommt es nun, dass du jünger als dein Sohn bleibst?“ – „Das geht einfach zu“, versetzte der Vater, „Als ich mich beweidete, geriet ich auf eine ehrliche Gottesseele. Was immer ich verfüge, führt sie aus, ohne jede Widerrede jemals. Niemals zankt sie mit mir, vielmehr ehrt sie mich und gehorcht mir. Als wir jedoch diesen unseren Sohn verheirateten, sties- sen wir auf irgend einen Teufel. Sein Weib ist ungebärdig, eine Stänkerin und Ränkerin, verrucht und verflucht. Ordnet er das eine an, so tat sie das andere, das taugt nichts, sondern so ist's gut; du verstehst gar nichts, du bist ein solcher und ein solcher. So geht kein Tag ohne Streit und Kampf aus, sagt er ein Wort, sagt sie hundert, haut er sie einmal, so zerkratzt und zerratzt sie ihn von oben bis unten, und ihn frisst die Wut auf und er nimmt sich alles zu Herzen. So geht's heute, so morgen, bis er vor seiner Zeit alterte und so glaubt jeder, wer uns nicht kennt, ich sei der jüngere und er der ältere Bruder.“

492. Aus Liebe isst man auch von einer Brathenne

Es waren einmal zwei Freunde, die hielten treuer wie leibliche Brüder zu einander. Es traf sich aber, dass sich der eine irgendein Verbrechen zu Schulden kommen liess, weshalb man ihn einkerkerte und nach einigen Tagen zum Tod am Galgen verurteilte.

Um ihm den entehrenden Galgentod zu ersparen, gedachte ihn sein freigebliebener Freund vor dem Hängen zu vergiften. Zu diesem Behufe briet er am Vorabend der Hinrichtung eine Henne ab, bestreute sie mit Gift, trug sie ihm ins Gefängnis hinein und setzte sie ihm zum Nachtmahl vor. Mit Freuden nahm der den Braten entgegen, als er sich aber ans Nachessen heranmachte, drang er in seinen freigebigen Freund ein, mitzuhalten: „Denn Morgen trennen wir uns für alle Ewigkeit und so lass uns doch noch wenigstens diesen Abend zusammen gemütlich nachtmahlen!“ Aber der gute Freund, der nur zu wohl wusste, was es für eine Bewandnis mit der Henne habe, wollte um keinen Preis vom Braten auch nur verkosten und wusste ihm allerlei Mängel nachzusagen, nur um nicht mitessen zu müssen. Weil nun der zum Galgen Verurteilte keine Ahnung von dem ihn

zugesetzten Gifte besass, bestand er darauf, dass ihm der treue Freund beim letzten Mahle die Ehre erweise und beschwor ihn bei allem, was ihm heilig sei, ihm zu willfahren.

Schliesslich sah der wackere Freund ein, er dürfe den Freund zu guter Letzt nicht verstimmen, nahm die Einladung willig an, setzte sich zum Mahle mit nieder und sagte: „Aus Liebe isst man auch von einer gebratenen Henne!“

So verzehrten sie denn selbender einträchtig und gemütlich zum Nachtmahl die Henne und assen sich satt an ihr. Darnach verstarben alle beide und in der Früh fand man sie als aufgedunsene Leichen vor.

493. Das alte Mütterlein in der Kufe

Eine Familie empfand vor ihrem Grossmütterlein Ekel. Als einmal Gäste erschienen, steckten die Hausleute ihr Grossmütterlein in die Kufe hinein, damit nicht auch den Gästen vor der Alten ekle. Nachdem die Hausbewohner und die Gäste das Gastmahl beendet hatten, schickten sie sich zum Schlafen an. Die Alte hatte alle Gespräche mit angehört und als sich die Leute zur Ruhe begaben, erinnerte sie sich, die Rosse seien von der Weide noch nicht heimgetrieben worden und drum begann sie aus der Kufe herauszuschreien. Da erst fiel es dem Hausvolk ein, daß man die Rosse noch nicht heimgebracht. Man tummelte sich die Rosse heimzuführen, das Mütterchen aber zog man aus der Kufe heraus. Von da an empfanden sie vor dem Mütterlein keinen Ekel, denn sie sahen ein, es gäbe ohne die Alte im Hause keine Zucht und Ordnung, ohne alte Leute gibt es keine richtige Hauswirtschaft.

Anmerkung: Ein häufig angewandtes Sprichwort lautet: *Bez starca nema udarca*. Ohne den Alten gibt es keinen Schlag (Ohne des Alten Rat, geschieht keine Tat); gemeint ist, der alte Schmied verstehe es immer noch besser als seine Gesellen. Nach einem Guslarenliede entscheidet den Sieg das rechtzeitige Eingreifen des greisen Rottenhauptmannes Novak. Der Guslar schliesst mit den Zeilen: *Nema kiše bez mutna oblaka, ni junaka bez starca Novaka*. Ohne trübe Wolke gibt es keinen Regen – Keinen Degen, gleich dem greisen Novak.

494. Das Wolflos

Ein junger Wölfling fragte einmal seine Mutter, die Wölfin: „Wie kommt es, Mütterlein, unser, der Wölfeanzahl ist so gering und dennoch sind nun die Menschen so furchtbar aufässig, so dass wir uns unter den Leuten gar nicht zeigen dürfen, indessen es eine Unzahl Schafe giebt und jedermann zu ihnen so lieb ist?“ Es weidete nämlich in der Nähe eine Schafherde und so kam der Wölfling auf diese Frage. Die Wölfin seufzte tief auf und antwortete ihm: „Unser ist zwar die Zahl gering, doch wie wir geartet sind, so wäre es besser,

wir wären gar nicht auf der Welt! Diese Schäflein weiden Gräslein und verüben keinerlei Tücken, wir dagegen sind Fleischfresser!“

Böse Menschen gleichen Wölfen; sie sind sich ihrer Schlechtigkeit bewusst, können aber trotzdem von ihren Bosheiten nicht ablassen.

Anmerkung: Die Moral hätte sich der Erzähler schenken können eingedenk einer anderen, ebenso bekannten Fabel, in welcher die Wölfe dem Menschen auseinandersetzen, sie seien die besseren und edleren Geschöpfe und sie frässen ihn auf, bloss weil Hunger sie plage.

495. *Von einem Wahrheitnarren, der kein Lügen vertragen konnte*

Eine grössere Gesellschaft reiste mit dem Postwagen von einer Stadt in eine weit entfernte andere dahin. Der Wagen war gedrängt voll, und ein Reisender, der nicht zur Gesellschaft mitgehörte, auch etwas armselig gekleidet war, suchte und fand keinen Anschluss und musste sich mit dem Sitz neben dem Postillon begnügen. Der Wagen konnte sich auf der verwahrlosten Landstrasse nur im ausgefahrenen Geleise langsam vorwärts bewegen und die Reisenden benützten die Zeit des Hin- und Hergeschütteltwerdens zu Gesprächen, die sie recht laut führten, um einander zu verstehen. Unter anderem kam die Rede auch darauf, in was für böse Zwickmühle man hineingeriete, überfielen Buschklepper den Wagen. Der Guslar singt ja:

„Der wilde Wald weilt niemals ganz verwaist,
Dass ohne Wölf er wär und Wegelagerer.“

Man fuhr eben in einen dichten hochstämmigen Wald hinein und der wehrlosen, zu einem Strauss untüchtigen Wanderer bemächtigte sich grosse Angst. Zur Vorsicht begann jeder seine kleine Barschaft zu überzählen, gab den anderen an, wieviel er mit sich trage und jeder verbarg unter Lachen am sichersten Ort am Leibe oder im Gepäckstück sein Zehrgeld, wo es Räuber am wenigsten vermuten würden. Was man befürchtet, das stösst einem leider meist auch zu, und so geschah es auch diesmal. Als man in den dichtesten und unheimlichsten Teil des Waldes gelangt war, hätten jene hell in die Zukunft schauenden Wahrsager ihre Freude gehabt, wären sie nur nicht selben in Mitleidenschaft gezogen worden, denn urplötzlich brach aus dem finsternen Dickicht eine Rotte wilder, bestens bewaffneter Mordgesellen mit schauerlichem Haltrufe hervor, und umringelte die Gefährten und heischten von den Reisenden die Auslieferung alles vorhandenen Geldes. Die Frauen kreischten und weinten, die Männer schrien und tobten und alle verschworen sich, sie seien bar jeglicher Mittel und hätten ohnehin nur mit schwerer Müh und Not das teure Fahrgeld aufgebracht. Der Postillon war halbtot vor Schreck und die Räuber zeter-

ten und wetterten über das schäbige Pack, das sich mit leeren Taschen auf eine lange Reise macht und den Waldfrieden der Hochgebirghajduken stört. Da richtete sich voll Entrüstung der Reisende an der Seite des Postillons auf und überschrie kräftig das Stimmengewirre: „Hört mich, Brüder, Ihr Helden! Ich bin wirklich Teil meines Lebens ein armer Schlucker gewesen, doch hielt ich immer die Wahrheit über alles hoch in Ehren und verabscheute die Lüge als das verwerfliche der Laster. Hab es darum unter den Menschen auch niemals zu etwas gebracht. Glaubt diesen Leutchen im Wagen kein Wort! Traut den heuchlerischen Tränen der Frauen und den Schwüren der Männer nicht! Lasst euch nicht narren und irreführen! Ich werde euch die lauterste Wahrheit sagen. Bevor wir in den Wald eindringen, zählte jeder von den im Wagen da zusammengepferchten seine Barschaft ab und versteckte sie. Die dort hat ihr Geld im Strumpf, die andere im Busen. Sie hat soviel, die soviel, jener hat sein Geld im Hutfutter, der andere um den Leib geschnallt, der soviel und jener soviel!“ Und er zählte genau auf, wieviel jeder und wo ein jeder seine Groschen verborgen hatte. Nun mussten alle überwiesen ihr Geld ausliefern und die Wegelagerer lachten sich den Buckel vollan. Sie lobten den Verräter als einen ehrlichen, wahrheitliebenden Menschen und jeder Rottgeselle gab ihm ein hübsches Stück von der eingehobenen Wegsteuer zur Belohnung: „Da nimm dies, guter Freund und trink dich auf unsere und deine Gesundheit an!“ Darauf zogen sie singend in den Wald ab.

Kaum waren die Räuber im Walde weit genug verschwunden, fiel die ganze Reisegesellschaft erbittert über den Wahrheitnarren her, um ihn krumm und lahm zu schlagen. Er vermochte sich ihrer mit seinem Stocke fuchtelnd kaum zu erwehren. „Beruhigt euch doch, ihr lieben Leute und hört mich zuerst an, bevor ihr euch an mir versündigt! Lasst mich ungeschoren und in Frieden und schliesst mit mir Freundschaft! Was ihr da an die Galgenanwärter abgegeben habt, ist für mich eine Kleinigkeit, die ich euch gleich auf der Stelle bis auf die letzte Para zweifach ersetzen werde, denn ich bezahlte dann unterm Sitz in meinem Reisetruhlein als Gewinn noch immer fünfundsiebenzig mal mehr gutes Geld als Ihr alle zusammen auf die Reise mitgenommen habt. Das ist mir unangelastet geblieben, denn ich kann, wie Ihr nun seht, wahrhaft überzeugender und glaubhafter erzählen als Ihre alle miteinander und mit meiner Bekämpfung der menschlichen Heuchelei und Lüge habe ich auch mein schönes Vermögen erworben. Ehrlich währt am längsten!“

Die Gesellschaft rückte im Wagen zusammen, schuf Raum für den Wahrheitfreund und so erreichte man in fröhlichster Stimmung das Reiseziel.

496. Der gelehrte Bauernsohn und der Strudelteigkuchen

Es war einmal ein Bauer, dem es bitter weh tat, weil er weder zu lesen noch zu schreiben verstand, und er beklagte dies umso lebhafter, weil er Leute kannte, die diese Kunst ver-

standen. Er hatte einen noch kleinen Sohn und er nahm sich vor, gehe es wie immer, wenigsten den, sobald er heranwächst, schulen zu lassen.

Sein Sohn gedieh und mit Freuden schickte ihn der Vater zum Lehrer in die Schule und mit Freuden sah er ihn jedesmal vom Lehrer heimkommen. Nachdem der Junge alles schon erlernt hatte, was man in einer Dorfschule erlernen kann, gab er ihn in einen anderen Ort, wo tüchtigere Lehrer wirkten, damit er sich ein tieferes Bücherwissen aneigne.

Nachdem er alles ausgelernt hatte, was seine Lehrer wussten, kehrte er zu Vater und Mutter heim. Mit höchster Freude empfingen sie ihren gelehrten Sohn. Sie dachten und sie sagten einander, so eine Perle, wie sie, besitze sonst niemand. Keiner anderen Eltern Sohn sei derart gelehrt, so scharfsinnig wie der ihre!

Schön, aber ihr gelehrter Sohn begann auf Vater und Mutter als auf gemeine Leute, Landtölpel, Bauern herabzuschauen, über kurz und lang verlachte er sie und sprach zu ihnen: „Ei, Ihr wisst und versteht rein gar nichts. So steht es nicht, wie ihr gackert. Ihr habt halt nichts gelernt. Ich verstehe und bin ein Kundiger. Ich habe eben gelernt, Ihr jedoch seid nur Bauern, Landsimpel!“ Und er trimpfte sie noch mit ähnlichen höhnischen und unverständigen Reden ab. Er nörgelte fortwährend daran, wie sie assen und wie sie tranken, wie sie sassen und wie sie lagen, und alles wusste er zu bemängeln und zu rügen.

So trieb er es heute und morgen und Tag für Tag, bis der Alte diese Schulmeisterungen übersatt bekam und es ihn schwer zu bedrücken anfieng, weil er sich soviel abplagen und soviel Geld ausgeben solle, um den Jungen studieren zu lassen, nur damit er als Vater mit seinem Weibe, der Mutter, an dem Lernen ein bisschen Freude habe und nun springt der Kerl ihnen beiden ins Gesicht, schimpft sie Nichtswisser, blödes Bauernvolk und stelzt als Alleswisser auf ihre Kosten umher! „Na, wart mal, du Bürschlein, dir will ich den Pieps nehmen. Ich will doch mal sehen, wie weit deine Wissenschaft reicht!“ Er rief sein Weib herbei und hiess sie, einen gerollten und gefüllte Strudel zu bereiten. Sie knetete den Teigen, buk ihn und um Mittag trug sie ihn auf den Tisch auf.

Alle Hausleute setzten sich zu Tisch und obenan der alte Hausvorstand. Vor Beginn des Mahles sagte der ungelehrte Vater zu seinem gelehrten Sohne: „Mein lieber Sohn! Du hältst es uns immer vor, wir seien nicht gebildet, wir verstünden gar nichts, du hingegen als Studierter hast alles Wissen ausgelöffelt. Hast wohl recht und so ist es. Wir sind halt ja Dorfleute, ohne Schulung und Bildung und unser Gesichtskreis ist engbeschränkt. Eben darum schickte ich dich zu Lehrern in die Schulen und wandte soviel auf dich auf, damit wenigstens du, wenn schon nicht wir, als ganzer Mann dastehst und nicht ein Bauernlummel unserer Art und Weise bleiben sollst. Nun, dieweilen und sintemalen du ein Gelehrter bist und alles gründlich und unfehlbar verstehst, so erlaube mir, an dich eine Frage zu richten: von welcher Seite ist dieser Strudel da aufgewickelt und wo ist er zugerollt worden? Wo sind sein Anfang und Ende?“

Der Gelehrte betrachtete aufmerksam den Strudel, schaute her und schaute hin, um

den Anfang und das Ende der Teigrolle festzustellen, doch konnte er keines von beiden herauskriegen. Zuletzt erklärte er: „Das weiss ich nicht, Vater, ich kann das Ende nicht herausfinden!“

Darauf erwiderte ihm der Vater: „Du, Söhnchen, bist nicht imstande das Ende eines Strudels festzustellen, berühmst dich aber dennoch, alles besser als Vater und Mutter zu verstehen und schmähest uns als gar nichts Wissende? Untersteh dich noch einmal, vor einem bejahrten Manne mit deinem Besserwissen zu protzen!“ Und zu seinem Weib gewandt sagte er: „Es ist wohl schade, Weib, dass wir so vieles Geld verschwendeten, uns soviel abplagten und soviele Hoffnungen auf unseren gelehrten Sohn hegten!“

Anmerkung: Die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende. Der Sohn bleibt selbstverständlich dem Vater eine Antwort nicht schuldig und der Vater zeigt ihm auf grobbäuerliche Weise, wo der Zimmermann das Loch in der Wand stehen gelassen. So sieht sich der aftergelehrte Jüngling ins Getriebe der Öffentlichkeit hinausgeschleudert. Er, der das Volk nicht versteht, der es verachtet oder gar hasst, wird nun zum Staatengründer, rän-kischen Diplomaten, Lügenhistoriographen, verleumderischen und ehrabschneiderischen Kritiker, Revolver- und Stinkbombenjournalisten, offiziellen Beschundler und Besudler, der über alles und jedes mit ungezügelter Frechheit seine Meinung zur Geltung bringt. Er bebt vor keiner Art von Erpressung zurück und scheut keinerlei Heimtücke, um Geld und Gut zu erlangen, damit er seinem Müssiggange weiter frönen kann. Führt dich der Weg nach Laibach, Karlowitz, Neusatz, Agram, Zara, Sarajevo, Mostar, Belgrad, Niš und Sofia, so wirst du ihn unter seinesgleichen in Kaffeehäusern und Gastwirtschaften herumlungern sehen, doch halt deine Taschen zu und weich ihm im weitesten Bogen aus.

497. Der Hase zerspringt, die Berge überhören es

Ein Armer prozessierte. Er war im Recht. Die Richter gaben ihm nicht recht, er fiel mit seiner Klage durch! Beim Abgang sagte der Arme: „Der Hase zerspringt, die Berge hören es nicht!“ Als die Gerichtherren dies vernahmen, riefen sie den Armen zurück und fragten ihn: „Von wem hast du diesen Ausspruch gehört?“ Antwortete er: „Von einem alten Manne hab ich ihn gehört!“ Und auf die Frage, was denn die Redensart besagen soll, erwiderte der Arme: „Ihr seid die Berge, ich bin der Hase. Der Hase zerspringt, die Berge überhören es!“

Anmerkung: Das ist eine sprichwörtliche Redewendung und die Erzählung versucht die Entstehung zu erklären.

498. Durchdacht und vollbracht

Als die Apostel eine Besprechung abzuhalten beabsichtigten, wollten sie nicht, dass der hl. Spiridion in ihrer Mitte weile. Insgeheim schlachten sie des hl. Spiridion Reitross und seines

Diener's Maultier ab. Der hl. Spiridion erfuhr, dass die Apostel zu einer Versammlung gingen und sprach zu seinem Diener: „Wohlan, geh und rüste die Reittiere, damit wir aufbrechen!“

Als der Diener sah, die Tiere seien abgeschlachtet, sagte er es dem hl. Spiridion. Der hl. Spiridion begab sich hin, setzte den Kopf des Pferdes auf den Rumpf des Maultieres, den Maultierkopf auf den Rossrumpf auf und augenblicklich lebten beide Tiere wieder auf. Und sie brachen auf. Als die Apostel dahin wanderten, konnten sie vor Gestank schier nicht weiter. Und als der hl. Spiridion mit dem Diener dort eintraf, verbreitete von irgendwoher ein totes Hündchen einen Aasgeruch. Er häutete es ab, zerlegte es und bereite einen vorzüglichen Lack daraus und barg ihn in seine Satteltaschen.

Die Apostel gewahrten den hl. Spiridion, sahen, dass er das Ross und Maultier wiederbelebt hat und sprachen: „Siehe da, der Kopf des Pferdes auf dem Maultier und der Maultierkopf auf dem Rosse – fürwahr er ist ein Wundertäter!“

Er gesellte sich zu ihnen. Sagten die Apostel: „Wir wollen es so anstellen; durchdacht sei gleichzeitig auch vollbracht!“ Darauf der hl. Spiridion: „Es ist nicht recht so, dass das Durchdachte gleichzeitig auch das Vollbrachte sein soll, denn man kann so manches durchdenken, ohne dass es zur Tat werde; die Tat bleibe für sich eine Tat, das Durchdachte aber ist wieder eine Sache für sich.“

Das Abendessen war bereit. Fragen die Apostel: „Hat wer das Nachtmahl gesalzen?“ Sprachen die anderen: „Niemand hat es getan.“ Sagte der hl. Spiridion: „Nun wohl, ich tu's“ – ging ums Nachtmahl – und salzte es erst nicht. Als sie zu essen anfiengen, war die Speise ungesalzen. Sprachen sie: „Warum habt Ihr es denn nicht gesalzen?!“ Antwortete der hl. Spiridion: „Ich habe es bloss durchdacht!“ Und da haben es die Apostel dem hl. Spiridion zugegeben, durchdacht sei nicht zugleich auch vollbracht!

Anmerkung: Im Deutschen lautet das Sprichwort: wie gesonnen, so ausgesponnen, und: wie gesagt, so ausgespöhnt, oder wie gesagt, so getan.

In dieser Erzählung sind drei Stoffe ineinander verschmolzen:

- I.) Die im Abendlande bekannte Mär vom Elypiuswunder, das hier dem hl. Spiridion zugesprochen wird.
- II.) Die Geschichte, wie man einem unliebsamen Gast durch Aasgeruch vertreiben will, der Gast jedoch selbst aus dem Aas einen Vorteil zieht.
- III.) Die Erzählung wie ein kluger Mensch durch seine geistige Überlegenheit den Sieg über den voreilig Handelnden davonträgt. Es ist eine Erklärung, die der Hellene einst mit der Sage vom Prometheus und Epimetheus erläuterte. Vorbedacht–nachbedacht.

499. Die Stiefmutter

Ein Wandermann begegnete auf der Strasse einem recht hübschen, jedoch zerlumpten Kinde und begrüßte es:

„Helf dir Gott, Kleines!“

„So soll dir Gott helfen, Vetter!“

„Hast du, Kleines, eine Mutter?“

„O ja!“

„Du lügst, denn mir kommt es vor, als ob sie voriges Jahr verstorben sei.“

„So wahr mir Gott, so ist's, doch hat mein Vater eine zweite Mutter heimgeführt.“

„Und sag mal, du Kleines, welche Mutter war dir lieber, die Verewigte oder die jetzige?“

„So wahr mir Gott, lieber war mir die erste, die verblichen ist, nur hat sie furchtbar gelogen!“

„Wieso gelogen, du Hundetreue?“

„Wieso hat sie denn nicht gelogen, pflegte sie doch immer, so oft sie erzürnte, zu sagen: ‚Dich bring ich um! Dich bring ich um!‘ und hat mich niemals umgebracht, die zweite aber sagt gar nichts, sondern packt mich und prügelt mich windelweich durch.“

500. Gott versteht keinen Spass

Ein Mann ging ins Gebirge, um einen Stand wilder Bienen zu suchen und gelobte: „Lieber Gott, lass mich heute einen Bienenstand finden, den Honig werde ich unter die Armen verteilen, das Wachs aber weihe ich der Kirche!“ So zog er weit durch den Hochwald hin, bis er endlich in einer Buche hoch oben einen Bienenstock erblickte. Als er den Baum erklommen hatte und oben richtig den Bienenstock vorfand, da sprach er: „Ei mein lieber Gott, dich hab ich gehörig gefoppt: den Honig esse ich selber fein auf, das Wachs aber verkaufe ich für meinen eigenen Vorteil!“ Plötzlich bricht unter ihm der Ast und er purzelt hinunter, wobei er sich tüchtig aufschlägt. Da ruft er aus: „Du lieber Gott, du verstehst wirklich keinen Spass!“

501. Von drei ungetreuen Freunden

Es waren einmal drei Handwerksburschen, ein Schuster, ein Schlosser und ein Tischlergehilfe, die schlossen miteinander Freundschaft fürs Leben und vereinbarten selbdritt auf Wanderschaft zu gehen, um Arbeit zu suchen und die Welt kennenzulernen. Sie schnürten also ihre Ränzlein, steckten Geld zur Wegzehrung in die Tasche ein und brachen heiteren Sinnes auf den Weg auf. Der Schuster war ein etwas traumhüptiger Geselle, pflegte lieber zu rasten als des Schusters Rappen zu viel abzustapazieren und legte sich einmal am Wegrain nieder, um sich gehörig auszuschlafen. Wegen seiner Schrullen mochten ihn seine Genossen, der Schlosser und Tischler nicht gut leiden. Als Schnallendrucker war er beim

Fechten ein recht lahm-lackerter Kerl, verstand es nicht, die Leute zu rühren und die Para, die er wo bekam, besah er mit Andacht, bespuckte sie und verbarg sie im Beutel, statt sie auszugeben. Dagegen freuten ihn unbändig die schöneren Erfolge der Genossen und teilte mit ihnen jeweilig redlich, was sie an essbaren Dingen einheimsten. Wie er nun so dalag wie ein Holzklotz im Walde, verabredeten die zwei Gefährten, ihm einen Streich zu spielen, ihn dann im Stich zu lassen und sich einen Ersatzmann für ihn zu suchen. Wie gedacht so ausgespäht. Sie nahmen ihm seinen schon ziemlich vollgespickten Beutel ab, liessen ihn ungestört weiterschlafen und zogen nach getanem Werk fürbass ihres Weges weiter.

Als der Schuster erwachte, sah er sich allein und lugte vergeblich nach seinen Gefährten aus. Das hätte ihm noch nicht so wehegetan, wäre mit ihnen nicht auch sein ganzes Zehrgeld spurlos verschwunden gewesen. Also machte er sich auf, um sie ausfindig zu machen. Ja Schnecken! Wo er auch hinkam und nach ihnen forschte, erfuhr er, sie seien schon weiter weggegangen und hätten es sich recht gütlich getan. In zehn Tagen hatten die zwei lockeren Zeisige sein Geld und auch das ihrige verjubelt und dann schlugen sie sich in den dicken Wald, um dem Verfolger durchzubrennen, aber im Walde verirrteten sie sich, fanden keinen Ausweg und mussten sich vom verfaulten Waldobst und Baumrinden kümmerlich nähren. Daraus hätten sie sich am Ende nicht viel gemacht, doch die schlechte Kost schlug ihnen nicht bestens an. Als sie schliesslich in ein Dorf kamen, hatten sie ein so arges Drücken und Brennen im Magen, dass sie sich erschöpft hinlegten und starben. Als nun einige Tage später der Schuster im selben Dorfe eintraf und die Mär vernahm, äusserte er unverhohlen seine Schadenfreude darüber und dann wanderte er weiter. Auch er geriet in den dicken Wald hinein, wo ihn aber ausgehungerte Wölfe überfielen und bis auf die Schuhabsätze auffrassen. Da sagten die Leute, als sie von seinem Tode erfuhren, die Wölfe hätten ihn nur darum zerfleischt, weil er so schadenfroh über das klägliche Ende seiner Wandergenossen dahergeredet habe.

Bosnien

502. Von einem, der da zum Fürsten geworden

Ich war zwar noch ein ganz kleiner Dorfjunge, doch gleichwohl erinnere mich jener Zeiten ganz gut, als man sich allabendlich zu Zusammenkünften versammelte oder zu Spinnstubsitzungen (*sijels*), wie man bei uns sagt, und einander mit Geschichten und Gedichten zur Kurzweil unterhielt. In lebhafter Erinnerung behielt ich insbesondere einen Krüppel, der vor allen anderen die merkwürdigsten Geschehnisse zum besten gab. So erzählte er uns zum Beispiel von einem Manne aus armem Stande, der reich geworden war, es zum Fürsten gebracht hatte. In seinen jüngeren Jahren war der Mensch nur ein Fischer in dürftigen Verhältnissen. Eines Tages kam zu ihm ein Unbekannter auf seinem

Schiffchen gefahren und bat ihn, auf sein Fahrzeug aufzupassen, er wolle sich bloss zur Stadt begeben, etwas einkaufen und nach besorgtem Geschäfte gleich wieder zurückkehren. Der Fischer versprach ihm, obacht zu geben und um ihn davon zu überzeugen, zog er seinen Nachen bis an den Bord des Schiffchens hinan. Kaum war der Fremde ausserhalb der Gesichtweite geraten, hub der Fischer, neugierig geworden, das Schiffchen näher zu untersuchen an. Unterm Deck am Grunde des Schifflens entdeckte er mehrere Beutel voll Goldstücke und eine längliche, ziemlich grosse Kiste. Weil die Ladung sonst weiter aus nichts bestand, verwunderte sich der Fischer darüber gar sehr und versuchte, die Kiste zu heben. Inzwischen sah er den Eigentümer des Schiffchens von der Ferne zurückkehren und als er da war, sagte er ihm, es sei ein Herr aus der Stadt hergekommen und habe nach ihm gefragt. Der Unbekannte glaubte, es sei wahr, was ihm der Fischer vorplauschte und wandte sich wieder zurück in die Stadt. Der Fischer wollte neuerdings die Kiste heben, merkte aber, sie sei gar zu schwer für seine Kräfte und hätte gerne gewusst, was für einen Inhalt sie berge. Nun bemerkte er, sein Nachen habe ein Loch bekommen und darum band er ihn ans Schifflin an und verstopfte das Loch, damit der Nachen nicht versinke. Als dann die dunkle Nacht vollends anbrach, kehrte der Fremde aus der Stadt zurück, der Fischer überfiel ihn meuchlings und tötete ihn. Nun erst sprengte er die Kiste auf und ihr entstieg ein Mädchen. Wie sie das angerichtete Unheil wahrnahm, schoss sie aus einer Büchse auf den Fischer, die Kugel aber verfehlte ihn. Der Fischer wollte sie in seinen Nachen locken, doch sie weigerte sich und verblieb lieber beim Leichnam ihres Vaters. Sie beklagte ihn, wurde zuletzt verrückt, sprang in den Fluss und ertrank. Der Fischer bemächtigte sich darauf des Schiffchens und des Geldes, flüchtete in ein fremdes Land, verlegte sich auf den Handel und erwarb so grosse Reichtümer damit, dass er zum Fürsten aufstieg. Doch sein Fürstentum und sein übergrosses Gut freuten ihn gar nicht, denn es quälten ihn unausgesetzt Gewissensbisse wegen der begangenen Missetat. Um sich zu erleichtern, fieng er unter den Armen Wohltaten auszuüben an, doch das hinderte seinen Kummer nicht im geringsten. Endlich berief er einen Geistlichen zu sich in seinen Palast und beichtete ihm alles. Der Geistliche sagte ihm, er möge all seine Besitztümer und Güter unter das arme Volk verteilen und von neuem ein Leben in Gottesfurcht und Ehrlichkeit zu führen beginnen. Nur das werde ihn von der Sündenlast erlösen. Der Fürst tat, wie es ihm der Diener des Herrn geheissen, entäusserte sich alles ungerecht erworbenen Gutes und stand eines Tages noch ärmer da als er dazumal vor der Mordtat gewesen. Darüber verlor er völlig den Verstand, irrte als närrischer Bettler zum Gespött der Gassenjungen im Lande umher und verstarb endlich auf einem Misthaufen.

Bosnien

503. Von einem, der für die lauterste Wahrheit schwärmte

Um seine Seele zu retten beschloss ein Mann, die Kutte anzulegen, begab sich in ein Kloster auf dem heiligen Athosberge und hier sich zum Mönch einzukleiden. Er war ein überaus rechtschaffener Mönch, der da vor Lug und Trug floh, die Wahrheit ungemein hoch bewertete, niemals selber log und jedermann reinsten Wein einschenkte. Hörte er einen der Klostermönche lügen, so schimpfte er ihn weidlich zusammen und sagte zu ihm: „Du lügst, so verhält sich die Sache nicht!“ Ja, selbst der Hegumenos, der Abt, erwarb nicht seine Gunst und sogar ihn putzte er einmal tüchtig herunter, als er ihn eine Lüge sagen hörte. Wegen dieser seiner Eigenheit zog er sich nicht bloss den Hass der Klosterbrüder, sondern auch des Hegumenos zu und darum jagten sie ihn zum Kloster hinaus. Unser gerechter Mönch suchte nun ein anderes Kloster auf. Schön, doch auch hier erfuhr er, was Unduldsamkeit und Unverträglichkeit sind und auch von hier schmiss man ihn hinaus. In einem dritten Kloster erging es ihm nicht um ein Haar besser; so hausierte er sämtliche Klöster ab und immer mit dem gleichen Erfolge. Zuletzt blieb nur noch ein einziges übrig und dorthin lenkte er seine Schritte.

Er trat vor den Hegumenos hin und beichtete ihm seine Leidengeschichte, wie er zum Mönch geworden und wie man ihn aus allen den Klöstern hinausgeekelt habe, dieweil er nur die Wahrheit liebe und die Lüge hasse. Auf solche Reden hin sprach der Hegumenos zu ihm: „Ei, mein Kind, just derartig beschaffene Brüder haben wir gern, und für die ist auch unser Kloster ein Hort. Verbleib denn auch du allda!“

Mit Freuden blieb der Mönch im Kloster. Es war an einem Samstag. Er sass den Tag über wie gewohnt da. Als es dunkelte, läuteten die Abendglocken. Alle Mönche zogen zum Abendgottesdienste in die Kirche. Der Hegumenos setzte sich in seinen Stuhl oben an rechter Hand und ihm gegenüber linker Hand unser Mönch. Nach Schluss der Abendgebetes kam der Vortrag des „Nun entlassen wir“ usw. Der Hegumenos begann: „Nun mehr entlassen wir deinen Knecht, o Vladika, wie es meine beiden Augen sahen!“ Nicht sobald vernahm der wahrheitliebende Mönch ihm gegenüber diese Schlussworte, so schrie er auf: „Du lügst! Wieso hast du zwei Augen? (Der Hegumenos war nämlich einäugig) Wie unterstehst du dich, den HERRN anzulügen, dass du ihn mit beiden Augen gesehen hast?“

Nachdem ihn der Hegumenos so reden gehört hatte, jagte auch er ihn hinaus. Daraus ersiehst du, dass die lautere Wahrheit nirgendwo freundlich aufgenommen wird.

504. Von einem Räuber und einem sanften Klosterknecht

Es war einmal ein grundböser Räuber, der da dem Raub, Einbruch, Mord und allen möglichen Schandtaten nachgieng, so dass alle Dörfer in der Gegend wie eine Gerte vor ihm zitterten und bebten.

Dort befand sich auch ein Kloster. Eines Tages tauchte der Kerl im Kloster auf, um sich an Speise und Trank gütlich zu tun, zu rauben, was ihm unter die Pranken geriet und was ihm zusagte. Bei seinem Erscheinen empfing ihn der Hegumenos, der Abt, dass der Schreck in alle Glieder fuhr, um besonderer Rücksichtslosigkeit vorzubauen, mit höchster Auszeichnung gleich wie einen Kaiser. Er erwies ihm grösste Ehrenbezeugungen, trug ihm zu essen und zu trinken auf (o, verwandelte es sich doch zu Gift für ihn!) und bot das allerbeste und allerschönste für ihn auf und er stellte sich samt alten Klosterknechten, gleich wie eine Braut, mit gefalteten Händen vor ihn hin, nur um ihn, den verruchten Gesellen, vor Befriedigung seiner wüsten Launen abzuhalten.

Nachdem sich der Räuber angegessen und angetrunken (er hatte sich voll angepampft, das Herz möge ihm davon zerplatzen!) und des guten übergenug genossen, streckte er sich gegen Abend aus und schlief sich aus. In der Früh zeitlich frass und soff er wieder, setzte sich hin und sagte zum Hegumenos: „Pfaffe! Ich gehe jetzt, sollst mir aber ein Bürschlein bis zu einer bestimmten Stelle zum Geleiter mitgeben!“ Der Hegumenos selber begleitete ihn eine hübsche Strecke weit, versorgte ihn mit einem Maultier und gab ihm einen Klosterknecht, einen jungen Burschen als Geleiter mit. Bevor er ihn mitschickte, legte ihm der Hegumenos ans Herz: „Mein Söhnchen! Sei vorsichtig! Schau, das ist ein böser Mensch! Gieb acht und sei auf deiner Hut, dass du ihn nicht irgendwie reizest und er dir irgend eine Unbill zufügt, dich gar tötet. Haut er dich auf die eine Wange, so biete ihm die andere dar! Hüte dich, ihn zu erzürnen!“ – „Schön!“ erwiderte der Bursche und brach mit dem Räuber auf, um ihn bis dahin zu begleiten, wo ihn der Teufel holen und er ihm die Erlaubnis zur Heimkehr erteilen wird.

Sie wanderten und wanderten dahin und der Räuber begann auf dem Wege, sein Mütchen an dem Burschen zu kühlen, er schimpfte auf ihn los, was das Zeug hielt und strich ihm aufs Gesicht eine Watsche auf, dass dem davon die Augen flimmerten. Der Weisung des Hegumenos gemäss, alles gelassen zu erdulden, schwieg der Bursche beharrlich, nur um den Räuber nicht zu erzürnen. Nach Empfang der einen Ohrfeige, hielt er ihm auch die andere Wange hin und richtig versetzte ihm der Räuber eine zweite und der Bursche nahm schon sie geduldig hin. Dann gab er ihm einen Faustschlag ins Gesicht und noch immer nicht vom Dreinschlagen satt, einen weiteren auf die Stirne.

Jetzt aber stieg dem Burschen die Galle bis zur Nase auf und nicht willens, länger solche Misshandlung zu erleiden, schwang er seinen Knüttel und puff! damit dem Räuber aufs Schädeldach, so dass der vom Maultier unters Maultier zu liegen kam. In aller Schnelligkeit beugte sich der Bursche zu ihm wieder, riss ihm aus dem Gurt der Jatagan heraus und hieb ihm damit den Kopf ab. Den Kopf warf er in den Hafersack hinein, ergriff das Maultier am Zaum und kehrte gemächlich im Kloster zurück, als ob gar nichts geschehen sei: Hat einer weder Lauch gegessen noch zu einem Rauch gerochen! Wie man zu sagen pfllegt.

Als er ins Kloster reingekommen war, befragte ihn der Hegumenos: „Wie hast dich aufgeführt, mein liebes Söhnchen? Wie bist du auf dem Weg mit dem Räuber ausgekommen?“

Der Kerl trug einen gar schiefen Kopf auf!“

„Halt ja, weil er so schief war, so richtete ich ihn ein bisschen zurecht. Dort steckt er im Futtersack!“

„Was plauschst du, Söhnchen?“ fragte erblassend und zusammenschauernd der Hegumenos, „was für ein Futtersack? Was hast du getan?“

„Wie ich's dir sage, im Futtersack. Glaubst du es mir nicht, so schau selber im Hafersack nach, der am Maultier baumelt. Ich tat ihm rein gar nichts zuleide, sprach keine Silbe zu ihm, der Hund jedoch fängt gottjämmerlich mich zu schmähen und zu beschimpfen an. Ich armer Tropf schweige nur zu alledem. Auf die erste Watschen auf die eine Wange hin, biete ich ihm die andere dar und hole mir noch eine, dass mir die Augen davon übergiegen. Wie du mir befohlen, so nahm ich alles schweigend entgegen. Dann verreichet er mir einen Faustschlag ins Gesicht und darnach einen auf die Stirne! Noch immer aber war der niederträchtige Hund nicht satt und das sollte ich noch weiter ertragen? Ich packte meinen Prügel fester, fuhr ihm damit über den Schädel und im Nu sank der Kerl vom Maultier unter das Maultier herab, wie ein Baumklotz. Rasch beugte ich mich über ihn nieder, riss ihm den Jatagan aus dem Gurt heraus und hieb ihm den Kürbis ab. Dort steckt er im Hafersack. Komm, wenn du willst und schau ihn dir an. Ich musste ihn doch einmal lehren, wie man einen schiefen Kopf gerade setzt!“

505. *Wer böse übt, hat Böses zu erwarten*

Es war einmal ein Mann, der hütete im Korngebirge seine Schafe. Ein Wolf heulte auf, worauf ihm der Mensch zurief: „Oh Gevatter, hol' mal aus der anderen Hürde jenes Schaf, damit sowohl ich als auch du zur Nacht essen!“ Der Wolf lief hin, schleppte das Schaf herbei und schob es ihm zur Stalltüre hinein. Der Mann ergriff es und schlachtete es ab. Der Wolf liegt vor dem Eingang, streckt die Pfoten vor sich hin und harret der kommenden Dinge. Der Mann häutete das Schaf ab, zieht den Talg heraus, erhitzt einen Stein im Feuer, umwickelt den warmen Stein mit dem Talg und wirft das Stück vor die Türe. „Da hast Gevatter, da hast du einstweilen einen Imbiss, bis das Nachtmahl gar ist!“ Der Wolf heiss hungrig schnappt nach dem Bissen verschlingt auf einmal den Talg mitsamt den heißen Stein und er fing jämmerlich zu heulen an, wie ein Mensch in äusserter Bedrängnis. Der heisse Stein verbrannte ihm die Eingeweide. Morgens fand der Mann den Wolf verreckt vor der Türe liegen. Dieser Mensch besass eine Herde von zweihundert Schafen, nach Jahr und Tag aber war von ihnen keine Spur mehr übrig, der Teufel hat sie geholt.

506. *Was einem Gott beschert*

Drei Jünglinge sassen vor den Füßen eines Kaiser. Einer sagte: „Besässe ich diesen kaiserlichen Schatz, so wüsste ich, was zu tun!“ Der zweite bemerkte: „Wäre die kaiserliche Prinzessin meine Gemahlin, so wüsste ich, was zu tun!“ Der dritte wandte sich den anderen zu und tadelte sie: „Was schwärmt ihr da! Was für Schätze! Was für kaiserliche Prinzess! Was für ein Kaiser! Der einzige Kaiser und der einzige Schatz ist in meinen Augen Gott allein. Was er beschert und was er verfügt, das muss geschehen!“

Zufällig hörte der Kaiser dies Gespräch mit an, berief am anderen Tag die drei Jünglinge vor sich, beschenkte den ersten mit einem vollen Sack Schätze und mit seinem Töchterlein den anderen, den dritten jedoch verurteilte er zu Tode, weil er den Kaiser nicht anerkenne. Als man aber daran war, den Jüngling hinzurichten, schob an seiner Statt Gott einen Wegelagerer unter, den Jüngling entsandte er in die Welt hinaus.

Dahinwandernd traf der Jüngling das mit Schätzen beladenen kaiserlichen Pferd, schwang sich darauf und zog weiter. Nicht lange ritt er dahin, als er der kaiserlichen Prinzessin hoch zu Rosse begegnete. Er verabredete mit ihr die Reise gemeinsam fortzusetzen, doch gaben sie einander nicht zuerkennen. Eines Abends überraschte sie die Nacht in einem Dorfe und sie gedachten dort zur Herberge zu bleiben. An einer Unterkunft bei so manchen der vielen Dörfler hätte es nicht gemangelt, doch dem Aldermann stach zu sehr die kaiserliche Prinzessin in die Augen und er beschloss, sie für sich zu behalten. Als sich die Reisenden um eine Nachtherberge erkundigten, erklärte ihnen der Aldermann: „Ihr könnt wohl hier bei uns übernachten, doch besteht bei uns der Brauch, dass Mann und Frau nicht bei einem Manne zugleich nächtigen dürfen. So werde ich dieses Mädchen zu mir nehmen, du aber wirst dort in jenem Hause übernachten!“ Und er zeigte ihm ein verwahrlostes Häuschen, von dem schon der Verputz abgefallen und das sogar ohne Umsäumung war.

Allgemein erzählte man und glaubte man, dies Haus sei der Aufenthalt gar vieler Gespenster. Wer dort übernachtete, kam nimmer lebend wieder zum Vorschein. Eben deshalb schickte der Aldermann den Jüngling dahin in der Erwartung, der werde daselbst umkommen und so werde ihm die kaiserliche Prinzess für immer verbleiben. Die ganze Nacht über bemühte sich der Aldermann, die kaiserliche Prinzess für sich zu gewinnen, doch misslang ihm dies vollkommen. Darüber von Ingrimms erfasst, befahl er, jenen Jüngling aus dem Hause herauszuschleifen und zu verscharren, denn er hielt ihn sicher für tot. Wie man in das Haus eintrat, fand man den Jüngling heil und fröhlicher Dinge vor. Die ganze Nacht über warteten ihm zwei holde Vilen auf und wiesen ihn an, sogleich dies Haus anzukaufen, denn in einer Wand sei ein riesiger Schatz eingemauert. Er suchte ohne Verzug den Aldermann auf, erzählte ihm alles, verschwieg aber wohlweislich die Kunde vom Schatz und begann mit ihm wegen Ankaufs des Hauses zu feilschen. Der Aldermann

verkaufte es ihm willig und billig. Der Jüngling erwarb es, liess es gleich niederreißen, stiess auf den Schatz, erkaufte an derselben Stelle ein ganzes Schloss und verheiratete sich gemäss der Vilenweisung mit der kaiserlichen Prinzessin. Nun erst gaben sie sich zu erkennen und erzählten einander, was jeder von ihnen bis dahin an Leiden erduldet. Sie vereinbarten, davon auch dem Kaiser zu vermelden und ihn zu bitten, er möge sie zuerst besuchen. Der Kaiser erschien und dieweil er keinen männlichen Nachkommen hatte, vererbte er sein gesamtes Kaiserreich seinem Eidam und so sah er ein, es müsse alles so geschehen, wie es Gott beschert.

507. Wie einer seinen Sippenschutzheiligen verkauft hat

Nach dem Untergange des Serbenreiches, als die Christen sich selber überlassen blieben, teilte das Volk die Sippenpatrone unter sich auf, damit jeder wisse, wen er als seinen Schutzheiligen zu feiern habe. Damals lebte ein reicher Mann, der ging für sein Sippenfest Getränk einzukaufen. Sassen Moslimen in einer Kaffeeschenke. Sprach er zu einem der Moslime: „Geh lass mich dir meinen Sippenpatron verkaufen!“ Erwidert der Moslim: „Scher dich fort, Walache, wie willst du mir deinen Schutzheiligen verkaufen, verhöhne mich doch nicht!“ – „Ei, meinen Schutzpatron will ich dir verkaufen!“ so setzt neuerlich der Serbe dem Moslim zu. Um ihn los zu werden, fragt ihn der Moslim: „Her damit, was forderst du, für einen Kaufpreis?“ – „Sollst mir blanke hundert Taler geben!“ – „Einverstanden“, meint er, „gleich zahl ich sie dir aus!“ Der Moslim zählt ihm auf die Bank volle hundert Taler auf! „Nun hab ich bezahlt, jetzt schau, dass du weiter kommst!“ Der serbische Christ steckte das Geld ruhig ein.

Der Moslim zu seiner Gesellschaft: „Schaut mal her, ihr Moslimen, hab dem Walachen seinen Sippenschutzheiligen, den hl. Georg abgekauft, ich will ihn auch gleich feiern!“ Für alle anwesenden Moslimen trachte er reichlich Getränk herbei. „Trinkt so viel ihr trinken mögt!“

Der Serbe verliess die Schenke, als sich sein Verstand plötzlich verwirrte und er zu blöken begann, nicht anders wie ein Schafbock. Und im dritten Jahre hatte er nicht den geringsten Gottesseggen mehr. Während jener Moslim, mit dem er das Geschäft gemacht hat, noch gegenwärtig in Pestera lebt und den hl. Georg feiert.

Anmerkung: Wir sind gewohnt, die Bewohner der Walachei, d. h. die Rumänen Walachen zu nennen. Der Guslar, der Spielmann nennt gewöhnlich den Italiener, den Christen nämlich einen Walachen, daher unser deutsches der Welsche und Welschland für Italien. Der serbische Moslim nennt daheim im Gegensatz zu sich, den altgläubigen Serben einen Walachen, den Katholiken aber einen *riseamin* (Christianus). Emil Fischer hat einmal in den Mitteilungen des Siebenbürgischen deutschen Vereines nachgewiesen, in der verschollenen Sprache der Illyrier habe *vlach* einfach „Hirte“ bedeutet. So haben Worte ihre Schicksale. – Der Moslim kauft hier ange-

lich einen Schutzheiligen, er stammt aber selber von Christen ab, die den Islam angenommen und die alten Schutzpatrone beibehalten haben, vor allen den hl. Georg, den man am 1. April feierte. Der 1. April war ehemals der erste Jahrtag, den man überall im Volke festlich beging.

508. Wie es einem Milchpantscher auf der Wallfahrt ergangen war

Es war einmal ein Milchhändler, der solange Milch verkaufte, bis er sich soviel zurückgelegt hatte, um eine Wallfahrt antreten zu können. Er brachte seine häuslichen Angelegenheiten fein säuberlich in Ordnung und machte sich dann beruhigt auf die Wanderschaft nach Mekka. Auf der Schifffahrt schloss sich ihm zutraulich ein grosser Affe an, der sonst eifrig den Schiffen bei ihren Verrichtungen hilfreich Handlungsdienste leistete. Er wich nicht mehr von seiner Seite. Der Pilgrim ahnte gar nicht, was der Affe im Schilde führe und hegte keinerlei Verdacht gegen ihn. So geschah es, dass er arglos seinen Geldgurt ablegte, um ihm einige Dukaten zur Zehrung zu entnehmen. Kaum erblickte der Affe den Geldgurt entriss er ihm mit einem blitzschnellen Zugriff, erklimmte sodann mit der ihm eigentümlichen Behendigkeit den hohen Mastbaum, schloss den Geldgurt auf und begann zur Kurzweil die Dukaten fortzuschleudern und zwar warf er jedesmal je einen Dukaten ins Meer hinein und einen anderen dem Waller in den Schoss zu. Als er mit dem Spiel zu Ende war, schmiss er zuletzt dem Wallfahrer seinen Geldgurt hinab, damit er die empfangenen Goldstücke darin wieder verwahre.

Alles geriet darüber mächtig in Verwunderung, bis endlich einer der Zuschauer den Pilger fragte: „Frommer Mann, womit hast du denn deine Wegzehrung erworben?“

„Brüder, ich habe immer Milch den Leuten verkauft und auf solche Weise mein Vermögen erlangt, entgegnete der Pilgrim, doch nunmehr sehe ich ein, warum mir kein Heil von der Hälfte meines Geldes erspross. Ich pflegte nämlich, Brüder, regelmässig die Milch zur Halbscheit mit Wasser zu versetzen.“

Dazu bemerkte einer der Zuhörer: „Was man mit Wasser erwirbt, Wasser es sicher wieder verdirbt.“

509. Wie eine Sünderin einer Brodrinde im Gebirgsee nachjagt

Eine Stiefmutter hatte ihrer drei Stiefkinder, denen sie gar böse gesinnt war: wenn sie ihnen Brod gab, war es Erde – und schnitt sie ihnen ein Hemd zu, so war es zu kurz und zu eng. Sie quälte sie auf jede mögliche Art und Weise ab. Der Herr bemerkte, was die Vettel für ein Spiel mit ihren Stiefkindern treibt und befahl den Engeln, „geht hin, holt ihre Seele ab, auf dass sie nicht länger die Kinder martere!“

Die Engel ergriffen ihre Seele, trafen vor Gottes Thron ein und sprachen: „Oh Herr, wie sollen wir über sie urteilen, denn sie hat vor Gott gesündigt, und sie soll ihre Schuld abbüssen!“ Erwiderte der Herr: „Wir werden einen Gebirgsee erschaffen, werden sie in diesen Gebirgsee hineinwerfen, werden vor sie eine Brodrinde treiben lassen und sie soll ihr im Gewässer nachjagen. So lange als Sonne und Mond scheinen, möge die Brodrinde nicht entweichen und die Alte sie nicht erreichen können!“

Sie erschufen einen Gebirgsee, schmissen die Alte hinein, und schoben vor sie eine Brodrinde hin! Die Alte jagt der Brodrinde über den See nach, schwimmt und schwimmt und kann sie nicht erhaschen. Fragen die Engel den Herrn: „Was hat die Frau für Sünde verbrochen, dass die immerdar der Brodrinde nachzuschneiden hat?“ Sprach der Herr zu den Engeln: „Das Weib hat gesündigt: sie hatte ihrer drei Stiefkinder, und brachte sie ihnen zu essen, so brachte sie ihnen Erde und gab sie ihnen, und schnitt sie ihnen Hemden zu, so schnitt sie sie allzu knapp und allzu eng zu, und darob fällte ich über sie solch ein Urteil, sie möge so lange als Sonne und Mond bestehen, aus jenem Sumpf nicht herauskommen!“

Anmerkung: Das ist die uralte Tantalussage, die sich durch mündliche Überlieferung seit Jahrtausenden behauptet und in den Schwarzen Bergen lokalisiert hat.

510. Der richtige Gast

Man erzählt in irgendeiner Stadt habe ein Pilgram gewohnt, ein ebenso vermöglicher als kluger Mann. Aus Frömmigkeit unterhielt er eine Freiherberge, in die er gerne Reisende gastlich aufzunehmen pflegte. Es fanden sich darum viele Gäste bei ihm ein, um bei ihm zu nächtigen, nur hatte er den Brauch, seinen jeweiligen Gast bei der Verabschiedung ganz tüchtig durchzubläuen. Diese seine sonderbare Gepflogenheit war bereits stadtbekannt geworden. Ein Spassvogel, der davon vernommen, gedachte, auch einmal für eine Nacht die Gastfreundschaft des Pilgrams zu erfahren.

„So helf mir Allah“, sprach er zu sich, „ich riskier's und wie's Gott fügen mag! Für wahr, den einen Abend hindurch werde ich ihn hin und her schummeln, so wies mir behagt, mag er mich zu guter letzt auch noch braun und blau schlagen!“ Wie gedacht, so umgespannt.

So begab er sich dann eines Abends zum Pilgram auf die Herberge. Kam hin, begrüßte ihn mit Selam und liess sich nieder. Der Pilgram empfing ihn nach Gebühr mit auserlesener Artigkeit. In dieser Nacht weilte sonst niemand zu Gast da und so fieng er allein mit dem Pilgram herumzubefehlen an. Kaum setzt er sich nieder, so hub er schon an:

„Pilgram, bin ermüdet, einen Kaffee möchte ich haben!“

„Habe einen bereit“, versetzte der Pilgram, – „es ist auch recht so, dass du ein wenig der Rast und Ruhe pflegst!“

Gieng und brachte einen Kaffee herbei.

„Ei, wohlan denn, so schenk ein!“ befahl ihm der Gast gebieterisch.

„Aber ja, gern, mein lieber Herr!“ sagte höflich der Pilgram und giesst ihm den Kaffee in die Schale ein.

Nachdem sie den Kaffee getrunken, bemerkte unser Bruder lustig zum Pilgram:

„Habe noch nicht die Abendgebetverbeugungen verrichtet, so schütt mir das Wasser zur Gebetandacht ein!“

„Gut, gleich!“ entgegnete der Pilgram.

Gieng und brachte Wasser herbei. Unser fröhlicher Geselle verrichtete das Abendgebet und sprach nach erledigten Verbeugungen zum Pilgram:

„Pilgram, schaff mir nunmehr einen tüchtigen Imbiss zur Stelle, denn mir knurrt der Magen!“

„Wohl, wohl, auch das wird geschehen!“ erwiderte der Pilgram.

Gieng und trug ein ausgiebiges Nachtmahl auf. Nach der Abendmahlzeit verrichteten beide des Jal-so, das Nachtgebet. Darnach sagte der junge Mann zum Pilgram:

„Pilgram, mich schläferst; deck mir das Lager auf, damit ich mich zum Schlafen ausstrecke!“

„Gleich, gleich, auch das wird geschehen“, sagte der Pilgram und bereitete für ihn ein weiches Lager aus, worauf sich der Jüngling der Länge nach hinlegte.

„Aldann, jetzt deck mich noch ordentlich zu!“

„Sofort werde ich dich zudecken auch“, entgegnete der Pilgram und zog sorgsam über ihm die Zudecke aus.

Als sie sich in der Früh erhoben hatten, hub der heitere Schlafgenosse weiter dem Pilgram Weisungen zu erteilen an.

„Wohlan, Pilgram, stell uns einen grossen Kaffee her!“

„Bitte gleich, bitte schön, sofort!“ erwiderte der Pilgram, gieng und holte einen Kaffee.

Nachdem sie ihn ausgetrunken, bemerkte der lustige Gast zum Pilgram:

„Ich möchte schon aufbrechen! Aber vorerst schau dich mal um und schaff mir eine gehörige Reisestärkung her!“

„Die werden wir unverzüglich haben!“ sagte der Pilgram. Gieng und brachte ein Gabelfrühstück und beide taten sich daran gütlich.

Nach dem Morgenimbiss erhob sich unser Bruder Wohlgemut, doch in seinem Sinne dachte er: Beim Allah, habe wohl mit ihm herum kommandiert und die Nachtherberge war vorzüglich, aber beim Hinausgehen wird er mich erschlagen! Bei meinem Glauben und meiner Seele, es wird mir schlimm ergehen, er wird mich, wenns gut abläuft, bloss krumm und lahm hauen.

„Bleib mir gesund!“ rief er ihm von der Haustürschwelle zu.

„So leb wohl!“ rief ihm der Pilgram entgegen und steckte ihm etwas in ein Papier

Eingehülltes in die Hand. Der junge Mann griff zu und fühlte etwas Hartes als ob es Geld wäre.

Er geht und schaut sich besorgt um, wann der Stock in Schwingung geraten wird, doch von einem Stock keine Spur. So verlässt er den Hof und biegt in die Strasse ein, wobei er des öfteren nach rückwärts blickt, ob nicht der Pilgram hinterher läuft, um ihn mit ungebrannter Asche zu bestreuen, der Pilgram jedoch bleibt im Haustor stehen und winkt ihm freundlich nach. Nun enthüllte der junge Mann das Papier und sieh da, es waren lauter blanke Geldstücke! Darüber geriet er vollends in Verwunderung, wieso es geschehen, dass der Pilgram gerade ihn derart freigebig beschenkte, der ihm so lästig gefallen war, während er andere Gäste zu leidigen Tagen geschlagen hatte. Weil er sich das Rätsel nicht auflösen konnte, so kehrte er entschlossen zum Pilgram zurück und befragte ihn:

„Warum hast du, Pilgram, mich derart vornehm begnadet, sonst aber deine Gäste bisher immer noch gründlich verprügelt?“

Antwortete ihm der Pilgram, „Seitdem ich die Herberge eröffnet habe, bist du bei mir als der erste richtige Gast erschienen.“

„Ja, wie meinst du das?“ fragte der Bruder Lustig.

„Nun so: Ich habe diese Herberge um des gottgefälligen Werkes willen eröffnet. Wer immer bisher zu nur als Gast eintraf, keiner liess mich ein gottgefälliges Werk ausüben. Gieng ich, um ein Wasser herbeizuholen, so verwehrte mir noch jeder die Mühewaltung, vielmehr sagte jeder: ‚Bemüh dich nicht, Pilgram, das besorge ich schon selber! Will ich Kaffee eingiessen, erlauben sie es mir nicht, möchte ich das Lager bereiten, so geben sie es wieder nicht zu, stelle ich den Tisch auf, so hindern sie mich dran. Kurzum immer sagen Sie: ‚Du brauchst dich nicht zu plagen, das tun wir schon allein!‘ Du dagegen bist als erster erschienen, der sich so betrug, wie es sich gehört!“

Singend kehrte darauf unser Bruder lustig heim, der Pilgram aber blieb zurück und sah ihm vergnügt lange nach.

Anmerkung: Sowie sich der Islam bei den Völkern eingelebt hat, kam mit ihm der Brauch auf, dass Männer und Frauen darnach streben, noch bei ihren Lebzeiten ein Verdienst von Gott zu erwerben (*sevap etmek*), indem sie wohlthätige Stiftungen zugunsten Bedürftiger ohne Unterschied der Volk- und Glaubenzugehörigkeit errichten. Den Stiftern kann man keine grössere Freude erweisen, als indem man von deren Wohlthat ausgiebigen Gebrauch macht. Man errichtet z. B. öffentliche Brunnen mit Sitzgelegenheiten, stiftet Freibäder, setzt Obstbäume entlang der Heerstrassen für hungrige Wanderer ein und baut Herberghäuser, in welchen unbemittelte Reisende mehrere Tage hindurch unentgeltliche Unterkunft und Nahrung finden. Dank dieser Einrichtung ist's selbst armen Leuten ermöglicht, ohne Geld in der Tasche die Wallfahrt nach Mekka und Medina zu unternehmen. Weil andere begüterte Pilger in den Karawansereien gerne die Ärmeren unterstützen, verlohnt sich den Hilfbedürftigen und Sparsamen jeweilig auf den Pfaden der Frömmigkeit zu wandeln. Wegen des *Sevap* haben arme Witwen und Waisenkinder im Bereich der Muslimen keine Sorge um Unterkunft, Bekleidung und Nahrung. Als nach dem Berliner Kongress i. J. 1877 Österreich-Ungarn die Besetzung Bosniens und des Herzoglandes in Angriff nahm, widersetzten sich im Verein mit den Moslimen viele tausende Christen

den abendländischen Befreiern, als dagegen im J. 1918 die Habsburger Monarchie aus den Fugen gieng, mussten mit den Besatzungen auch fast alle Beamte in wilder Flucht ihr Heil suchen und niemand rührte sich zu ihren Gunsten zur Erhaltung unserer abendländischen Hochkultursegnungen. Ob die im gleichen Kulturfahrwasser segelnden neuen Staaten einen langen Bestand haben werden, das ist eine Frage, die sich schwer befriedigend beantworten lässt, denn man nährt überall den Hass und das *sevap etmek* hat aufgehört zu sein.

511. Wohltun vergilt Gott zehnfach!

Es lebte einmal in einem Kleinstädtchen ein Mann, der sich zwar mit seinem Vermögen gut stand, aber doch nicht in der Lage war, alle seine Auslagen und Bedürfnisse vom Ertrag seines Geschäftes zu bestreiten. Darum sah er ein, er habe sich noch um eine Nebenbeschäftigung zu bemühen oder einen Handel zu betreiben, um sorgenlos leben zu können. Er grübelte darüber nach, was er wohl anpacken sollte, doch konnte er sich zu nichts aufraffen, weil er der Ansicht war, es liesse sich in einem so kleinen Städtchen auf leichte Weise nichts rechtes verdienen. Er entschloss sich daher zur Übersiedlung in eine andere, eine grössere Stadt. Er veräusserte seine sämtlichen Fahrnisse und liegende Habe, machte alles zu Bargeld und schlug seinen Wohnsitz in einer grossen Stadt auf.

Wie es schon jeder Fremde in einer fremden Stadt zu machen pflegt, so auch er, indem er in einem Haus abstieg, vom Gasthofwirten eine Stube mietete und sich darin bequem einrichtete. Den ganzen Tag über gieng er auf dem Marktplatze umher, beguckte alles und dachte über Handel und Wandel nach, des abends aber liess er sich in der Kaffeehausabteilung seines Hans nieder, liess sich einen Kaffee schmecken und unterhielt sich mit seinen neuen Bekannten über die Aussichten, die dieses oder jenes Unternehmen darböte, doch was immer man ihm als lohnend, vielversprechend und sicher auch empfahl, seinen Beifall fand nichts von alledem. Er erwog, zu solchen Dingen müsste einer viel Kraft und Arbeit aufwenden, dazu einen gehörigen Batzen Geld, überdies, wie man sagt, ein gutes Stück Glück haben und am Ende wäre es doch nicht unbedingt sicher.

Als er so eines Tages müssig in der Stadt herumlungerte, gieng er vor einer Moschee vorbei, schaute hinein und erblickte darin einen Hodscha, der einen Lehrvortrag über tugendhafte Lebensführung abhielt und um die Kanzel herum stand andächtig eine Menge Volkes.

So trat auch er in die Moschee ein und liess sich vorne nieder. Zufälligerweise sprach der Hodscha davon wie gut und edel es sei, armen Menschen milde Gaben zu gewähren und jedem der liebe Gott zum Lohne die ausgeteilten Gaben zehnfach vergelte.

Als dies unser guter Freund vernahm, dachte er bei sich: „Nanu, wozu suche ich mir ein noch besseres Geschäft als dieses da, das doch gewiss auf lauterster Wahrheit beruht, weil es doch der Hodscha aus dem Quoran herausgelesen hat?“ – So begab er sich denn aus der Moschee geradewegs in seinen Han zurück und fieng den armen Leuten milde

Gaben auszuteilen an. Teil heute, teil morgen aus und so hast du schliesslich alles verteilt, was du besessen. Der Gastwirt warnte ihn und hielt ihn von solchem Tun warnend ab, doch war alles vergebens, bis der Mensch mit leeren Händen dastand.

Das Geschäft des Herbergvaters hob sich zusehends und er benötigte seine sämtlichen Zimmer für die Gäste. Darum sagte er zu unserm Wohltäter: „Hör mal, guter Mensch, ich brauche dringend für meine zahlenden Gäste deine Stube. Räume sie also!“ – „Ja, aber bitt' ich dich, wohin soll denn ich mich verkriechen?“ fragte er den Wirten. „Du kannst ja einige Zeit auch im Kaffeeschrank nächtigen, bei Tag steigst du ja sowieso in der Stadt umher!“ antwortete ihm der Hauswirt und der genügsame Gast drückte sich allnächtlich in eine Kaffeehausecke hinein. Sechs Monate lang duldete ihn der Gasthofwirt daselbst, nach Verlauf eines halben Jahres aber sagte er zu ihm: „Hier könnte ganz gut einer meiner Kunden schlafen, für dich aber ist's ja ohnehin etwas eng hier und schon darum wäre es mir am liebsten, wolltest du dein Lager anderswo aufschlagen.“ – „So sag mir doch, ich bitte dich darum, wo ich nun einen Unterschlupf finden werde?“ fragte er den Herbergvater. „Das weiss ich selber nicht“, antwortete ihm der Wirt, „doch dort im Hof steht eine leere Hühnersteige, die ich ohnehin gegenwärtig nicht benütze, du aber kannst, wenn es dir zusagt, dort deiner Nachtruhe pflegen!“ „Auch gut, ich danke dir besten“, antwortete der beschwerliche Gast und richtete es sich häuslich in der Hühnersteige ein und bewohnte sie volle anderthalb Jahr hindurch.

Um diese Zeit schaffte aber der Gastwirt Hennen ein und sprach darum zu ihm: „Mensch, jetzt bedarf ich der Hühnersteigen für meine Hennen!“ – „Ei, wohin soll denn ich nun, bitt' ich dich?“ fragte ihn der Hühnersteigengast. „Das weiss ich wohl nicht“, antwortete ihm der Wirt, „doch mein Kohlenkeller ist genügend gross und breit und wenn sich darin noch soviel Kohle anhäuft, so kannst du alleweil auch ein Plätzchen dort als Schlafstelle entdecken, wenn es dir nur zusagt!“ – „Aber ja, ganz gut, viel besser befand ich mich ja auch nicht in der Hühnersteige!“ und er machte es sich im Kohlenkeller bequem.

Zwei volle Jahre lang war er Schlafgast im Kohlenkeller und wahrhaftig, er bekam ein solches Hausen übersatt.

Eines Morgens kroch er aus dem Kohlenkellerloch heraus, setzte sich auf einen Stein nieder und versank in tiefes Nachdenken über seine Erlebnisse, wobei er mit seinem Stäbchen im Sande Grübchen schürfte. Auf einmal blitzte etwas im Sande auf. Er hob es auf und weil er ein Sachkundiger war, erkannte er sogleich seinen Fund als einen kostbaren Edelstein, einen Diamanten. Er grub weiter im Sande nach und entdeckte ein zerfallendes Schächtelchen, das da voller Edelsteine war. Er las sämtliche zusammen, säuberte sie fein und begab sich damit auf den Markt hin zu den Geldwechslern. Sie überboten einander begierig, die kostbaren Steine in ihren Besitz zu bekommen.

Er verkaufte sie also, steckte das Geld ein und kehrte geradewegs in den Han zurück. Wie er so zählt und zählt und zählt, schau dir an da, der empfangene Betrag war gerade

zehnmal so gross wie jener, den er vor Jahren unter die armen Leute aufgeteilt hatte. Da überdachte er bei sich im stillen, jener Hodscha habe doch die lautere Wahrheit gesprochen, doch konnte er sich trotzdem nicht zum Versuch entschliessen, um seinen neuen Besitz auch zu verzehnfachen. Darum schüttete er ruhig sein Geld in die Tasche zurück, entlohnte reichlich den gutmütigen, nachsichtigen Herbergvater, schaffte sich einen neuen Anzug an und unternahm, wie gewohnt, einen Rundgang über den Händlermarkt. Wie er so an einer Moschee vorüberging, erblickte er darin wie einst einen Hodschen, der dem ihm lauschenden andächtigen Volke weise Lehren beibrachte und sie zu tugendhaftem Lebenswandel ermahnte.

Dachte sich unser Freund: „Will mal auch hineinschauen und einige gute Lehren aufschnappen. Kann niemals schaden!“ Er gesellte sich also der Zuhörerschaft zu.

Zufälligerweise setzte auch dieser Hodscha den Leuten auseinander, wie schön und edel diejenigen handeln, so da die Armut beteiligen und er schloss seine Ausführungen mit den Worten: „Und so da einer die Armen beteiligt, so wird es ihm dafür der liebe Gott zehnfach entlohnen für jede Gabe, so einer Armen zukommen liess!“

Als der Hodscha damit zu Ende war, erhob sich unser Freund vom Estrich, trat vor den Hodscha hin und sprach so zu ihm: „Alles das, was du jetzt vorgebracht hast, o wackerster Effendi, du mögst beglückt sein, ist heiligste, lebenvolle Wahrheit, doch schau mal im Buche nach, ob es wohl darin steht, es habe einer vor allem anderthalb Jahre in einer Hühnersteige, zwei volle Jahre hindurch in einer Kellerkohlegrube zu verächzen und zu verkrächzen und noch nebenher auf sich allerlei lebendige Leiden weiden zu lassen, um dann erst den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Das alles habe ich nämlich aus eigener Erfahrung erkundet und bin dessen, um Dir die Wahrheit offen herauszusagen, schon übersatt geworden. Es wäre mir aber nun doch unlieb, gerieten auch noch andere ebenso in ein solches Gedränge, wie ich es mitgemacht habe!“ Die übrigen Anwesenden massen ihn mit etwas verwunderten Blicken, er aber hielt sich nicht länger auf, sondern verliess die Moschee. Darnach eröffnete er einen ordentlichen Handel, heiratete, arbeitete emsig und eifrig, betete fleissig zu Gott, kam geschäftlich immer mehr und mehr empor und half nach besten Kräften armen Leuten in ihren Nöten auf, nur beobachtete er eine andere Art der Vermögenverteilung als ehemals.

512. Die Abenteuer eines Heldenmädchens

Es waren einmal zwei ganz arme Schwestern ohne Eltern und fern von Verwandten. Sie wollten ihrer Not ein Ende bereiten und beschlossen, in die Welt auszuziehen und ihr Glück zu suchen. Eines Tages brachen sie selbänder auf und jede hatte ein Messer mit auf die Wanderung mitgenommen. Als sie auf der Landstrasse an eine Wegkreuzung kamen,

verabredeten sie, ihre Messer gemeinsam in einen am Kreuzweg stehenden Baum zu stecken und trifft einer von ihnen einmal wieder bei dem Baume ein und sieht, ein Messer fehle, so würde sie an dem Zeichen erkennen, die andere Schwester, die Eigentümerin des Messers sei schon vor ihr dagewesen und bereits wieder heimgekehrt. Nun verabschiedeten sie sich von einander und die eine, die älteste Schwester schlug den Weg links, die andere, die jüngere, den rechts ein.

Die jüngere Schwester geriet auf ihrer Wanderung in einen grossen, dichten Wald hinein und gelangte zu einer mit hoher Wallmauer befestigten Burg, in welcher Buschklepper hausten. Die Hajduken waren damals gerade auf der Jagd und hatten es vergessen, das Burgtor zu verschliessen. Die Wanderin gieng zum Tor in den Burghof hinein und wäre auch in die Burg eingetreten, doch schreckte sie davor zurück, weil sie an einem Baume innerhalb des Schlosshofes ein Mädchen hängen sah. Bei diesem Anblick verbarg sie sich in einem Winkel, zumal da ihr ein Geräusch die Heimkehr der Räuber verriet. Sowie einer nach dem anderen der Räuber in den Schlosshof eindrang, so stiess er auch schon mit seiner Lanze in den toten Leib des am Baume aufgeknüpften Mädchens und trat erst dann in die Burg ein.

Nachdem sich die Räuber zur Ruhe begeben, schlich die Schwester wieder zum Burgtor hinaus und trachtete möglichst rasch dem Bereiche der unheimlichen Gesellschaft zu entkommen. Auf ihrer Flucht aus dem Walde erreichte sie eine grosse Stadt und suchte sich daselbst einen Dienstort. Sie verding sich als Magd bei einem reichen Kaufherrn, der einen offenen Geschäftladen hatte, darin er Waren jeder Art feil heilt. Dieser Kaufmann war aber ihres Vaters Bruder. Sie wusste nichts davon und er ahnte bei ihrer Aufnahme auch nicht, sie sei seine Nichte. Mit ihrem Fleiss, Eifer und ihre Ehrlichkeit erweckte sie allmählich die Aufmerksamkeit ihres Dienstherrn, er liess sich mit ihr in ein Gespräch ein, erfuhr daraus wie nahe verwandt sie einander seien, schenkte ihr nunmehr noch grösseres Vertrauen und betraute sie mit der Kassaführung in seinem Laden. So gestaltete sich ihr Leben im Hause ihres Oheims aufs angenehmste. Sie fühlte sich bestens aufgehoben.

Eines Tages verlautbarte öffentlich, die Tochter des Königs sei von Räufern entführt worden und der König habe eine hohe Belohnung demjenigen ausgesetzt, der den Aufenthalt der Prinzessin ausfindig machte oder auch nur ihren Leichnam zu ihm heimbrächte. Davon erfuhr aus den Unterhaltungen der Kunden im Geschäftladen auch die Kassiererin und sie sagte am Abend zu ihrem Oheim: „Mein teuerster Ohm! Ich weiss, wo sie weilt und könnte sie holen, doch es hält gar nicht so leicht, sie herzuschaffen. Ich müsste ein Reitross haben, das da über einen hohen Burgwall zu setzen vermag ohne Schaden davonzutragen. Auf das würde ich mich mit dem Leib der Prinzessin hinaufschwingen und so entrinnen können, denn wofern uns die Räuber ereilen und überwältigen, so ist mein und meines Rosses Tod!“

Der Oheim besass einen ganzen Marstall edler Rosse jeder Zucht. Die Nichte verstand die Sprache der Rosse und konnte darum mit jedem reden. Sie befragte darum der Reihe

nach jedes der Rosse, ob es sich wohl getraute heil über einen so hohen Mauerwall hinüberzuspringen und jedes antwortete ihr, es sei ausserstande, solch ein Kunststück auszuführen; nur ein Maultier erklärte, es vermöchte den Sprung zu leisten, es müsste jedoch vorher ein getauftes Kind aufessen, nur dann gewänne es die Kraft zum Sprung über den Mauerwall. Hierauf fand man ein elternloses Kind und das Maultier ass es auf. Das Mädchen und das Maultier rüsteten sich sodann für die weite Reise aus und zogen ab.

In der Nähe jener Burg angelangt sagte das Maultier dem Mädchen „Nunmehr nimm du den Leichmann der Prinzessin vom Baum herab, bring ihn her und binde ihn du an meine Kruppe fest an. Du aber häng dich an ihrer Statt am Baume auf und wann die Räuber am Abend heimkehren, so werden sie nach dir ein wenig mit ihren Lenzen stechen, du aber erdulde die Qual ohne aufzuschreien und in ein Geweine auszubrechen. Sobald die Kerle in die Burg eintreten, werden sie sich zum Schlafen niederlegen. Dann steig du sachte vom Baum herab, komm wieder her, schwing dich auf mich und wir werden heimflüchten!“

So wie sie es abgemacht, so führte sie es auch glücklich durch. Sie kamen zum offenen Burgtor in den Schlosshof in Abwesenheit der Räuber hinein, das Mädchen holte vom Baum die hängende Prinzessin herab, band den Leib dem Maultier fest an die Kruppe an und hieng sich selber an den Baumast an Stelle der entfernten Königtochter auf. Das Maultier versteckte sich inzwischen in einem Schlosswinkel. Nicht lange darnach erschienen auch schon die Räuber und jeder führte im Vorbeigehen einen Lanzenstoss gegen das hängende Mädchen, wie gewohnt aus, die jedoch gab trotz unsäglicher Schmerzen und Qualen keinen Laut von sich. Nach und nach rückten alle Räuber in die Burg ein, assen sich zu Nacht an und legten sich schlafen.

Kaum war in der Burg oben Ruhe eingetreten, liess sich das Mädchen vom Baum herab, schwang sich auf das Maultier hinauf, das Maultier sprang mit seiner Toten und mit seiner lebenden Reiterin über den Mauerwall hinaus und trug beide in die Stadt fort, wo der Oheim des Mädchens ansässig war. Der König liess dem kühnen Mädchen die versprochene hohe Belohnung ausfolgen, seine Tochter, der Prinzessin Leib, aber unter feierlichem Gespränge bestatten.

Von dem hohen Preis hatte die Nichte des Kaufmannes geringen Vorteil, denn sie lag schwer krank an den ihr mit den Lanzenstichen zugefügten Wunden danieder. Dem Arzt, der ihr die Wunden täglich reinigte und wieder sauber verband, gab sie jeweilig für seine Bemühung bare hundert Dukaten, doch unter der Bedingung, er dürfe keiner sterblichen Seele etwas davon verraten, dass er sie und warum er sie besuche und sie heile.

In jener einsamen Waldburg hausten nebst dem Oberhäuptling noch ihrer neunundsiebenzig Räuber. Als der Räuberhäuptling am anderen Morgen aufwachte und merkte, die Prinzessin hänge nicht mehr am Baume, beschloss er gleich nachzuspüren, wer sich des unterfangen habe, den Leichmann aus dem Schlosshofe zu stehlen und davonzuschaffen.

Den frechen Frevler gedachte er aufs härteste zu bestrafen. Er verkleidete sich und verliess die Burg und den Wald, um dem Täter in der Welt nachzuforschen. Er wanderte von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, hielt überall vorsichtig Umfrage und gelangte eines Tages auch in die grosse Stadt, in welcher die Nichte bei ihrem Oheim dem reichen Kaufmanne ihrer baldigen Wiedergesundung entgegensah. Weil er sich von den Anstrengungen der langen Reise gesundheitlich etwas angegriffen fühlte, wollte er bei Zeiten einen tüchtigen Arzt zu Rate ziehen und man empfahl ihm als einen der Kundigsten gerade eben denselben Arzt, in dessen Behandlung des reichten Kaufherrn Nichte war. Er befreundete sich alsbald mit dem Doktor, der eine Plaudertasche und ein ruhmrediger Mensch war. Im Laufe eines Gespräches äusserte sich der Doktor dahin, niemand verdiene wie er so leicht für nichts und wieder nichts so vieles schöne Geld. „Wieso das?“ fragte verwundert der Räuberhauptling. Darauf legte der Doktor des langen und breiten los, wie seine Patientin den kühnen Zug nach einer Räuberburg im finsternen Walde gewagt, den Leichnam der Prinzessin vom Galgenbaum herabgeholt, sich selber dorthin aufgehängt habe und wie sie letztlich mit ihrer Beute eingekehrt und vom König für die abenteuerliche Heldenleistung überaus so reich entlohnt worden sei, dass sie ihm auch jetzt noch täglich für das Nachsehen der Wundenverbände hundert bare Dukaten bezahle. Es sei doch ungemein merkwürdig, wieviele Lanzenstiche so ein Frauenzimmer stummen Mundes aushalten könne. Übrigens sei sie bereits so gut wie schon geheilt und habe ihre Tätigkeit wieder aufgenommen.

Darauf bemerkte der Räuberhauptling zum geschwätzigen Doktor: „Dies Frauenzimmer möchte ich für mein Leben gern sehen und reden hören. Die Geschichte klingt ja schier unglaublich!“ – „Nun gut, wenn sie auf ihre Bekanntschaft von Aug zu Aug so erpicht sind, so will ich es Ihnen vom Herzen gern sagen, wo sie am besten auszutreffen sei!“ Nach erlangter Auskunft begab sich der Räuberhauptling in seiner Verkleidung als vornehmer Herr spornstreichs in den Geschäftladen des Kaufmannes, kaufte drei Rauchzigaretten und erlegte an der Kassa der Kassierin hundert Kronen. Sie wollte ihm den Überschuss in kleiner Münze herausgeben, doch er erklärte, er pflege solche Kleinigkeit nicht erst in die Tasche zu stecken, er überlasse sie ihr zur freien Verfügung. Ebenso erschien der Räuberhauptling am anderen Tage im Laden, kaufte wieder drei Zigaretten, erlegte aber diesmal dem Fräulein fünfhundert Kronen. So zeigte er sich des öfteren, nur verzweifachte er jedesmal den das letztmal erlegten Betrag und verzichtete jederweilig auf den Überschuss, weil es ihm nicht daraufkam.

Er machte ihr auf Leben und Tod den Hof und gestand ihr seine unbezwingliche Liebe. Auch sie fasste zu ihm eine tiefe Neigung, weil sie nicht im entferntesten ahnte, wer und von wannen er sei. Nicht minder sagte sein Umgang dem Oheim des Mädchens gut zu und endlich vereinbarten sie miteinander, wann er, der Verehrer, offen als Freier bei ihm, dem Oheim nur die Hand der Nichte anhalten und an welchem Tage er sie nach der Verlobung zur Vermählung in die Kirche und heimführen werde.

Bei der Verlobungsfeier fragte ihn die Braut, wieviele Hochzeitleute es von seiner Seite aus beizustellen gedenke. Er erwiderte: „Es werden ihrer neunundsiebenzig und mich mitgezählt unser achtzig sein!“ Da gieng ihr urplötzlich ein Licht auf und auf einmal erinnerte sie sich, wann und wo und in welcher Gesellschaft sie ihn gesehen habe. Das war ja jener Räuberoberhäuptling selber! Sie beherrschte sich vollkommen, liess ihn von ihrer Erregung nicht das leiseste merken und sagte dann noch zu ihm: „O, wie schön! Das ist mir gar sehr lieb und recht, nur bitte ich dich, dass dein Gefolge, das mir das Geleite geben wird, ganz waffenlos erscheine und keiner selbst nicht das kleinste Messer mit sich trage. Dergleichen werden auch meine eingeladenen hiesigen Hochzeitsgäste vollkommen unbewaffnet sein. So ists doch am Besten, denn wenn beim Hochzeitmal das Getränk die Köpfe erhitzt, so kann es zwischen den Einheimischen und den Fremden zu keinen Schiessereien und Messersteckereien kommen!“ Damit gab er sich gern zufrieden.

Gleich nach der Verlobung und Festsetzung des Trauungstages telephonierte die Braut dem König, er möge zu ihrer Hochzeit achtzig seiner auserlesensten Krieger in voller Adjustierung mit Munition zum Empfang der Räuber zu ihr ins Haus befehlen. Als dann zur bestimmten Frist der Räuberhäuptling mit seinen neunundsiebenzig Rottgesellen, allen in goldstritzender Gewandung eintraf, erwartete die Braut sie mit grösster Freundlichkeit, hiess sie herzlich willkommen und geleitete sie in den grössten Saal des Hauses, wo sie zunächst jeden daraufhin untersuchte, ob einer nicht doch insgeheim ein Messer oder sonst eine Waffe bei sich habe.

Sie waren richtig samt und sonders, wie sie es gefordert hatte, ohne jede Waffe erschienen. Vergnügt sagte sie darauf zu ihrem Bräutigam, dem Räuberoberhäuptling: „Wahrhaftig, deine Gefolgschaftsmannen sind wunderschön anzuschauen, jedoch noch prächtiger, die, welche ich selber zur Hochzeit aufgeboten habe, damit sie einen Tanz aufführen!“ Entgegnete er ihr: „Da bin ich auch wirklich neugierig. So lass sie doch ehestens kommen, damit ich mich mit eigenen Augen davon überzeuge!“ Sie standen bereits in den Nebenstuben bereit und auf ein von ihr gegebenes Zeichen hin drangen die bewaffneten Soldaten des Königs in den Saal ein. Darüber erschrakten die Gäste gewaltig und grauses Entsetzen erfasste alle. Sie teilte jedem fremden Gaste einen der Soldaten als Geleiter zu und sagte zu den Soldaten: „Wann wir morgen vor der Kirche sein werden und ich die Hand erhebe, so wünsche ich, dass jeder seinen Mann auf der Stelle niederstecke!“

Als der Morgen graute, da zogen alle zur Kirche hin und sobald die Braut mit erhobener Hand das Zeichen gab, stach jeder Soldat mit dem Bajonett seinen gefesselten Gefangenen wieder. Als der Oberhäuptling merkte, dass es Ernst sei, nahm er seinen Hut in die Hand, schaute nicht mehr auf seine Braut und achtete nicht auf seine Leute, sondern trachtete nur auszureissen. Das ist ihm auch in aller Schnelligkeit geglückt. Also endete dies Hochzeitfest.

Wie nun der König sah, dass das Fräulein so klug und vorsichtig seine Stadt und sein

Volk von der Landplage befreit und die Ermordung der Prinzessin, seiner geliebten Tochter gerächt hat, da hielt er um ihre Hand für seinen Sohn, den Prinzen bei ihrem Oheim an. Alsbald feierte man ein fröhliches Hochzeitfest, bei dem es gar lustig zuging und das ehemals blutarmer Mädchen ward glücklich. Späterhin erfuhr sie den Aufenthalt ihrer Schwester und schickte um sie. Die Schwester traf ein und erhielt eine Stellung in Hofdiensten. So verbrachten beide Schwester ihr Leben bis aus Ende ihrer Tage in Glanz und Reichtum.

Anmerkung: Diese Mär bekam ich mit dem Schlusszusatz zugesandt: [übersetzt] Empfangen Sie herzlichen Gruß zusammen mit Ihrer Familie und den Schülern von mir. Ihr Schüler Osmanović, Bitte um Antwort. Redžep O. aus Kozarac in Bosnien kämpfte als Maschinengewehr-Gefreiter an der russischen Front und kam als Verwundeter im Herbst i.J. 1917 nach Wien ins Kriegspital Grinzing. Bis zu seiner Wiederherstellung besuchte er mit Eifer meine Krieginvalidenschule und erfreute mich mit seiner Lernbegierde. Er schrieb viele Märchen und Volklieder nieder und verlegte sich auch selber aufs Versmachen, um seine Beobachtungen und Erlebnisse mir zur Veröffentlichung zu übergeben. Im Frühjahr 1918 musste er an die italienische Front wieder ins Feld und er schrieb mir wöchentlich weiter Briefe, die er mit neuen Aufzeichnungen versah. Selbst nach dem Kriegende blieb er mit mir in schriftlichem Verkehr. Die vorliegende Mär schrieb er in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni i.J. 1918 in seinem Unterstande im Schützengraben während der Angriffe auf Montello nach dem erzwungenen Übergang über den Piavefluss nieder. Beachtenswert ist, dass sich in der Erinnerung Redžeps mehrere ältere Motive unter Verwertung neuzeitlicher Eindrücke zu einem einzigen Gebilde vereinigen. Merkwürdig berührte mich die Wahrnehmung, dass der lange Weltkrieg mit seinen unerhört gewaltigen Erscheinungen bloss auf einige wenige meiner Tausende von Schülern märchenbildend einwirkte. Vielleicht lag es daran, dass der einzelne Mann in der Menge aufging und keinen Überblick über die Ereignisse gewann.

513. Trügerische Freundschaften

Es war einmal ein Mann, der viele Freunde zählte. Um sich zu überzeugen, ob sie ihm in Wahrheit Freunde seien, begab er sich aufs Gericht und ersuchte den Kadi: „Was verlangst du dafür, wenn du mir für heute einen Wachmann bestellst, der mich auf Schritt und Tritt begleiten soll?“ Und er entrichtete die ihm vom Kadi abgeforderte Gebühr.

Geleitet vom Wachmann suchte er einen seiner Freunde auf und sprach zu ihm: „Sei so gut und verbürg dich für mich, der da will mich verhaften!“ Antwortete ihm der Freund: „Ich bedauere sehr, das ist nicht meine Sache!“ Denselben Bescheid erhielt er auch vom zweiten und dritten Freunde und keiner mochte für ihn eintreten.

Zuletzt wandte er sich an einen seiner Feinde und bat ihn um die erwünschte Bürgschaft. Der leistete sie ohne Bedenken sogleich.

Also erkannte der Mann seine Freunde seien in Wirklichkeit keine Freunde und er sagte sich von ihnen gänzlich los. „Solche Freundschaften können mir gestohlen werden!“ meinte er.

514. *Schlag deine Mutter Rede nicht in den Wind!*

Es war einmal ein Mann, der mühte sich Tag und Nacht solange ab, bis er endlich das Geld zu einer Wallfahrt beisammen hatte und so gedachte er zu wallern. Weil er aber der einzige Sohn war, suchte es ihm die Mutter auszureden, und sie sprach so zu ihm:

„Mein liebstes Söhnchen, du bist mein einzig Kind, geh nicht nach der Kaaba, denn ich kann nicht allein zurückbleiben!“

Er wollte jedoch von seiner Absicht nicht abstehen, rüstete sich trotzdem aus zur Reise und machte sich frohgemut auf die Wander auf. So pilgerte er einen Tag lang dahin, gelangte in die erste Stadt und kehrte in einen Hau ein. Am selben Abend begab er sich in die Moschee, um die Abendgebetverbeugungen zu verrichten und verblieb noch im Bethaus allein zurück, um weiter zu beten, nachdem bereits alle anderen fortgegangen waren.

Aber, der Satan legt sich nicht zur Nachtruhe nieder und so geschah es, dass zur selben Stunde irgend ein Diebkerl in ein Haus in der Nähe einbrach um es auszuplündern, indes nahmen ihn die Leute aus der Nachbarschaft wahr und suchten sich seiner zu bemächtigen. Der Dieb giebt Fersengeld, die anderen folgen ihm hinterdrein, wie nicht gescheidt, der Dieb nimmt die Richtung zur Moschee, die anderen ihm fortwährend nach, doch als sie zur Moschee kamen, entschwand der Dieb urplötzlich ihren Augen, gleich als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Sie suchten alles um die Moschee herum vergeblich ab, bis einer der Verfolger an einen Baum hinaufkletterte und zum Fenster in die Moschee hinschaute. Wie er da den Pilgram in der Moschee erblickte, gedachte er, das eben sei jener Dieb, der sich ihnen so entzogen habe und rief seiner Gesellschaft zu:

„Schnell, kommt her, dort ist er in der Moschee, der durchtriebene Kerl stellt sich, als ob er seine Verbeugungen abwickelte!“ Alle eilten zu Hauf, rissen die Moscheetüre auf und schrien:

„Ha, elende Einbrecherseele! Schnappst da geschäftig Gott nach der grossen Zehe, zuvor aber wolltest du unseren Nachbarn bestehlen, he!“

Der Arme ward darüber derart verblüfft, dass es ihm vollkommen die Rede verschlug. Man machte aber nicht viel Federlesens mit ihm, fesselte ihm Hände und Füße und als der Tag anbrach, schleppte man ihn vors Gericht.

Weil ihn die Zeugenaussagen einmütig belasteten, so fällte das Gericht das Urteil, man hane ihm die Hand ab, dann aber führe man ihm durch die Marktstrasse und rufe dabei aus:

„Also wird jedem geschehen, so der sich unterstünde zu stehlen!“

„Nein, so sollt Ihr nicht ausschreien“, fiel der Verurteilte ein, der wieder die Sprache gewonnen, „vielmehr ruft so aus: ‚Also wird jedem geschehen, so du sich unterstünde, seiner Mutter Reden in den Wind zu schlagen!‘“

Als sie ihm befragten, was er damit meine, so erzählte er ihnen, er sei ohne der Mutter

Erlaubnis zur Wallfahrt ausgezogen und darum habe ihn das Unglück getroffen, er sei aber niemals ein Dieb gewesen.

Nachdem sie auf solche Weise den klaren Sachverhalt erkannten, liessen sie ihn frei und er kehrte sogleich wieder heim zur Mutter zurück.

515. *Wie ein Hajdukenhauptmann ein Geld fürs Seelenheil stiftete*

Hajduken legten sich in einem Engpass in den Hinterhalt auf die Lauer, um irgend einen reichen Kaufmann oder Wandermann abzuschinden. Kam da zufällig ein Mann in den besten Jahren dahergeritten, der schön gekleidet und noch schöner bewaffnet war. Der Hauptmann befahl zwei, drei Hajduken, vor ihn auf die Strasse zu stürzen und ihn zu töten, sollte er nicht gutwillig sein Ross, seine Gewandung und sein Gewaffen ausliefern. Die Hajduken folgten auf der Stelle dem Geheiss und schriegen den Reisenden an: „Halt, Kämpfe! übergieb dich, siehst doch, dass du verloren bist!“ Dieser unglückselige Wanderer dachte, die Hajduken würden vor seinen Waffen erschrecken, zog einen Hirschfänger blank und stürmte gegen sie ein. Die aber schossen auf ihn drei Kugeln ab und er sank leblos vom Pferde nieder. Beim Auskleiden entdeckten sie bei ihm im Gewand auch einiges Geld und bei der Verteilung entdeckten sie eine alte ausser Kurs geratene Kupfermünze, die gar keinen Wert mehr hatte. Da sprach der Hajdukenhauptmann zu seinen Getreuen: „Nehmt, Kindern, dieses Geldstück und legte es dem getöteten Wanderer auf die Brust, denn vielleicht war er am Ende gar einer von den unsrigen, ein griechisch-orientalischer Christenmensch. Wer nun zuerst des Weges kommt, behalt für dessen Seele das Geldstück, denn es wäre eine Sünde, belissen wir dem Seligen nicht etwas für sein Seelenheil!“

14. Andere Erzählungen

516. Wie Fürst Danilo ein Zauberweib des Betrugs überwiesen hat

Danilo I. Fürst von Montenegro bemühte sich eifrig um die Ausrottung des Aberglaubens aus dem Volke und verfolgte grimmig jeden, den er bei dessen Ausübung antraf. Insbesondere pflegte er die Überärzte und Überärztinnen, die Zauberweiber (*vračare*), die Wahrsagerinnen (*galare*), die Heilkräuterinnen (*biljarice*) und alle Arten ähnlicher Volketrüger zu bestrafen.

Einmal vernahm Fürst Danilo, irgendwo im Katuner Bezirke sei eine gewisse Jokria als erfahrene Heilerin und Heilkräuterin zu grossem Ruf gelangt. Das Volk erzählte von ihren Leistungen wahre Wunder, wie sie da Wunden zum Vernarben bringe und Heilungen erziele, Sterbende rette und aus dem Grabe herausziehe. Um sich davon zu überzeugen, ersann Fürst Danilo einen Plan zu ihrer Überführung.

Er befahl zu diesem Zwecke einem seiner Flügeladjutanten, sich krank zu stellen, daheim zu verbleiben und sich ins Bett zu legen. Er selber zog das Gewand eines Landmannes an und stellte sich als angeblich älterer Bruder zur Pflege und Wartung des Kranken hin. Nachdem schon das ganze Spiel, wie abgekartet, eingefädelt war, schickten sie um das Zauberweib mit der dringenden Bitte, sie möchte sich unverzüglich einfinden.

Die Alte ahnt nicht in Traume, dass man ihr eine Falle lege. Sie liess alles daheim stehen und machte sich fröhlich auf den Weg. Kaum traf sie ein und trat über die Hausschwelle, begann der Kranke, als ob ihn Qual und Schmerz überwältigten, aus voller Kehle Weh und Jammer zu rufen, und, Gott helfe mir, sich die Haare auszuraufen. Tief betrübt und voll Bangen, es nahe dem Bruder das letzte Stündlein, bittet und beschwört Fürst Danilo die Alte, sie möge sich doch des Leidenden erbarmen, um ihn womöglich vom Ungemach zu befreien. Die schlaue Alte fieng zuerst zu zaudern an, um später möglichst viel verlangen zu können. Sie sträubt sich, sie sucht Ausflüchte, bis sie endlich dem unablässigen Drängen des Bruders und der übrigen Familienangehörigen des Kranken nachgibt und sich ans Werk macht. Doch schickt sie noch die Bemerkung voraus:

„Ei, mein Söhnchen, du weisst nicht, was das für ein mühevolleres Geschäft ist, einen Kampf mit den Drachen auszutragen und ihnen die Beute zu entreissen! Doch gibst du mir zuerst gleich ein stärkeres Anzeichen (*jači biljeg*), um sie je eher niederzuringen und später, Gott helfe mir, für meine Mühe und Anstrengung eine Belohnung!“

„Das will ich, so wahr mir mein Ehrenwort, wie sollte ich denn nicht ... Da nimm für jetzt bloss zum Anzeichen“, versichert sie Danilo ihr einen blanken Taler darreichend, „und genest mir mein Bruder, so kriegst du fünfundzwanzig aufgezählt!“

Der Alten erstrahlte das Angesicht vor Freuden, als sie um einen so grossen Schatz vernahm und liess den Fürsten gar nicht ausreden. Es ist ja kein Spass, fünfundzwanzig Taler! Fröhlich näherte sie sich dem „Kopan Ken“ und hub ihre Arbeit an. Sie verlegte sich auf ihr gewöhnliches Heilzaubern und auf Besprechungen (*bajanje*). Sie bekreuzigt, bestreichelt, knetet den Kranken, murmelt Beschwörungen vor sich hin, wozu der Kranke anfänglich noch heftiger wehklagt und stöhnt, sowie sie ihn etwas stärker massiert, während der Fürst und die übrigen Zuschauer scheinbar voll Furcht den Gang der Heilung abwarten.

Und siehe, welche Wunder! Nach kurzer Weile jammert und winselt der Kranke immer weniger, bis er sich schliesslich ganz beruhigt. Da schau, er lacht schon, er treibt Scherz, als ob er niemals krank gewesen. Er möchte sich auch schon vom Lager erheben, doch wehrt es ihm die Alte, sie haucht ihn noch an und wischt ihm den Schweiss von der Stirne ab und dann wendet sie sich zufrieden und selbstbewusst zum Fürsten um und spricht:

„Da hast du ihn, Söhnchen, gesund und heil wie aus dem Mutterleib frisch heraus. Die Alte greift nicht zu, wo keine Aussicht zu helfen ... Nun aber zahl mir aus, was du mir versprochen ...“

Der Fürst winkte dem Flügeladjutanten zu und sagte zu ihm:

„Du wirst dieser Hexe fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen. Das habe ich ihr auch zugesagt. Sie soll mal erfahren, wofür sie die Welt belügt und ihr die Haut abschneidet, die armen Kranken aber quält und aus dem Leben schafft!“

Vor Verblüffung stand die Alte wie versteinert da. Sie schrie Zeter und Mordio, doch alles vergebens. Kaum hatte sich der Fürst ein wenig entfernt, so peitschten der Flügeladjutant und das Gefolge die Alte aus. Von dieser Zeit an entsagte sie dem Zauberwerk und Heilwesen.

Anmerkung: Unter der ruhmreichen Regierung des Fürsten und Königs Nikila nahm das Reich der Schwarzen Berge einen kolossalen kulturellen Aufschwung. Beim Ausbruch des montenegrisch-türkischen Krieges im Oktober 1912 zählte Montenegro bereits *einen* königlichen Leib- und Hofarzt, während sich das übrige, das gemeine Volk noch immer an die Zauberweiber und Zaubermänner vertrauensvoll hielt. Ob das Vorgehen weiland Fürsten Danilos sittlich untadelhaft zu nennen ist, wage ich nicht zu erörtern, weil ich in der Ethik und Politik schlecht beschlagen bin, doch ist mir bekannt, dass die Zauberweiber vorzügliche Masseusen und gewöhnlich ausreichend gute Kennerinnen von Heilpflanzen sind. Mitunter glücken ihnen wunderbare Heilungen. Im Jahre 1870 verkrümmte dem Schneider Bošnjak in Požega die rechte Hand. Über ein Jahr lang patzten drei Stadtärzte an der Hand erfolglos herum und schliesslich erklärten sie, der Mann werde zeitlebens ein Krüppel bleiben. Auf meiner Mutter Rat hin berief Bošnjak zuletzt die Heilkräuterin, eine Schmiedefrau aus Novo Selo. Die brachte von der türkischen Burgruine Vrtovec einige Heilkräuter, sod sie ab und liess in dem Wasser die Hand des Kranken dünsten. Nach acht Tagen war der Mann wieder arbeitsfähig und blieb es bis zu seinem hundertsten Jahre, das er glücklich erreichte. Im Sommer 1885 lag ich schwer verwundet in Metković darnieder. Der Regimentarzt sagte zu mir, ich müsste mir das linke Bein abnehmen lassen, sonst komme der Brand dazu und ich werde in drei Tagen eine Leiche sein. Ich erinnerte mich aber Bošnjaks und liess einen heimischer Heilzauberer rufen. Der besah das Bein, wusch es mit Branntwein aus, schindelte es kunstgerecht ein und

ich konnte schon am dritten Tag, wenn auch mühsam auf Krücken, auf ein Schiff humpeln, um eine Adriafahrt zu wagen. Für den Dienst weigerte sich der ‚habsüchtige‘ Zauberer jede Bezahlung anzunehmen. „Du bist selber arm und wirst dein Geld auf der Wanderung noch brauchen“, sagte er, die Gabe abwehrend. Im folgenden bringe ich noch einige Geschichtchen von Heilkräutlern, die nach dem Zeugnis der Berichterstatter in Zdravlje Schwindler sind, doch muss man sich auch fragen, wievielen Kranken dieselben Schwindler tatsächlich Heilung brachten, bis sie ihren Ruf begründeten? Etwas Mumpitz gehört unbedingt zu dem Heilberuf, doch auch viele Menschenkenntnis und wirkliches Wissen von altererbten Heilverfahren. Ich denke von den in der südslavischen Volkmedizin bewahrten Erfahrungen vergangener Geschlechter nicht verächtlich, bemühte mich vielmehr, sie zu sammeln und habe einen guten Teil davon in meinen Schriften bereits veröffentlicht, zumal im verjüngten Bourke. Zumindest sind die dort mitgeteilten Ermittlungen für die Urgeschichte der Medizin und der Apotheke ausserordentlich belangreich.

517. Der Igel als Heilmittel

Voriges Jahr verbrachte ich einen Teil meiner Urlaubzeit im Dorfe M. an der Donau. Eines Tages erging ich mich am Stromufer, gewahrte in einer Pfütze einen kleinen Igel, fieng ihn ein und trug ihn mit nach Hause. Auf dem Wege begegnete mir Radul, einer der angesehensten Männer des Ortes und er begrüßte mich:

„Guten Morgen, Herr, was ist das?“

„Nun, ein Igel, siehst denn nicht?“

Radul erglänzten die Augen; er näherte sich mir und sagte:

„Ich bitte dich, Herr, gib mir diesen Igel; denn ich benötige ihn sehr!“

Auf meine Frage, wozu er ihn denn brauche, begann er mir zu erzählen, sein Weib sei schwer an Seitenstechen (*pleuritis*) erkrankt und habe ihn beauftragt, einen Igel aufzutreiben, denn der sei das zuverlässigste Heilmittel gegen diese Krankheit.

„Der Mensch braucht sich nur mit den Stacheln des Igels zu beräuchern und gleich genest er vom Seitenstechen“, so erklärte mir Radul, „und tauchst du in sein Blut den Besen ein und fegst mit ihm das Haus aus, so gibt es nachher keinen Floh mehr im Hause. Gar vielfachen Nutzen hat man vom Igel, Herr. Tag für Tag fahnde ich nach einem. Eine Banknote gebe ich dir für ihn!“

Ich setzte ihm auseinander, das sei nur eine Verirrung und beriet ihn, lieber mit seinem Weibe in die Stadt zum Arzte zu gehen, statt eine Banknote für den Igel herzugeben, doch liess sich Radul nicht belehren.

„Ich weiss es wohl, dass Ihr studierten Leute daran nicht glaubt, ein Igel könne als Heilmittel dienen, trotzdem ist aber dem so. Gib du mir nur den Igel her und sei ohne Sorge!“

Ich verweigerte ihm ihm standhaft und trug meinen Igel heim. Als bald erfuhr das ganze Dorf von meinem Igelfang. Jeden Augenblick kam man zu mir, um ihn mir abzunehmen. Ja, man bot mir sogar ein Schaf für ihn an! Ich blieb aber hartnäckig.

Eines morgens war der Igel verschwunden! Ich befragte strenge meine Wohnunggeberin, wo er denn hingegeraten sei und nach einigem Zögern gestand sie, sie habe ihn an Radul für ein halbjähriges Kalb verkauft.

Nach zwei Tagen verkündete das Dorfkirchglockengeläute den Tod der Gattin Raduls.

Anmerkung: Vom Igel als Heilmittel bei den Völkern vergl. Bourke, Krauss und Ihm, „Der Unrat“, usw. S. 224, 252, 410, 450, 482, 494, und 497. Die Erzählung zeigt so recht deutlich das schroffe Verhältnis zwischen dem gebildeten und eingebildeten Stadtherm und dem schlichten Landmann. In meinem Anthropophyteiamuseum befindet sich eine abgezogene Igelhaut (ein Geschenk der Frau Ljuba T. Daničić) aus Bosnien. Solche Häute hebt man zu Heilzwecken gar sorgfältig auf.

518. Wahrsager und Wahrsagerin sind einander wert

Je weiter, umso besser, erzählt Vetter Ranko. Ich gehe nicht zu unserer Rangjija nach M., sondern breche gar weit zum Wahrsager Pegja nach S. auf. Auf dem Wege begegne ich Stevan und frage ihn:

„Aber, so Gott dir beistehe, ist wohl Pegja daheim anzutreffen?“

„Jawohl, Ranko“, antwortete mir Stevan, „doch was soll dir jener Lügensack?“

„Die Not, die Not, Bruder! ... Mein Kind ist recht schwach!“ So klage ich ihm mein Leid.

„Kehr um, magst du mir folgen!“ Berät mich Stevan seinerseits. „Mein Haus stösst gerade an das seine an; den kenne ich nur zu gut! Der versteht dir nicht um ein Bröserl mehr als ein Hammel!“

Ich schwieg ein wenig und fragte wieder ihn: „Und wohin du des Weges?“

„Ich brach auf ... weisst du ... jener ... um es dir herauszusagen, ... zur Guten wie du ... Kennst du jene Rangjija, die Wahrsagerin im M.?“

„Na, wie denn nicht? Kaum ein Flintenschuss von meinem Hause zu dem ihren. Was, du steuerst *der* zu?“

„Ich zu ihr, so wahr mir Gott!“

„Gott behüte dich davor! Kehr du nur um, Bruder, nur umkehren! Die versteht rein gar nichts ... Sie betrügst nur die Welt!“ antwortete ich.

Doch alles umsonst! Wir schieden von einander. Weder folgte ich ihm, noch er mir. Ich begab mich zu seinem Pegja nach S., er wieder zu unserer Rangjija nach M. Wir geben selbst das Schwarze von unter den Fingernägeln her, doch hatte weder ich noch er einen Nutzen davon. Beide kehrten wir belämmert nach Haus zurück.

Anmerkung: Aus Ražac in Serbien. Ein voller Beweis für die Unfähigkeit der Wahrsager oder Heilkräutler wäre erst voll erbracht, hätten die zwei Bauern bei geschulten Ärzten Hilfe für die Kranken gesucht und auch gefun-

den. So ganz untadelhaft ist ja auch nicht immer die Behandlungsweise serbischer *Doctores medicinae*, wie aus der der vorigen in der Vorlage angeschlossenen, hier folgenden Erzählung hervorzugehen scheint.

519. Warum der Vollmond abnimmt

In einem Dorfe liessen sich die Bauern nach der Liturgie vor der Kirche, wie gewohnt, zur geselligen Aussprache nieder. Es war am Abend, als sich am Himmel der abnehmende Mond zeigte und die Bauern knüpften an seine Erscheinung das Gespräch an, warum sich wohl der Mond bald voll, bald abnehmend zeige. Eben trat auch der Pope aus der Kirche heraus und da richtete der Alderman an ihn die Frage: „Ei, Pope, bei dem himmlischen Popen und dem Kirchenschlüssel sei beschworen! Klär uns doch mal auf, ehe zwischen euch heute Blut im Streit vergossen wird, was macht man am Himmel mit dem Monde und was schreiben von ihm die Bücher?“ – „Ja, wisst Ihr es nicht?“ fragte der Pope. „Bei Gott, die Heiligen kneten aus dem Monde alle die kleinen Sterne und dann backen sie daraus wieder den Vollmond und backen ihn an der Sonne aus!“ Rief da der Schulze aus: „Seht Ihr törichten Leute nun! Habe ich euch nicht auch dasselbe schon gesagt, was euch der Pope mitteilt?“

Anmerkung: Diese und ähnliche kindische Aufklärung kann man oft zu hören bekommen und aus ihnen erklärt sich vielfach der Zauberglaube, der auf die Mondphasen Bezug hat. Von der hochpoetischen Sonnen- und Mondverzehrung, von der manche slavischen Mythologen fasseln, weiss das primitive Serbenvolk nichts und verstünde sie auch gar nicht.

520. Türkische Heimsuchung

Die Türken in Bosnien wussten schon nimmer, auf welche Art und Weise sie Abgaben von der Raja einheben sollten, und so gerieten sie einmal auf den Einfall, einem Ziegenbock einen Strick um die Hörner zu binden und ihn von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf zu führen. Trafen sie vor ein Raja-Haus ein, so befragten sie den Hausvorstand oder die Hausvorsteherin: „Raja, was ist das?“ Antwortete ihnen einer, das sei ein Ziegenbock oder er wisse nicht, was sie meinten, so fuhren sie ihn an: „So, das weisst du nicht, du verrückter Raja! Zahle denn 30–40 Groschen!“ (bis zu hundert, je nachdem einer vermögend war). Nach Empfang des Betrages pfl egten sie zu bemerken: „So ists recht, Raja, lerne Verstand, du Dummkopf und Mausglauber!“

Einmal kamen die Türken auch zum Hause eines verwitweten alten Weibes, bei der sich im Aschenhaufen ein ganzes Rudel Enkelchen herumwälzte. Sie ernährte die Kindlein vom Ertrag ihrer Spinnarbeit und lebte mehr schlecht als recht jammervoll dahin. Gab es

mittags etwas zu beissen, so fehlte ein Abendbrod, und hatte sie ein Stück Brod, so gab es kein Fleisch dazu, und war just ein Fleisch da, so gebrach es sicherlich an einem Bissen Brod.

Fragten die Türken die Vettel: „Rat mal, Raja, was wir da führen oder entrichte eine Abgabe!“

Die Alte schaute die Türken, dann den Ziegenbock und wieder die Türken an und erwiderte: „Ihr Türken wisst nur zu gut, was das ist, ich brauche es euch nicht zu sagen. Das ist eure Heimsuchung! Euch liegt am Ziegenbock gar nichts, sondern nur am Geld, doch habt Ihr die Sache nicht fein eronnen, indem Ihr nicht nur euch, sondern auch den Ziegenbock abmartert, den Ihr von Dorf zu Dorf nachzerrt und Haus vor Haus vorführt. Ihr konntet doch mit weniger Mühe und Plage durchkommen und Geld einheimsen, hättet Ihr statt des Ziegenbockes den Tabakbeutel hinter dem Leibgurt vorgezeigt.“

„Wahrhaftig ausgezeichnet, Vettel“, sagten die Türken. „Du bist ein gescheites Weib. Dir erlassen wir die Abgabe und schenken dir den Ziegenbock da. Wir werden leichter mit dem Tabakbeutel als mit dem Ziegenbock unser Auslangen finden, den wir umherführen, füttern und tränken müssen.“

Anmerkung: Das ist eine von den zahllosen Lügen, die eigens erfunden und verbreitet werden, um das christliche Volk gegen die Moslimen im allgemeinen und gegen die Türkenherrschaft insbesondere zu verhetzen. Trotz der Handgreiflichkeit, der dick aufgetragenen Lüge, erfüllten derartige Schnurren ihren Zweck und fanden leider nur zu oft als gut beglaubigte Tatsachen den Weg ins Abendland. Der Aufzeichner, Mijal Stojanović, ein ehrlicher Mann, verwahrte sich in der Anmerkung gegen eine etwaige Annahme von Leichtgläubigkeit mit dem Zusatz: „Wie gekauft, so verkauft, wie gehört, so niedergeschrieben. Wer es nicht glaubt, gehe nach Bosnien, um das alte Weib und die Türken aufzusuchen und um sie zu befragen, ob die Geschichte auf Wahrheit beruhe.“

521. Zahlen beweisen!

Montenegro zählte bei Anbruch des Krieges gegen die Türken anfangs Oktober 1912 250.000 Einwohner. Nach den in den Zeitungen abgedruckten Berichten rückten davon fünfzigtausend Heldensöhne in den Kampf aus, 12.800 Mann blieben zur Sicherung der Grenzen gegen etwaige Einfälle der Österreicher und 8.320 weitere zur Aufrechthaltung der Ordnung im Lande verteilt zurück. In den sechs Monate währenden Kämpfen mit den Albanesen fielen 40.000 Montenegner eines Heldentodes für König und Vaterland. Nachher stellte der König 12.000 Mann seiner Kerntuppen den Serben zur Niederwerfung Bulgariens zur Verfügung. Siebentausend davon verbluteten bei der Einnahme von siebenhundertdreiundneunzig bulgarischer Dörfer und sieben Kriegslager.

Beim Beginn des Krieges zählte das Königreich Serbien etwas über 2.300.000 Einwohner. Es rückte gegen die Türken mit 240.000 Mann Infanterie, 36.000 Mann Artillerie und

80.000 Mann Kavallerie aus. Um Österreich-Ungarn in Schach zu halten, stellte es überdies an der böhmischen Grenze 70.000 und an der ungarischen 90.000 Mann auf. Die Reserven im Lande betrug bloss 180.000 Mann, lauter auserlesene Kämpfer. In den Kämpfen gegen die Türken verloren sie in Altserbien und Mazedonien nur 70.000 Mann, doch liehen sie den Montenegren zur Niederwerfung der Albaner 24.000 Mann, gegen die Bulgaren zogen sie zuletzt mit 180.000 Mann im Norden, 90.000 Mann in Westen und 120.000 Mann im Süden los und verloren allein in der Schlacht auf dem Oveja polje 50.000 Krieger. An Verwundeten gab es in den serbischen Lazaretten 170.000 Mann und 210.000 Mann plus 970 Kanonen verblieben in Mazedonien zur Behauptung der eroberten Gebietsteile.

Einiges Licht auf die Art des genauen Zählens bei den Serben, wirft eine Erinnerung eines Altpensionisten im *Hrvatski dnevnik* (Sarajevo am 13. Juli 1913), die wir hier wiederholen wollen, um das Gedächtnis unserer Leser einigermassen entlasten zu helfen.

[aus einer unidentifizierten Zeitung]

„Als zu Beginn des Jahres 1882 in einigen Gegenden des Herzoglandes der Aufstand ausbrach, diente ich gerade im Zentrum des Aufstandes.

Eines Tages meldete uns unser Konfident Ahmet, er habe mit eigenen Augen auf der Orahovica bis an die Zähne bewaffnete 15.000 Aufständische bemerkt.

Aber, mein lieber Ahmet, vielleicht hast du doch schlecht gesehen. Es werden nicht 15.000, etwas weniger werden es gewesen sein.

Darauf Ahmet: „Gerade 15.000 und noch einer mehr, denn ich habe sie gezählt.“

Nun gut, mein lieber Ahmet, bereite dich aber sofort vor, denn du wirst das Militär begleiten, das den Aufständischen entgegengeschickt wird.

Ahmet aber wird nun aufgeregt und will sich aus der Schlinge ziehen: sein Vater liege auf dem Sterbebette, er könne ihn nicht allein lassen; er selber habe wund Füsse und könne den Fussmarsch nicht antreten und dergleichen.

Also Ahmet, wenn es wirklich 15.000 sind, so muss ihnen sehr viel Militär entgegengeschickt werden. Gib acht, dass du nicht am Ende schuld bist.

Darauf taut mein Ahmet auf und sagt: „Aber es muss ja nicht so viel Militär geschickt werden; es sind ja nicht viel *Eskijas* (Aufständische), höchstens hundert bis zweihundert.“

Warum sagtest du dann vorhin, dass es 15.000 sind und noch einer obendrein?

Und Ahmet: „Weisst du, wenn ich mehr angebe, bezahlt mich der Bezirksvorsteher besser.“

Am selben Tage, es war der 11. Jänner 1882, wurde ich bestimmt, das Militär zu begleiten. Schnee bis an die Hüften und eine mörderische Kälte, und erst gegen Abend kehrten wir in einen Han ein, wo wir übernachteten. Der *Handžija* (Hanbesitzer) log uns wie jeder zu jener Zeit verschiedenes vor, und erst als ich ihm mit der Sperrung des Hans drohte, sagte er mir: „Ihr werdet sie dort und dort finden.“ Und tatsächlich fanden wir sie. Als die Soldaten auf grosse Entfernung auf sie zu schiessen begannen, ergriffen die *Eskijas* die Flucht wie Gamsen. Kein Teufel hätte sie erreichen können.

Als wir zurückkehrten, kam uns Ahmet ganz erregt entgegen und rief uns zu: „Habt ihr ihnen doch anständig eingepfeffert, gerade 71 sind gefallen.“

„Aber geh, Ahmet, wir haben die ganze Umgebung durchsucht und keinen einzigen Toten gefunden“, worauf mir Ahmet wieder nicht die Antwort schuldig blieb und sagte: „Die Kerle haben sie mitgenommen.“

522. Ein volktümliches Heilmittel gegen Zahnweh

Drei Soldaten, Gemeine mit ihrem Gefreiten, hielten auf dem Grenzkordon Wache. Das auf Pfählen errichtete Wachthaus stand an einem von der Heerstrasse weitentlegenen, versteckten Uferwinkel an der Save. Unweit des Wachthauses war ein mächtiges, üppiges Hagebuttengesträuch und rund umher hochaufgeschossenen Brennesseln, Dornestrüpp und Kletten. Einer von den Gemeinen klagte dem Gefreiten über unerträgliches Zahnweh. Der Gefreite, der ein grosser Spassvogel war, bemerkte zum Untergebenen: „Franjo, ich kenne ein Heilmittel gegen Zahnschmerzen. Magst du meinen Rat befolgen, so vergeht das Zahnweh sicherlich!“ – „Geh, Bruder, du, was du weisst und kannst, teile mir zu, denn vor grimmigem Schmerz werde ich noch verrückt!“ erwiderte der Soldat.

„Nun also weisst du was? Siehst du dort jenes Hagebuttengesträuch? Geh denn hin und renn darum ohne jede Rücksicht und Schonung herum, und sowie du gegen mich herkommst, so werde ich dich befragen: ‚Franjo! Tut dir der Zahn weh?‘ und du hast mir zu antworten: ‚Er tut mir nicht weh!‘ und du rennst weiter um das Gesträuch herum ohne dich umzuschauen und antwortest mir dreimal auf gleiche Weise!“

Vom rasenden Schmerz schier besinnungslos rannte Franjo durch Brennessel, Dornengewirr und Kletten hindurch, drang mit Müh und Not durch Gestrüpp, ward voll Kletten und verbrühte sich tüchtig an den Brennesseln. Wie er da zum erstenmal dem Gefreiten gegenüber war, fragte ihn der: „Franjo, tut dir der Zahn auch?“

„Tut mir nicht weh!“ schrie der Leidende zurück und nahm weiter seinen Lauf um das Gesträuch auf.

So geschah es auch beim zweitenmal. Nachdem er zum drittenmal ganz ausser Atem und Schweiss tiefend angelangt war, fragte ihn der Gefreite wieder: „Franjo, tut dir der Zahn weh?“

„Tut mir nicht weh!“ erwiderte der Kranke.

„Na, also, was treibst du dafür einen lächerlichen Unfug und lügst, du hättest Zahnweh, wenn du doch dreimal selber sagst: ‚Tut mir nicht weh!‘“

Der ärmste Soldat merkte erst jetzt, dass sich der Gefreite aus ihm einen argen Jux machen wolle und geriet darüber derart in helle Wut, dass er eine in der Nähe lehrende Stange ergriff, um ihm für den unzeitgemässen Spass einen Denkkettel zu geben, doch im selben Augenblick nahm er wahr, dass das Zahnweh, rein wie weggewischt verschwunden

sei. Er beruhigte sich, warf die Stange aus der Hand weg und dankte wärmstens dem Gefreiten, weil er ihn vom Zahnschmerz geheilt habe. Den ganzen Tag über musste er sich nun von den Kletten reinigen und sich kratzen, wo es ihn juckte, denn die Brennesseln hatten ihn nicht übel verbrüht.

Anmerkung: Der Soldat war offenbar von rheumatischen Zahnschmerzen befallen gewesen. Bekanntlich vermag eine heftige Gemüterschütterung plötzlich das Rheuma auf eine geraume Zeit hinaus aufzuheben. Es dürfte diesmal auch die rasche Bewegung mit nachfolgender Schweissausbruch zur Beseitigung des Schmerzes einiges beigetragen haben. Der Nutzen des raschen, anhaltenden Gehens oder Steigens und des ausgiebigen Schwitzens ist der zauberkundigen Heilweibern wohlbekannt, die sich nicht allein auf die Wirkung ihrer uralten, überkommenen Zaubersprüche zu verlassen pflegen.

523. Lebendige Gräber

Am Petertage vorigen Jahres (1905) verstarb einem Bauern meiner Pfarre ein vierjähriges Töchterlein. Ich begab mich dahin zur Einsegnung. Der Hausvorstand kam mir entgegen und stöhnend hub er zu klagen an:

„Um Gottes Willen, Herr, was ist da mit meinem Hause los? Jedes Jahr ein neues Grab!“

Ich zuckte mit den Achseln und betrat ihn tröstend das Haus. Hier traf ich noch drei 5-7 jährige Kinder an, alle barfuss, verkümmert, bleich, abgezehrt. Ich beschaute rundherum die Stube, in der das Tote lag und – ausser einem Trühdlein, einem Bänkchen und zwei, drei dreibeinigen Schemelchen – bemerkte ich kein sonstiges Einrichtungstück. Der Fussboden (Estrich) von Lehm und feucht, die Mauerwände ungetüncht und von Wanzen derart ausgemalt, als ob sie wer absichtlich mit Blut bestrichen.

Nach der Rückkehr vom Grabe weihte ich dem Brauch gemäss das Weihwasser (*vodica*, Wässerlein). Beim Abschied empfahl ich dem Hausvorstand, das Haus zu reinigen und zu weissen und, sei es auch nur das einfachste Bettchen, zumindest für die Kinder, zu zimmern. Fehle es ihm an ausreichendem Bettzeug, so breite er Heu oder Stroh aus, damit die Kinder darauf schlafen sollen. Auch empfahl ich ihm öftere Durchlüftung des Hauses und dann würden ihm die Kinder bei weitem gesünder und munterer sein.

„Alles das haben wir schon getan, doch vergeblich“, antwortete mir der Hausvorstand, „doch will ich am Grossfrauentag mit den Kindern ins Kloster, um sie besegen zu lassen.“

„Tu das auch! Lass sie besegen und feiere das Fest, doch vergiss auch meine Ermahnung nicht und so wird dir auch das Gebet helfen.“

Am Fest des hl. Erzengels weihte ich im Dorfe den Feiernden das Weihwasser ein und gelangte auch ins Haus desselben Bauern, doch traf ich keinen einzigen Erwachsenen, sondern nur die Kinder daheim an. Nach Beendigung meines Gebetes, fragte ich sie, wo ihre Eltern wohl seien und arglos antworteten mir die Kleinen:

„Sind in die Stadt um Branntwein gegangen.“

„Also um Branntwein! ...“ Die Stube aber, wie vordem ungeweisst; die Feuchtigkeit weint förmlich von den Wänden herab, die Wanzen Spuren noch bei weitem zahlreicher, die Kinder noch bleicher, noch abgezehrt. Ein Jammer sie anzuschauen.

Anmerkung: Der Pope M. L. Branković in Dubrave in Serbien erzählt die Geschichte in Zdrevlje und knüpft daran erbauliche Betrachtungen über die Verlotterung des Bauervolkes. Wäre er so weit, wie ich, herumgekommen, so hätte ihn dieser eine Fall unter vielen, vielen tausenden nicht so stark aufgeregt. Dank den verdienstlichen Bemühungen der Gesellschaft für Volksgesundheitspflege in Belgrad lernen seit wenigen Jahren die Bauern die Kunst, Betten zu zimmern, den Estrich zu brettern, Backöfen aufzustellen und dergleichen zur Abwehr der grössten Unsauberkeit. Wie es aber damit steht, mag man in dem von mir und Ihm verjüngten Werke Bourkes, „Der Unrat im Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht der Völker“ (Leipzig 1913) ausführlich dargestellt nachlesen. Der Serbe ist noch ein Primitiver, für den im verflossenen Fürstentum und jetzt im kampffreudigen Königreich die Führer nie etwas anderes als geschwollene Begeisterungsphrasen übrig hatten.

524. Von der Krankenbehandlung in einem serbischen Spital

Ich kam in meinen Geschäften ins Spital nach N. Ich sitze mit dem Arzte und wir erörtern eine Frage. Bald waren wir im Gespräch vertieft, als sich in der offenen Türe der Krankenwärter zeigte. Er meldete den Arzte:

„Ein Bauer ist gekommen, Herr!“

„Was fehlt ihm?“ fragte der Arzt.

„Rheumatismus“, antwortete der Bursche.

„Gib ihm zehn Gramm Saliel ein!“

„Ich verstehe!“

Und wir setzten unsere Unterhaltung weiter fort.

525. Vom Wels ist immer gut zu essen

Das trug sich in einem Städtchen der Morava-Niederung zu. Die Leute hatten im Fluss einen ziemlich grossen Wels gefischt und gedachten, ihn kiloweis auszuschroten. Doch wie? Jetzt ist gerade die grosse Fastenzeit, bis Palmsonntag sind es noch sechs Tage dahin und bis zu dieser Fest kauft niemand Fischfleisch ein. Also heisst es in Geduld den Palmsonntag abwarten und dann erst mit dem Verkauf anzufangen.

Wie gedacht, so angespöhnt. Sie brachten den Wels bei einem Greissler (Gemischtwarenhändler) unter mit der Absicht, das Fleisch am Palmsonntag mit vereinten Kräften auszuschroten.

Ein tückisches Schicksal fügte es aber, dass eine überaus milde Witterung eintrat und der Fisch derart verdarb, dass er weithin einen Gestank verbreitete. Man kam zu mir mit der Meldung, man könne vor der und der Greislerei vor Gestank nicht mehr vorbei und ich forderte sogleich den Arzt auf, den Fisch zu beschauen.

Bei der Beschau waren auch zwei Ratherren anwesend. Der ärztliche Befund lautet, der Fisch sei verdorben und für den Verschleiss unmöglich geworden. Die Ratherren sind jedoch entgegengesetzter Meinung. Sie sind jeder Belehrung ganz unzugänglich.

„Was für verdorben?“ fragt der eine von ihnen. „Fischfleisch kann gar nicht härter sein!“

„Ja spürt Ihr denn nicht den Gestank?“ entgegnete der Arzt.

„Gott steh dir bei, Doktorchen!“ sagt, sich verwundertstellend der andere Ratherr. „Ei, wo hast denn du einen Fisch gesehen, der einen Wohlgeruch um sich herum verbreitete? Ein Fisch muss nach etwas riechen ... nach Fisch selbstverständlich.“

Und es hätten die wackeren Ratherren dem Greissler, „ihrem Manne“ zuliebe, den verstunkenen und verwesenden Fisch für frisch erklärt, hätte nicht der Doktor wie ein Held dagegen Einspruch erhoben. Mit harter Mühe siegte er ob, dass man den Fisch als „unverwendbar“ erklärte und seine Vernichtung verfügte.

Und man hat ihn vernichtet ... doch nicht im Sinne der Verfügung und dem Gesetze gemäss, vielmehr auf eine andere, auch wirksame Art und Weise. Dank der Verwendung der beiden Ratherren gelang es „ihrem Manne“, dem Greissler, den Fisch insgeheim ins Dorf fortzuschaffen und ihn für das Bauernvolk auszuschroten.

Anmerkung: „Ihr Mann“ ist der Parteiname, der Wahlmacher, der Gelegenheitmacher, der Gelddarleiher, der Eidhelfer, der stets zur gerichtlichen Zeugenschaft bereite ehrliche Freund, der einen herausreisst, der Sachverständige, das eigentliche Sprachrohr der Stimme des Volkes. Der Mann, der es schon von seiner Grossmutter her weiss, dass die Juden zu Ostern Christenblut trinken müssen und es jederzeit beschwört. Es ist derselbe, so da den serbischen Soldaten im Krieg gegen die Türken das Mahl lieferte, die untere Hälfte der Säcke aber mit feinem Donaufersand ausfüllte, damit das Mehl trocken bleibe, sollten die Säcke irgendwo auf feuchten Boden zu stehen kommen, ein Künstler, der für die Soldaten Butter ohne Benützung von Milchrahm (Sahne) und Wein ohne Rebensaft erzeugte; er, der immer als Patriot im Gewinn war, ob die Serben unter den Streichen der Türken oder der Bulgaren fielen. Er, der Volkfreund, fieng bescheiden mit faulem Fisch an!

526. Wann man sich nicht kämmen darf

Bei meinen Schülerinnen achte ich auf Reinlichkeit und Ordnung. Eines Tages bemerkte ich, dass meine Schülerin Draga mit verbundenem Kopfe dasitze. Sie legt ihr Kopftuch nicht einmal in der Schule ab. Mir steigt ein Verdacht auf und ich frage sie:

„Wozu hast du dir den Kopf verbunden? Warum legtest du das Kopftüchel nicht ab?“

Draga schweigt.

„Du bist doch nicht etwa krank?“ forsche ich sie weiter aus.

„Ich bin es nicht.“

„Warum hast du dennoch das Kopftuch um?“

„Ich habe mich nicht gekämmt“, antwortet mir Draga verschämt und so leise, dass man sie kaum versteht.

„Schööön!“ sage ich darauf sie rügend und gedehnt. „Und warum hast du dich nicht gekämmt?“ setzte ich strenger fort.

„Mein Vater erlaubt es nicht.“

„So wird es nicht sein! ... Das kann ich nicht glauben!“

„Ja, ja, just mein Vater. Er verbot es allen im Hause, sich zu kämmen ... bis unser Pferd nicht wieder gesund wird“, berichtet Draga förmlich schamhaft.

„Und just des Pferdes wegen?! Was soll denn das dem Pferde helfen, wenn Ihr euch nicht kämmt?!“

„Weiss ich nicht, doch so hat es jenes Weib angeordnet, das über das Pferd ihre Besprechungen sagt. Sie eben nahm uns auch den Kamm weg.“

„Und sie bespricht das Pferd mit dem Kamme?“

„Mit dem Kamme und dem Hausbesen.“

Anmerkung: Im serbischen Bauernhause und so auch in den meisten städtischen Bürgerfamilien hat man nur einen einzigen Kamm für alle Hausinsassen. Kamm und Hausbesen sind bei sehr vielen Zaubereien unerlässliche Behelfe. So wie man sich mit dem Kamm das Ungeziefer vom Kopfe und wie man mit dem Besen die Unreinlichkeit aus dem Hause hinwegschafft, so sollen diese Werkzeuge auch die Krankheit vom kranken Tiere wegbringen. Das ist eine Verschiebung und Übertragung, die umso wirksamer ist, wenn man in der Zwischenzeit das Haupt zu kämmen und das Haus auszukehren unterlässt. Die in der Stadt ausgebildete Lehrerin wundert sich aus Unwissenheit über das alltägliche Vorkommnis und macht daraus viel Aufhebens.

527. Zwei Genossinnen

Die Pestfrau begegnete der Unglückfrau, ihrer allerbesten Genossin, und fragte sie:

„Wohin des Weges allzumal, o Schwesterlein?“

„Ich ziehe in ein Zwietrachthaus ein. Dort fühle ich mich so ziemlich am allerwohlsten. Und du, wohin?“

„Ich wieder in ein Unrathauswesen. Dort empfängt man mich immer sehr schön. Aber auch trage ich nach Lust und Lieb mein Teil von dort weg!“

„Glückliche Reise!“

„Auch dir, o Schwesterlein!“

Anmerkung: Vgl. dazu bei Krauss, „Slavische Volksforschungen“, Leipzig 1908. S. 87–109, den Abschnitt von

den unheimlichen Waldfrauen. Wie alle Geister, so siedeln nach dem Volksglauben auch die Pestschwester im wilden Wald, von wo sie von Zeit zu Zeit aufbrechen, um Menschen abzuholen. Das ist auch dem primitiven Serben klar geworden, dass sich die Pest am ehesten einniste, wo Unreinlichkeit vorherrscht, und zur Abwehr der schrecklichen Heimsucherin stellt man die kräftigsten Zaubereien an und watet weiter im gewohnten Unflat.

528. Von einem Kindlein, dem das Zünglein angespendelt war

Was ich hier erzählte, trug sich vor einigen Jahren in einem grösseren Dorfe an der Eisenbahn zu. Dem wohlhabenden Bauern Stevan schenkte die Gattin seines einzigen Sohnes, das erste Enkelchen, ein Knäblein, frisch wie ein Rehkalb. Das ganze Haus schwimmt in eitel Freude. Grossvater Stevan ist rein glücklich.

Bald jedoch verstummten alle. Sorge überkam sie, was zu tun sei, denn das Kindlein greift die Mutterbrust nicht an ... Sie versuchten verschiedene Mittelchen, doch nichts will fruchten. Die Weiber erklären: „Da liegt nichts anderes sonst vor, als dass ihm die Zunge angespendelt ist!“ (*pripet jezik*). Die Dorfhebamme, eine Autoignorantin ersten Ranges, bekräftigt dies mit ihrer Autorität.

„Was ist nun da zu tun?“ fragt bekümmert die Hausvorsteherin.

„Was sonst, als dass ich sie ihm durchschneide?“ antwortete mit grösstem Selbstbewusstsein die Geburthelferin.

Es vergiengen kaum einige Minuten, so ergriff sie irgend eine alte Schere, öffnete dem Kindlein den Mund, hob ihm mit einem Finger die Zunge auf, fuhr mit der Scheere dem Kind in den Mund hinein und zwickte drauf los. Das Kind wimmerte auf, beruhigte sich jedoch alsbald. Es schoss ihm bloss Blut zum Mund hervor. Sobald man es gestillt haben wird, wird schon alles vergehen und gut sein.

Doch Welch Wunder! Aus dem Wündchen unter dem Zünglein schiesst das Blut wie aus einem Ausflussröhrchen hervor. Anfänglich ist die Hebamme ruhig und bemüht sich, das Blut zu stillen, doch als sie endlich sieht, dass ihre Mühe nichts nützt, ist sie darüber völlig verblüfft. Damit hat sie das ganze Haus in Aufregung und Unruhe versetzt. Es finden sich auch die Nachbarn ein, um zu sehen, was los sei und ob man denn nicht doch helfen könnte. Der Grossvater wandelt rastlos auf und ab und fragt jeden Augenblick, wie es mit dem Kinde stehe.

Zufällig kam auch der Dorfschullehrer daher. Er sah, was die alten Weiber angestellt und sagte scharf und entschieden zum Hausvorstand: „Du Tropf, Stevan, du wirst bis morgen dies Kind verlieren, falls man ihm das Blut nicht stillt. Ich rate dir, verlier keine Zeit. Spann gleich ein und fahr um den Arzt!“

„Steht es so schlimm?“ fragte erschrocken Stevan. „Gut, wenn ich schon hinfahre, doch weit ists bis nach M., und wann treffe ich dort ein? Vielleicht ist der Arzt gar nicht daheim. Vielleicht bereist er just den Bezirk!“

„Woran wir sind, erfahren wir leicht! Gott sei es gedankt, auf der Eisenbahnstation gibt es ein Telegraphenamt und wir können anfragen. Schon in einer Stunde kann die Antwort da sein. Wir können aber auch um Verhaltungsmassregeln bis zu seiner Ankunft ersuchen.“

„Wohlan, Lehrer, Gott möge dir helfen! Tu, was du für das beste hältst. Spar keine Kosten, nur damit wir das Kind retten!“ flehte der Alte.

Nach einer halben Stunde traf die Depesche des Arztes ein: Ankunft mit nächstem Zug. Inzwischen erhitzt über einer Flamme eine Stricknadel und betupft die Blutausflusstelle unter der Zunge. Nur Obacht geben, dass die Umgebung nicht auch beschmutzt werde.

Der Lehrer erhitzte über einer Kerzenflamme die ihm von den Frauen dargereichte Nadel und betupfte mit der heissen Spitze die Wunde, die sich sofort schloss. Das Blut hörte sogleich zu fliessen auf und kam nicht wieder.

Alle sind hauptzufrieden über den Erfolg, zumal Stevan, der Hausälteste, der aber doch nicht vergass zu erwähnen:

„Nun lasst uns dem Doktor melden, er brauche nicht zu kommen!“

„Nicht doch, Stevan“, fiel ihm tadelnd der Lehrer ins Wort. „Das Blut könnte wieder ausbrechen. Es wird wohl rätlicher sein, dass er selber das Kind untersuche.“

Gegen Abend traf der Arzt ein. Nachdem er den ganzen Vorgang erfahren und das Kind besichtigt hatte, wandte er sich dem Lehrer zu: „Ein Glück, dass Sie hier waren, Herr!“ Dann trat er an die Geburtshelferin heran und fuhr sie vor allen Leuten an: „Du sollst dich nimmermehr in Sachen hineinmengen, von denen du keinen blauen Dunst hast! Erwische ich dich nur noch einmal, dass du selbst bloss von einer angespendelten Zunge schwätzt, geschweige denn, eine schneiderst, so stecke ich dich gleich ins Gefängnis! Um ein Haar hat es gefehlt und das Kind wäre draufgegangen!“

Anmerkung: Die Ermahnung war voraussichtlich für die Katz. Das Zungenbandlösen ist allgemein gebräuchlich, zumal wenn ein Kind spät oder schwer zu reden anfängt. Man löst auch Staren die Zunge, um sie leichter zum Sprechen abzurichten. Ich selber weiss von mehreren Fällen des Kindzungenlösen, die gefahrlos verliefen. Die Hebamme hatte eben einmal Pech und das tat schwerlich ihrer Reputation unter den Bäuerinnen auf die Dauer einen Abbruch.

529. Zu Ehren und Ruhm Gottes

Es kam ein Bauer aus Azbuka nach Šabac zu Markte. Unter anderen sucht er einen Kaufmann, der da Gläser feilhält auf, natürlich Branntweingläser.

Der Händler bringt vor ihn mehrere Gattungen, doch lauter grössere, lauter Weingläser. Eben wollte ich ihn aufmerksam machen, der solle dem Manne doch Schnapsgläschen zeigen, als der Bauer an das Pult näher herantrat, die Ware mit einem Blick überflog und bemerkte:

„Närrchen, das alles ist ja klein ... Gib du mir grössere, aber grössere ...“

Der Kaufmann brachte Wassergläser herbei. Der Landmann traf seine Wahl und bald war man handeleinig.

„Ja, trinkt man denn bei euch den Branntwein aus solchen Gläsern?“ fragte ich ihn verwundert.

„Zu Ehren und zum Ruhme Gottes, – immer nur aus solchen!“

Anmerkung: Der Städter tut da dem Landmann bitter Unrecht, indem er ihn für einen Schnapsbruder hält. Der Bauer bringt aus Frömmigkeit seinem Gott, den er so, wie der Neger seinen Fetisch, begreift, buchstäblich ein grosses Opfer mit den grossen Gläsern dar, aus denen die Gäste als Stellvertreter des *Bog*, des *Glückaussteilers*, den Schnaps durch die Gurgel rinnen lassen. Das serbische, von den Missionaren für Gott gewählte Wort *Bog*, deckt sich nur zum Teil mit unserem Gottbegriffe. Da die slavischen Philologen und Mythologen dies nicht herausfanden, gelangten sie in den wichtigsten Sachen zu Fehlschlüssen und mussten nach überflüssigen, phantastischen Erklärungen greifen.

530. In Hungerjahren tilgt man keine Schulden

In Bosnien und in Herzogland bezahlte zur Zeit der Türkenherrschaft das Volk zur Herbstzeit die *Spiskepategebübr* [Episkopatsgebühr] dem Vladika. Stellten sich einmal der Pope und der Dorfschulze in einem herzogischen Dorf ein, versammelten sämtliche Hausvorstände vor der Kirche und taten ihnen kund und zu wissen, jedes Heim habe dem Vladika je acht Groschen zu entrichten, „zwei aber“, so sagte ihnen der Pope, „sieht euch der Vladika nach, weil dieses Jahr zufällig als Hungerjahr geraten ist!“ Viele Bauern begannen zu bezahlen, viele aber giengen heim, um das Geld herbeizuholen. Kam da des Weges ein zerlumpter Bauer mit einem geflickten Sack über den Schultern daher und fragte: „Wozu habt Ihr mich hergerufen?“ – „Bei Gott,“ sagte der Alderman, „du sollst dem Vladika seine heurige Gebühr erlegen!“ – „Und welche Abgabe schlug dieser neue Vladika auf jedes Haus auf?“ – „Je zehn Groschen, weil aber heuer ein Hungerjahr ist, lässt er jedem Haus je zwei Groschen davon nach; doch halt uns nicht auf, sondern zahl!“ – „Heute habe ich keine einzige Para überschüssig. Ich gehe jetzt zu Markt, um für mein Hausgesinde etwas Mehl einzukaufen. Sobald ich selber an Geld einnehmen werde, so will ich auch ihm zahlen. Er kann doch zuwarten; es steht doch nicht Gottes Tod vor der Türe!“ – „Bei griechischen Vladiken gibt es keinen Borg, und übrigens verstehe ich auch kein Griechisch, um bei ihm für dich Fürsprache einlegen zu können!“ erwiderte ihm der Ortälteste. „Beim Allah, mag er auch der Vladika sein, ein Heiliger Gottes ist er ja nicht! Ich bin meinen hungernden Kindern wohlgeneigter als sämtlichen weitaus besser genährten Vladiken!“ – „Schweig still! Leid verwirre dich!“ schrie ihn der Pope an. „Hüte dich, dass dich der Vladika nicht verfluche!“ – „Beim Allah, Pope! Mag er mich verfluchen, mag er mich nicht verfluchen, so kann es mir Gott doch nimmer schlim-

mer noch bescheren, als er mir schon beschieden hat: den Bedrücker auf den Nacken, den Vladika vor das Haus und ein Hungerjahr ins Haus!“

Anmerkung: Unter Bedrücker meint der Bauer den Staat und den Gutbesitzer, dessen Erbpächter er ist, die ihm rücksichtslos auf alle Fälle die Steuern und die Zehnten abnehmen. Allzu rosig war die wirtschaftliche Lage der Vladiken nicht, weil ihnen die türkischen Behörden bei der Einhebung der Gebühren nicht behilflich waren. Günstiger waren auch die katholischen Geistlichen nicht daran. Oft konnten sie nur auf wenig schönen Umwegen zu ihren Gebühren kommen.

531. Ein Heilmittel für ein erkranktes Kind

Soll ich meinen Augen trauen? ... Wahrhaftig, so ists! Die Kuh harnt und der Bauer hält ein Gefäss unter, um ihren Harn aufzufangen.

„Ja, was treibst denn du da, sollst nicht leidbeladen sein?“ frage ich ihn, ausser mir vor Verwunderung.

„Siehst das denn nicht? Ich fange den Harn auf“, antwortet mir gelassen der Bauer.

„Ja, wozu soll dir denn das dienen?!“

„Na, weisst du, ein Kind ist im Hause plötzlich erkrankt und die Weiber sagen, man müsse es mit Rinderharn tränken.“

Ein Schauer überlief mich.

Anmerkung: Der Stadtherr, der da im *Zdravlje* (1909, S. 2201) dies berichtet, versteht zwar sehr gut seine Muttersprache, doch vom Volkbrauch hat er nicht die leiseste Ahnung, und das ist der Humor an der Geschichte. Welche ausserordentlich mannigfaltige Verwendung die flüssigen Ausscheidungen des tierischen Leibes in der Medizin der Völker aller Zeiten und im besonderen der Südslaven immer gefunden haben und noch finden, lehrt Bourkes von Krauss und Ihm neubearbeitetes Werk. Derselbe Städter, dem vor dem Kuh-Harngenuss graust, isst dagegen unbedenklich scharfen Schmodderkäse, dessen Gärung man mit Knabenharn befördert. Warum ekelt ihm davor nicht?!

532. Wozu man Katerohren und einen aufgeschnitten Frosch braucht

„Ja, was ist denn das mit eurem Kater?“ fragte ich verwundert meine Nachbarin Jovka. „Wo sind ihm die Ohren hingeraten?“

„Er hat sie nicht mehr“, antwortetet sie verlegen.

„Ja, wieso das?“

„Nun, mein Vater hat sie ihm abgeschnitten. Ich habe eine Beule, versuchte sie mit allem möglichen zu vertreiben, doch erfolglos. Nun hat mir Mütterchen Radmacherin das Auflegen von Katzenohren angeraten, das werde mir zuverlässig helfen.“

„Und hat es tatsächlich genützt?“

„Nein, so wahr mir Gott! Fast möchte ich sagen, sie habe sich noch verschlimmert. Es tut mir nur leid, dass ich nicht Jovka's Rat befolgte. Sie riet mir an, einen lebendigen Frosch zu spalten und ihn auf die Beule aufzulegen.“

Anmerkung: Über die volkmedizinische Verwendung von Katzen- und Froschbestandteilen steht vieles bei Bourke, Krauss und Ihm, a. a. O. – Wieder wunderte sich der serbische, durch die Schule dem Volkstum völlig entfremdete Städter über das Alltägliche, das jedermann Bekannte und er veröffentlichte die erstaunliche Merkwürdigkeit, die keine ist, im *Zdravlje*. Darin steckt eine ungewollte Komik und deshalb nahm ich hier seinen Bericht mit auf.

533. Von den Folgen der Freitagentheiligung durch Fleischgenuss

Die Kinder unsauber und grindig; Ekel erfasst einen bei ihrem Anblick. Das Haar ungekämmt, struppig. Der Hals um die Drüsen eine Fettkruste, alles von jenem Schmutz im Haar und vom Grind. Die Fingernägel unbeschnitten und dahinter startt schwarz die Unreinlichkeit hervor. Hemdchen und Kleidchen verklebt vom Rotz, Nahrungüberbleibseln und sonst unergründlichem speckigen Schmier.

Ich fragte die Mutter, warum denn ihre Kinder gar so voll Grind seien und sie gab mir Bescheid also:

„Der Teufel verleitete mich, eines Freitags Fleisch zu essen. Und da schau nur her, wie davon meine Kinder vom Grind befallen wurden.“

Anmerkung: Mitgeteilt von der Lehrerin Frau Magdalena Pakrovicka. Der Grind ist im Serbenvolke endemisch, noch mehr die Krätze (*Kraste Surab*). Häufig hat einer beide Auszeichnungen, doch gilt nur der Grind als Strafe des Himmels, während man sich mit der Krätze als wie mit einem unvermeidlichen Übel meist scherzend hinwegsetzt.

534. Ein Schönheitmerkmal

„Seid mir vor Gott verbrüdet, Ihr Leutchen, warum sorgt Ihr denn nicht für eure Heilung? So fragte ich das ältere Hanovolk, als ich wahrnahm, dass alle, so klein wie gross, so alt wie jung bis zu den Ohren mauleckig seien.“

„Was meinst du damit, Schulmeisterlein“, fragte sich unwissendstellend der Hausvorstand und kraute sich im Nacken; dabei waren ihm von Maulecken die Lippen ganz abgeschunden und blutig.

„Aber, warum gehst du denn nicht zum Arzt, damit Ihr die Heimsuchung der Schnauze los werdet?“ fragte ich wieder, nicht ohne eine gewisse Herbheit.

Er schaute mich an, lächelte geringschätzig und entgegnete mit vollem Munde:

„Ja, habe ich denn auch Zeit und Musse, sowie du, mir sogar über solchen Schmarrn den Kopf zu zerbrechen?“

Da drängte sich wie mit Gewalt der Dorfspassmacher Töde in unser Gespräch ein. Er fuhr dazwischen:

„Wer bei uns keine Maulecken hat, der gilt nicht für schön!“

Alle stimmten in ein schallendes Gelächter ein.

Anmerkung: Gewöhnlich trinken alle Hausleute, und oft die Besucher mit ihnen, aus einem und demselben Krug Wasser, Milch, Wein oder Brantwein, so dass einer vom anderen die Maulecken übernimmt. Kleinere Kinder ohne diese unangenehme Gesichtverschönerung zählen zu dem selteneren Erscheinungen.

535. Schüttelfrost und Hitzfieber

Einmal tadelten einander Schüttelfrost und Hitzfieber. Das Hitzfieber warf dem Schüttelfrost vor:

„Was bist du mir für eine Krankheit, wenn doch deine Kranken sich erheben und an die Arbeit gehen können! Während du sie schüttelst, krampfen sie ein wenig zusammen, sie erzittern, röcheln und ächzen ein bisschen, doch sobald du sie etwas locker lässt, greifen sie nach der Haue, als ob ihnen nicht das geringste fehlte, packe ich dagegen einen an, so weiss er gleich mehrere Tage lang von sich nicht zu sagen!“

Antwortete ihm der Schüttelfrost:

„Freilich, aber wenn du die deinen aus der Hand lässt, so sind sie in einigen Tagen nicht mehr zu erkennen, ich jedoch erkenne die meinen sogar ins neunten Jahre noch!“

536. Ein neugieriger Freier aus dem Küstenlande will alles wissen

Ein Jüngling aus dem dalmatischen Küstengebiete kam ins Herzogland auf die Freite und erkundigte sich des näheren um die Braut bei deren Vater, was sie zu arbeiten verstehe und was für Lebeweise sie führe. Der Vater gab ihm ehrlich und einfach Bescheid: „Sie kann Socken stricken und Schafwolle spinnen, versteht es, Holz und Wasser zu bringen, kann ein Feuer anfachen und anschüren, das Haus auskehren und mitunter auch eine Rahmsuppe abkochen.“ – „Und versteht sie auch die Wäsche zu waschen?“ fragte der Bursche aus dem Meergebiete weiter. „Sie etwa? Bewahre! Wir haben nichts zu waschen,

ausser was der Regen abwäscht!“ – „Ja, wer wäscht ihr denn das Hemd aus?“ – „Bei uns besteht nicht der Brauch, es je zu waschen, sondern vom Augenblick an, wo man es anzieht, trägt man es, solange noch ein Fetzen davon anhält.“ – „Ja, nisten sich denn im ungewaschenen Hemde keine Läuse ein?“ – „Wie denn nicht, doch das verbringt uns die Gesundheit. Sie trinken uns das böse Blut weg, weil wir doch keine Ärzte, wie etwa Ihr dort im Küstenlande, haben, die uns das Blut zur Ader liessen.“ – „Ja, versteht es deine Tochter, sich zu kämmen?“ – „Wer, sie? aber nein! Wir gebrauchen im Hause niemals einen Kamm, solange nur die Krämpel vorhanden ist, da tut es zur Not auch ein Eisennagel, doch schmiert man jedesmal das Haar mit Butter oder aufgelassenem Unschlitt ein und fährt einigemal mit der flachen Hand übers Haar.“ – „Und wie oft wäscht man sich bei euch des Tags das Gesicht?“ – „Des Tags?! Bei Gott, in der Sommerzeit von einem Sonntag bis zum anderen einmal, im Winter jedoch von einem Mondviertel bis zum anderen, denn dazu hat man – mein Söhnchen – bei uns keine Zeit!“

Anmerkung: Man lacht auf Kosten des Küstenländers, der durch das ihm von Italienern und Deutschen täglich dargebotene Beispiel zu sichtlich überflüssigen Reinlichkeitshandlungen verleitet worden ist. In Wirklichkeit schneidet der Mädchenvater mit der Behauptung auf, man wasche sich im Sommer an jeden Sonntag und im Winter an jedem Monatviertel. Der serbische Landmann geht nämlich noch lange nicht so verschwenderisch mit dem Wasser um, wie man aus den von mir im verjüngten Bourke beigebrachten Belegen (S. 44–71) erschen mag.

537. Unser Huso!

In einem Dorfe bei Bišće in der bosnischen Krajina wurde ein Moslim namens Huso getötet. Der Pascha sandte seinen Mubasir (Sendboten) mit dem Auftrag aus, den Tatbestand zu ermitteln und den Mörder festzunehmen. Im Dorfe angelangt, berief er alle Bauern vor sich, befragte sie, was und wie es sich zugetragen, warum und wer Huso getötet habe. Darauf antworteten ihm einstimmig die Dörfler: „Unser ist Huso! Wir haben ihn gezeugt, ihn grossgezogen und wir haben ihn auch getötet!“ Damit war die Untersuchung beendet.

Anmerkung: Die Bauern hatten nach altslavischem Gewohnheitsrecht über den schuldigen Huso Gericht gehalten und ihn zum Tode verurteilt. Der Pascha hatte keine Veranlassung, gegen das Urteil, zumal da es schon vollstreckt war, einzugreifen. Es lag ja kein gewöhnlicher Totschlag oder Mord vor.

538. Blutrünstmärchen

Im Städtchen Srebrenica lebte ein moslimischer Edelmann namens Rustenbeg; der war ungemein reich und liebte das Serbenvolk, gleich wie der Wolf die Lämmlein. Was einmal

Rustenbeg verfügte, das widerrief weder Gott noch der Kaiser, denn sein Wille musste geschehen.

Zur selben Zeit lebte ein altgläubiger Pope im Dorfe. Auch er war reich und führte sich vortrefflich als ein Geistlicher auf, der da wohl weiss, was ihm das Evangelium gebietet. Dieser Pope unterhielt gute Beziehungen zu den Muslimen, denn er fürchtete sie, wohl wissend, dass die Muslimen ständig bereit seien, dem serbischen Volke jedes Übel zuzufügen. Darum vertrug er sich mit ihnen, weil er eben dem Zwang gehorchte. Der Pope besass einen einzigen Sohn, einen Jüngling von zwanzig Jahren, der seiner Eltern Stolz und Zierde war, gar herrlich anzuschauen, doch voll jugendlichen Übermutes, so dass er nicht immer nach des Popen, seines Vaters Willen handelte, sondern mitunter, was ihm beliebte.

Eines Tages kam der Pope in seinen Geschäften nach Srebrenica und besuchte auch Rustenbeg. Weil sie mit einander befreundet waren, so pflegte der Pope niemals bei seinem Freunde mit leerer Hand vorzusprechen und so brachte er auch diesmal dem Beg zum Geschenk einen Henkeltopf voll Butterschmalz. Das war dem Beg, wie sich von selbst versteht, sehr lieb. Sie erkundigten sich gegenseitig nach ihrem Wohlbefinden, alles in Frieden, Gesundheit und Wohlstand, hier wie dort, und sie setzten sich nieder, tranken Kaffee und dampften aus ihren Pfeifen. Fragt der Beg: „Wie stehts, Pope, mit der Ruja?“ (Familie). – „Gut, Beg!“ – „Gehorcht man deinen Anordnungen, Pope?“ – „Man gehorcht ganz gut, doch mein Kind, mehr als das eine habe ich überhaupt nicht, versucht es manchmal, sich wider mich aufzulehnen und mir zu trotzen.“ – „Ein Kind, wie schon ein Kind ist. Ihr habt es wohl etwas zu viel verzärtelt.“ – „Mit der Zeit, wird es sich, Pope, schon gesetzter betragen!“ – „Wahr sprichst du, Beg Efendi, so ist es. Ich denke, es wäre am besten, ich schickte ihn auf eine zeitlang her, damit du ihn, so wie du es verstehst, ein wenig kirrst. Das kann ihm nur gut bekommen!“ – „Dazu bin ich, Pope, so wahr mir mein Türkenglaube, gern bereit. Ich werde mein möglichstes aufbieten!“

Der Pope verweilte noch kurz, verabschiedete sich dann vom Beg und kehrte wieder heim, zwei Tage darnach schickte er seinen Sohn in die Stadt, gab ihm einen Henkelkrug voll Schmalz mit und trug ihm auf: „Übergieb dies Schmalz dem Beg mit einem Friedensgruss und mit meiner Bitte, er möge das ausführen, um was ich ihn Gebeten habe!“

Der Jüngling, machte sich auf den Weg, stellte sich beim Beg ein, überreichte ihm den Henkelkrug mit Schmalz und begrüßte ihn. Fragte ihn der Beg: „Wem gehörst du an, Rajabürschlein?“ – „Ich bin des Popen Sohn, Beg Efendi!“ – „Ei, da bist du derselbe, der sich gegen seinen Vater ungehorsam benimmt?“ – „Ich bin meins Vaters folgsamer Sohn!“ – „Schon gut, schon gut!“ Der Beg läutete. Die Diener eilten herbei und er befahl ihnen auf türkisch: „Führt das Bürschlein auf die Bojna (eine Anhöhe) und hängt es auf!“ Die Diener fielen über den Jüngling her und schleppten ihn auf den bestimmten Platz hin. Dort stand ein Birnbaum, ein selbst gewachsener Galgen. Sie legten dem Jüngling einen Strick um den Hals und knüpften ihn auf! So kam er in der schönsten Blüte seiner Jugend ums Leben.

Vergeblich harrete der Pope der Rückkehr seines Sohnes. Er besorgte, der Bege habe ihn ins Gefängnis gesetzt und brach eines Tages in die Stadt zum Begen. Sie befragten einander freundlich um ihr gegenseitiges Wohlbefinden und der Beg bemerkte sodann: „Hör mal, Pope, ich tat deinen Willen betreffs deines Sohnes, so gut ich es eben verstehe und habe ihm sein Betragen zu Gemüte geführt!“ – „Ich danke dir dafür bestens, liebster Beg!“ – „Schau mal, du Tropf Raja, hinauf auf die Bojnahöhe, dort wo sich dein Sohn seit drei Tagen aufhält!“ Der Pope schaute zum Fenster hinaus und hatte was zu sehen. Entsetzt rief er aus: „Was ist dort, o Beg?“ – „Das ist dein Sohn. Anders belehre ich niemanden. Ich bin schon so ein Lehrmeister!“

Der Pope rannte zur Anhöhe hinauf, nahm seinen Sohn vom Birnbaum herab, lud ihn sich auf den Rücken, trug ihn heim und bestattete ihn vor der Kirche zur ewigen Ruhe. So blieb er ohne seinen einzigen Sohn, seines Lebens Trost und Freude, den ihm Gott geschenkt, doch des Feindes verfluchte Hand geraubt hat!

Anmerkung: Erzählt von einem serbischen Kaufmann in Srebrenica in Bosnien. – Zu bemerken ist, dass den Begen keine Gerichtbarkeit zustand, dass die Dienerschaft eines bosnischen Begen türkisch nicht verstand und sich schwerlich ohne weiteres zur Ausführung des Mordes hergegeben hätte. Auch hätte der Pope noch am selben Tage von Einheimischen etwas von der Hinrichtung seines Sohnes erfahren und gegen den Mörder strafgerichtlich vorgehen können. Aber, es sind gar viele solcher Märchen unter den Serben im Umlauf und sie erweisen sich als sehr wirksam, den Hass gegen die andersgläubigen Stammesbrüder zu nähren, um sie vogelfrei zu machen.

Balkanvergleichende Anmerkungen

M. G. Meraklis/W. Puchner

Allgemeines

Die vorliegende Sammlung von südslavischen Volkserzählungen ist eine der umfangreichsten, die in deutscher Übersetzung existieren und damit einem internationalen Publikum und der vergleichenden Erzählforschung zugänglich gemacht sind. Der Plan, neben der Typenbestimmung der Erzählungen nach dem Aarne-Thompson-System auch einen vergleichenden Kommentar zu erstellen, beruht auf der Einsicht, daß dieses System revisionsbedürftig ist und von Anfang an den südosteuropäischen Erzählraum nicht ausreichend berücksichtigt hat. Durch die Veröffentlichung des bulgarischen Typenverzeichnisses (L. Daskalova Perkowski, D. Dobрева, J. Kočeva, E. Mičeva, *Bulgarski folklorni prikazki. Katalog*, Sofija 1993 und die deutsche Übertragung durch L. Roth, *Typenverzeichnis der bulgarischen Volksmärchen*, Helsinki 1995, FFS 257) und die Existenz eines umfassenden griechischen Typenverzeichnisses in Form eines unveröffentlichten Zettelkastens von Georgios A. Megas (dazu M. G. Meraklis, *Der griechische Märchenkatalog von Georgios A. Megas*, im Band: *Studien zum griechischen Märchen*, Eingeleitet, übersetzt und bearbeitet von W. Puchner, Wien 1992, 223 ff. sowie W. Puchner, *Der unveröffentlichte Zettelkasten eines Katalogs der griechischen Märchentypen nach dem System von Aarne-Thompson von Georgios A. Megas. Das Schicksal eines persönlichen Archivs und seine Editionsprobleme*, in: R. Heissig/R. Schott [eds.], *Die heutige Bedeutung oraler Traditionen – ihre Archivierung, Publikation und Index-Erschließung*, Opladen/Wiesbaden 1998, S. 87–105; aus dem Archiv wurden bisher die Tierfabeln von Megas selbst veröffentlicht sowie die Zaubermärchen AaTh 700–750 von Angelopulu und Brusku: G. A. Megas, *To elliniko paramythi. Analytikos katalogos typon kai parallagon kata to systima Aarne-Thompson [FFC 184]. Tefchos proton. Mythoi zoon*, Athen 1978 und A. Angélopoulou/A. Brouskou, *Catalogue raisonné de conte grec. Types et versions AT 700–749*, Athènes 1996 [Archives Georges A. Mégas, *Catalogue du conte grec–2*] – die griechische Version Athen 1994) ist die Möglichkeit gegeben, weiteste Teile der Balkanhalbinsel (und Kleinasien, vgl. W. Eberhard/P. N. Boratav, *Typen türkischer Volksmärchen*, Wiesbaden 1953) in die Komparation mit einzubeziehen, nach Maßgabe der Tatsache, daß die Sammlung von Krauss selbst schon einen großräumigen geographischen Radius von den Adriainseln und dem dalmatinischen Küstenstreifen bis nach Slavonien und Bulgarien aufweist. Diese balkanvergleichende Kommentierung beweist im einzelnen nicht nur die relative Homogenität Südosteuropas als Erzählraum, sondern auch die Problematik des AaTh-Systems vor allem bei den Schwänken, wo sich die nationalen Kataloge gezwungen sehen, Oikotypen zu schaffen und Ergänzungen vorzunehmen, wobei sie jedoch nicht immer zu den gleichen Ergebnissen kommen.

Über den ursprünglichen Plan Krauss' einer achtbändigen Gesamtausgabe „Tausend Sagen und Märchen der Südslaven“ hat Burt in der Einleitung schon berichtet. Krauss

dürfte der Verwirklichung dieses Vorhabens ziemlich nahe gekommen sein: Wenn man die 140 Erzählungen des ersten Bandes der „Tausend Sagen und Märchen der Südslaven“, Leipzig 1914, mit den 109 bzw. 160 Geschichten der zweibändigen Ausgabe „Sagen und Märchen der Südslaven“, Leipzig 1883/84, zusammenrechnet und die 538 Erzählungen der vorliegenden Sammlung hinzuzählt, dann haben auf die tausend nicht mehr viel gefehlt (53 Erzählungen). Um auf diese Zahl zu kommen, hat Krauss nicht nur aus seinen eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen seiner Bosnien-Dalmatien-Reise 1884/1885 geschöpft, sondern wie schon in der ersten doppelbändigen Ausgabe aus anderen veröffentlichten Quellen übersetzt bzw. Gewährspersonen herangezogen oder Schüler der Kriegsinvalidenschule in Wien während des Ersten Weltkrieges befragt. Für diese Ausgabe waren Illustrationen vorgesehen (vgl. Burt in der Einleitung), ähnlich wie im ersten Band von 1914, der eine jugendstilartig-kulinarische Aufmachung aufweist, sich an ein kultiviertes Leserpublikum wendet und bewußt eine gewisse Orient-Exotik ausstrahlt. Solche spätromantische Balkansicht ist trotz aller kritischer Detailkenntnis auch in manchen der Anmerkungen von Krauss nachzuweisen.

Die Reihenfolge der Erzählungen und die Verteilung auf die Einzelbände läßt sich nicht mehr mit Sicherheit rekonstruieren: Die doppelbändige Erstausgabe von 1883/84 sollte Band 3 und 8 bilden (allerdings mit Umstellungen, wie Burt an den Eigenexemplaren von Krauss feststellen kann), Band 1 von 1914 sollte in dieser oder ähnlicher Form bleiben. Gewisse Hinweise auf die geplante Reihenfolge bilden die Eigennummerierungen und Signaturen der Geschichten. Bei den Eigennummerierungen vor dem Titel ist eine allerdings nicht lückenlose Zahlenreihe von 19 bis 246 festzustellen, bei den handgeschriebenen Signaturen am Textende eine Zahlenreihe (mit Lücken und Überschneidungen) hinter der Abkürzung TS (wahrscheinlich „Tausend Sagen“) von 770–999. Hier sind möglicherweise zwei verschiedene Phasen eines Ordnungsversuches greifbar; die Texte der ersten Reihe sind meist aus Serbien, die TS-Nummern übersetzte Texte aus schon veröffentlichten Sammlungen. Eine Gliederung nach Themenschwerpunkten läßt sich, wie schon im Ersten Band, nicht feststellen; die Folge der Erzählung war wahrscheinlich von Rezeptionskriterien wie Abwechslung und Unterhaltung der potentiellen Leser bestimmt. Es ist nicht mehr festzustellen, wie sich diese Zahlenreihen auf die verbleibenden Bände 2 und 4–7 verteilen sollten. Ein Inhaltsverzeichnis, eine Stichwortliste und eine Bibliographie, die für den achten Band vorgesehen waren, haben sich im Nachlaß nicht gefunden.

Unter diesen Voraussetzungen war an eine Berücksichtigung der lückenhaften Nummernfolgen für die Gliederung des Materials nicht zu denken. Aber es bleibt auch fraglich, ob die von Krauss angestrebte Ausgabe heute in dieser Form noch ein Publikum finden würde; im Nachlaß befinden sich zwar noch viele Illustrationen, die für die achtbändige Ausgabe gedacht waren, doch wie am Ersten Band abzulesen ist, standen diese Abbildungen nur in sehr losem Zusammenhang mit den Texten, hatten mehr ornamentari-

schen als dokumentierenden Charakter. Die ganze Aufmachung der spätrömantischen südosteuropäischen Binnenexotik und die Voraussetzung einer kulinarisch-genüßlichen distanziert-neugierigen Leserhaltung über die seltsamen Geschichten aus fernen Ländern ist heute, vor allem nach dem jugoslawischen Bürgerkrieg, in dieser Form nicht mehr gegeben. Insofern war der weitgehende Verzicht auf die Illustrationen und die Anwendung von Prinzipien einer wissenschaftlichen Edition, die sich an eine interessierte Öffentlichkeit sowie an die Vergleichende Erzählforschung wendet, naheliegend. Krauss' Intentionen, und dies ist vor allem auch an seinen Kommentaren abzulesen, gehören selbst der Kulturgeschichte an.

In diesem Sinne eines historischen Dokuments wurde die Sprache und Orthographie von Krauss respektiert. Die blumige, altertümelnde Ausdrucksweise und die weitschweifige Syntax entsprechen keineswegs einer Volkserzählung, sondern spätrömantischem Literaturdeutsch. Krauss' Übersetzungen sind vielfach literarisierende Bearbeitungen, die sich an eine spezifisches Bildungsbürgertum wenden. Um den Flair des altertümelnd Literarischen im Sinne eines Kulturdokuments der Zeit zu erhalten, wurde in die Orthographie nur dann eingegriffen, wenn sie inkonsequent war, wobei die zahlenmäßig häufigeren Lesungen den Vorzug bekamen. So wurden Schreibweisen wie *Brod, gieng, fieng* usw. belassen, vor allem auch das heute etwas befremdliche Auslassen des Genetivs in zusammengesetzten Substantiven (*Herzengüte, Geistgegenwart, Handelgeschäft* usw.). Krauss hat dies in seinem Handexemplar des ersten Bandes selbst so korrigiert (vgl. Einleitung). Die Interpunktion wurde behutsam bereichert, um den Sinn ausgedehnter Satzperioden augenfälliger zu machen. Krauss verwendet als Stilmittel auch ganz bewußt Austriazismen, slawische Originalwörter und Wiener Dialektausdrücke, vor allem in den Schwänken, um Realismus und Volksnähe zu assoziieren. Von der Erstellung eines Glossars von Slavismen und Austriazismen wurde allerdings abgesehen, wie man sich überhaupt an die Stileigenheiten der Krauss'schen Diktion rasch gewöhnt.

Die Detailüberprüfung der Übersetzungsstrategien in den einzelnen Erzählungen muß der Slawistik vorbehalten bleiben. Es ist nicht anzunehmen, daß Krauss inhaltsmäßig abgeändert hat; in vielen Kommentaren analysiert er die jeweiligen Originalausdrücke und Originalsprichwörter. An dem Quellenwert der Geschichten für die Erzählforschung, die noch in die K. u. K. Monarchie zurückreichen, braucht heute nicht gezweifelt zu werden. Freilich ist Krauss' Impetus und Methode nicht die der Erzählforschung; die Geschichten interessieren ihn weniger als solche, eher schon ästhetisch als Produkte der Volksliteratur, vielmehr sieht er in ihnen Dokumente einer Lebensweise, von Denkvorstellungen, Werthaltungen, Handlungsregulativen, Mentalitätsstrukturen, psychischen Konstellationen, aber auch als Träger kulturhistorischer Fakten und Informationen über das Alltagsleben, Produktionsweisen, Fremderfahrung, das Zusammenleben verschiedener Völker und Religionen usw. Die reflektierende Aufarbeitung dieses Materials trägt freilich die Spuren der Zeit: Krauss ist zukunftsweisend auf der einen Seite, aber altväterisch auf der anderen

(vgl. I. Köhler-Zülch, Art. F. S. Krauss, *Enzyklopädie des Märchens* 8, 353–358 und dies., Die ‚Zigeunerforschungen‘ von Friedrich Salomo Krauss, *Fabula* 36, 1995, 230–242). Seine Kommentare sind voll von Ethnostereotypen, Charakterlisten der Serben usw., generalisierenden Urteilen über die „Primitiven“, einer gewissen misogynen Einstellung u. a. m. Auf der anderen Seite finden sich erfrischend satirische Kommentare zur mythologischen Schule der frühen Slawistik, zum Unwesen der Halbgebildeten, zum aufkeimenden Nationalismus und seinen Mythen und ein gewisser Zweifel an den Segnungen des Abendlandes.

Krauss rechnet sich nicht zu den „Variantenklaubern“ der Erzählforschung; seine Angaben zu Herkunftsort und Gewährsperson sind häufig lückenhaft und generalisierend. Auch dies ist auf das Denken in Ethnostereotypen zurückzuführen. In der Folge der Texte finden sich manchmal Herkunftsangaben wie: Bosnien, Herzogtum oder Herzogland, Dalmatien, Istrien, Montenegro, Eiland Brazza, Slavonien, Mazedonien usw. Zusätzliche Information ist in vielen Fällen aus der Quellenangabe zu gewinnen, wenn Krauss serbische, herzegovinische oder bulgarische Sammlungen benützt. Es wurde jedoch davon abgesehen, zusätzliche Herkunftsangaben aufgrund der Quelle zu machen, weil a) nicht alle Quellenangaben verifiziert werden konnten und b) pauschale Länderbezeichnungen, wie sie Krauss verwendet, für die Kulturraumforschung ohnehin wenig aussagehäftig sind. Dies muß einer vergleichenden Studie zur Quellenbenützung vorbehalten bleiben. In den Kommentaren zu Gewährspersonen, Eigenerlebnissen usw. finden sich manchmal indirekte Angaben zur Herkunft einer Erzählung.

Zwischen den Zahlenreihen der Eigennummerierung bzw. der Signaturen und den Quellenangaben im Falle von bereits veröffentlichten Erzählungen scheint ein gewisser Zusammenhang zu bestehen. Die Eigennummerierungen vor dem Titel bringen vorwiegend „Schnurren“, Anekdoten, witzige Geschichten usw. Die Signaturzahlen nach TS („Tausend Sagen“) von ca. 770 bis 1000 bringen die am häufigsten benützten Quellen, die Krauss offenbar ziemlich systematisch ausgewertet hat, um seine Geschichtensammlung auf die gewünschte Endzahl zu bringen: von 856–909 finden sich allein 47 Zitate aus der serbischen Folklorezeitschrift *Karadžić*, Bd. I–IV, zwischen Nr. 773 und 897 finden sich verstreut 41 Übersetzungen aus dem Bulgarischen von Šapkarev, vorwiegend Band II und z. T. auch Band III, zwischen Nr. 1946 und 1978 finden sich 19 Übersetzungen aus der Zeitschrift *Kiča*, von 992–998 aus dem bulgarischen *Sbornik*. Die Häufung dieser serienmäßigen Übersetzungen aus volkskundlichen und folkloristischen Zeitschriften gegen Ende der Zahlenreihe TS dürfte kein Zufall sein: Krauss versucht seine Sammlung durch Übersetzungen systematisch anzureichern und greift dadurch über den ursprünglichen, durch seine Feldforschung gedeckten Raum Hercegbosna/Dalmatien weit hinaus bis nach Bulgarien und an die Schwarzmeerküste. Unter den Signaturbezeichnungen findet sich auch die Abkürzung „M. H.“ oder „H. M.“, was auf seine „Schülerin“ Maria (Annemarie) Hlebowicka in Wien hindeuten dürfte (vgl. Kommentar zu Nr. 121, wo von 150 von ihr interpretierten

Erzählungen die Rede ist, während die Signaturabkürzung nur in knapp über 50 Fällen auftaucht), die manche der Erzählungen in die Schreibmaschine getippt hat. In diesen Fällen fehlen jegliche Angaben zu Herkunft und Quellen (zur Zusammenarbeit mit Krauss vgl. auch die Einleitung). Unter den Gewährspersonen wird häufig Frau Ljuba T. Daničić und Jelica Belović-Bernadzikowska erwähnt; es handelt sich um die gleiche Person (der erste Name ist ein Pseudonym, vgl. I. Köhler-Zülch, *Enzyklopädie des Märchens* 8, 358, Anm. 24).

Welche Quellen werden hier benützt? Neben vereinzelt Quellenangaben ist es vor allem die serbische Folklorezeitschrift „Karadžić“, die Prof. Tihomir Gjorgjević in Aleksinac um die Jahrhundertwende, ein Freund von Krauss, herausbringt und von der Krauss die ersten vier Hefte benützt. In der Häufigkeit folgt „Šapkarev“, Band II oder auch III, was K. A. Šapkarev, *Sbornik na bŭlgarski narodni umotvorenija*, Teil I–III, Sofija 1891–1894. Teil II: Abt. I. *Bŭlgarski prikazki i verovenija*, Bd. 8 Sofija 1892, Bd. 9, 1894, bezeichnet. Aus Bulgarien benützt Krauss siebenmal auch *Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knŭznina*, Sofija 1889 ff., und zwar Band VI–X. Aus Serbien dürfte die nicht näher bezeichnete Zeitschrift „Kića“ (ohne Bandangabe) stammen, aus Herzegovina „Behar“ (meist mit der Jahreszahl 1902, selten auch 1903). Andere Schriftquellen führt Krauss selbst in extenso an. Manche der Angaben von Krauss konnten im neuen bulgarischen Märchenkatalog verifiziert werden; es stellt sich heraus, daß Krauss' Angaben im allgemeinen zuverlässig sind.

Die Anmerkungen von Krauss werden gleich nach dem Text, durch Kleindruck abgehoben, gebracht, weil sie oft unmittelbare Informationen über Herkunft, Quelle oder Interpretation der jeweiligen Erzählung bringen und eine intertextuelle Interpretationsschicht darstellen, die selbst der Kulturgeschichte angehört und Zeitdokument ist. Trotzdem wurde davon abgesehen, diese in vielfältige Themenstellungen ausgreifenden Anmerkungen systematisch zu kommentieren. Dies würde weit über den Rahmen einer erzählkundlichen und balkanvergleichenden Kommentierung hinausgehen. Krauss geht z. T. ironisch und polemisch gegen die Sachgutachter im Berliner Pornographie-Prozeß 1913 vor, ergeht sich in Spekulationen über Ethnostereotype, kritisiert Nationalmythen und innenpolitische Zustände in den Balkanländern, gibt wichtige Hinweise über Lebensverhältnisse und Praktiken der Volkskultur und viele andere Dinge, die ausführlicher Untersuchung und Kommentierung bedürften. Auch seine bibliographischen Hinweise konnten nicht alle verifiziert werden: soweit sie eigene Arbeiten betreffen vgl. R. Burt, Bibliographie von Friedrich Salomo Krauss, in: ders., *Friedrich Salomo Krauss (1859–1938). Selbstzeugnisse und Materialien zur Biobibliographie des Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers mit einem Nachlaßverzeichnis*. Wien 1990, 125–144, der häufig als „verjüngter Bourke“ bezeichnete Band ist J. G. Bourke, *Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht der Völker*, Leipzig 1913, übersetzt und bearbeitet von Hermann Ihm und F. S. Krauss (Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia VI, Geleitwort von S. Freud).

Die erzählkundlichen und balkanvergleichenden Anmerkungen werden von den Texten und Kommentaren von Krauss getrennt gebracht und richten sich an den heutigen, einschlägig interessierten Leser, die vergleichende Erzählforschung und die Balkanologie. Eine solche vergleichende Kommentierung liegt aber auch durchaus in der balkanübergreifenden Sicht von Krauss. Sie umfaßt Signaturangaben, eventuelle Eigennummerierungen, die Typenbestimmung (sofern möglich), weitere Literaturangaben, das Vorkommen in Südosteuropa mit Angaben zu Texten oder Variantenbildung bzw. Hinweise auf die einschlägigen Kataloge. In vielen Fällen werden kurz auch abweichende oder ähnliche Versionen besprochen oder Hinweise auf Motive in Sprichwörtern, Liedern usw. gegeben. Ziel dieser Kurzkommentare ist es, Material zu einer balkankomparatistischen Zusammenschau zu bringen, was vor allem die Kataloge für Bulgarien und Griechenland nun ermöglichen; Südosteuropa erweist sich als relativ homogener Erzählraum (was die Koinzidenz mancher Oikotypen beweist), der allerdings z. T. den Rahmen des AaTh-Systems sprengt.

In den Anmerkungen werden folgende Abbreviationen verwendet:

AaTh	A. Aarne/St. Thompson, <i>The Types of the Folktales. A Classification and Bibliography</i> , Second Revision, Helsinki 1953 (FFC 184).
Angélopoulou/Brouskou	A. Angélopoulou/A. Brouskou, <i>Catalogue raisonné de conte grec. Types et versions AT 700–749</i> , Athènes 1996 (Archives Georges A. Mégas, Catalogue du conte grec -2).
Argenti-Rose	P. P. Argenti/H. J. Rose, <i>The Folk-lore of Chios</i> , 2 vols. Cambridge 1949.
Basset 1001 contes	R. Basset, <i>Mille et un contes, récits et légendes arabes</i> , 3 vols. Paris 1925–27.
Bechstein DMB	L. Bechstein, <i>Deutsches Märchenbuch</i> , Leipzig 1857.
Berze Nagy MNT	J. Berze Nagy, <i>Magyar Népmesetipusok</i> , 2 vols. Pecs 1957 (W. Anderson, <i>Fabula</i> II, 281ff.).
BP	J. Bolte/G. Polívka, <i>Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm</i> , 5 Bde., Leipzig 1913–31.
Busch UoW	W. Busch, <i>Ut öler Welt [Aus alter Zeit]. Volksmärchen, Sagen, Volkslieder und Reime</i> , München 1910 (1981).
Dähnhardt	O. Dähnhardt, <i>Natursagen</i> , 4 Bde., Leipzig 1909–12.
Daskalova	L. Daskalova Perkowski, D. Dobрева, J. Kočeva, E. Mičeva, bearbeitet und herausgegeben von Klaus Roth, <i>Typenverzeichnis der bulgarischen Volksmärchen</i> , Helsinki 1995 (FFC 257).

- Dawkins 45 Stories R. Dawkins, *Forty-five Stories from the Dodekanese*, Cambridge 1950.
- Dawkins MGF R. Dawkins, *Modern Greek Folktales*, Oxford 1953.
- Dömötör MNK A. Dömötör, *Magyar népmese katalogus*, Budapest 1988.
- EB W. Eberhard/P. N. Boratav, *Typen türkischer Volksmärchen*, Wiesbaden 1953 (Typenindex von W. Anderson in *Hessische Blätter für Volkskunde* XLIV, 112 ff.).
- EM *Enzyklopädie des Märchens*, hg. von R.-W. Brednich, Bd. 1–8, Berlin/New York 1975 ff. (Verweis auf Stichwörter).
- Gonzenbach L. Gonzenbach, *Sicilianische Märchen*, 2 Bde., Leipzig 1870.
- Hahn, GAM J. G. Hahn, *Griechische und albanesische Märchen*, 2 Bde., Leipzig 1864.
- Halm K. von Halm, *Fabulae Aesopi e recognitione Car. Halmii*, Lipsiae 1852.
- Hausrath A. Hausrath, *Corpus Fabularum Aesopiarum*, Leipzig 1946.
- Hunger H. Hunger, *Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*, 8. Aufl. Wien 1988.
- Jacobs J. Jacobs, *The Fables of Aesop*, New York 1894.
- Karlinger MGI F. Karlinger, *Märchen griechischer Inseln und Märchen aus Malta*, Düsseldorf/Köln 1979.
- KHM J. u. W. Grimm, *Kinder und Hausmärchen*, Jena 1919.
- Klaar, *Christos* M. Klaar, *Christos und das verschenkte Brot*, Kassel 1963.
- Klaar, *Tochter des Zitronenbaums* M. Klaar, *Tochter des Zitronenbaums. Märchen aus Rhodos*, Kassel 1970.
- Kretschmer NM P. Kretschmer, *Neugriechische Märchen*, Jena 1919.
- Lambertz A. Lambertz, *Die geflügelte Schwester und die Dunklen der Erde. Albanische Volksmärchen*, Eisenach 1952.
- Loukatos D. Loukatos, *Neoellinika Laographika Keimena*, Athen 1957.
- Lukopulos D. Lukopulos, *Neoelliniki Mythologia (Zoa-phyta)*, Athen 1940.
- Megas Georgios A. Megas, *To elliniko paramythi. Analytikos katalogos typon kai parallagon kata to systima Aarne-Thompson (FFC 184). Tefchos proton. Mythoi zoon*, Athen 1978.
- Megas I Georgios A. Megas, *Ellinika paramythia*. Serie I. Athen 1962 (3. Aufl.).
- Megas II Georgios A. Megas, *Ellinika paramythia*. Serie II. Athen 1963.
- Megas III Georgios A. Megas, *Griechische Volksmärchen*, übertragen von I. Diller, Düsseldorf/Köln 1965.

- Megas IV Georgios A. Megas, *Begegnung der Völker im Märchen*. Bd. 3: *Griechenland-Deutschland*, übertragen von H. Bertos, Aschendorff 1968 (Anmerkungen in *Fabula* 15, 1974, 232–244).
- Megas V Georgios A. Megas, *Folktales of Greece*, translated by H. Colaclides, Chicago/London 1970.
- Megas/Puchner W. Puchner, Der unveröffentlichte Zettelkasten eines Katalogs der griechischen Märchentypen nach dem System von Aarne-Thompson von Georgios A. Megas. Das Schicksal eines persönlichen Archivs und seine Editionsprobleme, in: R. Heissig/R. Schott (eds.), *Die heutige Bedeutung oraler Traditionen – ihre Archivierung, Publikation und Index-Erschließung*, Opladen/Wiesbaden 1998, S. 87–105.
- Meraklis,
Schwänke M. G. Meraklis, *Eftrapeles diigiseis. To koinoniko tus periechomeno*, Athen 1980.
- Meraklis/
Puchner M. G. Meraklis, *Studien zum griechischen Märchen*. Eingeleitet, übersetzt und bearbeitet von W. Puchner, Wien 1992 (Raabser Märchen-Reihe 9).
- Moser-Rath E. Moser-Rath, *Predigtmärlein der Barockzeit. Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes*, Berlin 1964.
- Mot.Ind. S. Thompson, *Motif-Index of Folk-Literature*, 6 vols. Copenhague/ Bloomington 1955–58.
- Perrault Ch. Perrault, *Contes*. Texte établis et présentés par Marc Soriano, Paris 1989.
- Perry E. Perry, *Aesopica*, vol. 1: *Greek and Latin texts*, Urbana 1952.
- Politis,
Sprichwörter Nik. Politis, *Parimoiai*, 4 Bde. Athen 1899–1902 (Nachdruck 1965).
- Politis,
Überlieferungen Nik. Politis, *Paradoseis*, 2 Bde. Athen 1904 (Nachdruck 1965)
- Şaineanu L. Şaineanu, *Basmele române*, Bucureşti 1978.
- SbNU *Sbornik za narodni umotvorenija i narodopis* Bd.1–60 (Sofija 1889–1993).
- Scherf W. Scherf, *Das Märchen Lexikon*, 2 Bde. München 1995.
- Vakarelski Chr. Vakarelski, *Bulgarische Volkskunde*, Berlin 1969.
- Wesselski A. Wesselski, *Märchen des Mittelalters*, Berlin 1925.
- Wesselski A. Wesselski, *Der Hodscha Nasreddin*, 2 Bde., Weimar 1911.

Balkanvergleichende Anmerkungen zum Teil 1

(M. G. Meraklis / W. Puchner)

1. Tierfabeln

Es erscheint bemerkenswert, daß Krauss in die Sammlung von Volkserzählungen nur 20 Tierfabeln aufgenommen hat (auch die nach dem AaTh nicht bestimmbar sind wenige), obwohl diese in seiner ersten Sammlung, den zweibändigen Sagen und Märchen der Südslaven 1883/84, mehr als die Hälfte der insgesamt 269 Erzählungen ausmachten. Diese Geschichten waren allerdings vorwiegend gedruckten Sammlungen entnommen. Krauss scheint für die achtbändige Gesamtausgabe der Tausend Sagen und Märchen der Südslaven, worin seine erste Sammlung nach eigenen Angaben den dritten und achten Band bilden sollte, eine gewisse quantitative Proportionierung der einzelnen Erzählgattungen angestrebt zu haben.

1. Signatur: TS 799, Quelle: *Šapkarov* II 2, Nr. 2. Die Fabel läßt sich als Subtyp von AaTh 9 (The Unjust Partner) erkennen. Partner des Fuchses ist jedoch meist der Bär, in den bulgarischen Varianten ein Vogel (Amsel, Spatz) (Daskalova 9A, drei Versionen). Die Rächung durch den Hund auch in den bulgarischen Varianten von AaTh 56B. In den griechischen Versionen der Geschichte kontaminiert 9A häufig mit 9B; Partner des Fuchses ist der Wolf, der Krebs, weniger häufig der Vogel; das Motiv der Rache durch den Hund in 9B (Megas/Puchner 9A, 284 Varianten, 9B 50 Fassungen).
2. Signatur: TS 998, Quelle: *Sbornik* VII 179. Die Fabel ist in dieser Form nur in Südosteuropa verbreitet. Daskalova bestimmt die bulgarischen Varianten mit *45* (zwei Versionen), Megas die griechischen mit *62B (acht Versionen).
3. Grundmodell der schwankhaften Geschichte scheint die Äsopische Fabel von der ungerechten Verteilung der Ernte zu sein, wo der Fuchs seinen Partner betrügt (AaTh 9B, vgl. auch AaTh 1030) (BP III 355, 363 Nr. 1). In Bulgarien ist der Stoff auch gedruckt verbreitet (Daskalova 9B, 6 Varianten). Unter den 50 verzeichneten griechischen Varianten (Megas 9B) treten häufig auch Vögel als Partner auf. In der vorliegenden Form präsentiert sich die Erzählung etwas dekonstruiert und mit magischen und schwankhaften Elementen angereichert.
4. Signatur: H. M. Die Geschichte ist thematisch den Tierfabeln zuzurechnen, läßt sich nach dem AaTh-System aber nicht bestimmen (eventuell in den Lernnummern von AaTh 150 einzureihen).

5. Signatur: TS 994, Quelle: *Sbornik* VI 140. Dieselbe bulgarische Fabel wird von Daskalova mit dem Oikotyp *56* klassifiziert.
6. Variation der bekannten Äsopischen Fabel um den Fuchs und die hochhängenden Trauben (AaTh 59, Halm 33, Jacobs 31, Perry 15, Hausrath 15a, EM, Fuchs und saure Trauben). In griechischen Varianten auch mit der Katze und dem Käse (Megas 59, 27 Varianten).
7. Die Geschichte scheint auf die Äsopische Fabel von Hund, Hahn und Fuchs zurückzugehen, in der der Fuchs den Hahn auffordert, wegen seiner schönen Stimme vom Baum zu steigen und ihn zu umarmen; der Hahn antwortet ihm, er solle doch den Hund, der in der Baumhöhle schläft, bitten, die „Tür“ zu öffnen, damit er herabsteigen könne (Halm 225, Hausrath 268, Perry 252). Im bulgarischen Katalog wird die Geschichte als Oikotyp mit *61* bezeichnet (vor allem in gedruckter Form), im griechischen Fabelkatalog von Megas als Oikotyp mit *62A, wobei 129 Varianten aufgelistet sind. Das Eingangsmotiv mancher Varianten ist ähnlich: der Hahn soll Vorsteher des Dorfes geworden sein (Nr. 4), oder er soll ins Dorfregister eingetragen werden (Nr. 1), doch läßt sich der Hahn gewöhnlich nicht überlisten.
8. Signatur: TS 849, Quelle: *Karad.* I 229. Gewisse Strukturähnlichkeiten mit AaTh 65* („The Fox Fries a Beetle by the River. The fire is on the opposite bank. The fox says of the beetle, ‚It is quite good, only too crispy‘“); zum Feuer am anderen Ufer auch AaTh 1262. Weitverbreitet ist die gleiche Geschichte in Griechenland, auch als Sprichwort: „Die Füchsin zehn Jahre, das Fuchslein elf“: das Feuer brennt fern am Berge und das Fuchslein gibt vor, von einem Funken verbrannt worden zu sein (Megas V, Nr. 6, Politis, *Sprichwörter* I, 455, Megas *69, 32 Varianten). Megas kreiert den griechischen Oikotyp *69. Bulgarische Varianten bringen eine ähnliche Geschichte: „Die Füchsin trennt sich von ihren Kindern“ – auf die Frage, wann sie sich wieder treffen, antwortet das schlaue Fuchslein: „Beim Kürschner“ (auch in Liedform); Daskalova schafft den bulgarischen Oikotyp *65**.
9. AaTh 105*. Die Abenteuer von Fuchs und Igel, der durch seine Schläue oder seine Stachel obsiegt, sind bereits aus dem Altertum bekannt (Megas I 4–5). AaTh verzeichnet ausschließlich griechische Varianten („the Hedgehog’s only trick“). Ähnlich läuft die Geschichte allerdings in Bulgarien („Die drei Listen des Igels“, Daskalova 105*, acht Varianten verzeichnet, auch in gedruckter Form verbreitet): Die Listen des Igels beziehen sich allerdings nicht direkt auf das Traubenstehlen. Megas listet 20 griechische Varianten auf (statt des Fuchses manchmal auch der Hase), führt allerdings auch den griechischen Oikotyp *105C ein, wo der Igel den Fuchs überlistet,

- indem er die Öffnung seiner Behausung mit seinen Stacheln verschließt; vor der anderen Öffnung lauert der Jäger ... (6 Varianten).
10. AaTh 130 + 210 (im zweiten Falle auch mit Gegenständen). Zu KHM 27 „Bremer Stadtmusikanten“ ausgedehnten Literatur in AaTh 130 und Scherf 121ff. (auch KHM 41 „Herr Korbes“, ebd. 592 ff.). In bulgarischen Varianten sind es die Tiere allein, die das einsame Haus bewohnen und die Wölfe oder Räuber verjagen (Daskalova 130, 14 Varianten), ebenso in den griechischen Varianten (Megas 130, 89 Varianten, 130B, 16 Varianten). Vgl. auch EB 11.
 11. Quelle: *Karad.* Zur kollyba als Totenspeise W. Puchner, Zum Nachleben des Rosalienfestes auf der Balkanhalbinsel, *Südost-Forschungen* 46, 1987, 197–278, bes. 216 ff., 234 ff. Die Geschichte könnte eventuell den Fabeln um den Kater zugeordnet werden (AaTh 103, gegebene Entsprechungen gibt es nicht), doch eher dem bulgarischen Oikotyp *234C* (Die Hennen lehnen die Einladung ab), wo der Hausherr Hochzeit hält und seine Hühner laden die Nachbarhühner ein, doch die lehnen ab, da bei ihnen der Weizen gesiebt wird (Daskalova *234C*, eine Variante).
 12. Signatur: TS 822, Quelle: *Šapkarev* II 297, Nr. 158. Die Tierfabel wird von Daskalova unter AaTh 244 (The Raven in Borrowed Feathers, Äsopische Fabel, Halm 200, 201, 201b, Jacobs 21) eingereiht (zwei Varianten).
 13. Die Undankbarkeit des geretteten Wildtieres (Mot. Ind. W 154.2.1) und der Fuchs als schlauer Richter, der es überlistet und wieder einfängt (Mot. Ind. J 1172.3) läuft gewöhnlich unter AaTh 155 und betrifft die Schlange. Das Verstecken im Sack auch AaTh 154, wo das Wildtier ein Bär ist. Bulgarische Varianten bringen die beiden Typen getrennt (Daskalova 154, 155), ebenso die griechischen (Megas 154, 155, 102 und 132 Varianten). Vorlagen dürften die Äsopischen Fabeln bilden (für 154 Halm 275, Hausrath 163, Perry 158, BP I 518, Anm. 1, und III 361 ff., für 155 Halm 97, Hausrath 62, BP II 420; Texte Megas I, Nr. 5, III, Nr. 5, IV, Nr. 18, V, Nr. 10, Laographia 2, 1910, 161 ff., Dawkins MGF Nr. 3). Vgl. auch Moser-Rath Nr. 126 und EB 48, F. Karlinger, *Geheimnisse des Wassers. Märchen und Geschichten*, Frankfurt/M. 1991, 41 ff.
 14. Signatur: H. M. AaTh 173, vgl. auch AaTh 828; beide Typen sind praktisch identisch (BP III, 290, KHM 176, EM, Lebensdauer des Menschen). In bulgarischen Varianten 30 Jahre, 20 vom Ochsen (bis 50), 20 vom Hund (bis 70), 20 vom Affen (bis 90) (Daskalova 828); in griechischen Varianten Esel und Affe, oder auch Hund, Esel und Affe, die des Menschen Leben verlängern (Megas 173).
 15. Eigennummerierung: 155, Signatur: TS 155. Die Geschichte ist dem Typ AaTh 179 zuzurechnen, wo nach der Äsopischen Fabel das Tier, das dem Wanderer (einem der

- beiden Freunde) den Ratschlag ins Ohr flüstert, ein Bär ist (Halm 311). Vgl. Moser-Rath 147, Mot.Ind. J 1488. In Bulgarien ist die Geschichte vor allem in gedruckter Form verbreitet; ihre schwankartigen Züge werden auf Petar Hitar und Nasreddin Hodscha umgemünzt (Daskalova 179). In Griechenland sind acht Varianten aufgezeichnet (Megas 179).
16. Signatur: TS 895, Quelle: *Karad.* III 200. Zur Langsamkeit des Igels vgl. auch die folgende Erzählung. In den Wettläufen mit dem Hasen (AaTh 275A*) bildet er ein Funktionsäquivalent für Schnecke und Schildkröte. Die Geschichte ist auch in Griechenland bekannt, aber nicht klassifiziert.
 17. Signatur: H. M. Zur Langsamkeit des Igels vgl. die vorige Geschichte (EM, Eile mit Weile). Ganz ähnlich Geschichte in Bulgarien (vom Georgstag bis zum Demetriustag), bei Daskalova als 288B* (4 Varianten).
 18. Signatur: TS 826, Quelle: *Šapkarev* II, S. 346, Nr. 202. AaTh 293B* „The Mushroom Reviles the Young Oak for clinging to it. After three days the mushroom collapses. The oak keeps on growing“ (Mot.Ind. J 953). Daskaleva klassifiziert genau dieselbe Geschichte „Der Kürbis und die Pappel“ als bulgarischer Oikotyp *297B*.
 19. Signatur: H. M. AaTh 293D*. Im Bulgarischen läuft der Dialog über Wein und Hirse (Gerste, Maisfladen, Zwiebeln) oder über Hahn und Henne (Daskalova 293D*, sieben Versionen). Ein bulgarischer Oikotyp bringt einen ähnlichen Dialog zwischen Weihnachten und Ostern (Daskalova *293D*). Im Griechischen ist dieselbe Geschichte unter *293E* gebracht, der Dialog erfolgt zwischen Weizen und Gerste oder Mais (Megas 293* und Megas/Puchner 293*, zwei Versionen).
 20. Signatur: TS 991, Quelle: *Sbornik* X 155. Die bulgarische Geschichte auch in SbNU 28 (1914), 130. Daskalova klassifiziert als *297****. Ähnlich für die Moral des Zusammenhaltens AaTh 910F nach Äsop (Halm 103, Jacobs 72).

2. Zaubermärchen

Obwohl nur etwa 30 Erzählungen zu den eigentlichen Zaubermärchen zu rechnen sind, umfassen diese einen unverhältnismäßig großen Teil der Sammlung; unter ihnen befinden sich mehrere der längsten Texte der gesamten Sammlung. Unter den geographischen Angaben, soweit sie vorliegen, herrschen die mediterranen Kulturzonen vor.

21. Eigenartig reduzierte Geschichte aus dem Motivbereich II (The Descent) des Typs

- AaTh 301. Das Ungeheuer ist allerdings durch einen bartlosen Zwerg ersetzt. Zu dem meist über Zauberkräfte verfügenden Bartlosen vgl. die Studie von G. Megas, *Der Bartlose im neugriechischen Märchen* (AaTh 531), in: *Beiträge zur vergleichenden Erzählforschung*, Helsinki 1955 (und *Laographia* 27, 1967, 254–267). Zum Motiv des Entlausens Meraklis/Puchner 169. In griechischen Varianten ist es der drei Spannen lange Zwerg, der über außerordentliche Körperkräfte verfügt (W. Puchner, *Groteskkörper und Verunstaltung in der Volksphantasie. Zu Formen und Funktionen somatischer Deformation*, in: *Innovation und Wandel, FS O. Moser*, Graz 1994, 337–352, bes. 343) und Menschen auffrißt (AaTh 465A, G. A. Megas, *Der um sein schönes Weib Beneidete*, *Laographia* 17 (1957/58), 148–163).
22. Signatur S. 182, TS 100. Es handelt sich um eine elaborierte Form des Brüdermärchens AaTh 303 (vgl. Nr. 23), nur hat sich hier die magische Zahl Drei durchgesetzt. Die Wiederbelebung erfolgt wie in den bulgarischen Varianten durch das Lebenswasser (Daskalova 303).
23. Moralisierende Variante des Brüdermärchens AaTh 303 (K. Ranke, *Die zwei Brüder*, FFC 114, Helsinki 1934), das mit anderen Einleitungen auch auf der Balkanhalbinsel geläufig ist (in Bulgarien 18 Varianten, Daskalova 303, in Griechenland 52, Megas/Puchner 303). Die Einleitung folgt den Geschichten von dem Teufel versprochenen Kinde; der Teufel ist hier durch den alten Bogomilen ersetzt. Somit erscheint das Leiden der Helden und ihr tragisches Ende als Strafe für die Lüge des Königs.
24. Signatur: 239 TS 151. Es geht um den Typ AaTh 311 (KHM 46 Fitchers Vogel, EM, Mädchenmörder, Scherf 317–321). Der Teufel ist meist von einem Draken oder ogre substituiert, auch fehlt das „kannibalische“ Element; ebenfalls erscheint das Eingangsmotiv der Evozierung des Dämons verkümmert (vgl. zu den griechischen Varianten Meraklis/Puchner, 136–137; ganz ähnlich die bulgarischen Varianten, die Daskalova unter *311C einreicht).
25. AaTh 313 mit 313C, trotz der weitschweifigen Einleitung um den unbekanntem Kartenspieler vom fernen Monte Gabriele, der letztlich der Teufel mit seiner Familie ist (auch andere Modernisierungen, wie das Ausschalten des elektrischen Lichtes als einer der unmöglichen Aufgaben der drei Liebhaber). Umfangreiche Literatur: KHM 113 u. a.; BP I 442 f., 498–503; II 140–146, 516–527; III 448f., 406–417; A. Aarne, *Die magische Flucht*, Helsinki 1930 (FFC 92); EM, Mag. Flucht; Scherf 62–66; R. Th. Christiansen, *The tasks and the magic flight*, in: *Studies in Irish and Scandinavian folktales*, Copenhagen 1959, 81–108; H. Gehrts, *Die magische Flucht*, in: *Die Zeit im Märchen*, Kassel 1989, 70–77, 176 f.; M. His, *Die mag. Flucht und das Wettverwandeln*, *Schweizer. Archiv für Volkskunde* 30 (1930), 107–129; G. Rua,

- La sposa dimenticata, in: *Novelle del mambriano del Cieca da Ferrara*, Torino etc. 1888, 84–101; Chr. Goldberg, *The Forgotten Bride* (AaTh 313c), *Fabula* 33 (1992), 39–54. Weitere Literatur in M. I. Manusakas/W. Puchner, *Die vergessene Braut. Bruchstücke einer unbekanntes kretischen Komödie des 17. Jahrhunderts in den griechischen Märchenvarianten vom Typus AaTh 313c*, Wien 1984, 25–32. Der Kuß des Vergessens wird vom Helden gewöhnlich empfangen, nicht gegeben. Das hier nicht besonders elaborierte Erinnerungslid schon bei Basile 3, 3 (vgl. F. Karlinger, *Die Funktion des Liedes in der Romania*, Salzburg/München 1968, 8 ff.); zu den griechischen Analoga Meraklis/Puchner 99ff. und speziell zu AaTh 313C 103 ff. Zur Motivanalyse der ca. 100 griechischen Varianten Manusakas/Puchner, *Die vergessene Braut*, 86–131, zu den bulgarischen Daskalova 313A und 313C (auch 313H*).
26. Signatur: TS 798, Quelle: *Šapkarev* II, S. 185, Nr. 1. Variante von AaTh 315A (The Cannibal Sister) ohne die Magische Flucht (Episode III). In vielen bulgarischen Varianten hilft eine Maus dem Bruder zur Flucht (Daskalova 315A, 13 Varianten). Ähnlich eine kaukasische Erzählung bei Scherf 883–885, griechische Texte schon bei Hahn GAM 65 und türkische bei W. S. Walker/A. E. Uysal, *Tales alive in Turkey*, Cambridge/Mass. 1966, 1,9 (EB 147, 148). In Griechenland kontaminiert das Märchen von der menschenfressenden Schwester häufig mit AaTh 590 (Meraklis/Puchner 139). Insgesamt sind 122 Varianten aufgezeichnet (Megas/Puchner 315A); zur Analyse der Typenkombinationen vgl. Megas, *Laographia* 20 (1975/76) 429–433. Im Griechischen wird die Schwester meist als strigla (Hexe) oder „Pferdefressende“ bezeichnet. Zur lamia im Südslavischen (eigentlich Gewitterdrachen) vgl. D. Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, In: *Kulturraum Balkan*, Berlin, Hamburg 1989, 65–108, bes. 80. In den griechischen Lamia-Sagen geht es meist um schöne hochgewachsene Feen, die den Menschen kaum gefährlich werden (Politis, *Überlieferungen* 491–499, Nr. 805–821); im vorliegenden Fall handelt es sich wahrscheinlich um eine Kontamination mit der menschenfressenden Drakin.
27. AaTh 325 (Ovid, *Metamorphosen* 871–875, KHM 68, BP II 60–69, Bechstein DMP 35, Scherf 1436–1441 mit Bibliographie); das Märchen ist auch in Südosteuropa verbreitet (in Bulgarien 24 Varianten, Daskalova 325, in Griechenland 56, Megas/Puchner, in der Türkei 36, EB).
28. Genau die gleiche Geschichte gibt es in Griechenland, wo der Held, „Dekattis“, ebenfalls meist „Dreizehnter“ heißt (Meraklis/Puchner 140–143, hier sind die Aufgabe, die mit Hilfe von dankbaren Tieren ausführt, der Teppich des Draken, das sprechende Pferd [statt Papagei], die perlenbesetzten Brüste der Drakenfrau, der Drake selbst).

AaTh 327B und 328, das Motiv der Verwechslung mit den 13 Drakentöchtern, die der Vater statt der 13 Brüder nächtlich auffrißt, in AaTh 1119. Das Märchen vom schlauen „Däumling“ (auch der Name kontorevithulis ist geläufig) ist in Griechenland weit verbreitet (Megas/Puchner 327B 172 Versionen, 328 193, 1119 100). Vgl. auch Hahn GAM 1, 3, GAM 2, 178 ff., 180 f. und 181 f., Dawkins MGF 1, 14–19. Umfangreiche Literatur zu 327B: Perrault 8; BP I 124ff., 499 ff.; EM, Däumling und Menschenfresser; Scherf 682–685; ebenso zu AaTh 328: Basile 3,7; Gonzenbach 1, 30; 2, 83; BP II 511 ff., 3, 33–37; Scherf 620–627; EM, Corvetto.

Interessant ist auch die Inkonsistenz der Anzahl der Brüder, die einmal neun, einmal dreizehn sind; aufgrund der Namensform „Dreizehnter“ (trinaesti, dekatris) in den balkanischen Varianten muß wohl der zweiten Version der Vorzug gegeben werden (in bulgarischen Varianten sind es drei oder neun Brüder). Es gibt auch eine österreichische Variante aus dem balkannahen Burgenland, wo der Held als „Dreißgerl“ 29 Brüder hat, die sich allerdings nicht gegen ihn verschwören, sondern ihm helfen (K. Haiding, *Märchen und Schwänke aus dem Burgenland*, Graz 1977, 15; Scherf 237–240). Ähnlich auch in bulgarischen Varianten, wo in einem Oikotyp der jüngste Bruder goldene Äpfel aus dem Garten des Menschenfressers stiehlt (Daskalova *328₁).

29. Die literarisch getönte Geschichte vereinigt verschiedene Motive und ist noch am ehesten AaTh 400 (KHM 193 Der Trommler, Scherf 1234–1237), kombiniert mit der Magischen Flucht AaTh 313 und 313c zuzurechnen (EM, Magische Flucht). Darauf weisen die Eingangsmotive: Zauberhemd der Vila, ihre Flucht auf den gläsernen Berg (hier in den gläsernen Hochwald), die unlösbaren Aufgaben, die er mit Hilfe der Vila vollbringt. Ganz ähnlich die bulgarischen Geschichten über die Samodiven-Braut (Daskalova 400). Ziemlich einzigartig ist der „gläserne Hochwald“ als exotischer, schwer zugänglicher Ort, an dem der Held die entschwundene Zauberbraut aufsucht; gewöhnlich ist es der „Glasberg“. Im griechischen Oikotyp *667A, wo die Geschichte in manchen Motiven ähnlich verläuft, trägt die Fünfmalschöne dem Helden auf, sie beim „Unsterblichen See“ zu finden, in den „goldenen Zweigen“, in der „einsamen Ebene“, bei den „schwarzen Baumstrünken“, in den „armen Weinbergen“ usw. (Megas, *Laographia* 20, 1962, 413 ff., Meraklis/Puchner 155 f.; davon sind allein 49 Fassungen bekannt, Megas/Puchner *667A). Die Auswahl des richtigen Mädchens unter gleichaussehenden ist auch in der Episode II d von AaTh 313 anzutreffen. Die Magische Flucht ist auch in der vorliegenden Geschichte als zweiter Teil eingebaut. Das Motiv des Kleiderstehlehs, während die Vila/Neraide badet, wodurch man Macht über sie bekommt, ist in den einschlägigen Sagenkreisen um die Feen und ihre Heirat mit Sterblichen balkanweit geläufig. Bemerkenswert ist auch die Zeitverkürzung: die Dienstzeit und Wartezeit

- des Helden wird von der greisen Vilenmutter auf drei Jahre festgesetzt, die sich letztlich als drei Tage herausstellen. Interessant erscheint noch eine Motivabweichung der Magischen Flucht: es ist nicht die übliche Wolke, die das zauberkundige Mädchen als Verfolger sieht, sondern hier erglüht eine ihrer beiden Wangen (vgl. A. Aarne, *Die magische Flucht*, Helsinki 1930, FFC 92; Manusakas/Puchner 30 f.). Zum Motiv der Herausnahme der Augen und ihrem Wiedereinsetzen vgl. auch AaTh 321 (aber auch 234 und 613, vgl. EM, Auge) sowie die griechischen Varianten von AaTh 403A.
30. Das Motiv der dreimaligen schrecklichen Nachtwache neben der verzauberten Prinzessin verbindet die erbauliche Geschichte um Bescheidenheit und Demut vor den Älteren mit AaTh 400 (II); der Wahlvater ist Gott, unerkannt auf Erden, wie in den religiösen Märchen. Interessant, daß der einzig gültige Schwur der ist, der im Namen Gottes geschieht. Der Typ AaTh 400 hat international viele Varianten, auch in Südosteuropa, doch verbindet sich die vorliegende erbauliche Geschichte nur in einer Episode mit seinem Motivkombinat.
31. AaTh 408 (Basile, 5,9 Theaterfassung von Carlo Gozzi „L'amore delle tre melarance“ 1761, BP II 125; 4, 257–259; Scherf 233–237; EM, Die drei Orangen), in Südosteuropa weit verbreitet (Berze Nagy MNT 1, 566–577, Dawkins MGF 1–6, Şaineanu 211–215, M. Klaar, *Die Tochter des Zitronenbaums*, Kassel 1970, 1; Hahn GAM 49). Megas listet 99 griechische Varianten auf (Megas/Puchner 408), manchmal in Kontamination mit AaTh 403A (Meraklis/Puchner 144). Hier findet sich auch die gleiche Rechtfertigung für die Schwärze der Zigeunerin: sie rührt von der Sonne her, die sie verbrannt hat, als sie auf den Königssohn wartete. In bulgarischen Varianten (Daskaleva 408 Das ungeborene Mädchen) sind es drei Äpfel, die Verwandlung erfolgt in einen Fisch oder einen Vogel (21 Varianten).
32. Hier geht es um eine fragmentarisch erzählte Geschichte von den „Drei Orangen“ (AaTh 408), wobei die Einleitungsepisoden stark gerafft sind und das tragische Ende den Gang des eigentlichen Zaubermärchens abändert. Vgl. die Anmerkungen zu Nr. 31.
33. Die kunstfertige Geschichte verbindet Elemente der Vilen-Sagen mit Motiven vom Dornröschen-Märchen (AaTh 410). In griechischen Varianten tritt die prophezeite Verzauberung bei Erreichung eines gewissen Alters der Königstochter ein; die Entzauberung erfolgt wie gewöhnlich durch den Kuß des Königssohns (z. B. Megas II 23, 14 Varianten Megas/Puchner 410). In der bosnischen Variante tritt auch die Magische Flucht (AaTh 313, 314, EM, Mag. Flucht, M. I. Manusakas/ W. Puchner, *Die vergessene Braut. Bruchstücke einer unbekannteren kretischen Komödie des 17. Jhs in den griechischen Märchenvarianten vom Typ AaTh 313c*. Wien 1984, 25–32).

34. Variante von 425A Tierbräutigam (KHM 88, Das singende springende Löweneckerchen, die Einleitung auch nach KHM 127, Der Eisenofen; BP II 229 ff., 245 ff., III 37 ff.; Scherf 1122–1127; EM, Amor und Psyche), das allerdings in manchen Motiven genauer seinem Vorbild „Amor und Psyche“ von Apuleius folgt (J.-Ö. Swahn, *The tale of Cupid and Psyche*, Lund 1955; G. A. Megas, *Das Märchen von Amor und Psyche in der griech. Volksüberlieferung*, Athen 1971; D. Fehling, *Amor und Psyche*, Mainz/Wiesbaden 1977). Die Erzählung ist auf der Balkanhalbinsel weit verbreitet: Bulgarien zählt 15 Versionen (Daskalova 425A), Griechenland 89 (Megas, Amor und Psyche; alle Subtypen von AaTh 425 ergeben 481 Varianten). Zum eigenartigen Motiv Schlange als Sauhirt im Wald vgl. auch M. G. Meraklis, Eine altgriechische und eine neugriechische Märchenwildsau, in: *Antiker Mythos in unseren Märchen*, Kassel 1984, 64–72.
35. Eine etwas entfernte Variante von AaTh 425 (EM, Amor und Psyche, Ö. Swahn, *The Tale of Cupid and Psyche*, Lund 1955, weitere Bibliographie 395–418). Nach der Motivanalyse von Swahn und G. A. Megas, *Das Märchen von Amor und Psyche in der griechischen Volksüberlieferung (Aarne-Thompson 425, 428 & 432)*. Athen 1971, entsprechen folgende Motive: I.3 (Tiergeburt, Tötung der ersten beiden Bräute), I.9 Pferd als Bräutigam; in der Motivgruppe II „Der übernatürliche Gemahl“ ist kaum je ein Pferd anzutreffen; Motivgruppe IV „Tabubrechung“ durch Sprechen (2) ist hier allerdings in eine komplexe Situation gestellt; in Motivgruppe V „Die Suche nach dem Gemahl“ ist der wegeöffnende Zauberstab der Alten unter den Zaubergegenständen nicht vorhanden; auch der Schluß mit dem apokalyptischen Feuermeer, der mitleidigen Vila und dem Wurf des Zauberstabes über 97 Quellen ist in der Motivanalyse nicht anzutreffen.
36. Schwankhafte Version von AaTh 460A (Scherf 1398–1401), wo dem Faulpelz die Ratschläge Gottes zum Unheil gereichen. Ähnlich die bulgarischen Varianten, wo der Überbringer des Rates von Bär oder Wolf aufgefressen wird (Daskalova bestimmt AaTh 460B, dort auch Oikotypen *460C und *460D). Megas (vgl. auch *Laographia* 15, 1953, 3–83) nennt 19 griechische Varianten (Megas/Puchner 460A), wo ein verarmter Reicher zu Gott geht; beliebter ist die Reise zum Glück (460B 40, *460B 41).
37. Signatur: M. H. Die Geschichte besteht als zwei miteinander kombinierten Motivkomplexen: AaTh 130 + 130C + 210 (Tiere auf Wanderschaft), wobei der Räuber zu einem böartigen Gespenst geworden ist (die Mühle als Geisterplatz auch in griechischen Sagen um die Figur des Müllers, vgl. Meraklis, *Schwänke* 60–62) und AaTh 480 (das freundliche und das schlimme Mädchen), ein Motivkomplex, der im südosteuropäischen Erzählraum besonders ausgebildet ist. Megas listet 169 Varianten

- auf (Megas/Puchner 480, für 480C* 14 und den Oikotyp *480D drei Versionen). Die Helfer sind hier meist die Zwölf Monate. Diese tauchen auch in bulgarischen Erzählungen auf (Daskalova *480₅ und *480₆), von denen manche Subtypen überaus zahlreich sind: Daskalova unterteilt den Typ AaTh 480 in acht Oikotypen; davon kommt *480₁ der vorliegenden Geschichte nahe, als er auch die dankbaren Tiere (Katze, Hund und Hahn; in vielen Varianten geschieht die Rettung aber auch ohne ihre Hilfe) enthält, den Mühlenbesuch, den Nachtgeist (karakondžol); die Rettung geschieht allerdings durch die Anforderung von Aussteuerstücken, deren Herbeischaffung den Geist bis in die Morgenstunden beschäftigt (47 Varianten). In *480₂ ist es ein Vampir oder Tiermensch, und die Rettung des Mädchens geschieht durch Substitution durch eine Ziege (Lamm). Interessant ist in der vorliegenden Geschichte das Motiv der angesprochenen Wahlbruderschaft mit den Tieren, das zur Rettung führt. Zur pobratimstvo in Südosteuropa L. Kretzenbacher, Gegenwartsformen der Wahlverwandtschaft „pobratimstvo“ bei den Serben und im übrigen Südosteuropa. *Grazer und Münchner Balkanologische Studien*, München 1967, 167 ff.; ders., *Rituelle Wahlverbrüderung in Südosteuropa. Erlebniswirklichkeit und Erzählmotiv* (Bayr. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl, Sitz.ber. 1971/1), München 1971; ders., Serbisch-orthodoxe „Wahlverbrüderung“ zwischen Gläubigenwunsch und Kirchenverbot von heute, *Südost-Forschungen* 38 (1979), 163–183 (auch im Band *Geheiligtetes Recht. Aufsätze zu einer vergleichenden rechtlichen Volkskunde in Mittel- und Südosteuropa*. Wien/Graz/Köln 1988, 233–252); W. Puchner, Griechisches zur „adoptio in fratrem“, *Südost-Forschungen* 53 (1994), 187–224.
38. Die literarisch ambitionierte Geschichte folgt in großen Zügen AaTh 480, aber verbindet sich mit dem Thema der Suche nach dem verlorenen Glück (AaTh 460B, griech. Variante in Klaar, Tochter des Zitronenbaums 12, Dawkins MGF 1, 79; vgl. auch Megas, *Laographia* 15, 1953, 3–43), wo sich die Heldin zu Tieren und Gegenständen freundlich benimmt und von ihnen auf dem Rückweg Hilfe erfährt. Die Einleitung folgt dem Thema der bösen Stiefmutter, die die kleine Waise dazu überredet, daß sie ihrem verwitweten Vater rät, sie zur Frau zu nehmen (AaTh 433B*, in griechischen Varianten meist die böse Lehrerin, vgl. Meraklis/Puchner, 146–149).
39. AaTh 500, KHM 55 Rumpelstilzchen (BP I 490–498; EM, Name des Unholds; Scherf 1000–1005 mit ausführlicher Lit.). Die Fassung ist fast identisch mit der Grimmschen Version und dürfte wohl auch daher stammen. Interessanterweise ist die Geschichte in dieser Fassung bei den Bulgaren unbekannt (die Aufgabe bezieht sich auf das Erraten von Zahlen), bei den Griechen sind 13 Fassungen verzeichnet (Megas/Puchner 500), doch werden die entscheidenden Verse nicht gesungen (vgl. F. Karlinger, *Die Funktion des Liedes im Märchen der Romania*, Salzburg/München

- 1968, Salzburger Universitätsreden 34, S. 6 f.). „In den meisten Fällen hat sich auch eine „vernünftiger“ Lösung gefunden: derjenige, der die Aufgabe übernommen hat, für das junge Mädchen den Namen ihres dämonischen Helfers zu finden, belauscht eine Versammlung von Teufeln, Neraiden usw., wo der Träger des seltsamen Namens von seinen Gefährten namentlich angesprochen wird; es besteht kein Zweifel, daß die Strenge des Namenstabus, und dieses weist deutlich auf die älteste Form dieser Erzählung, hier vollkommen verblaßt ist ... Vielleicht ist die Abänderung dieses wesentlichen Punktes des Märchens, das auf alle Fälle von außen nach Griechenland gekommen ist, ein Ausdruck der Geselligkeit und Extrovertiertheit des Griechen, der in keinem Fall ohne den Dialog auskommt“ (Meraklis/Puchner 101). Die Bemerkung von Krauss, daß Zwerggeschichten im südslavischen Kreis große Seltenheiten sind, gilt für die gesamte Balkanhalbinsel.
- 40 Signatur: S 165, TS 86. Es handelt sich um eine vereinfachte, christlich getönte und sagenartige Version von AaTh 519 (The Strong Woman as Bride, Brünhildensage: EM, Heldenjungfrau, Scherf 973–977, 1162–1167), welcher Typus vor allem im ostslavischen Bereich verbreitet ist (A. Löwis of Menar, *Die Brünhildensage in Rußland*, Leipzig 1923; S. Beyschlag, *Deutsches Brünhildenlied und Brautwerbermärchen*. In: *Märchen, Mythos, Dichtung*, München 1963, 121–145). Weder bulgarische noch griechische Varianten lassen sich nachweisen.
- 41 Novellenartige Ausformung von AaTh 531; statt der dankbaren Tiere als Helfer der unlösbaren Aufgabe hier die Baumvila (vgl. auch 613), die „jealous courtiers“ und „treacherous companions“ sind hier Brüder des Helden. AaTh 531 ist in Südosteuropa überaus dicht belegt (22 bulgarische Varianten, Daskalova 531, 144 griechische, Megas/Puchner 531).
- 42 Signatur: S 203, TS 114. Es handelt sich um eine Variation von AaTh 554 (Dankbare Tiere), eine der Aufgaben besteht im Auffinden des Lebenswassers (AaTh 551). Diese Kombination findet sich nicht in bulgarischen Varianten (Daskalova 551, 554), auch nicht in griechischen (Megas/Puchner). Die Gold- oder Blondhaarige ist meist in den balkanischen Rapunzel-Märchen (AaTh 310, vgl. Meraklis, *Laographia* 21, 1963/64, 443–465) anzutreffen.
- 43 Moralisierende Variante von AaTh 554 (KHM 62, BP II 19–29, EM, Dankbare Tiere, A. Marx, *Griechische Märchen von dankbaren Tieren*, Stuttgart 1889, Scherf 89–92), verbreitet auch auf der Balkanhalbinsel (Berze Nagy MNT 2, 144–149, Dömötör MNK 2, 326–330, Şaineanu 409–422, Loukatos 16, EB 61). Auch in Bulgarien tritt die Geschichte vielfach als Episode anderer Märchentypen auf (302, *316*, 329, 400, *461A*, 531, *550**, 552A, 559, 571B), selten selbständig; das

- gleiche gilt für Griechenland, wo das Motivkonglomerat als eigenständige Geschichte im allgemeinen fehlt (Megas/Puchner). Ungewöhnlich ist in der vorliegenden Geschichte der Elefant.
- 44 Die Geschichte gehört in die Gruppe der Zaubergegenstände (AaTh 560–567), konkret AaTh 562 (KHM 116, Das blaue Licht, Scherf 98–100). Es kann nicht ausgeschlossen werden, das hier eine Reminiszenz an Andersen 1835 „Das Feuerzeug“ vorliegt. Es ist zwar nur mehr die dritte Aufgabe der Hexe an den entlassenen Soldaten erhalten (Heraufholen des Feuerzeugs aus dem Brunnen), die Folgehandlung ist rationalisiert, und es fehlt das Kernmotiv der Liebesnächte mit der Königstochter; erst das Ende der Geschichte im Kerker stimmt wieder in allen Details überein. Auf neueste Zeitschichten weist auch die dialogische Einleitung über die Flugzeuge. Der Unterweltshund könnte als Bildungsgut auch Kerberos sein; interessanterweise sind es wieder drei Hunde, die Helden vor dem Galgen retten. In einer bulgarischen Fassung ist es die Zauberkerze, die den Teufel erscheinen läßt (Daskalova 562). In Griechenland sind neun Fassungen der Geschichte bekannt (Megas/Puchner 562).
- 45 Humorvolle Erzählung von AaTh 563 (KHM 36, BP I 346–361, Scherf 1198–1201) mit differenter Rahmenhandlung. Daskalova nennt 14 bulgarische Varianten, Megas 100 griechische (Beispiele Hahn GAM 43, Loukatos 17, Meraklis/Puchner 121 Anm. 345)
- 46 Elaborierte Form von AaTh 567 bzw. 567A (KHM 1812, Nr. 60 fragmentarisch; Scherf 514–517, BP I 528–556, A. Aarne, Das Märchen vom Zaubervogel, *Suomalais-ugrilaisen seurantoimituksia* 25, 1908, 143–200; L. Ranke, Das Goldvogelmotiv, in: *Die zwei Brüder*, Helsinki 1934 [FFC 114], 113–130), verbreitet auch in Südosteuropa (Berze Nagy BNT 2, 179–182, Hahn GAM 36, Klaar, Tochter des Zitronenbaums 23, Dawkins MGF 22, EB 174). In Bulgarien sind beide Typen geläufig; AaTh 567 bringt die Verwandlung der Frau in eine Eselin (die in der vorliegenden Erzählung fehlt), AaTh 567A (15 Varianten) die zwei Brüder, die heimlich Herz und Leber des Zauberhuhns essen: der eine wird König, der andere reich. Für Griechenland sind 61 Versionen nachgewiesen (Megas/Puchner 567), eine Version „Die schwarze Henne“ mit Kommentar in Meraklis/Puchner 166–168.
- 47 Signatur: M. H. AaTh 571, die Einleitung der dankbaren Vilen nach AaTh 560 (KHM 64, Die goldene Gans; BP II 39; EM, Klebezauber; Scherf 506–509; 546–548 Kommentare zur griechischen Schwankfassung „Hänschen, dem ein Mohr in den Mund speit“, Hahn GAM, Nr. 110). In wenigen bulgarischen Fassungen ist der Klebezauber ebenfalls mit dem Hochzeitsmotiv verbunden; die Einleitung mit der dankbaren Schlange läuft ähnlich (Daskalova 571B). Der Katalog von Megas

- gibt für 571B zwei Varianten an, für 571 ganze 19 (Megas/Puchner). Vgl. auch EB 182.
- 48 AaTh 654 (KHM 124, BP III 10). Das Märchen scheint in Südosteuropa nicht weiter verbreitet zu sein (ist in dieser Form in Bulgarien und Griechenland unbekannt). AaTh geben zwei ungarische Varianten an und eine türkische.
- 49 AaTh 676 (KHM 142, „Sesam, öffne dich“, EM, Ali Baba, BP III 137–145, Scherf 447–453) mit einigen Abwandlungen: das Selbstmordmotiv zu Beginn, das moralisierende Ende statt des Vergessens des Zauberspruchs. Griechische Beispiele bei Loukatos 19, Dawkins MGF 53, türkische bei Eberhard-Boratav 179. Die bulgarischen Varianten sind meist kontaminiert mit AaTh 954 (Daskalova 676, 17 Versionen). Megas verzeichnet für Griechenland insgesamt 106 Versionen (Megas/Puchner 676). Bemerkenswert ist die Häufung von sprichwörtlichen Redensarten in den Ausflüchten des reichen Bruders.
50. Quelle: *Behar* 1902. AaTh 707 (KHM 96, Die drei Vögel; Busch UoW 25; Straparola 4,3; BP II 380–394; K. Horálek, Zur slawischen Überlieferung des Typus AT 707, in: Harkort/Peeters/Wildhaber, *Volksüberlieferung*, Göttingen 1968, 107–114; Scherf 204–209), mit Sekundärmotiven angereichert (dies wird beim Vergleich mit den fünf bulgarischen Varianten deutlich, Daskalova 707). Ganz ähnlich wie die vorliegende läuft eine griechische Geschichte aus Kleinasien („Dunja Giuzel“, Meraklis/Puchner 173–176). Zur systematischen Analyse der 265 griechischen Varianten jetzt Angélopoulou/Brouskou 85–134.

3. Religiöse Märchen

Auffallend an den religiösen Märchen der unveröffentlichten Sammlung Krauss ist der Umstand, daß viele Erzählungen, die gewöhnlich Gott oder Christus zugeschrieben werden, den hl. Sabbas zum Protagonisten haben. Vgl. die Sabbas-Geschichten auch bei den erbaulichen Erzählungen.

51. Quelle: *Behar* 1902. Die erbauliche Geschichte ist in der Gruppe der Erzählungen um die Vergeltung Gottes (AaTh 750 ff.) anzusiedeln. Zum Motiv der Aneignung charismatischer Eigenschaften vgl. auch den griechischen Oikotyp AaTh *750C₁ (Megas/Puchner *750 C₁, neun Varianten), wo Christus als alter Mann dem Bauern das Pflügen lehrt und die Spinnerin das Spinnen. Er segnet den Bauern, der zugibt, wer ihm seine Kunst gelehrt hat, und verwandelt die Spinnerin für ihre

- Undankbarkeit in eine Spinne. Zum Faulpelz und dem tüchtigen Mädchen vgl. auch AaTh 822: Christus verheiratet den Faulpelz, damit auch er fleißig werde (EM, Christus als Ehestitfer).
52. Signatur: M. H. AaTh 750D. In bulgarischen und griechischen Varianten ist es nicht der hl. Sabbas, sondern Gott, ein Engel oder andere Heilige (Daskalova 750D, 25 Varianten, Megas/Puchner 750D, 96 Versionen). Vgl. auch D. Petkanova, *Apokrifna literatura i folklor*, Sofia 1978, 189–201, K. Roth, Märchen als Lesestoffe für alle. Populäre Märchenbüchlein in Bulgarien. *Dona Ethnologica Monacensia*, FS L. Kretzenbacher, München 1983, 267–288, bes. 276 f., Megas, *Laographia* 17 (1957) 129ff., Dawkins MGF 70, EB 110.
53. Signatur: H. M. AaTh 750D, die drei Wünsche sind gewöhnlich Schafe, Wein und eine gute Frau; das Ende mit der Krankenheilung durch Kinderblut nach AaTh 516. Für Südosteuropa verzeichnet AaTh 13 serbokroatische Texte, drei griechische bei Dawkins MGF 70 und einen türkischen bei EB 110. Die bulgarischen Varianten enthalten das Schlußmotiv der Schlachtung des Kindes zur Heilung des Alten (Daskalova 750D, 25 Varianten; vgl. auch D. Petkanova-Toteva, *Apokrifna literatura i folklor*, Sofija 1978, 189–201 und Kl. Roth, Märchen als Lesestoffe für alle. Populäre Märchenbüchlein in Bulgarien. *Dona Ethnologica Monacensia*, München 1983, 267–288, bes. 283 f.); dieses findet sich auch als selbständige Erzählung (Daskalova *750E, 10 Varianten, auch in Liedform *SbNU* 60, 1993, N. 491–493). In Griechenland sind allein 96 Varianten aufgezeichnet (Megas/Puchner 750D), wobei, wie auch bei den übrigen balkanischen Völkern, der hl. Sabbas durch Funktionäquivalente substituiert ist (meist Christus selbst; vgl. die Analyse in *Laographia* 17, 1953, 130 ff.).
54. Signatur: H. M. Entgegen den Angaben bei AaTh 750F* ist die Geschichte in Südosteuropa weit verbreitet. Daskalova kreiert für die bulgarischen Varianten einen Oikotyp *750F, für den neun Varianten angegeben sind: Die Gastfreundlichkeit der armen Witwe läßt nicht nur den Kuhfladen zu Brot aus reinem Mehl werden, sondern füllt auch die Kornspeicher mit Weizen, die Fässer mit Wein, das Haus mit Geld. Megas bestimmt dieselbe Geschichte in Griechenland mit AaTh 750F* und listet allein 53 Versionen auf (Megas/Puchner 750F*). In der Sammlung Krauss fungiert an Stelle von Gott und Christus oft der hl. Sabbas.
55. Signatur: TS 890, Quelle: *Karad.* III 162. Die Geschichte hat eine entfernte Verwandtschaft mit 750H* (The Notary Enters Heaven). Für Griechenland verzeichnet Megas 25 Varianten (Megas/Puchner 750H*), während Daskalova für Bulgarien keinen Beleg aufbringt.

56. Die Geschichte gehört in die Gruppe der Verjüngungserzählungen AaTh 753, wo die Verjüngung der Alten im Schmiedefeuer geschieht (EM, Christus und der Schmied). In bulgarischen Varianten ist es der Teufel, nicht Christus, der das Wunder vollbringt (Daskalova 753, zwei Varianten; für Griechenland sind vier Versionen belegt, Megas/Puchner 753). Die zweite Geschichte (Mot.Ind. E14 Resuscitation by dismemberment) deutet eher auf AaTh 753A (Königstochter). Der erfolglose Nachahmungsversuch von gewöhnlichen Sterblichen fehlt in der vorliegenden Erzählung.
57. Signatur: M. H. Megas hat dieselbe Geschichte in Griechenland mit AaTh 756E* bestimmt („Charity Rewarded above prayer or hearing of masses“, Mot.Ind. V410.1). Es ist allerdings nicht der hl. Sabbas, der die Schiffbrüchigen rettet (Megas/Puchner 756E*, neun Varianten). Daskalova bringt unter derselben Signatur eine etwas andere Geschichte; die moralische Lehre ist ähnlich. Ein Jerusalempilger bleibt zurück, um einem Armen zu helfen; die Wallfahrer sehen ihn aber auch am Grabe Jesu (Daskalova 756E*). Zur Kraft des Gebetes siehe auch den bulgarischen Oikotyp *756K*.
58. AaTh 759 God's Justice Vindicated, EM, Engel und Eremit. Der Erzählrahmen ist hier etwas differiert: Die scheinbar unrechten Dinge, die der Engel verrichtet, geschehen gewöhnlich bei Hausbesuchen. In den bulgarischen Varianten ist es ein Armer (nicht kinderloser Reicher), der sich dem Engel zugesellt; nur die dritte Episode betrifft die Tötung eines Kindes (Daskalova 759, sieben Varianten). In den griechischen Versionen ist es häufig Christus, der in Begleitung eines Mädchens (um ihr zu zeigen, wohin ihre gestorbene Mutter gegangen sei) an den ihnen Gastfreundschaft Gewährenden scheinbar Unrecht übt (Kindertötung usw.), während er jenen Wohltaten erweist, die sie nicht wollen (z. B. erneuert er eine baufällige Mauer) (Megas/Puchner 759, 25 Varianten; Dawkins MGF 84).
59. Signatur: TS 883, Quelle: *Karad.* III 87. Variation von AaTh 759. Die Hauptperson ist gewöhnlich Gott oder ein Engel.
60. Signatur: TS 833, Quelle: *Šapkarev* II, S. 420, Nr. 249. Daskalova kreiert für die Geschichte den bulgarischen Oikotyp AaTh *759** (auch in gedruckter Form verbreitet, Daskalova *759**). Genau das gleiche Sprichwort ist auch in Griechenland weitverbreitet und heute noch zu hören (vgl. M. G. Meraklis, *Paroimies ellinikes kai ton allon balkanikon laon*, Athen 1985, 11, Anm. 3, und A. Doulaveras, *Ergographie parémiologique et parémiographique de Demetrios S. Loukatos*, Athènes 1994, 233). Auch hier hat sie zu ätiologischen Lehrerzählungen geführt: Ein armer Junge, dem von einem Händler geholfen wird, steigt zum Pascha auf; dem inzwischen als Bettler verarmten Wohltäter läßt er seine Hilfe angedeihen (Megas bringt diese Geschichte als griechischen Oikotyp AaTh *756E, vgl. Megas/Puchner *756E, sieben Varianten).

61. Signatur: TS 888 und 889, Quelle: *Šapkarov* II 105, Nr. 83. Megas bestimmt die Geschichte als AaTh *759E (14 griechische Varianten, vgl. Megas/Puchner). Unter AaTh 1345* (Stupid Stories Depending on Puns) bringen AaTh nur drei griechische Angaben, Megas insgesamt 17. Darunter auch die Anekdote, daß einer, der dem Popen beim Umkleiden zusieht, fragt, ob man den Popen umkleide oder einen Esel. Daskalova benützt den Typus auch, ohne jedoch auf den Inhalt einzugehen (Daskalova 1345*, vier Varianten).
62. Signatur: TS 997, Quelle: *Sbornik* VII 168. Es handelt sich um eine Version der Christophorus-Legende (AaTh 768), nur daß Christus hier als Gott und statt in Kindesgestalt als Greis erscheint (EM, Christophorus, Jacobus de Voragine, *Legenda aurea*, ed. Grässe, 432; Dähnhardt, *Natursagen* II 266; Szövérfy, *Fabula* II 212 ff.). AaTh führt drei serbokroatische und eine slovenische Variante an. Aufgrund der Abweichungen (neben dem Schwererwerden der Stich mit der Ahle, der zum Verlust des Reichtums führt) bestimmt Daskalova für die angeführte bulgarische Variante einen Oikotyp AaTh *768*; nach ihren Angaben kann auch die Quellenangabe von Krauss in *SbNU* 9 (1893) 168 korrigiert werden (Daskalova *768*). Es handelt sich um eine Art Gegentypus, der die Christophorus-Legende mit AaTh 460B (Reise zu Gott) verbindet (siehe Megas, *Laographia* 15, 1953, 3 ff.).
63. Signatur: TS 894, Quelle: *Šapkarov* II 184, Nr. III. Daskalova kreiert für die in der Orthodoxie bekannte Straflegende den Typ *767A und führt noch eine Variante an (Daskalova *767A). Die Zuordnung folgt der Logik des Speiseopfers (AaTh 767 Food for the Crucifix, EM, Kruzifix gefüttert). Megas reiht dieselbe Geschichte unter AaTh 778 (Megas/Puchner 778, 10 Varianten, EM, Geloben der großen Kerze), wobei die Logik der Erzählung um das versprochene, aber nicht ausgeführte Kerzenopfer allerdings eine andere ist. Vielleicht ist AaTh 779 zu bevorzugen, das den thematischen Rahmen „Miscellaneous Divine Rewards and Punishments“ bietet, wofür AaTh neun slovenische Varianten anführt.
64. Wie Nr. 63 (AaTh 779). Bemerkenswert am Ende das Salos-Motiv; der Verachtete ist Gott der Liebste.
65. Signatur: M. H. Es handelt sich um AaTh 785 (Who Ate the Lamb's Heart?), wobei hier das Herz durch die Leber ersetzt ist. Der heilige Gefährte des Schwindlers ist meist St. Petrus. In den vier griechischen Varianten (Megas/Puchner 785) folgt der zweite Teil der Erzählung AaTh 753. In der bulgarischen Variante besteht die Wundertat in der Heilung eines Kindes, das in Stücke zerschnitten, gewaschen und wieder zusammengeklebt wird (Daskalova 785). Zum Motiv der Unersättlichkeit vgl. auch den griechischen Oikotyp *760B (Meraklis/Puchner 150f.).

66. Eigennumerierung: 167. AaTh 785. Vgl. die Kommentare zu Nr. 65.
67. Signatur: H. M. AaTh 791 (BP III 451, EM, Christus und Petrus im Nachtquartier). AaTh geben 15 serbokroatische und 10 slovenische Varianten an. Die Geschichte ist auch in Bulgarien bekannt (Daskalova 791), nicht aber in Griechenland. Eine bulgarische Variante kombiniert die Erzählung mit dem Weiberregiment: Petrus bittet Gott, die Frauen herrschen zu lassen; beide begeben sich auf die Erde, um zu sehen, wie die neue Ordnung funktioniert. Bei der Verprügelung ihres Mannes schlägt eine Frau auch den hl. Petrus (Daskalova *791A).
68. Signatur: H. M. Eine gewisse Analogie der Lehre der erbaulichen Geschichte besteht mit AaTh 795, wo Gott dem Engel beweist, daß er sich auch um den Wurm sorge, und ihn bestraft (Daskalova 795, F. Karlinger, *Geschichten von Engeln*, 130, EM, Der bestrafe Engel).
69. Signatur: H. M. Es geht um eine Variante von AaTh 800 (Schneider im Himmel, KHM 35, BP I 342); statt Petrus ist hier der in Südosteuropa auf den Berggipfeln durch Kapellen verehrte hl. Elias der Himmelshüter, der auch für die Sommergewitter verantwortlich gemacht wird; statt des Gottesthrons schleudert der Wahlbruder des Heiligen bloß ein Getreidekorn (das Eliaskorn als Hagel) auf den getreidestehlenden Reichen in der Mühle (statt der diebischen Alten). In bulgarischen Varianten wird der Freund zum Paradiespfortner gemacht, er setzt sich auf Gottes Thron (geht in ein verbotenes Zimmer) und sieht im Spiegel, was auf der Erde geschieht. Aus Zorn über die Sünder (diebische Frau, Ehebruch) zerschlägt er den Spiegel (mit der Faust, mit dem Fußschemel Gottes) (Daskalova 800, vier Varianten). Zur Wahlbruderschaft im Balkanraum vgl. die Literatur zu Nr. 37.
70. Signatur: H. M. Die Vilensage ist kombiniert mit Motiven aus AaTh 811A*, das Fragespiel des Teufels in AaTh 812.
71. Signatur: H. M. Megas bestimmt eine ganz ähnliche griechische Geschichte mit AaTh *821C mit dem Hinweis darauf, daß sie aus dem AaTh-System fehle (*Laographia* 17, 1957/58, 139). Dort steht der Teufel im Dienst eines Diebes und läuft sich die Schuhe für ihn ab (vgl. auch das in Griechenland weitverbreitete Sprichwort „Der Teufel läuft sich die Schuhe ab, bis ...“). Zu den abgelaufenen Schuhen auch Alb. Wesselski, *Märchen des Mittelalters*, Berlin 1925, Nr. 25 (BP II 178, Anm. 1). Der erhängte Dieb steht ganz ähnlich auf den Schultern des Teufels (20 Varianten, Megas/Puchner *821C). Etwas anders läuft eine Geschichte in Bulgarien, die Daskalova mit *821* („Ein Teufel treibt einen Bischof und einen Armen zur Sünde“) bestimmt: Der Teufel bringt einen Bischof dazu, das ihm von

- einem Armen zur Aufbewahrung gegebene Geld nicht zurückzugeben; später verwandelt er sich in einen Maulesel und bringt den Armen dazu, ihn für die gleiche Summe an den Bischof zu verkaufen. Der Bischof wandert schließlich ins Gefängnis (Daskalova *821*, eine Variante).
72. AaTh 844 (statt des glückbringenden Hemdes das gesundheitsbringende; Mot.Ind. N135.3, EM, Hemd des Glücklichen, R. Köhler, *Aufsätze über Märchen und Volkslieder*, Berlin 1894, 119 ff.). AaTh verzeichnet slovenische, serbokroatische und rumänische Varianten (auch türkische EB 277). Genau die gleiche Geschichte verzeichnet Daskalova für Bulgarien (zwei Varianten, Daskalova 844) und Megas für Griechenland (Megas/Puchner 844, zwei Varianten).
73. Die Erzählung gehört zur Gruppe um AaTh 808 (808A usw.), das gute oder böse Jenseitsschicksal. Vergleichbar ist etwa der griechische Oikotyp AaTh *808B (Megas/Puchner *808B, 22 Varianten, Text und Kommentar bei Meraklis/Puchner 181 f.), der allerdings anders verläuft, sonst sind diese Geschichten in Südosteuropa eher selten (AaTh geben eine serbokroatische und drei griechische Varianten zu AaTh 808A an).
74. Die Geschichte könnte den Teufelsgeschichten vom AaTh 816*–818* zugerechnet werden, die auf der Begegnung zwischen Teufel und Kirchenmann basieren.
75. Signatur: H. M. Man könnte die kurze Erzählung als einen Subtyp von AaTh 824 (The Devil Lets the Man See his Wife's Unfaithfulness) ansehen, von dem es nur osteuropäische Versionen zu geben scheint. Daskalova aber weist darauf hin, daß der Typ in Verbindung mit dem Motiv vom Hund als treuestem Gefährten des Menschen erscheint (AaTh 921B); tatsächlich bringt die zweite Version die Geschichte in der vorliegenden Form: Der Teufel verspricht der Frau einen Beutel mit Goldstücken, wenn sie ihren Mann umbringt. In dem Augenblick, in dem sie Hand anlegen will, weckt der Teufel ihn auf. Er sieht seine Frau mit dem Messer (Beil) in der Hand. Der Hund hätte gebellt (acht bulgarische Varianten). Allerdings ist der thematische Rahmen von AaTh 921B ein weiterer: Best Friend, Worst Enemy, wozu Hund (bester Freund), Frau (größter Feind), Esel (bester Diener) und kleiner Sohn (größte Freude) zählen. Megas bestimmt die sieben griechischen Varianten mit 921B* (Megas/Puchner).
76. Signatur: TS 790, Quelle: *Šapkarev* III 110, Nr. 60. Dieselbe Geschichte hat Megas für Griechenland mit AaTh*837 (aufgrund des vergifteten Brotes) bestimmt (Megas/Puchner *837, eine Variante). Das Motiv der gegenseitigen Vernichtung auch in Nr. 102.

77. Eigennumerierung: 114. AaTh 845, Variante einer Äsopischen Fabel (Halm 90, BP I 294); gewöhnlich bittet der Alte den Tod, ihm beim Lasttragen zu helfen (auch in der italienischen Novellenliteratur verbreitet, D. P. Rotunda, Motif-Index of the Italian Novella, Bloomington 1942, C 11). In Bulgarien ist die Geschichte vor allem in gedruckter Form verbreitet (Daskalova 845), sonst in Südosteuropa eher unbekannt (AaTh gibt für Slovenien eine Variante an).
78. Signatur: TS 958, Quelle: *Kića* 94. AaTh 846 (Devil Always Blamed, EM, Gott und Teufel auf Wanderschaft). Für Bulgarien sind vier Varianten belegt (Daskalova 846).

4. Novellenmärchen

Die Anzahl der Novellenmärchen ist in der vorliegenden Sammlung relativ hoch; dies scheint charakteristisch für die allgemeine Tendenz der Erzählungen, das Phantastische zurückzudrängen und Realistik bzw. konkrete Fakten und Wahrheitsgehalt zu betonen. Daraus ergibt sich auch ein gewisser dokumentarischer Wert für Denk- und Verhaltensweisen, Leitwerte, Handlungsregulative usw. im südslavischen Kulturraum, worauf Krauss selbst größten Wert legt, wogegen er Detailangaben zu den Erzählungen (Herkunft, Variantenverzeichnis usw.) für überflüssig hält.

79. Signatur: H. M. Die schwankartige Erzählung gehört am ehesten noch zu AaTh 230₁A (Making the King Lose Patience), man könnte sie sinngemäß auch zu AaTh 852 rechnen oder zu den Lügengeschichten (AaTh 1875ff.). Wegen der eigenartigen Aufgaben besteht auch eine Verwandtschaft zu AaTh 875.
80. Quelle: *Behar* 1902. Es handelt sich um eine unvollständige Variante von AaTh 875, die kluge Bauerntochter (KHM 94, BP II 349–373, EM, Die kluge Bauerntochter, Scherf 692–695; vgl. weiters A. Wesselski, *Der Knabenkönig und das kluge Mädchen*, Prag 1929 [Rez. W. Anderson, *Hessische Blätter für Volkskunde* 28, 206–214]; J. de Vries, *Die Märchen von klugen Rätsellösern*, Helsinki 1928, CFF 73). Die Fragen sind gewöhnlich nach dem Schönsten, dem Stärksten, dem Reichsten auf der Welt (wie in Nr. 113). Diese Fragespiele sind in Südosteuropa sehr beliebt und auch in anderen Märchentypen zu finden (z. B. AaTh 879, vgl. M. G. Meraklis, *Das Basilikumädchen*, Diss. Göttingen 1970, pass.). Ganz ähnlich sind die Aufgaben (außer dem Palastpreis) in den bulgarischen Varianten (Daskalova 875), wo auch eine ganze Reihe von Subtypen und Oikotypen um das kluge Mädchen anzutreffen sind (Daskalova 875A fünf Varianten, *875A*, *875A**, *875A***, *875F*, *875F**,

- *875***, *875**** usw.). Ähnlich zahlreich sind diese Geschichten in Griechenland (Megas/Puchner 875, 106 Varianten, 875A 79, 875B 38, 875D 47, *875D₁ acht Varianten); Texte bei Dawkins MGF 65, 45 Stories 20, 21, Loukatos 16, Megas I 33. Türkische Varianten bei EB 192 III, 235, 366 IV (26 Varianten).
81. Signatur: H. M. Es geht um eine Version von AaTh 875. Die rätselhaften Worte des Wesirs in AaTh 875D II c (Let us carry one another [meaning tell stories to shorten the way]). Ein ähnliches Adynaton der Schlußepisode im bulgarischen Oikotyp *875F** (schwängere Jungfrau, Daskalova *875F**)
82. Signatur: TS 794, Quelle: *Šapkarov* III 126 f. Nr. 72. Variante von AaTh 875.
83. Signatur: H. M. Die Erzählung ist zusammengestellt aus Motiven von AaTh 875 und 922.
84. Signatur: TS 978, Quelle: *Kića* 139. Die Geschichte gehört zu AaTh 875A, nur daß die Rätselantworten des klugen Mädchens hier keinen Diebstahl enthüllen. Es sind fünf bulgarische Versionen verzeichnet (Daskalova 875A) und 79 griechische (Megas/Puchner 875A).
85. Signatur: TS 753, Quelle: Strohal, Prof. R.: *Hrvatskih Narodnih Pripoviedaka Knjiga I: Narodne pripovietke iz sela Stativa. Na Riječi* 1886. Nr. 9, S. 61 ff. Es handelt sich um AaTh 883A (EM, Das unschuldig verleumdete Mädchen, BP I 305). Texte bei Dawkins MGF 57, EB 137 III, 236 V, 245, Meraklis/Puchner 188 f. In den bulgarischen Versionen wird als Mordbeweis Auge oder Herz eines Hundes verwendet; statt zum Offizier wird das Mädchen zum Schäfer (Daskalova 883A, 14 Varianten). In den griechischen Varianten wird der Finger abgeschnitten; der abgewiesene Verleumder ist meist ein Pope oder Mönch, oft ein Verwandter (Onkel), ein Sklave, ein Jude (Geschäftspartner des Vaters), ein Schwager, ein Offizier, oder auch ein Lehrer (Meraklis/Puchner 188 f.). Es sind 50 Varianten verzeichnet (Megas/Puchner 883A); weit verbreitet ist das Märchen auch in der Türkei (EB 245, 40 Varianten) und im Vorderen Orient (Megas, *Laographia* 18, 1959, 468 Anm.).
86. Die Geschichte könnte als Variante von AaTh 981 (Wisdom of the Hidden Old Man Saves Kingdom) angesehen werden, obwohl das Motiv der Altentötung verblaßt ist (EM, Altentötung, Scherf 278–280; A. Wesselski, *Märchen des Mittelalters*, Berlin 1925, 133–136; F. Paudler, *Die Volkserzählung von der Abschaffung der Altentötung*, Helsinki 1937). Die Geschichte ist in Südosteuropa weit verbreitet: AaTh notiert 61 serbokroatische Varianten, Daskalova 18 bulgarische (auch gedruckt), Megas/Puchner 43. Situative Beziehungen bestehen auch zu AaTh 922A, wo ein fälschlich angeklagter Minister durch seine Klugheit sein Amt zurückgewinnt.

87. Signatur: TS 779, Quelle: *Šapkarëv* III S. 14 f.–20. Daskalova bestimmt die Geschichte mit AaTh *887A** und verzeichnet acht bulgarische Varianten.
88. Die Geschichte könnte als eine schwankhafte Ausformung des Märchens vom treuen Diener AaTh 889 angesehen werden (BP IV 181; A. Wesselski, Märchen des Mittelalters, Berlin 1925, Nr. 11; EM, Der treue Diener). In Bulgarien wird die Geschichte mit einem zuverlässigen Schäfer erzählt (Daskalova 889, drei Varianten, auch in gedruckter Form). Ein Oikotyp (Daskalova *889*) gibt der Dienerprüfung eine andere Wendung: Die Aufgabe erfüllt am besten der, der den höchsten Lohn erhält. Die Geschichte der Dienerprüfung ist auch in Griechenland weit verbreitet (Megas/Puchner 889, 37 Varianten). Zu den einäugigen Zyklopen in der griechischen Sage (meist als Piraten) vgl. St. Imellos, Aus dem Kreis der Polyphemsage in Griechenland, in: *Antiker Mythos in unseren Märchen*, Kassel 1984, 47–52 (vgl. AaTh 1137).
89. Signatur: TS 827, Quelle: *Šapkarëv* II 367, Nr. 219. Variante von AaTh 893 (The Unreliable Friends, EM, Freundesprobe), manche Ähnlichkeiten auch mit AaTh 910J.
90. Signatur: TS 198, S 275. Es handelt sich um eine Kontamination von AaTh 893 mit AaTh 516 und 507C im zweiten Teil der Geschichte.
91. Die umfangreiche Geschichte ist aus verschiedenen Typen zusammengestellt: Das Ende verläuft nach 934B (Jüngling muß am Hochzeitstag, hier Hochzeitsnacht, sterben) bzw. dem bulgarischen Oikotyp *934B₂, wo das Alkestis-Motiv angehängt ist (AaTh 899, vgl. in der vorliegenden Sammlung Nr. 122). Der Anfang der Erzählung läuft nach AaTh 893 (the Unreliable Friends, the Half-Friend) und läßt sich in die allgemeine Kategorie der guten Ratschläge AaTh 910–915 einordnen. Zur Gabe des Sehens, wie die Toten verscheiden (in Entsprechung zu ihrem Leben) vgl. auch Meraklis/Puchner 181f.
92. Signatur: TS 821, Quelle: *Šapkarëv* II 296 Nr. 157. Groteske und reduzierte Variante der Märchen um die Kinderlosigkeit (vgl. z. B. O. Spies, *Türkische Märchen*, 1967, Nr. 17, AaTh 898). Die Geschichte ist bei Daskalova nicht erfaßt. Der Frosch als Kinderersatz auch in den Eingangsmotiven von AaTh 425 (G. A. Megas, *Das Märchen von Amor und Psyche in der griechischen Volksüberlieferung [Aarne-Thompson 425, 428 & 432]*, Athen 1971). Daskalova bringt auch eine bulgarischen Oikotyp, wo eingangs ein Wäschestampfer als Mädchen in den Fluß geworfen und beweint wird (Daskalova *898A); doch der Kindesersatz erweist sich letztlich als richtiger Mensch.
93. Eigennummerierung: Nr. 181. Mit der folgenden „Schnurre“ ist Nr. 359 [183 nach Krauss] gemeint. Die Geschichte könnte unter AaTh 901 (Taming of the Shrew)

- eingereiht werden, die Zähmung der widerspenstigen und faulen Frau. Die Erzählsubstanz ist allerdings unterschiedlich. Vgl. auch die sechs bulgarischen Varianten (Daskalova 901) sowie die 33 griechischen (Megas/Puchner 901, mit Untertypen *901 mit fünf Varianten, *901B mit 19 und *901C mit einer Variante), wo der Überlegenheitsbeweis des Mannes mit dem Auseinanderreißen eines Katers demonstriert wird.
94. Eigennumerierung: 182. Auch diese Geschichte ist AaTh 901 zuzurechnen. In einer griechischen Variante zähmt der Bauer den Ochsen des Königs und zugleich auch die Königstochter, die faul und dumm ist (vgl. die vorige Geschichte).
95. Signatur: TS 792, Quelle: *Šapkarev* III 117 Nr. 62. Die Geschichte könnte als Subtyp von AaTh 902* (The Lazy Woman is Cured, vgl. auch AaTh 1370) betrachtet werden, auch wenn keine Besserung eintritt. AaTh verzeichnen zwei slovenische und 13 serbokroatische Varianten. Die bulgarischen Varianten über die faule Spinnerin laufen allerdings etwas anders (nackt auf der Hochzeit, Daskalova 902*, 10 Varianten). In Griechenland ist diese Geschichte mit 32 Varianten vertreten (Megas/Puchner 902*).
96. Signatur: TS 884, Quelle: *Karad.* III 108. Es handelt sich um AaTh 903 C*, wovon AaTh nur vier rumänische Varianten verzeichnen. Allerdings sind auch 80 griechische Varianten bekannt (Megas/Puchner 903C*). Zu den Haupttypen der Erzählung von der bestraften bösen Schwiegermutter und der Übertretung des Nachtarbeitertabus Meraklis/Puchner 189 f.
97. Signatur: TS 78 u. 79, S 159. Es geht um eine Variation von 903D* (Mother-in-law punished for cruelty).
98. Signatur: TS 960, Quelle: *Kića* 99. Es handelt sich um eine Fassung von AaTh 910A (Mot.Ind. J21.27. „Do not adopt a child“). Die bulgarischen Varianten dieses Typs haben andere Ratschläge. Für Griechenland sind 23 Varianten verzeichnet (Megas/Puchner 910A). Das Ritual der Adoption als gestische Scheingeburt gibt es gleichermaßen auch in Griechenland (M. G. Meraklis, *Elliniki Laographia*, 2. Bd., Athen 1986, 25 ff.).
99. Quelle: *Behar* 1902. Die Geschichte gehört zu den Subtypen von AaTh 910 (die klugen Ratschläge) und kommt 910B am nächsten (BP IV 149), wobei der zweite Ratschlag sich als beständig erweist. Für die südosteuropäische Verbreitung listen AaTh 14 rumänische Varianten auf, drei slovenische und zwei serbokroatische (Texte bei Dawkins MGF 75A, 45 Stories 19, Argenti/Rose I 574 ff.) sowie 34 türkische Varianten (EB 204 III, 256 III, 307 IV, 308). In den bulgarischen Fassungen sind die Ratschläge: nicht durch trübes Wasser waten (keine Abkürzungen nehmen), wo

- Adler kämpfen, soll man hingehen, nicht, wo Adler kreisen; man soll nichts tun, bevor man nachgedacht hat (Daskalova 910B, 20 Varianten). Von allen Subtypen zu AaTh 910 ist diese Geschichte in Griechenland die am weitesten verbreitete (Megas/Puchner 910B, 106 Varianten).
100. Quelle: *Behar* 1902. AaTh 910C („Think Carefully Before You Begin a Task“, vgl. EM, Barbier des Königs). Ähnlich auch in bulgarischen Varianten, wo der Spruch „Was du auch tust, denke an später“ lautet (Daskalova 910C, vier Varianten). Für Griechenland sind neun Versionen bekannt (Megas/Puchner 910C), für die Türkei zwei (EB 313).
101. Version von AaTh 910E (Äsopische Fabel, Halm 98), wo der Boden des Weinberges umgegraben wird, um einen Schatz zu finden. AaTh geben auch eine slovenische Variante an, Daskalova vier bulgarische (Daskalova 910E). Zum Motiv der Vila posestrima vgl. L. Kretzenbacher, *Rituelle Wahlverbrüderung in Südosteuropa. Erlebniswirklichkeit und Erzählmotiv*, München 1971; B. A. Strauss, *Bulgarische Volksdichtungen*, Wien/Leipzig 1895, 53; Lambertz 21 ff.
102. Der Anmerkung von Krauss ist nur beizupflichten. Das blinde Anfangsmotiv vom im Brunnen hinabgelassenen Reisebegleiter (Zigeuner) scheint aus AaTh 893 (The Unreliable Friends) zu stammen (vgl. die einschlägigen Geschichten dieser Sammlung). Großen Raum nehmen die dankbaren Tiere ein (AaTh 554), die gekauften Ratschläge kommen aus AaTh 910G (Man Buys a Pennyworth of Wit), welcher Typus auch in der Türkei (EB 323 III) und in Griechenland (Hepding, *Laographia* 6, 1917/18, 310; Argenti/Rose II 600, Nr. 2) bekannt ist. Das tragisch-plötzliche Ende der Geschichte zerstört freilich die Logik der Episodensymmetrie. Zur Auswahl des Reisebegleiters (Orthodoxer, Katholik, Zigeuner) vgl. auch einen griechischen Oikotyp von 910: *910F^a (Megas/Puchner, zwei Varianten), wo ein Winzer in seinem Weinberg einen Hodscha antrifft, einen Katholiken (frankopapas) und einen Orthodoxen, wie sie sich an seinen Trauben gütlich tun; er tut so, als ob ihn der Diebstahl der beiden Christen nicht störe, und verprügelt den Türken; dann tut er so, als ob ihn die Tat des Rechtgläubigen unberührt lasse, und er schlägt den Katholiken; zum Schluß verbleut er auch den Popen (ähnliche Erzähllogik auch in der Äsopischen Fabel von den drei Ochsen und dem Löwen, Halm 394).
103. Signatur: M. H. Es geht um AaTh 910K (The Precepts and the Uriah Letter, vgl. EM, Gang zum Eisenhammer). Ein griechisches Textbeispiel bei Klaar, *Christos* 118–121 (insgesamt vier Varianten, Megas/Puchner 910K).
104. Die Geschichte gehört zur Gruppe der guten Ratschläge (AaTh 910 ff.). Vgl. auch Nr. 99.

105. Die Erzählung gehört sinngemäß zu den Geschichten vom Typ AaTh 915A (die wörtlich genommenen Ratschläge). Eine ähnliche Erzählung ist schon bei Plutarch zu finden über die Schwarzbrühe (*melas zomos*) der Spartaner, die der Fremde ohne jeglichen Geschmack findet; er wird belehrt, daß er sie wohl schmackhaft fände, wenn er so arbeiten würde wie die Spartaner. Die Geschichte ist in ähnlicher Form auch in Bulgarien verbreitet (Daskalova 915A, eine Variante) sowie in Griechenland (Megas/Puchner 915, zwei Varianten).
106. Signatur: TS 819, Quelle: *Šapkarev* II 267, Nr. 144. Ähnliche Geschichten auch aus Griechenland und Albanien (AaTh 920B, 920B*, *Laographia* 16, 1956/57, 13, Nr. 2, Lambertz 80; Megas/Puchner verzeichnen 10 Varianten für den letzteren Typus).
107. Quelle: *Behar* 1902. AT 920B*. Die Erzählung ist auch in Griechenland und Albanien (Lambertz 80) verbreitet. In Griechenland läuft die Geschichte anfangs etwas anders: Ein gefangener König antwortet den drei Königssöhnen mit derselben Phrase: „das Natürliche natürlich“ – der eine ist ein Metzgerssohn, der andere Sohn eines Kuttelsuppenverkäufers, der dritte ist der richtige Königsson (vgl. Megas, *Laographia* 16, 1956/57, 13 f., Megas/Puchner 920B*, 10 Varianten).
108. Signatur: H. M. Man könnte die Geschichte dem Typ AaTh 920C* (The Choice of a Wife, Solomon advises with enigmatic statements), von dem es nach AaTh nur zwei griechische Varianten zu geben scheint (*Laographia* 2, 1910, 361); Megas verzeichnet 15 Varianten (Megas/Puchner 920C*). Fast genau die gleiche Geschichte bei Meraklis/Puchner 190f., wo die Kriterien der künftigen Ehefrauen „studiert“, „reich“ und „arm“ sind. Die Person des Weisen kann wechseln: neben Solomon kommt auch Sokrates und Alexander der Große vor. Allerdings verzeichnet auch Daskalova sieben bulgarische Varianten (Daskalova 920C*), wobei die Kriterien sind: ein Mädchen mit Besitz, mit Geld oder ein armes.
109. Eigennummerierung: 236. Version von AaTh 921C*, wo der Bauer das Wetter besser vorhersagt als der Meteorologe (Philosoph). Eine griechische Version in Megas IV, Nr. 24 (insgesamt 10 Versionen, Megas/Puchner 921C*). Daskalova verzeichnet vier bulgarische Varianten (Daskalova 921C*), bringt aber auch einen Oikotyp (*921C₁*, acht Varianten), der der vorliegenden Geschichte etwas näher steht: Der Pope prophezeit dem Türken, der bei ihm übernachtet, daß es schlechtes Wetter gibt; er erkennt Wetterveränderungen am Verhalten seines Schweines (Wettervorhersage am Verhalten von Tieren auch in AaTh 830C*; AaTh führt slovenische Versionen an, Megas/Puchner eine griechische).
110. Signatur: H. M. Die Geschichte ist den Subtypen von AaTh 922 zuzurechnen (KHM

- 152, BP III 124; W. Anderson, *Kaiser und Abt*, FFC 42, Helsinki 1923; EM, Kaiser und Abt). Nach AaTh ist die Erzählung bei den Südslawen stark vertreten (Slovenien 14 Varianten, Serbokroaten 31), aber auch bei den Bulgaren (Daskalova 922, 22 Varianten), wo König und Abt auch von Nasreddin Hodscha und Hitar Petar ersetzt sind. Griechenland kommt auf 27 Varianten (Megas/Puchner 922), doch sind auch eine Reihe von Oikotypen vorhanden (*922C, *922D, *922E, *922F). Daskalova bringt einen bulgarischen Oikotyp *922C, der den allegorischen Grüßen der vorliegenden Geschichte etwas näher kommt und ähnlichen didaktisch-erbaulichen Charakter hat.
111. Quelle: *Behar* 1902. Die Geschichte kann nach Krauss' eigenem Hinweis den Untertypen von AaTh 922 zugerechnet werden; Frage und Antwort sind hier durch eine Aufgabe und ihre unmögliche Ausführung ersetzt.
112. Signatur: TS 990, Quelle: *Sbornik* X 151. Die Geschichte gehört zum Themenkreis der klugen Antworten in AaTh 922. Daskalova bringt dieselbe Erzählung unter AaTh 922 (Nr. 2), wovon in Bulgarien 22 Versionen aufgezeichnet sind.
113. Die Frage nach dem Allerschönsten in AaTh 925*; dort sind es allerdings drei Brüder, die die Prinzessin befragt, was das allerschönste im Palastgarten sei (sie selbst). Eine ähnliche Geschichte findet sich schon im A.T., wo die drei Leibwächter des persischen Königs Darius darüber befinden sollen, was auf der Welt vorherrsche (Wein, König, Frau und Wahrheit); der dritte gewinnt den Wettstreit und fordert vom König die Wiedererrichtung von Jerusalem (Esra 1, 3: 4–23, 4: 1–41). Zu klugen Antworten auf schwierige Fragen vgl. auch Nr. 81.
114. Eigennumerierung: 225. Version von AaTh 926D (the Judge Appropriates the Object of Dispute). In dieser Form in Südosteuropa kaum nachzuweisen. AaTh verweisen auch auf 51*** (der Fuchs als ungerechter Teiler).
115. Signatur: H. M. Es handelt sich um eine Variante von AaTh 927A; eine der Wünsche des Verurteilten verhindert die Exekution (Wesselski 40, Oesterley 194). Die Geschichte scheint im arabischen Raum verbreitet (Basset 1001 Contes I 33) sowie bei den Türken (EB 298), nicht aber bei den christlichen Balkanvölkern.
116. Signatur: TS 897, Quelle: *Šapkarev* II 259, Nr. 198. Die Geschichte gehört in den Kreis der Schicksalsmärchen (AaTh 930, der Mohr auch in 930B). Von besonderem Interesse ist der Mohr, der durch Waschen weiß wird (vgl. AaTh 1312*, eine slovenische Variante um ein schwarzes Tier, das durch Waschen weiß werden soll; vgl. auch AaTh 1183, Washing Black Cloth Withe: Task for Devil). Vgl. auch das griechische Sprichwort: soviel du auch den Mohren wäscht, du vergeudest nur die Seife

- (Politis, Sprichwörter II 514 ff. mit internationalem Vergleich; das Sprichwort ist seit dem Altertum bekannt).
117. Die Geschichte gehört zur Gruppe der Erfüllung des Schicksalsspruches (AaTh 930 ff.). Vgl. KHM 29, BP I 276, EM, Aussetzung, Scherf 1181–1186 (A. Aarne, *Der reiche Mann und sein Schwiegersohn*, Hamina 1916, FFC 23; G. Binder, *Die Aussetzung des Königskindes*, Meisenheim 1964). Der Erzählungstyp ist bereits der byzantinischen Literatur geläufig (Megas, *Laographia* 15, 1953, 3–43; E. Kuhn, Zur byzantinischen Erzählliteratur, *Byzantinische Zeitschrift* 4, 1895, 241–249). Ein griechischer Text bei Karlinger MGI 39 (nach Kretschmer NM 27; siehe auch Scherf 1357–1360). In den bulgarischen Varianten läuft die Geschichte ähnlich (Daskalova 930, 29 Varianten), nur erscheinen die Schicksalsfrauen nicht in Form von Tauben (R.-W. Brednich, *Volkserzählungen und Volksglaube von den Schicksalsfrauen*, Helsinki 1953, FFC 193), während bei den griechischen Varianten die Subtypen vorherrschen (930A 46 Varianten, 930B 30, *930B₁ 28, 930D sechs, vgl. Megas/ Puchner).
118. Die novellenartige Erzählung gehört ursprünglich wohl zu den Schicksalsmärchen (AaTh 930 ff.), wo sich die Inzestmotive häufen. Das Motiv ungewollt realisierter oder auch verhinderter Blutschande unter Geschwistern ist auch in den griechischen Volksliedern nicht selten, aufgrund gesellschaftlicher und historischer Gegebenheiten (Piraten, Räuber, Kindesentführungen usw.).
119. Signatur: H. M. AaTh 931 (EM, Ödipus). Von dem ödipalen Motivkombinat ist hier nur Aussetzung und der Mutterinzest geblieben. Zu den südosteuropäischen Varianten und zur Problematik des Typus vgl. W. Puchner, Europäische Ödipusüberlieferung und griechisches Schicksalsmärchen, In: *Antiker Mythos in unseren Märchen*, Kassel 1984, 52–63, und erweitert in *Balkan Studies* 26 (1985 [1987]) 321–349. Der Ödipusgeschichte hat Krauss auch eine seiner letzten Abhandlungen gewidmet: Die Ödipussage in südslawischer Volksüberlieferung, *Imago. Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen* 21 (Wien 1935), H. 3, 358–367.
120. Das inzestverdoppelnde ödipale Kombinat des Guslarenliedes bringt eine Kontamination der Typen AaTh 930C und D, 931 und 933. Es wurde in die Sammlung von Volkserzählungen nur wegen seiner Thematik aufgenommen.
121. Es handelt sich um die Kontamination von Ödipussage und mittelalterlicher Judasvita, wie sie in der „Legenda aurea“ des Jacobus von Voragine greifbar ist (AaTh 931), die letztlich auf byzantinische Quellen zurückgehen dürfte (EM, Judas, W. Puchner, Zur Herkunft der mittelalterlichen Judaslegende, *Fabula* 35, 1994,

305–309). Die ödipale Motivkombination ist hier vollständig erhalten. Zur Überschneidung beider Figuren in den griechischen Volkserzählungen vgl. W. Puchner, *Studien zum Kulturkontext der liturgischen Szene. Lazarus und Judas als religiöse Volksfiguren in Bild und Brauch, Lied und Legende Südosteuropas*, Wien 1991 (Denkschriften der phil.-hist. Kl. d. Österr. Akad. d. Wiss.), 88–98. Der ausführliche, dem Erzählungstext vorangestellte Kommentar bildet den Grundstein für die Abhandlung F. S. Krauss, Die Ödipassage in südslawischer Volksüberlieferung, *Imago. Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen* 21 (Wien 1935) H.3, 358–367 (zur Stellung dieses Aufsatzes im Gesamtwerk R. L. Burt, *Friedrich Salomo Krauss [1859–1938], Selbstzeugnisse und Materialien zur Biobibliographie des Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers mit einem Nachlaßverzeichnis*, Wien 1990 [Sitz.ber. der phil.-hist. Kl. der Österr. Akad. d. Wiss., 549]), 187.

122. Es geht um eine Version von AaTh 934B (The Youth to Die on his Wedding Day) mit dem abgeänderten Schluß aus der Alkestis-Sage (AaTh 899, vgl. G. A. Megas, Die Sage von Alkestis, *Archiv für Religionswissenschaft* XXX, 1933, 1–33, und *Laographia* 25, 1967, 158–191, mit vorwiegend südosteuropäischen Varianten) und den Wundergeschichten um den hl. Sabbas. Dies widerspricht eigentlich der Erzähllogik der Schicksalserzählungen. Doch findet sich dasselbe Motiv in bulgarischen Oikotypen: Auch hier ist die Geschichte vom Tod am Hochzeitstag geläufig, doch durch einen Wolf; der Taufpate tötet den Wolf, doch am nächsten Morgen hat die in einen Wolf verwandelte Braut den Bräutigam aufgefressen (Daskalova 934B). In *934B₁ geschieht der Rettungsversuch vor dem Schlangenbiß durch die Schwester des Helden, die zu Stein wird, in *934B₁ aber erbarmt sich Gott der Braut, schickt die Schlange, in den Mund des Toten zu spucken, und der Junge wird wieder lebendig (im Gegensatz dazu stirbt die Heldin in den griechischen Varianten am Speichel; Megas/Puchner 934B, 26 Varianten und Oikotyp *934B₁ mit fünf Varianten). In *934B₂ ist dann das Alkestis-Motiv ausdrücklich festgehalten: Der Junge, dem bestimmt ist, an seinem Hochzeitstag durch einen Tropfen Wasser zu sterben, wird von seiner Braut gerettet, die bereit ist, ihre Lebensjahre zu teilen (als Zeichen ihres Einverständnisses teilt sie ihr Haar in zwei Teile: die eine Hälfte für sich, die andere für ihren Mann) (Daskalova listet 11 Varianten auf). Die in Südosteuropa sonst üblichen Schicksalsfrauen sind hier durch männliche Schicksalsbestimmer ersetzt.
123. Quelle: *Behar* 1902. Die novellenartige Schicksalserzählung gehört zu AaTh 938 und seinen Subtypen (BP II 264, Nr. 88, EM, Besser in der Jugend). Ganz ähnlich verlaufen die bulgarischen Varianten (Daskalova 938, 23 Varianten) sowie auch die griechischen (Megas/Puchner 938, 15 Varianten, und 938A, 10 Varianten, vgl. Megas,

- Laographia 15, 1953, 20 ff.). Eine eigene Tradition hat sich hier aufgrund der frühbyzantinischen Erzählung von „Apollonios von Tyros“ ausgebildet (K. Krumbacher, *Geschichte der byzantinischen Literatur*, München 1897, II 852 f.), die in der griechischen Erzähltradition als „Apollonios und Archistrata“ (AaTh 938**) geführt wird (Nik. Politis, Laographia 1, 1909, 77–81, Meraklis/Puchner 105, 187; zu den kretischen Belegen speziell M. I. Manusakas/W. Puchner, *Die vergessene Braut. Bruchstücke einer unbekanntten kretischen Komödie des 17. Jahrhunderts in den griechischen Märchenvarianten vom Typ AaTh 313c*, Wien 1984, 151). Davon gibt es insgesamt 25 Varianten (Megas/Puchner 938**).
124. Signatur: TS 815, Quelle: *Šapkarev* II 240, Nr. 130. AaTh 945, obwohl den Jungen nicht das Glück, sondern der Verstand rettet (EM, Glück und Verstand). Südosteuropäische Texte in Dawkins MGF 48, EB 290 (16 Varianten). Daskalova bestimmt die Erzählung als bulgarischen Oikotyp *945A (sechs Varianten). Auch in Griechenland herrschen die Abweichungen vor (Megas/Puchner 945 eine Variante, 945A* sechs, *945B 20).
125. Signatur: TS 798, Quelle: *Šapkarev* II 245, Nr. 172. AaTh 946D* wegen des Edelsteins (allerdings nur litauische und spanische Varianten). Daskalova verweist auf 735₂ (im bulgarischen Katalog allerdings nicht aufgeführt) und den Oikotyp *841* (mit vorliegender Geschichte hat er allerdings nur den von Gott gesandten Edelstein gemein). Auch Megas bringt nur einen griechischen Oikotyp *946D* (Megas/Puchner).
126. Eigennumerierung: 223. Es geht um AaTh 947A (vgl. auch AaTh 842), fast ausschließlich in Südosteuropa verbreitet (siehe auch EM, Glück und Unglück). Texte in Dawkins MGF 79A, EB 131, Megas I 199 ff. In Griechenland sind allein 41 Varianten verzeichnet (Megas/Puchner 947A), allerdings gewöhnlich mit reicherer Episodengestaltung. So z. B. schickt der König dem Glücklosen einen Pfannkuchen, gefüllt mit Golddukaten, den der Arme beim Koch gegen zwei, drei Brote eintauscht, um seine Familie zu ernähren; oder der König schickt ihm eine geldgefüllte Gans, die er wiederum gegen Brote und andere Speisen eintauscht. Es folgt meist die Episode, die auch die serbische Erzählung bringt, allerdings mit den geschlossenen Augen (wie in der Anmerkung von Krauss). Dasselbe gilt auch für die bulgarischen Varianten, wo der Beutel oder das Bündel auf eine Brücke gelegt wird, der Arme beschließt, mit geschlossenen Augen darüber zu gehen, um zu erfahren, wie die Blinden gehen (Daskalova 947A mit 13 Versionen). Die Geschichte mit der geldgefüllten Gans bestimmt sie als bulgarischen Oikotyp *947A₂ (mit neun Varianten). Die Geschichte kontaminiert manchmal auch mit *947B** (Das Glück ist wie der

- Wasserstrahl des Brunnens: des Armen Strahl tropft kaum, er reinigt das Rohr und verstopft es; oder: der König gibt ihm einen Stein und verspricht, ihm dreimal soviel Land zu geben, wie weit er den Stein werfe; der Steinwurf erschlägt den Glücklosen).
127. Stark variierte Form von AaTh 956B (BP I 373–375, Scherf 664–667, EM, Das tapferere Mädchen und die Räuber) mit blindem Eingangsmotiv und modernen Erzählschichten (Telephon usw.). In den Leitfassungen bringt das Mädchen selbst jeden einzelnen Räuber um. Griechische Fassungen bei Dawkins MGF 2, 129–136, und Meraklis/Puchner 198–201 (mit Kommentar). In slovenischen Varianten haben die Räuber Hundsköpfe (E. Byhan, *Wunderbaum und goldener Vogel. Slowenische Volksmärchen*, Kassel 1958, 149–152; L. Kretzenbacher, Pesoglavci, die hundköpfigen Dämonen in der Sagenwelt der Slowenen, der Kroaten und ihrer Nachbarn, in: *Kynokephale Dämonen südosteuropäischer Volksdichtung*, München 1968, 5–26). Die Freierepisode auch in den bulgarischen Fassungen (Daskalova 956B, neun Versionen) und den griechischen (Megas/Puchner 956B, 71 Varianten).
128. Signatur: TS 897, Quelle: *Karad.* III 246. AaTh 960 (The Sun Brings All to Light), die Sonne ist durch eine Klette ersetzt (KHM 115, BP 2, 531). Etwas anders verlaufen die bulgarischen Varianten, wobei der Name des zukünftigen Kindes die zentrale Rolle spielt (Daskalova 960, eine Version). In Griechenland sind 11 Varianten aufgezeichnet (Megas/Puchner 960).
129. Signatur: TS 804, Quelle: *Šapkarev* II 86 Nr. 67. AaTh 964, vgl. auch die Erzählung Nr. 252. Die Geschichte bei Daskalova 964 Nr. 4 (sechs Varianten).
130. Die Geschichte vom überführten Bienendieb könnte als eine Variante AaTh 976A zugerechnet werden.
131. Quelle: *Behar* 1902/3 III. Vgl. Nr. 130 (AaTh 976A).
132. Eigennumerierung: 198. Die Geschichte könnte den Novellenmärchen vom undankbaren Sohn (AaTh 980 und Subtypen) zugerechnet werden. In einem bulgarischen Oikotyp beschließt ein Mann, den alten Vater mit einem Haken in den Wald zu schleppen; sein Sohn bittet ihn, den Haken nicht wegzuworfen: er wird ihn für ihn selbst brauchen (Daskalova *980B*, drei Varianten). Diese Geschichten sind durchwegs moraldidaktisch und enden mit Reue und Heimführung des alten Vaters. Dabei erweist sich das Motiv der Gerontoktonie als stabil: In AaTh 980C (bulgarische Variante) wird der Sohn von seinem Vorhaben, den alten Vater aus dem Haus zu werfen, dadurch abgebracht, daß der Vater zugibt, auch er habe seinen Vater zur Hauschwelle geschleppt, um ihn hinauszuwerfen, und sein Enkel werde es ebenso mit ihm tun (Daskalova 980C, eine Variante).

133. Signatur: H. M. Variante von 980C. Zu griechischen Varianten vgl. Meraklis/Puchner 121 f. Vgl. auch Nr. 493.

5. Dämonen- und Totensagen

135. Die Vampirgeschichte steht in bemerkenswerter Nähe zu AaTh 315A (The Cannibal Sister). Ital. strega und lat. striga vom griech. strix (Eule), ngr. stringla., auch im Südslavischen (vgl. D. Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, im Band: *Kulturraum Balkan. Studien zur Volkskunde und Literatur Südosteuropas*, Berlin/Hamburg 1989, S. 65–108, bes. 91).
137. Quelle: *Karad.* IV, 110. Vgl. Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, op. cit. Die beschmutzende (miasmatische) und Unordnung stiftende Eigenschaft haben auch die panbalkanischen Zwölfendämonen kalikantsari, die ebenfalls nackt und behaart (Hypertrichose) erscheinen. Zur Morphologie W. Puchner, *Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater*, Wien 1977, 260 und pass. (mit der einschlägigen Bibliographie), in bezug auf die Etymologie müssen noch künftige Arbeiten eine größere Klärung schaffen.
138. Signatur: TS 900, Quelle: *Karad.* IV 47. Die Anmerkung von Krauss ist zutreffend (vgl. M. Lüthi, *Fabula* 9, 1967, 41 ff.).
139. Signatur: TS 901, Quelle: *Karad.* IV 109. Zur Geistersichtigkeit der Samstagkinder gibt es in Griechenland ganz ähnliche Geschichten.
140. Signatur: TS 828, Quelle: *Šapkarev* II 376, Nr. 228.
141. Zu den südslavischen Werwölfen und ihrer Terminologie Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, op. cit., 94 ff.
142. Die Sage geht aus einem Brauch hervor, um Neugeborene vor den Krankheitsgeistern (die schon die vorigen Kinder der gleichen Mutter heimgesucht haben) zu retten. Im Raum Mani an der Südspitze der Peloponnes werden Neugeborene im gleichen Fall „Draken“ genannt (*Laographia* 15, 1954, S. 249, 268 und pass.; auch für Thrakien *Laographia* 14, 1952, 186, Nr. 383). Das ungetauft verstorbene Kind wird zum Vampir (vgl. Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, op. cit., zum Werwolf speziell S. 94 ff.).
143. Signatur: TS 904, Quelle: *Karad.* IV. 113 f. Zur Čuma Vakarelski 235 ff. Zu Personifikationen von Krankheiten in griechischen Sagen vgl. G. A. Megas,

Laographia 7 (1923) 465–520, zur Pestfrau bes. Nr. 2–10, Kommentar 483–488 (auch Politis, *Überlieferungen*, Nr. 902–910).

144. Signatur: TS 905, Quelle: *Karad.* IV 115. Vgl. auch Nr. 143 und 527.
145. Signatur: TS 778, Quelle: *Šapkarev* II 12, Nr. 17. Zum Hausgeist in Form der Schlange (stopan, namestnik) in Bulgarien vgl. Vakarelski, 237 ff. Er leitet den Schutz- oder auch Poltergeist talasām vom griech. telesma her. Zur altgriechischen Überlieferung vom oikuros ophis, dem guten Hausgeist als Schlange, vgl. Politis, *Überlieferungen*, 250–254 und 1068–1077 (zu Erscheinungsform, Namensgebung, Opferhandlungen, antiken Quellen, weiterer Literatur, internationalem Vergleich).
147. Signatur: TS 875, 876, 877, Quelle: *Karad.* II 227 „und die dritte von mir aus Slovenien“. Zu helfenden Hundedämonen schon im Altertum Meraklis/Puchner 79.
149. Die Vilensage erinnert frappant an den Atalante-Mythos. Hunger vermerkt, daß das Fallenlassen der drei goldenen Äpfel durch den Freier (Hippomenes), – Atalanta bückt sich nach den kostbaren Früchten und wird eingeholt –, an das Märchenmotiv des Hinter-Sich-Werfens von Gegenständen erinnert, das die Verfolger aufhält (Hunger 84 ff.). Tatsächlich sind in dieser Fassung die Zaubergegenstände der Magischen Flucht (AaTh 313 f.), die zu Hochwaldgebirge und reißendem Strom werden, erhalten.
150. Signatur: TS 61, S. 142. Von der Geschichte ist auch das kroatische Original aufgezeichnet, mit dem Verweis: „Von meiner Mutter im Jahre 1868 wörtlich so in die Feder diktiert.“ Zu den von Neraiden geraubten Männern in griechischen Sagen vgl. Politis, *Überlieferungen* Nr. 651 ff., zu den tanzfreudigen Samovilen und Samodiven, denen die Hirten aufspielen müssen, Vakarelski 230 ff.
151. Zum Wahlschwestertum der Vilen vgl. die Kommentare zu Nr. 101.
152. Signatur: TS 153, S. 241. Vgl. auch Krauss' Anmerkung zu Nr. 138.
154. Signatur: TS 880, Quelle: *Karad.* III 69. Vgl. Nr. 138.
155. Ähnliche Sagen sind in Griechenland über die Neraiden im Umlauf, die die Hebamme des Dorfes in ihr Reich holen, um bei der Geburt zu helfen; auch das Motiv des männlichen Nachkommens und der Lebensgefahr, in der die Helferin im Falle der Geburt einer Tochter schwebt, ist anzutreffen: die Hebamme verfertigt aus Wachs einen Penis und klebt ihn der neugeborenen Neraidentochter an. Bis der Betrug aufkommt, hat sie sich nach ihrer Rückkehr schon in ihrem Haus verschanzt (Politis, *Überlieferungen* Nr. 651 ff. und Kommentar 794–797).

157. Zur 40tägigen Trauerfrist, Grabbesuchen und Gedenkmessen W. Puchner, Zum Nachleben des Rosalienfestes auf der Balkanhalbinsel, *Südost-Forschungen* 46 (1987), 197–278, bes. 234–243.

6. Lokalsagen

159. Džin ist ein böser Geist oder Riese. Die Erklärung, die Krauss für den Propheten Elias in Zusammenhang mit Helios und dem antiken Sonnenkult bringt, ist auch in Griechenland geläufig.
160. Abdrücke von Füßen, Händen usw. gehören zum Grundbestand der Ortssagen, die natürliche Phänomene erklären (für Griechenland bei Politis, Überlieferungen, Gruppe 6: die toponymica folgen gewöhnlich dem Namen des Helden).
161. Signatur: TS 860, Quelle: *Karad.* II 65. Zu Werwolf-Sagen bei den Südslawen vgl. D. Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, im Band: *Kulturraum Balkan. Studien zur Volkskunde und Literatur Südosteuropas*, Berlin/Hamburg 1989, S. 65–108.
162. Das Motiv der Überraschung durch den Anblick eines nackten Frauenfußes ist auch in Griechenland verbreitet (vgl. das weitverbreitete Volkslied in Nik. Politis, *Eklogai apo ta tragudia tu elliniku lau*, Athen 1914, Nr. 97).
163. Das Motiv des Traumdeutens findet sich auch in anderen Geschichten, so z. B. in einem griechischen Märchen, wo der König seine drei Söhne ausschickt, sich schlafen zu legen und ihm nachher ihre Träume zu erzählen, damit er über sie befinden könne (J. Pio, *Contes populaires grecques*, Copenhague 1879, 159 ff.).
164. Signatur: H. M. Zu den Geschichten um den hl. Sabbas vgl. auch Nr. 165.
165. Vgl. Nr. 164. Das Motiv der Verleumdung des Helden (vgl. schon A.T., Genesis 44) als Dieb ist auch in den Märchen anzutreffen, z. B. in den griechischen Varianten von AaTh 675 wo der „Halb-Hintern“ (lazy boy) den König auf diese Weise demütigt, der ihn verbannt hat, weil er die Hochzeit seiner Tochter mit dem Verunstalteten nicht dulden wollte (vgl. Meraklis/Puchner 163 f. und W. Puchner, Grotteskörper und Verunstaltung in der Volksphantasie. Zu Formen und Funktionen somatischer Deformation, *Innovation und Wandel*, FS O. Moser, Graz 1994, 337–352, bes. 348).
166. Signatur: TS 861, Quelle: *Karad.* II 88. Interessanterweise handelt es sich um eine reduzierte Variante von AaTh 782 (Midas and the Ass's Ears) in Form einer Lokalsage. Allerdings fehlt die erste Episode mit den (umgebrachten) Barbieren; einer flüstert das Geheimnis dem Schilfrohr zu, das es wiederholt. AaTh verzeichnet allein 126 serbo-

- kroatische Varianten. In den bulgarischen Fassungen (auch mit König Trajan) spricht der Barbier das Geheimnis in ein Erdloch, das er dann zuschüttet; aus dem wächst ein Baum hervor, auf dessen Blättern das Geheimnis geschrieben steht oder aus dessen Zweigen Hirtenjungen Flöten schnitzen, durch deren Klang die Wahrheit ans Licht kommt (Daskalova 782, neun Varianten, auch in gedruckter Form verbreitet). Für Griechenland sind 19 Versionen verzeichnet (Megas/Puchner 782).
167. Signatur: TS 841, Quelle: *Karad.* I 42. Ähnliche Überlieferungen über Fußabdrücke von Helden (Digenis Akritas, Herakles) oder Heiligen (hl. Georg) oder ihrer Pferde gibt es auch in Griechenland in großer Zahl. Vgl. Nr. 160.
169. Das Essen mit den langstieligen Löffeln kehrt auch in einem bulgarischen Oikotyp AaTh *992E wieder: die schier unlösbare Aufgabe, mit zwei Meter langen Löffeln zu essen, lösen die einfachen Leute, im Gegensatz zu den Gelehrten, die sich nicht zu helfen wissen, damit, daß sie sich gegenseitig füttern (Daskalova *922E, zwei Varianten).
170. Die hier rationalisierte Bauopfersage ist balkanweit verbreitet als Ballade von der Arta-Brücke oder Meşterul Manole (G. A. Megas, *Die Ballade von der Arta-Brücke. Ein vergleichende Untersuchung*, Athen 1971). Zum Flugmotiv des Baumeisters vgl. die Daidalos-Sage.
171. Zu den steinbeworfenen Fluchhügeln am Straßenrand L. Kretzenbacher, Rechtssymbolik im Sozialbrauchtum Südosteuropas. *Südost-Forschungen* 31 (1972), 239–266.
173. Signatur: TS 881, Quelle: *Karad.* III 81.
174. Krauss wendet sich in seiner Anmerkung gegen den Illyrismus und den von der Bewegung aufgebauten Nationalmythos. Versteinerung durch Verfluchung bildet ein stereotypes Sagenmotiv, auch wenn dasselbe durch übermäßiges Leid erfolgen kann (Niobe-Mythos). Dieses Motiv ist ins Gegenteil gewendet in der Sage anzutreffen: wegen des „steinerweichenden“ Leidens des Volkes haben sich die Wagenspuren von damals versteinert erhalten. Zu griechischen Versteinerungssagen Politis, *Überlieferungen* Nr. 275 ff. und Anmerkungen S. 863 ff.
175. Signatur: TS 859, Quelle: *Karad.* II 65
176. Signatur: TS 851, Quelle: *Karad.* I 7. Zum magischen Furchenziehen in Kreisform vgl. auch W. Puchner, *Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater*, Wien 1977 (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, XVIII), Stichwort: „Scheinpflügung“. Zu ähnlichen griechische Krankheitssagen G.A. Megas, *Laographia* 7, 1923, S. 465–520.

7. Ätiologische Sagen

Interessanterweise behandeln gleich vier Erzählungen die Entstehung und Wirkung des Branntweins; besonders köstlich ausgestaltet Nr. 178.

179. Die „Entwöhnungskur“ erfolgt nach dem Prinzip *similia similibus*, das als Heilverfahren in der Volksmedizin gängig ist.
180. Eigenumerierung: 124. Ähnlich läuft die ätiologische Sage zur Entstehung der Weinrebe in Griechenland: Der kleine Dionysos findet auf dem Weg nach Naxos ein Kraut; damit es nicht vertrocknet, steckt er es in einen Vogelknochen; doch es wächst so rasch, daß er es in einen Löwenknochen, dann in einen Eselsknochen stecken muß; mit diesen Knochen pflanzte er die Weinrebe in die Erde. Daher kommt es, daß die Menschen beim Weingenuß zuerst wie Vögel zwitschern, dann stark wie Löwen werden, zuletzt allerdings zu Eseln (Politis, *Überlieferungen*, Nr. 175, Kommentar Bd. 2, 778–782 mit weiterer Bibliographie). Die allegorische Klimax gibt es auch im Sprichwort: rumänisch: Katze, Affe, Schwein, im Deutschen: Sau, Löwe, Affe (Politis, 782).
181. Vgl. auch Nr. 178.
182. Signatur: TS 898, Quelle: *Karad.* IV 47. Im Griechischen sind diese urtümlichen riesigen Vorfahren die „Hellenen“ (Politis, *Überlieferungen*, Nr. 89 ff.). Die Idee vom Kleinerwerden der Menschen in ihrer Geschichte, bis sie in Zukunft auf einen Kicherbsenstengel klettern müssen, um die Früchte abzuschütteln, in einer Version aus Naxos (Politis, Nr. 95, Kommentar in Bd. 2, 732). Das Beispiel scheint vom Däumlingmärchen beeinflusst, der im Griechischen Kontorevithulis heißt (revithi – die Kichererbse). Zu den griechischen Riesen der Vorzeit auch J. Kakridis, *Die alten Hellenen im neugriechischen Volksglauben*, München 1967.
183. Signatur: TS 899, Quelle: *Karad.* IV 47.
184. Signatur: TS 857, Quelle: *Karad.* II 56.
186. Signatur: TS 887, Quelle: *Karad.* III 113 f.
187. Signatur: TS 892, Quelle: *Šapkarev* II 108, Nr. 85. Die ätiologische Sage über den Zimmermann und seine Hobelspäne steht in der Nähe des Märchentyps AaTh750*, der sich allerdings auf die (mangelnde) Hospitalität bezieht (vgl. Megas, *Laographia* 17, 1957/58, 129 ff. über den Steinmetz und Megas/Puchner 750* mit 23 Varianten).
188. Signatur: TS 889, Quelle: *Karad.* III 148. Der schlaue Dünnpbart entspricht dem

- griechischen spanos, einer oft auch bösartigen Märchenfigur (G. A. Megas, *Der Bartlose im neugriechischen Märchen* (AaTh 531), *FS W. Anderson*, Helsinki 1955 (FFC 157) und *Laographia* 25, 1967, 254–267).
189. Signatur: TS 775, Quelle: *Šapkarev* III S. 10 Nr. 9. Vgl. auch Nr. 517. Zur lamia als geflügeltem Drachen auch Vakarelski 232f. Dieselbe Überlieferung auch in Nordgriechenland (C. F. Abbott, *Macedonian Folklore*, Cambridge 1903, 344 und Politis, *Laographia* 1, 1909, 195 und 704) und in der bulgarischen Volksdichtung (Rosen, *Bulgarische Volksdichtungen*, 36). Das Gewitter als im Feuerwagen drachenjagend über den Himmel fahrenden hl. Elias ist schon im mittelalterlichen griechischen Volksglauben zu finden (Nachweise bei Politis, *Überlieferungen*, Bd. 2., 838 ff.).
191. Signatur: TS 773, Quelle: *Šapkarev* S. 6. Nr. 4. Die ätiologische Sage von der Entstehung der Hunde durch die Verwandlung der Würmer, die aus dem verwesenden Leib des ermordeten Abel strömen, findet sich schon im griechischen „Chronikon“ von Dorotheos (1570). Vgl. D. Oikonomidis, *Laographia* 18 (1959) 156 f. Nr. 12 und 181–183 mit einer aromunischen Variante. Eine bulgarische Fassung berichtet, daß die Würmer aus dem Leibe Kains, der von einem Jäger getötet worden war, sich in Hunde verwandelt hätte (sie kläffen „Kain!“, „Kain!“); dazu L. Schischmanoff, *Légende religieuses Bulgares*, Paris 1896, 13f. Zur paretymologischen Ableitung „Kain“ – „kyon“ (Hund) vgl. F. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, Heilbronn 1879, 80 f.
192. Signatur: TS 774, Quelle: *Šapkarev* III S. 9 f. Nr. 7. Zu ähnlichen dualistischen Erzählungen von der Welterschöpfung im griechisch-rumänischen Vergleich D. Oikonomidis, *Epetiris Laographiku Archeiu* 17 (1964), 11–39.
193. Signatur: TS 846, Quelle: *Karad.* I 123.
194. Signatur: TS 879, Quelle: *Karad.* II 44. Auf Lesbos läuft dieselbe ätiologische Sage etwas anders: bei Christi Kreuzigung habe die Eule ihr Kleid um den Kopf gewickelt; das habe der Gottesmutter gefallen usw. (G. Georgakis/L. Pineau, *Le folklore de Lesbos*, Paris 1894, 337 f. und Politis, *Überlieferungen*, Nr. 366).
195. Signatur: TS 896, Quelle: *Karad.* III 229.
196. Es handelt sich um eine Prosaversion der Lenoren-Ballade. Die bulgarische Abhandlung von Šišmanov ist tatsächlich auch in deutscher Sprache erschienen: I. Schischmanov, *Der Lenorenstoff in der bulgarischen Volkspoesie*, Straßburg 1894 (auch in *Indogermanische Forschungen* 4, 1894, 412 ff.). In Griechenland läuft die Ballade unter dem Titel „Der tote Bruder“ (auch J. Psichari, *La ballade de Lénore en*

- Grèce, Paris 1884 dürfte Krauss entgangen sein, sowie die umfassende Abhandlung von Nik. Politis im *Deltion tis Istorikis kai Ethnologikis Etaireias tis Ellados* 2, 1885, 193–261). Literatur in Auswahl: S. Baud-Bovy, *Chansons populaires grecque du Dodécanèse* I, Paris 1936, 168; B. Lavagnini, Alle fonti di un canto popolare: La ballata neogreca del fratello morto e il miracolo dei Santi confessori in Edessa, *Festschrift St. Kyriakidis*, Thessaloniki 1953, 399 ff.; Meraklis/Puchner 90 ff. Weitere Literatur in W. Puchner, *Studien zum griechischen Volkslied*, Wien 1996 (Raabser Märchen-Reihe 10), 24 Anm. 95. Zur bulgarischen Lenoren-Ballade als Hochzeitslied oder auch als Lazarus-Lied D. Burkhart, Funktionswandel balkanischer Volksballaden, in: *Kulturraum Balkan*, op. cit., 182 ff., bes. 187 f.
197. Signatur TS 776, Quelle: *Šapkarev* III 10, Nr. 10. Ganz genau die gleiche Sage in Nordgriechenland (Politis, *Überlieferungen*, Nr. 336 und 337, Kommentar S. 933); mit „Hostie“ ist das antidoron (das am Ende der Messe verteilte Weihbrot) gemeint.
198. Signatur: TS 865, Quelle: *Karad.* II 100
199. Signatur: TS 777, Quelle: *Šapkarev* III 11–12. Genau die gleiche Geschichte wird in Griechenland erzählt (Lukopulos 42 f.).
200. Signatur: TS 870, Quelle: *Karad.* II 215.
201. Signatur: TS 872, Quelle: *Karad.* II 216
202. Signatur: TS 871, Quelle: *Karad.* II 216. Zu ähnlichen Geschichten über gesegnete und verfluchte Tiere in Griechenland D. Lukopulos, *Neoelliniki Mythologia (Zoa – phyta)*, Athen 1940.
204. Signatur: TS 888, Quelle: *Karad.* III 136.
205. Signatur: M. H. Die gleiche Sage über den Mühlenbau ist auch in Griechenland bekannt (Politis, *Überlieferungen*, Nr. 848 und 849). Hier ist jedoch das Bienenmotiv ausgespart: die Baumeister belauschen die Dämonen. In der Version aus der Westpeloponnes lachen sie über den Teufel, der auf einem Hasen geritten kommt. Vorliegende Sage „erklärt“ sowohl den Ursprung des Mühlenbaus als auch die Entstehung des Honigs.
206. Signatur: H. M. Eine ähnliche Geschichte um Ethnostereotype wird auch in Bulgarien erzählt: Gott verteilte das Schicksal der Völker – den Türken, die zuerst zu ihm kommen, gibt er das Führen (Herrschen), den Juden, die das gleiche wünschen, gibt er das Rechnen (den Franzosen die Gewandtheit), den Bulgaren die Arbeit und den Zigeunern die Armut (die Lügen) (Daskalova *828A*, drei Varianten).

8. Glaube und Aberglaube

207. Signatur: TS 882, Quelle: *Karad.* III 82. Als Regenmacher gilt der auf Bergspitzen verehrte hl. Elias auch in Griechenland. Eine griechische ätiologische Sage um den Heiligen und Mohammed verläuft etwas anders: Dort jagt der Prophet den Heiligen in den Ebenen, in den Bergen kann er ihn jedoch nicht erreichen. Daher wird er auf den Bergen verehrt (Nik. Politis, *Überlieferungen*, Nr. 208, Bd. 2, S. 803; vgl. auch die ätiologische Sage um den Blitz: Wenn Mohammed Christus jagt, dann schlagen die Pferdehufe Funken, *ibid.*, Nr. 190). Der Elias-Kult wird bekanntlich auch mit Zeus hyetios in Zusammenhang gebracht.
208. Signatur: TS 973, Quelle: *Kiča* 137.
209. Signatur: TS 795, Quelle: *Šapkarev* III 132, Nr. 133.
210. Signatur: TS 874, Quelle: *Karad.* II 227.
211. Signatur: TS 770, 771 und 772, Quelle: *Šapkarev, Sbornik* III, Nr. 1, und *Stefanović*. Geschichten um das Versprechen bei der Wunschformulierung in der besagten Nacht auch in Griechenland (*Laographia*, 5, 1916, 636 für Zypern, Politis, *Überlieferungen*, Nr. 251–253; die Eröffnung der Himmel erfolgt auch zu Neujahr oder am Theophanietag, meistens aber in der Nacht zum 6. August, *ibid.* 828 ff.; für Chios *Laographia* 16, 1956, 212).
212. Signatur: TS 858, Quelle: *Karad.* II 55.
213. Signatur: TS 906, Quelle: *Karad.* IV 126.
214. Quelle: *Karad.* II 100. Ähnlicher Aberglaube besteht auch in Griechenland, wo das Wiesel nyphitsa (Bräutchen) genannt wird (vgl. Politis, *Überlieferungen*, Nr. 332–334). Man darf es nicht beschimpfen, weil es sonst die Kleider zerreißt (auch in Albanien). Zur antiken Grundlage des Verwandlungsmythos Politis, *op. cit.*, 2. Bd., 926–933.
215. Zu dieser alchemistischen Sage gibt es balkanische Parallelen, so die griechischen Überlieferungen vom „Eisenkraut“ (*siderochorto*); vgl. Lukopulos 81 f. (es ist dem Igel abzunehmen), 205 f. (seine magischen Kräfte).
216. Signatur: TS 873, Quelle: *Karad.* II. 216
217. Signatur: TS 907, Quelle: *Karad.* IV, 127. Vgl. auch Nr. 205. Der richtige Gebrauch eines Werkzeugs, eines Gerätes usw. wird den Teufeln oder Dämonen abgelauscht.
219. Quelle: *Karad.* IV 226.

9. Andere Sagen

220. Signatur: TS 911, Quelle: *Begović*, Nikola, *Život i običaji*, Agram 1887, 202. Es dürfte sich um die Haarbüschel oberhalb des Gesäßbereiches der spina bifida, einer Rückgratanomalie, handeln; so lautet zumindest die Erklärung für das Heldenattribut der „Mannhaften [andreiomenoi] mit dem Schwanz“ aus den griechischen Akritenliedern und Lokalsagen (Imellos, *Laographika* 1, 155–172, W. Puchner, Grotteskkörper und Verunstaltung in der Volksphtasie. Zu Formen und Funktionen somatischer Deformation. *Innovation und Wandel, FS O. Moser*, Graz 1994, S. 337–352, bes. S. 344).
221. Quelle: *Behar* 1902. Die Goldstücke, die sich in Kohle verwandeln, bilden ein stereotypes Motiv der Sagenschätze vieler Völker. Für Griechenland siehe Politis, *Überlieferungen*, Nr. 404 f., 409, 420 ff. und pass.; im internationalen Vergleich *ibid.*, Bd. 2, 1011 ff.
224. Signatur: TS 825, Quelle: *Šapkarev* II 308, Nr. 169. Die Anekdote gehört der typisierten Heldensage an, wo der Heros durch wunderbare Geburt schon in frühester Kindheit Heldentaten verrichtet. Schwangerschaften am Grabe des Toten durch Riechen an Blume, Genießen einer Frucht oder Trinken von Wasser sind in vielen Märchentypen geläufig (z. B. den Ödipusmärchen AaTh 931). Im griechischen Märchen vom „Tränenhannes“ geschieht dies z. B. durch das Trinken von Tränen (Meraklis/Puchner 128).

Balkanvergleichende Anmerkungen zum Teil 2

(M. G. Meraklis / W. Puchner)

Im zweiten Band sind vor allem Schwänke und „Schnurren“, nach der Terminologie von Krauss, gesammelt. Zusammen mit den zahlreichen und ausführlichen Novellenmärchen sind sie für den eher realistischen Charakter der Geschichten der Sammlung verantwortlich. Die Unterscheidung beider „Gattungen“ folgt rein konventionellen und praktischen Kriterien, kaum inhaltlichen: Zu den Schwänken wurden Erzählungen gerechnet, die sich im allgemeinen nach dem AaTh-System bestimmen lassen, während die „Schnurren“ (der weit größere Teil dieser komischen Erzählungen läßt sich eben nicht eindeutig bestimmen) nach thematischen Kriterien gegliedert werden. Dies ist charakteristisch für die Schwächen des AaTh-Systems, das den südosteuropäischen Erzählraum von Anfang an nicht ausreichend berücksichtigt hat; im bulgarischen Typenkatalog nehmen die Oikotypen der Schwänke mehr als die Hälfte aller Nummern ein, bei Megas' unveröffentlichtem Zettelkatalog für die griechischen Volkserzählungen sind es etwa 25% (Megas/Puchner). Insofern darf es als bezeichnend gelten, daß sich die Überzahl dieser Anekdoten und witzigen Geschichten überhaupt nicht eindeutig einordnen läßt.

10. Von Teufeln, Ungeheuern, bösen Weibern und der Dummheit

Unter dieser Kategorie sind die Erzählungen AaTh 1000–1199 eingereiht.

225. Signatur: H. M. Es handelt sich um eine Kombination von AaTh 1365 (the Obstinate Wife), 901 (The Taming of the Shrew) und 1370 (the Lazy Wife). AaTh 1365 ist vor allem in Subtypen geläufig, die der vorliegenden Einleitung allerdings nicht entsprechen; von 901 ist das Motiv der stellvertretenden Strafe übernommen: Gewöhnlich wird ein Hund oder ein Pferd erschossen, in Bulgarien ein Ochse getötet – hier wird eine Katze auseinandergerissen (was auch in Griechenland sprichwörtlich als „männliche“ Tat gilt). Aus 1370 ist die dritte Episode übernommen (z. B. in den bulgarischen Versionen, Daskalova 1370, mit 20 Fassungen), der Besuch der Schwiegermutter und ihre Bestrafung, der Besuch des Schwiegervaters und seine Belohnung.

226. Signatur: TS 856, Quelle: *Karad.* II. 54. Die Ursprungssage könnte den Schwänken von der Teilung (AaTh 1030 und Subtypen) zugerechnet werden. In den bulgari-

schen Varianten teilt der Vlache (Zigeuner) mit dem Teufel. Beim Weizen schlägt der Vlache vor, daß er die Spitzen nimmt und der Teufel die Wurzeln. Im nächsten Jahr bevorzugt der Teufel, der den Betrug bemerkt hat, die Spitzen, aber diesmal geht es um Kartoffel (Zwiebel) (Daskalova 1030, fünf Varianten). In einem griechischen Oikotyp *1030** wählt der verschwenderische Bruder den vorderen Teil des Fasses, der geizige den rückwärtigen Teil. Bezüglich des Sackes ohne Boden vgl. den Kommentar zu Nr. 49.

227. Signatur: H. M. Vgl. AaTh 1030* (Choice of Cows which Go to Old or New Stable) als Einleitung zu 1643 (nicht 1642 wie bei AaTh). AaTh geben nur griechische Versionen an, doch gibt es davon auch bulgarische Versionen: Ein kluger und ein dummer Bruder teilen das Vermögen, indem sie einen neuen Stall bauen und das Vieh alleine gehen lassen; das im neuen Stall soll dem dummen gehören, das im alten dem klugen; nur ein (alter, lahmer, blinder) Ochse geht in den neuen Stall (Daskalova, als Einleitung zu 1643, vgl. auch EB 323 III 2). Megas verzeichnet 38 griechische Varianten (Megas/Puchner 1030*, auch *1030**). Zum Prinzip, daß die Einfältigen Glück haben, vgl. auch Meraklis/Puchner 204 f.
228. Es handelt sich um eine Kontamination von Erzählungen und Episoden um den dummen Riesen und den schlaunen Helden: AaTh 1045 + 1049 + 1051 + 1115 + 1116. Zu 1045 (Pulling the Lake Together), hier Quellbrunnen statt See, auch drei bulgarische Varianten (Daskalova 1045) und 39 griechische (Megas/Puchner 1045); zu 1049 (The Heavy Axe – Wald soll umgeschnitten oder Brunnen in einem Eimer abgefüllt werden) verzeichnen AaTh sechs serbokroatische Varianten und 15 türkische (EB 162), in den bulgarischen Varianten kommt ausschließlich das Wasserholen vor (Daskalova 1049), das als Episode in verschiedenen Erzähltypen auftritt, für Griechenland sind insgesamt 75 Varianten verzeichnet (Megas/Puchner 1049); zu 1051 (Bending a Tree, EM, Baum biegen, fällen, tragen) bringen AaTh fünf slovenische, zwei serbokroatische und eine türkische (EB 162 III) Version, während Daskalova 10 bulgarische Varianten verzeichnet; zur Tötungsart mit dem Beil 1115 (Attempted Murder with Hatchet, EM Mordversuch mit Beil KHM 20, BP I 148) führen AaTh zwei slovenische, sechs serbokroatische und eine türkische Variante an (EB 162), Daskalova verweist auf die Episode in anderen Erzähltypen und Megas gibt 69 Varianten an (Puchner/Megas 1115); die Tötungsart durch Verbrennen (oder Verbrühen) 1116 (Attempt at Burning) tritt in Südosteuropa fast immer zusammen mit dem Erschlagen als weitere Episode auf (z. B. EB 162 III). Daskalova kriert für das Verbrühen in den bulgarischen Varianten den Typ *1116**, Megas notiert 29 griechische Versionen (Megas/Puchner 1116). Der Held dieser Geschichten, der Trickster, ist meist ein Zigeuner, Nasreddin

Hodscha oder Hitar Petar, den Diven entsprechen Teufel, Draken, Riesen usw. Der schlaue Ohnbart taucht üblicherweise in diesem Zusammenhang auf, in der Funktion des tapferen Schneiderleins (AaTh 1640) auf (G. A. Megas, *Der Bartlose im neugriechischen Märchen* (AaTh 531), *Laographia* 27, 1967, 254–267), vor allem in AaTh 1920 (Lügenwette), 1000–1029 (Geschichten vom dummen Teufel), 1539, aber auch in 1049, 1060–62, 1070, 1088, 1115 und 1116, 1119, 1134, 1145, 1152, 1535, 1538 und 1544* (Megas, op.cit., 258). Er ist entweder der „Typus des Schlaukopfes, der mit List das Gut der Mitmenschen zu entwenden sucht, oder ... Typus des gottlosen Bösewichts, der ohne Zurückhaltung einen Unschuldigen zu vernichten sucht. Weiter ist der Bartlose zufolge seiner Habgier ebenso schlau wie leichtgläubig und spielt in den Volkserzählungen oft die Rolle des dummen Teufels. Er ist aber wegen seiner Verwegenheit imstande, einen körperlich überlegenen, geistig aber tieferstehenden Gegner, wie es ein Riese ist, mit List zu besiegen. So bildet der Bartlose auch eine Figur, die zu munteren Rollen geeignet ist und in vielen Volksschwänken als Held auftritt“ (Megas, op. cit., 267).

In dieser Hinsicht ist auch Krauss' Hinweis auf Karagöz zu verstehen, der allerdings nicht diese Bandbreite von Eigenschaften und Funktionen aufweist; die Schattenspielfigur war in allen größeren Balkanstädten bekannt (dazu W. Puchner, *Das osmanische Schattentheater auf der Balkanhalbinsel zur Zeit der Türkenherrschaft. Verbreitung, Funktion, Assimilation*, *Südost-Forschungen* 56, 1997, 151–188). Die Schlußepisode, die an die Bremer Stadtmusikanten (AaTh 130, 210) erinnert, entspricht geradezu der griechischen Eingangsszene des Schattentheaters, wenn Hatzivatis, der gelehrtere und vernünftigere Partner des Haupthelden, heftig an die Türe von Karagiozis' windiger Hütte pocht und dessen Sohn vom Dach aus antwortet, der Vater sei nicht zu sprechen (W. Puchner, *Das neugriechische Schattentheater Karagiozis*, München 1975, 7). Doch sind in den Schwänken auch noch andere Traditionen im Spiel. In byzantinischen Klostertypika ist die Aufnahme eines *spanos* als Mönch untersagt, weil er nicht als Mann gilt; aus spätbyzantinischer Zeit ist eine Meßparodie auf einen Geistlichen erhalten, die sich die „Messe des Spanos“ nennt und zu den meistgelesenen Volksbüchern der Türkenzeit zählt, wo sich der Dünnbärtige wüsten Beschimpfungen und Verfluchungen ausgesetzt sieht (H. Eideneier, *Spanos. Eine byzantinische Satire in Form einer Parodie*, Berlin/New York 1977). Der fehlende Bart ist Signum des fehlenden Mannseins; dies signalisiert Schläue als Kompensation und ambivalente Gefährlichkeit.

229. Die erste Prahlepisode des Helden verbindet die Geschichte mit AaTh 1060 (Squeezing the [Supposed] Stone), die auch in Südosteuropa verbreitet ist (AaTh notieren elf slovenische, acht serbokroatische und fünf ungarische Varianten,

- Daskalova 10 bulgarische, Megas 64 griechische). Das Motiv vom Bären, der ein Instrument spielen lernen soll und dessen Tatzen eingeklemmt werden, entstammt der Tierfabel AaTh 151 (in griechischen Varianten durchwegs der Löwe, Megas 151).
230. Ausführliche Version von AaTh 1121 (Ogre's Wife Burned in his Own Oven; KHM 15, BP I 115 ff.), Substituierung der Hexe durch ihre Tochter; vgl. auch AaTh 327A (Hänsel und Gretel). Zu Texten in Südosteuropa vgl. EB 161 III und Hahn GAM 95. Megas notiert 87 griechische Versionen (Megas/Puchner 1121).
231. AaTh 1122 (Ogre's Wife Killed through Other Tricks, KHM 15, BP I 115 ff.). Deutlich sind in dieser Schauergeschichte die ursprünglichen Märchenmotive zu erkennen; die menschenfressenden Draken sind zu Räubern geworden. Zum Motiv des Entlausens im Märchen Meraklis/Puchner 169; hier als Einleitung zur Tötungsart des Kopfabnehmens. Gewöhnlich wird die Menschenfresserfrau ertränkt (AaTh 1120) oder im Ofen verbrannt (AaTh 1121, auch 327A Hänsel und Gretel). Zur vorliegenden kannibalischen Variante vgl. auch die griechische Version zu AaTh 1122, wo der Held unter dem Vorwand auszuprobieren, ob das Messer schneidet, die Drakenfrau absticht, und ähnlich wie hier ihren Kopf auf dem Bett placiert und unter der Decke einen Baumstrunk anbringt (Megas/Puchner 1122, 20 Varianten). In den griechischen Varianten von AaTh 1121 stößt der Held („Dreizehnter“, „Halbarsch“, ein Verrückter, zu den Namen Meraklis/Puchner 142 f.) die Frau seines Herrn in das siedende Wasser, in dem er selbst gekocht werden sollte (Megas/Puchner 1121, 87 Varianten).
232. AaTh 1135–1137 (die Polyphemsage, EM Polyphem, Hackman, *Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung*, Helsingfors 1904, BP III 375 ff.). AaTh bringen 10 rumänische, sechs ungarische, drei slovenische und sechs serbokroatische Varianten. Griechische Texte in Dawkins MGF 4 und türkische in EB 146 (fünf Versionen). Daskalova listet vier bulgarische Varianten auf, zu griechischen Versionen (die sich meist auf dreiäugige Piraten beziehen) vgl. St. Imellos, Aus dem Kreis der Polyphemsage in Griechenland, *Antiker Mythos in unseren Märchen*, Kassel 1982, 47–52. Zu den Hundeköpfigen und ihrer asiatischen Herkunft vgl. L. Kretzenbacher, *Kynocephale Dämonen südosteuropäischer Volksdichtung. Vergleichende Studien zu Mythen, Sagen, Maskenbräuchen um Kynocephale, Werwölfe und südslawische Pesoglavci*, München 1968, und W. Puchner, „Hündisches“ aus griechischer Tradition, *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XLVI/95 (1992) 495–510.
233. Es geht um die erste Episode der Belfagor-Geschichte AaTh 1164 (The Evil Woman Thrown into the Pit, EM Belfagor, BP I 382, 388, IV 176). Zu den griechischen Varianten auch Megas, *Laographia* 17 (1957) 137 f., zu den türkischen EB 377. Der

- Teufel wird in der vorliegenden Fassung nicht von der bösen Frau befreit. Zu den bulgarischen Varianten vgl. Daskalova 1164 (15 Versionen), zu den griechischen Megas/Puchner (17 Versionen).
234. Signatur: TS 945, Quelle: *Kića* 42. AaTh 1175 (Straightening Curly Hair, KHM 125, BP III 15, EM unlösbare Aufgaben). AaTh führen zwei serbokroatische Varianten an, Daskalova, mit verschiedenen Einleitungen sechs bulgarische (Daskalova 1175), Megas neun griechische (Megas/Puchner 1175).
235. Signatur: TS 834, Quelle: *Šapkarov* II, S. 455, Nr. 264. Es handelt sich um AaTh 1190* (The Man Thought Hanged), wovon AaTh nur fünf estländische und eine griechische Version anführen (*Laographia* 17, 1957/58, 140). Die Geschichte ist in Südosteuropa jedoch viel weiter verbreitet. Daskalova listet allein neun bulgarische Versionen auf (Daskalova 1190*). Dazu vergleiche auch den bulgarischen Oikotyp *1190**. Megas verzeichnet drei griechische Versionen (Megas/Puchner 1190*).

11. Schwänke

236. Signatur: H. M. Die Geschichte gehört zu den Schwänken über Dummköpfe AaTh 1200–1349.
237. Eigennumerierung: 216. Das Motiv vom unnützen Wissen findet sich in südosteuropäischen Oikotypen von AaTh 1210 (Der Ochse auf dem Dach): in einer bulgarischen Version wundert sich der gelehrte Sohn, wie die Kuh auf den Dachboden gekommen ist, und hält seine Mutter für eine Zauberin (Daskalova *1210***, zwei Varianten), in griechischen Versionen des gleichen Schwanks hat der Hirtensohn in der Stadt nichts Nützliches gelernt, doch ist sein Vater darüber nicht betrübt, weil er ebenfalls Hirte werden wird (Megas/Puchner *1210B, vier Versionen). Das gleiche Motiv ist auch in *1210A (15 Fassungen) zu finden, wo der Bauernsohn „auf Universitäten und in Akademien“ nutzloses Wissen erworben hat (Text in Meraklis, *Schwänke* 17–20). In der vorliegenden Geschichte ist es freilich der Schüler selbst, der zu dieser Einsicht gelangt. Vgl. auch Nr. 238.
238. Eigennumerierung: 63. Vgl. den Schwank Nr. 237.
239. Signatur: H. M. Vgl. AaTh 1238 (The Roof in Good and Bad Weather). Es handelt sich um die schwankhafte Ausformung einer Tierfabel (AaTh 43, 81, Halm 599), wobei das Zwiegespräch zwischen Mensch und Pflanze stattfindet (wie z. B. in AaTh 293A*, B* usw.).

240. Eigennumerierung: 158. AaTh 1281 (EM Katze als unbekanntes Tier), allerdings ohne Katze (KHM 70, 174, BP II 72, III 286). Zum Brandmotiv auch AaTh 1282 (House Burned Down to Rid it of Insects). In einem bulgarischen Oikotyp verbrennt ein Dummkopf die ganze Decke, um den Floh loszuwerden (Daskalova *1282A*, eine Variante). Vgl. auch Megas/Puchner *1280 fünf Versionen, 1282 zwei, ebenso EB 274 IV, 329 V.
241. Signatur: TS 970, Quelle: *Kiča* 119. Die Geschichte gehört dem AaTh 1287 (Numskulls unable to count their own number) zu. Vgl. Nr. 242.
242. Quelle: *Behar* 1903. AaTh 1288A (Numskull cannot Find Ass he is Sitting on) (KHM 143, BP III 150). AaTh verzeichnen eine ungarische und vier serbokroatische Varianten. In den bulgarischen Fassungen sind die Helden meist Nasreddin Hodscha oder Hitar Petar (Daskalova 1288A, 14 Versionen). Vgl. auch Megas/Puchner 1288A, eine Version.
243. Eigennumerierung: 61. AaTh 1294 (Getting the Calf's Head out of the Pot, EM Kopf in der Kanne). Die Geschichte ist in Südosteuropa weiter verbreitet, als AaTh angibt (R. M. Dawkins, *Modern Greek in Asia Minor*, Cambridge 1916, 503, Nr. 10). In den bulgarischen Varianten gibt Hasreddin Hodscha den weisen Rat (Daskalova 1294 „Kälberkopf im Henkeltopf“, vier Varianten und einige bulgarische Oikotypen); Megas listet insgesamt 10 griechische Versionen auf (Megas/Puchner 1294, zu 1294A* jedoch 24 Varianten).
244. Signatur: TS 828, Quelle: *Šapkarev* II 372, Nr. 224. Daskalova bestimmt den bulgarischen Oikotyp mit AaTh*1299A* (fünf Varianten). Dazu gehört noch ein zweiter Oikotyp, wo Zigeuner (Faulpelz) und Schäfer eine Wette eingehen: Ersterer bekommt die Schafe des letzteren, wenn er nackt eine Frostnacht im Freien verbringt. Als er vor Kälte zittert, betet der Zigeuner, daß es schneller Tag werde und tröstet sich mit dem Gedanken an den erworbenen Reichtum. Er erfriert (Daskalova *1299B*, zwei Varianten). Um den erfrorenen Zigeuner im Gebirge gibt es noch andere bulgarische Geschichten: Man glaubt, er habe sich Gott geweiht: Die Eiszapfen aus Nase und Hose sind Kerzen und Wachs, Engel (Adler, Vögel) ziehen ihn gegen Himmel, Gott selbst (Wolf, Bär) trägt ihn davon (Daskalova *1299C*). In einem anderen Schwank wird die Zigeunerfamilie im Gebirge von Dunkelheit überfallen: Der Vater befiehlt Frau und Kindern, sich auf ihn zu legen, damit sie ihn erdrücken und er schneller stirbt. Sie erfrieren, er bleibt am Leben (Daskalova *1299D*).
245. Signatur: S 244, TS 166. AaTh 1313A (The Man Takes Seriously the Prediction of Death). In den bulgarischen Versionen stimmen die Details mit der vorliegenden

- Erzählung überein, mit Ausnahme des Schlusses, der hier verkürzt erscheint: Während er im Grab auf den Tod wartet, erschreckt er unwillkürlich eine Kamelkarawane, und die Tiere zerschlagen die Tongefäße, die sie tragen. Er wird verprügelt und erzählt zurückkehrend, daß die Erzengel im Jenseits viel Prügel austeilten. In Griechenland sind 10 Fassungen der Geschichte aufgezeichnet (Megas/Puchner 1313A).
246. Eigennummerierung: 55. AaTh 1318A (Robber or Animal in the Church Thought to be a Ghost). Zum Vampirglauben in Südosteuropa vgl. D. Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, im Band: *Kulturraum Balkan. Studien zur Volkskunde und Literatur Südosteuropas*, Hamburg/Berlin 1989, 65–108.
247. Eigennummerierung: 180. Unschickliche Aussprüche der Bauern in der Kirche auch in den griechischen Oikotypen von AaTh 1324 (bes. *1324B, Megas/Puchner, 14 Varianten). Vgl. auch Kommentar zu Nr. 248.
248. Eigennummerierung: 152. In einem griechischen Oikotyp AaTh*1324B passiert das Gegenteil: Der Bauer kann nicht mehr aus der Kirche, weil er den Hirtenstab quer am Rücken unter den gebeugten Armen hält und so nicht durch die Kirchentüre kommt. Er beginnt, den Ikonen und Heiligen zu drohen; so sei das Sprichwort entstanden: „Auch den Heiligen muß man drohen“ (Megas/Puchner *1324B, 14 Varianten). In einer bulgarischen Schwankepisode kann die große Braut nicht durch die Eingangstür gehen; die Dummköpfe wollen ihr Kopf oder Beine abschneiden; ein Wanderer schlägt sie auf den Rücken, so daß sie sich beugt. Er wird belohnt (Daskalova 1295A*, als Episode von 1384). In Griechenland wird dieselbe Geschichte über den großen Bräutigam an der Kirchentür erzählt (Megas/Puchner 1295A*, 44 Varianten; Text bei Kretschmer Nr. 20).
249. Quelle: *Behar* 1903. Es handelt sich um den Typ AaTh 1327. AaTh verzeichnen eine serbokroatische Variante, Megas acht griechische (Megas/Puchner 1327).
250. Eigennummerierung: 229. Die Geschichte ist aus zwei Teilen zusammengesetzt: AaTh 1337 (der Bauer in der Stadt) und AaTh 910 (die Ratschläge).
251. Quelle: „*Herzog-Behar* 1903“. Der Schwank über den Ungeschickten könnte den Subtypen von AaTh 1337 (Peasant visits the City) zugerechnet werden.
252. Eigennummerierung: 42. Die Geschichte ist eventuell den Subtypen von AaTh 1341 zuzuordnen. Im Griechischen gibt es einen ähnlichen Schwank um eine gestohlene Ziege; das Kind fragt, was das für ein Tier sei, die Mutter antwortet: „Schweig.“ In der Folge enthüllt der Knabe, daß auch seine Familie eine „Schweig“ hätte, mit Haaren und Bart und Hörnern am Kopf, aus ihrem Hintern kämen Olivenfrüchte

- usw. (Meraklis, *Schwänke* 40). Megas verzeichnet unter *1341D auch folgende Diebsgeschichte: Die Ausruferin vermeldet, daß der Popin Käse, so groß wie Mühlenräder, gestohlen worden seien, die Diebin, erzürnt über die Übertreibung, berichtet, sie seien gerade so groß gewesen wie die Schwungräder der Spindel (Megas/Puchner *1341D, zwei Varianten).
253. Eigennummerierung: 51. Vgl. Nr. 252 (AaTh 1341 und Subtypen).
254. Eigennummerierung: 217. Die Geschichte ist den Ehepaarschwänken zuzurechnen, obwohl die Personenkonstellation hier etwas komplizierter ist und der ältere Bruder das eigentliche Übel darstellt. Üblicherweise stellt sich der Mann tot, um die Treue seiner Frau zu prüfen (AaTh 1350). Dazu eine Reihe von bulgarischen und griechischen Oikotypen (Daskalova 1350, *1350A* mit 12 Varianten, *1350B*, *1350C*), die großteils übereinstimmen (Megas/Puchner *1350A mit 21 Versionen, *1350A₁, *1350A₂, *1350B mit fünf Versionen, *1350C mit 11).
255. Eigennummerierung: 188. Die Geschichte ist den Ehebruchschwänken (AaTh 1350 ff.) zuzurechnen. Vergleichbare Geschichten aus Griechenland bei Meraklis, *Schwänke* 22–37.
256. Eigennummerierung: 221. Die Geschichte gehört sinngemäß zu AaTh 1350 ff., der treulosen Ehefrau und dem „toten“ Gatten, auch wenn die Rollen hier vertauscht sind. In Varianten zum griechischen Oikotyp *1350C antwortet die Popin auf die Frage, wie der Pope zu begraben sei, auf seinem Thron oder weit weg. „weit weg, denn man kann nie wissen“, und erhält derart die Möglichkeit, sich wiederzuverheiraten (Megas/Puchner *1350C, 11 Versionen).
257. Eigennummerierung: 142. Es handelt sich um eine verkürzte Variante von AaTh 1360C (Old Hildebrand, EM, Der alte Hildebrand, W. Anderson, *Der Schwank vom alten Hildebrand*, Dorpat 1931, BP II 373), von der AaTh allein 22 serbokroatische Varianten auflisten. Es fehlt allerdings die Entdeckung des Ehebruchs: Ein Händler beweist dem einfältigen Mann, daß ihn seine Frau betrügt; er steckt ihn in einen Korb (Stoffballen) und bringt ihn ins Haus. Vgl. auch fünf bulgarische Varianten (Daskalova 1360C, hier sind Weidenäpfel das von der Schwangeren begehrte Gut) und 59 griechische Fassungen (Megas/Puchner 1360C). Vgl. auch Meraklis, *Schwänke*, 26 f.
258. Signatur: TS 886, Quelle: *Karad.* III 109. Nebenvariante von AaTh 1381A, siehe Nr. 259.
259. Quelle: *Behar* 1902. AaTh 1381A. In bulgarischen Varianten ist es der Pope, der dem Gefesselten mit dem Evangelium auf den Kopf schlägt (Daskalova 1381A, sechs

- Varianten). Megas verzeichnet nicht weniger als 18 Varianten dieses Schwanks (Megas/Puchner 1381A).
260. Signatur: TS 968, Quelle: *Kića* 114. AaTh 1381D (the Wife Multiplies the Secret). AaTh bringen vier ungarische und eine serbokroatische Variante. Genau die gleiche Geschichte in Bulgarien (Daskalova 1381D, vier Varianten) und Griechenland (Megas/Puchner 1381D, 10 Varianten). Vgl. auch *Fabula* 1, 134.
261. Signatur: H. M. AaTh 1384. Vgl. Nr. 262.
262. AaTh 1384. Vgl. Nr. 261 (die erste und zweite Episode sind völlig identisch).
263. Es handelt sich um AaTh 1416 (The Mouse in the Silver Jug, EM, Die neue Eva, BP III 543). AaTh führen eine serbokroatische Version an, Daskalova drei bulgarische.
264. Signatur: TS 963, Quelle: *Kića* 105. Die Ehebruchgeschichte ist den Untertypen von AaTh 1419 (The Returning Husband Hoodwinked) zuzurechnen.
265. Eigennumerierung: 185. Der Schwank gehört in die Gruppe der Geschichten um das untreue Eheweib AaTh 1350ff. In den bulgarischen Varianten von AaTh 1423 überzeugt die Frau ihren Gatten, der Zeuge des Ehebruchs geworden ist, daß er seinen Augen nicht trauen darf, denn selbst die Maurer messen die Wand mit dem Lot (Daskalova 1423, drei Varianten).
266. Signatur: H. M. Dieselbe Geschichte in Bulgarien hat Daskalova mit AaTh *1448** bestimmt (zwei Varianten).
267. Eigennumerierung: 76. Die Geschichte gehört der Gruppe der Schwänke über alte Jungfern und alte Frauen an (AaTh 1475–1499). Diese Erzählungen sind in Südosteuropa weit verbreitet (auch in Sprichwort, satirischem Lied, Verkleidungen usw.). Um sie zu erfassen, müßte der AaTh-Katalog noch wesentlich erweitert und ausdifferenziert werden (z. B. Meraklis, *Schwänke* 43 f.).
268. Dieselbe Geschichte in Nr. 267. Sie ist unter AaTh 1475–99 (Jokes about Old Maids) einzureihen; doch handeln die balkanischen Schwänke keineswegs immer nur von Altjungfern, so z. B. im griechischen Schwank um die alte Mutter, die von ihrem Sohn fordert, er soll ihr einen Bräutigam finden, von der Alten, die bei den Burschen Anschluß sucht usw. (Meraklis, *Schwänke* 43 ff.). Die lüsterne Alte ist auch im Sprichwort und bei den Verkleidungstypen der Karnevalszeit zu finden (W. Puchner, Grotteskkörper und Verunstaltung in der Volksphantasie. Zu Formen und Funktionen somatischer Deformation, *Innovation und Wandel*, FS O. Moser, Graz

- 1994, 337–352, bes. 344 f. und ders., *Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater*, Wien 1977, Stichwort „Alte“).
269. Signatur: TS 885, Quelle: *Karad.* III 112. Die Bedeutung von „Schwarzer“ als Unglücklicher, Armer auch im Griechischen. Die Stellung des Eingehateten (*[e]sogambros*) in virilokal organisierten Gemeinschaften ist minderwertig, und er wird im allgemeinen verachtet. Daskalova bestimmt die ganz ähnliche Geschichte in Bulgarien mit *1516G* (eine Version). Dort zielt der eingehatete Schwiegersohn mit einem Stein nach einem Raben und verspottet ihn wegen seines häßlichen Krächzens. Dieser antwortet ihm, daß es keinen „schwärzeren“ als den eingehateten Schwiegersohn gebe, er sei der am meisten Benachteiligte im fremden Haus.
270. Es handelt sich um die Meisterdiebgeschichte (AaTh 1525A) mit dem Handlungsrahmen von der Frau mit den zwei Ehemännern (AaTh 1525Q). Zum Schwank vom Meisterdieb (BP III 33 ff., 379, 390 ff., EM, Meisterdieb, Diebswette) auch türkische Fassungen (EB Nr. 346, 160 III), 16 bulgarische Versionen (Daskalova 1525A) und 43 griechische (Megas/Puchner 1525A). Zum Rahmenmotiv (The Two Thieves Married to the Same Woman) führen AaTh nur indische Varianten an, obwohl es auch zwei bulgarische gibt, von denen die eine der vorliegenden Fassung sehr nahe kommt (Daskalova 1525Q). Ebenfalls sind drei griechische Versionen nachgewiesen (Megas/Puchner 1525Q).
271. Eigennumerierung: 194. Diese Meisterdiebgeschichte wird gewöhnlich mit dem Motiv des Pferdiediebstahls erzählt (AaTh 1525B). Dazu auch eine griechische Variante (Megas/Puchner 1525B) und drei türkische (EB 346).
272. Signatur: H. M. Der Schwank gehört ebenfalls zu den Meisterdiebgeschichten, die dritte Episode des Kleiderstehls entspricht der vierten Episode von AaTh 1525D (Theft by Distracting Attention, BP III 390 f., EM, Meisterdieb). Davon verzeichnen AaTh für Südosteuropa auch drei rumänische, drei ungarische und 20 serbokroatische Varianten. Ferner gibt es sechs türkische Varianten (EB 341), mehr als ein Dutzend bulgarische (Oikotypen zu 1525D, vgl. Daskalova) sowie 63 griechische (Megas/Puchner 1525D). Ein bulgarischer Oikotyp entspricht genau der vorliegenden Geschichte: *1525D₄ (auch EB 341 I 3).
273. Eigennumerierung: 193. Die Geschichte gehört zu den Subtypen des Schwankes um den Meisterdieb (AaTh 1525) und ist z. B. mit AaTh 1525 J₂ zu vergleichen (Thief Sent into Well by Trickster, BP III 392 f.). In den griechischen Varianten dieses Typs bringt der Dieb einen Alten dazu, in den See zu springen (ihm seien Goldlira hineingefallen), währenddessen er seine Kleider stiehlt (Megas/Puchner 1525 J₂, sieben Varianten).

274. Quelle: *Behar* 1902. Die hervorragend erzählte Geschichte könnte ebenfalls den Erzählungen über den Meisterdieb zugerechnet werden (Subtypen von AaTh 1525). Im Griechischen wird eine ganz ähnliche Geschichte erzählt, die Megas mit dem Oikotyp *1532A bestimmt hat: Ein angeblich „guter“ Mensch bietet sich an, das Geld des Armen aufzubewahren und hat vor, es ihm nicht wiederzugeben; er tut dies aber in dem Augenblick, wo eine Frau kommt, um ihm ihren teuren Schmuck zur Aufbewahrung zu geben; so erhält der Arme sein Geld wieder, während die Frau einen Vorwand findet, ihr Vorhaben nicht durchzuführen (Megas/Puchner *1532A, fünf Varianten).
275. Signatur: TS 47, S 205. Es handelt sich um AaTh 1537 (The Corpse Killed Five Times, EM, Die mehrmals getötete Leiche, Suchier, *Der Schwank von der viermal getöteten Leiche*, Halle/S. 1922, BP II 10, Taylor, *Modern Philology* 15, 1917, 221–226), auch im Südosten weit verbreitet. AaTh listen drei rumänische, vier ungarische, drei slovenische und fünf serbokroatische Varianten auf. Daneben gibt es auch türkische Versionen (EB 351III, 359 III, 368), zwei bulgarische (Daskalova 1537 mit Kontaminationen) und vier griechische (Megas/Puchner 1537).
276. Eigennummerierung: 178. Der Schwank vom leichtgläubigen Bauern gehört zu AaTh 1539 (Cleverness and Gullibility), wo Gegenstände oder Tiere als etwas anderes, als sie sind, verkauft oder gekauft werden. In bulgarischen Varianten wird dem Ochsen Hörner, Ohren und Schwanz abgeschnitten, damit er teurer verkauft werden kann (Daskalova 1539, 32 Versionen); die Geschichte ist in verschiedenen Variationen auch in Griechenland geläufig (Megas/Puchner 1539, 42 Varianten).
277. Quelle: „Herzog, *Behar* 1903“. Das Motiv kommt in verschiedenen Schwanktypen vor, z. B. als Episode IIa in AaTh 1542 oder in 1525.
278. Die Geschichte kann unter AaTh 1543B* (No Invitation Needed) eingereiht werden. Megas bringt unter diesem Typ (acht Varianten) und den griechischen Oikotypen *1543E, *1543F, *1543G und *1543H Variationen, wie der Hausherr versucht, den lästigen (ungeladenen) Gast loszuwerden. Z. B. wird er in einen Sack gesteckt, um ihn zu verstecken, da in den Dörfern angeblich Fremde getötet werden. Der Sack wird auf einen Esel geladen und der ungeladene Gast weidlich durchgeprügelt. Eine bulgarische Geschichte, die unter *1544D* läuft, berichtet vom Schwager, der seine Verwandten übertrieben oft besucht, so daß diese das Essen vor ihm verstecken, eine andere, wo der unverschämte Gast allzu lange bleibt (Daskalova *1544F*, sieben Varianten). Ein griechisches Sprichwort drückt den Sachverhalt epigrammatisch aus: „Ungeladener Besucher, reiner Bettler.“
279. Eigennummerierung: 172. Die Geschichte gehört in die Gruppe AaTh 1560 ff. um

- Essen und Arbeit, obwohl der schlaue Antwortende gewöhnlich auf der Seite der Diener steht. In bulgarischen Varianten zu AaTh 1561** antwortet der Trickster, wenn es ums Essen geht, gleich, wenn es um Arbeit geht, läßt er die anderen antworten (Daskalova 1561**, sechs Fassungen). In einer zypriotischen Fassung von AaTh *1560B (Megas/Puchner *1560B, sechs Versionen, doch breite Splitterung des Oikotypos 1560 und 1561) arbeitet der Held nur soviel, als ihm sein Herr zu essen gibt (äußerst wenig) (Text bei Meraklis, *Schwänke* 45).
280. Eigennummerierung: 222. Die Geschichte gehört ebenfalls sinngemäß zur Gruppe AaTh 1560–61, spezifischer AaTh 1561** (Servant Gives all Heavy Work to Others, AaTh verzeichnen auch zwei serbokroatische Varianten). In bulgarischen Varianten ist der Trickster oft Hitar Petar, aber auch der Pope ist vertreten: als erster beim Essen, als letzter bei der Arbeit (Daskalova 1561**).
281. Eigennummerierung: 88. AaTh 1561**, auch sechs bulgarische Varianten (Daskalova 1561**, vgl. auch *1561****).
282. Signatur: H. M. AaTh 1561** (Servant Gives all Heavy Work to Others). AaTh bringen zwei serbokroatische Versionen, Daskalova listet sechs bulgarische Varianten auf (Daskalova 1561**).
283. Signatur: TS 856, Quelle: *Karad.* I. S. 229. Der Schwank ist unter die Subtypen von AaTh 1567 (Hungry Servant Reproaches Stingy Master) einzureihen.
284. Eigennummerierung: 45. Eine in der Aussage ähnliche Geschichte ist in Bulgarien und Griechenland geläufig: Ein Metzger schneidet sich in den Finger (Hand), ein Mann (Arzt) heilt ihn; dafür holt er sich jeden Tag umsonst Fleisch. Der Fleischer schneidet sich den Finger (Hand) ab (und wirft ihn ihm hin) (Daskalova *1567G*, eine Version, Megas bestimmt mit *1567H, vgl. Megas/Puchner, zwei Versionen). Die andere griechische Fassung berichtet von einem Reichen, der dem Armen jeden Ostersonntag Schweinemagen schenkt und ihn fragt, ob er gut gewesen sei, bis ihm zuletzt der Arme den aufgehobenen Schweinemagen ins Gesicht wirft.
285. Signatur: H. M. Die Geschichte kann dem Typ AaTh 1621* zugerechnet werden (The Horse is Cleverer than the Priest): Das Pferd tritt nicht zweimal ins gleiche Loch, der Priester hat zwei Kinder vom selben Mädchen (zwei ungarische Varianten). In bulgarischen Varianten betrifft der Vergleich den Wesir, der mehrfach beim Stehlen gefaßt worden ist (Daskalova 1621*). Daskalova bestimmt die vorliegende Geschichte als 1621A* (vier Varianten); davon gibt es auch vier griechische Varianten (Megas/Puchner 1621A*).

286. Es handelt sich um eine Version des „Tapferen Schneiderleins“ (AaTh 1640, KHM 20, BP I 148 ff.), das als „Zigeuner und Drache“ in verschiedenen Versionen auch in Südosteuropa im Umlauf ist. AaTh notieren zwei rumänische Varianten, acht ungarische, 11 slovenische, 23 serbokroatische. Daneben sind 44 türkische Varianten erfaßt (EB Nr. 162, 199 IV, 351 IV, 365), 13 bulgarische (Daskalova 1640) und 20 griechische (Megas/Puchner 1640; weit häufiger jedoch die von Megas kreierten Subtypen 1640A mit 73 Varianten und 1640B mit 62).
287. AaTh 1651 mit einer etwas differierenden Rahmengeschichte; der Test mit dem Kaufkreuzer im Fluß bei AaTh (KHM 70, BP II 69 ff., EM, Katze als unbekanntes Tier). AaTh notieren für Südosteuropa drei ungarische und zwei serbokroatische Versionen. Bekannt ist die Geschichte auch in der Türkei (EB 45, 256 IV, 295 IV), in Bulgarien (Daskalova 1651, 14 Fassungen) und Griechenland (Megas/Puchner 1651, 57 Versionen).
288. Eigennumerierung: 147. Vgl. Nr. 287. Variante von AaTh 1651 (Whittington's Cat, EM, Katze als unbekanntes Tier, BP II 69 ff.). AaTh führen zwei serbokroatische Varianten an und vier türkische (BP 45, 256 IV, 295 IV), Daskalova listet 14 bulgarische Versionen auf (ohne Hausbrand), Megas 57 griechische (Megas/Puchner 1651).
289. Signatur: TS 959, Quelle: *Kiča* 96. Die Geschichte kann entweder unter die Subtypen von AaTh 1692 (the Stupid Thief) oder von AaTh 1653 (the Robbers under the Tree) gerechnet werden. Das Motiv des Streites, wer den anderen über den morastigen Hof tragen soll, erinnert an die Ehepaarschwänke AaTh 1430–39.
290. Quelle: *Šapkarov* II 92 Nr. 73. Daskalova kreiert für die Geschichte den Typ AaTh *1692* (eine Variante).
291. Die novellenartig ausgebaute Geschichte gehört zu AaTh 1696 („What Should I have Said [Done]?“), die auch in Südosteuropa weit verbreitet ist: AaTh notieren sieben rumänische Versionen, 10 ungarische, 12 slovenische, 14 serbokroatische, 16 türkische; griechische Texte bei Argenti/Rose II 597 ff., Hahn 3, Loukatos 3, türkische bei EB 328. Zu den bulgarischen Varianten (Daskalova 1696, 13 Versionen) gibt es noch den Oikotyp *1696A (der dumme Knecht macht alles falsch), zu den griechischen (Megas/Puchner 1696, 56 Versionen) die Oikotypen *1696C und *1696D.
292. Eigennumerierung: 30. Unter den Subtypen von AaTh 1698 befinden sich auch Geschichten, die sich nicht nur auf Taube beziehen, z.B. 1698C* (in bezug auf „Hol dich der Teufel!“). Vgl. auch AaTh 1832* „answers of boy to priest“.
293. Signatur: TS 847, Quelle: *Karad.* I 157. AaTh 1698 (Deaf Persons and their Foolish

- Answers). Dazu A. Aarne, *Schwänke über schwerhörige Menschen*, FFC XX, Helsinki 1914. Derlei Geschichten mit wechselhaften Episoden sind auch in Südosteuropa geläufig; AaTh bringen fünf slovenische Versionen. Vgl. auch die Subtypen 1698E, 1698J und 1698K in Bulgarien (Daskalova). Megas bringt für 1698 vier Versionen und listet fünf Subtypen, davon eine Oikotyp, auf (Megas/Puchner).
294. Eigennummerierung: 49. Es handelt sich um AaTh 1698C (Two Persons Believe Each Other Deaf); dazu A. Aarne, *Schwänke über schwerhörige Menschen*, op. cit., 29 ff. AaTh verzeichnen zwei serbokroatische Varianten, Megas zwei griechische (Megas/Puchner 1698C).
295. Signatur: H. M. Die Geschichte gehört zu den Subtypen von AaTh 1702 (Stotterer-Schwänke). AaTh bringen unter 1702B* eine serbokroatische Version, wo das Brautpaar nicht spricht, um den Sprachfehler zu verbergen.
296. Eigennummerierung: 54. Die Geschichte ist AaTh 1704 (Anecdotes about Absurdly Stinging Persons) zuzurechnen. In Bulgarien sind diese Geschichten über die Bewohner der Stadt Gabrovo meist in Druckheftchen verbreitet (D. Dobрева, Gedruckte Witze aus Gabrovo. Zur Genese des Bildes einer bulgarischen Industriestadt, im Band: *Die Volkskultur Südosteuropas in der Moderne*, ed. Kl. Roth, München 1992, 119–134) und weisen eine ganze Reihe von Oikotypen auf (Daskalova 1704). Am nächsten kommt der vorliegenden Geschichte *1704C, wo der Vater seinem Sohn rät, größere Schritte zu machen, damit er seine Schuhe schont, oder der Geizkragen große Strecken barfuß geht und seine Schuhe am Gürtel angebunden hat. Ähnliches gilt auch für Griechenland, wo es neben dem Haupttyp (Megas/Puchner 1704, fünf Varianten) sechs Subtypen, davon vier Oikotypen gibt.
297. Quelle: *Satir*, Sarajevo 19. X. 1924. Die Übertretung des Fastengebotes durch den Popen findet sich in vielen Schwänken, z. B. den bulgarischen Varianten von AaTh 1735A oder *1835H*. Vgl. auch Nr. 308 und 309.
298. Eigennummerierung: 179. Der Schwank über die Geistlichen in der Hölle gehört dem Typ AaTh 1738 an (über Rechtsanwälte in der Hölle AaTh 1860A). In bulgarischen Fassungen sucht die Frau ihren Mann im Paradies, sie entdeckt ihn jedoch in der Hölle, wo er bis zum Hals in einem Kessel mit kochendem Teer steht; sein Kopf ragt noch heraus, weil er auf den Schultern des Bischofs steht (Daskalova 1738, fünf Versionen). In einer griechischen Variante ist es ein Jude, der ungetauft nicht ins Paradies kann; auf seine Frage nach einem Popen wird er in die Hölle verwiesen: dort seien alle versammelt (Megas/Puchner 1738). Das Motiv des Sünders, dessen Kopf aus dem Feuerstrom ragt, weil er auf den Schultern eines Bischofs stehe, findet sich

schon im byzantinischen erbaulichen Schrifttum (z. B. Ph. Kukules, *Laographia* 15, 1954, 226, vgl. Megas/Puchner 1738B*).

299. Eigennummerierung: 220. Die Geschichte gehört zu den Variationen von AaTh 1740B (Thieves as Ghosts). Die Art und Weise der übernatürlichen Erscheinung ist Schwankungen unterworfen, auch der Ausgang des Unternehmens (Daskalova 1740B, 12 Versionen). In den griechischen Versionen geht es um einen geizigen Popen, der niemandem von seine Pfirsichen gibt. Während er schläft, besteigen zwei Diebe den Pfirsichbaum und stellen die Erzengel Michael und Gabriel dar, die den Geizigen mit heißer Asche („ins Feuer werfen“) bewerfen (Megas/Puchner 1740B sechs Fassungen).
300. Signatur: H. M. Megas bestimmt ähnliche griechische Geschichten mit AaTh *1775B (drei Versionen), weil sie zum Motivbereich „Hungriger Pope“ (AaTh 1775) gehören. Mit der Logik der unstimmgigen Größenverhältnisse könnte man sie auch zu AaTh 1295A* (Tall Bridegroom Cannot Get into Church) rechnen (44 griechische Versionen), die in Bulgarien mit der großen Braut erzählt wird, die nicht durch die Tür gehen kann und der man Kopf oder Beine abschneiden will (Daskalova 1295A* als Episode von AaTh 1384). Vgl. auch Nr. 248.
301. Eigennummerierung: 184. Die Geschichte ist in die Gruppe der Pfaffenschwänke einzureihen, am ehesten in der Nähe von AaTh 1792 (The Stungy Parson and the Slaughtered Pig) anzusiedeln, welcher Typ auch in Bulgarien (Daskalova 1792, fünf Versionen) und Griechenland (Megas/Puchner 1792, sechs Varianten) anzutreffen ist. Vgl. auch AaTh 1831.
302. Eigennummerierung: 84. Genau dieselbe bulgarische Geschichte hat Daskalova in Erweiterung des AaTh-System mit *1793A* klassifiziert (zwei Varianten). Die griechischen Versionen sind unter AaTh 1704 zu finden (Megas/Puchner 1704, fünf Fassungen); dort gibt es auch das positive Ende, daß der ertrinkende Pope gerettet wird: Die Helfenden rufen ihm zu: „Nimm meine Hand!“; das Nehmen ist er wohl gewohnt.
303. Eigennummerierung: 36. AaTh 1807A. Die Geschichte ähnlich auch in Griechenland (Megas/Puchner 1807A, zwei Varianten).
304. AaTh 1807A. Die Geschichte scheint in Südosteuropa wenig verbreitet zu sein.
305. Eigennummerierung: 33. Die Geschichte ist am ehesten zu den Meßparodien zu rechnen (AaTh 1824). Das Motiv vom ungelehrten Popen oder dem mißverstehenden Gläubigen, die alles zu ihren Gunsten auslegen, ist in vielen Schwanktypen enthalten.

306. Eigennumerierung: 34. AaTh 1836 (The Drunken Parson).
307. Eigennumerierung: 59. Im Griechischen gibt es einen ganz ähnlichen Schwank, „Der Türke, der zum Jannis wurde“, den Megas mit der Typennummer AaTh *1855E bestimmte (Megas/Puchner, zwei Varianten).
308. Signatur: TS 947, Quelle: *Kića* 81. Zur Übertretung des Fastengebotes durch den Popen vgl. auch den bulgarischen Oikotyp *1835H*, die „Taufe“ des Hahns als Fisch durch den Popen auch im Griechischen.
309. Signatur: TS 969, Quelle: *Kića* 115. Daskalova hat den Schwank unter *1835H* (eine bulgarische Variante) eingereiht; zum Übertreten des Fastengebotes durch Popen vgl. auch AaTh 1735 und den bulgarischen Oikotyp *1735A*. Geschichten vom scheinheiligen Popen haben häufig das Fastentabu zum Gegenstand: In einer griechischen Erzählung z. B. beschuldigt der Pope, der eine Geliebte hat, den Asketen, weil er am Karfreitag Milch trinkt (Megas/Puchner ***1732, sieben Versionen).
310. Eigennumerierung: 57. Vgl. AaTh 1840A.
311. Eigennumerierung: 21. Die Geschichte könnte den Subtypen von AaTh 1567 zugeordnet werden (Hungry Servant Reproaches Stingy Master). Megas führt unter dem Oikotyp *1855 (Jokes about Jews) auch Geschichten an, die sich nicht auf Juden beziehen; dort finden sich auch Erzählungen über Christen und Türken, Popen und Hodschas (Megas/Puchner *1855, zwei Varianten und zahlreiche Untertypen). Eine ähnliche Situation bringt auch AaTh 1920E*, wo der schlaueste Lügner das Brot bekommt. Griechische Beispiele in Meraklis, *Schwänke*, 100, 110. Vgl. auch Nr. 244 der vorliegenden Sammlung.
312. Eigennumerierung: 174. Vgl. AaTh 1861A, Kommentierung zu Nr. 313.
313. Eigennumerierung: 207. Der bestechliche Richter wird mit AaTh 1861A (EM Bestechung) klassifiziert. In den bulgarischen Varianten ist der Prozeßgegner Nasreddin Hodscha (Daskalova 1861A, 10 Varianten mit mehreren Oikotypen).
314. Eigennumerierung: 60. Eine Möglichkeit wäre es, diese Geschichte dem noch nicht ausdefinierten Typ AaTh 1870 (Jokes on Various Religions and Sects) zuzurechnen.
315. Eigennumerierung: 77. Die Geschichte gehört zu den Subtypen von AaTh 1920 (Contest in Lying). Vgl. BP II 514, EM Lügenwette. AaTh führen elf slovenische und fünf serbokroatische Versionen an. Doch die Subtypen sind weit häufiger: Die bulgarischen Varianten zu 1920H (Wettlügen zwischen einem Jungen [Zigeuner, Hitar Petar] und dem bartlosen Müller [Popen, Wirten] belaufen sich auf 33

(Daskalova 1920H, dort auch weitere Literatur), die griechischen zu 1920D* auf 55 und dem dazugehörigen Oikotyp **1920D auf 52 (zu weiteren Subtypen vgl. Megas/Puchner). In der vorliegenden Geschichte verfügen die beiden Lügner scheinbar über übernatürliche Fähigkeiten (vgl. AaTh 513, 514).

316. Signatur: TS 828, Quelle: *Šapkarëv* II 265, Nr. 143. Die bulgarische Geschichte wird von Daskalova mit AaTh 1951 bestimmt (fünf Versionen). In einer anderen Version lernt der Faulpelz (der sich als Bettler durchbringt) arbeiten, indem ihm der Pope aufträgt, Holz von einer Stelle zur anderen zu tragen. Von dieser Geschichte notiert Megas 26 griechische Versionen (Megas/Puchner 1951).
317. Signatur: TS 830, Quelle: *Šapkarëv* II 386, Nr. 236. Übermäßige Langsamkeit auch in einer griechischen Variante zu AaTh 1950A (Megas/Puchner, drei Varianten), oder auch in einem bulgarischen Oikotyp *1950B*, wo ein Schäfer einen ganzen Tag braucht, um ein Schaf zu scheren (Daskalova, drei Varianten).
318. Eigennumerierung: 65. Der Dialog ist in Form eines Kettenmärchens (AaTh 2025 ff.) aufgebaut.

12. Schnurren

Die komisch-realistischen Erzählungen machen mehr als die Hälfte der Geschichten der Sammlung aus. Der Ausdruck „Schnurre“ wird von Krauss selbst gebraucht und bezeichnet komische Geschichten, Anekdoten, Witze, Seltsames usw. jeder Art. In der vorliegenden Gliederung bezeichnet der Terminus komische Erzählungen, die sich in das AaTh-System nicht eindeutig einreihen lassen. Es ist charakteristisch für die Problematik der Schwank-Klassifizierung nach AaTh, daß dies für den weitaus größten Teil der komischen Erzählungen gilt. Das Erzählmateriale ist nach thematischen Gruppen gegliedert. Vielfach sind die Kurzanekdoten einfache Erklärungen von Sprichwörtern.

Von Popen und Mönchen

319. Eigennumerierung: 200.

320. Eigennumerierung: 64.

321. Eigennumerierung: 210.
322. Signatur: TS 806, Quelle: *Šapkarev* II 94 Nr. 75.
323. Eigennumerierung: 83. Dasselbe Sprichwort, „als ob dir Schiffe versunken seien“, auch in Griechenland. Zur Realistik der Eheschwänke Meraklis, *Schwänke* 22–37.
324. Eigennumerierung: 37.
325. Eigennumerierung: 242.
326. Eigennumerierung: 89. Die Inbezugsetzung des Priesters mit dem Teufel ist ein häufiges Schwankmotiv (vgl. den griechischen Ausdruck *diavolopapas*, Teufelspope). In einer griechischen Erzählung, die Megas unter die Subtypen von AaTh 750 eingereiht hat (Megas/Puchner *750J, drei Varianten), streiten sich Christus und der Teufel darum, wem der freßgierige Mönch oder Priester gehören soll; sie einigen sich darauf, daß, wenn er das Kreuz schlägt, Christus gehören soll, wenn nicht, dem Teufel; der Mönch läßt jedoch einen Furz; daher will ihn keiner.
327. Eigennumerierung: 209. Zu dem Popen als Nicht-Menschen vgl. auch Nr. 330.
328. Eigennumerierung: 141.
329. Eigennumerierung: Zum Nicht-Mensch-Sein der Popen vgl. auch Nr. 327 und 330.
330. Eigennumerierung: 228. Zu den Flurumgängen und Regenbittlitaneien des „Kreuztragens“ (*krstonoše*) in Bulgarien vgl. Vakarelski 331 und im balkanischen Vergleich W. Puchner, Zur Typologie des balkanischen Regenmädchens, *Schweizer. Archiv für Volkskunde* 78 (1982) 98–125. Auch im Griechischen werden Popen und Bischöfe als „Böcke“ bezeichnet, die man nicht in die Nähe der Frauen lassen dürfe (Meraklis, *Schwänke* 53 f. zu Geschichten um die Geilheit und Habgier der Geistlichen). Vgl. auch den Kommentar von Krauss zu Nr. 223.
331. Eigennumerierung: 196.
332. Eigennumerierung: 133. Zur ungerechten Teilung die Subtypen von AaTh 1525.
333. Eigennumerierung: 232.
334. Eigennumerierung: 199.
335. Eigennumerierung: 69.
336. Signatur: H. M.
337. Signatur: TS 964, Quelle: *Kića* 100.

338. Eigennumerierung: 105.

339. Eigennumerierung: 136.

340. Eigennumerierung: 211.

341. Eigennumerierung: 219.

Geschichten vom Kadi

342. Eigennumerierung: 187.

343. Signatur: TS 917, Quelle: Kapetanović Ljubušak, Mehmed beg, *Narodno blago po Bosni, Hercegovini i sušjednim Krajevima*, Sarajevo 1887, 71.

344. Eigennumerierung: 29.

345. Eigennumerierung: 71.

346. Eigennumerierung: 85.

347. Eigennumerierung: 87.

348. Eigennumerierung: 246.

350. Eigennumerierung: 62. Es bestünde die Möglichkeit, den Richterschwank zu den Subtypen des wenig elaborierten AaTh 1861 (Jokes on Judges) zu rechnen.

351. Signatur: TS 455, Quelle: *Kića* 88.

352. Quelle: *Behar* 1902.

353. Eigennumerierung: 90.

354. Eigennumerierung: 58.

Von Frauen und Mädchen

355. Eigennumerierung: 162.

356. Eigennummerierung: 163.
357. Eigennummerierung: 173.
358. Eigennummerierung: 176. Vgl. auch Nr. 368.
359. Eigennummerierung: 183. Zum Motiv „Weib und Stute“ vgl. auch die Erzählungen Nr. 373 und 430.
360. Eigennummerierung: 191.
361. Eigennummerierung: 218.
362. Quelle: Herzog-*Behar* 1903.
363. Eigennummerierung: 28.
364. Eigennummerierung: 241. Die Schnurre bewegt sich im Motivkreis von AaTh 1406.
365. Eigennummerierung: 243.
366. Eigennummerierung: 245.
368. Eigennummerierung: 203. Zur Frauenzunge gibt es viele Sprichwörter in Südosteuropa. In einem griechischen heißt es z. B., daß die Zunge zwar keine Knochen hat, doch Knochen bricht (Politis, *Sprichwörter* I 124 und II 50). Frauen werden als „Zungenschlegel“ (*glossokopana*) bezeichnet, nach dem Wäscheschlegel, mit dem die Schmutzwäsche im Wasser bearbeitet wird. Im Altgriechischen gibt es schon die *glossalgia*, den „Zungenschmerz“, der beim vielen Sprechen eintritt. Vgl. auch Nr. 358.
369. Eigennummerierung: 120.
370. Signatur: TS 952, Quelle: *Kića* 70. Vergleichbar ist AaTh 1387, wo die betrunkene Frau den Wein (Bier) auslaufen läßt.
371. Signatur: H. M.
372. Signatur: H. M.
373. Eigennummerierung: 139. Die Schwankerzählung baut auf der angenommenen Identität von Frau und Stute auf (vgl. auch die Erzählungen Nr. 359). Das Motiv ist bereits älter. In der italienischen Novellenliteratur und den französischen *fabliaux* kann die Stute schnippisch die Frau selbst bedeuten; der hl. Makarios, Schüler von St. Antonio, konnte in der Wüste von Nitria in Stuten verwandelte Mädchen wieder zurückverwandeln (M. G. Meraklis, *Das Basilikumädchen, eine Volksnovelle* [A. T. 879], Diss. Göttingen 1970, 67 f.).

374. Eigennumerierung: 159. Zur Äquivalenz von Mädchen und Kuh vgl. die von Frau und Stute in Nr. 359 und 373.

Von der Faulheit

375. Eigennumerierung: 171.
377. Quelle: *Behar* 1903. Grotteske Geschichte um die Selbsthilfe; vgl. das antike Sprichwort „mit Hilfe von Athena, aber rühr die Hand“ und das christliche Äquivalent: „Hilf, hl. Nikolaos, aber beweg dich selbst“ (in verschiedenen Varianten Politis, *Sprichwörter* I 240 ff., Nr. 10, 11, 12, 16).

Von Witz und Dummheit

378. Eigennumerierung: 50.
379. Eigennumerierung: 56. Diese Art von Galgenhumor ist häufig im balkanischen Schattentheater zu finden, in dem Hunger und Armut den Haupthelden Karagöz geißeln und seine unerschöpfliche Phantasie zu immer neuen Transzendierungen und Uminterpretierungen der Wirklichkeit anregen (W. Puchner, *Das neugriechische Schattentheater Karagiozis*, München 1975, und ders., *Das osmanische Schattentheater auf der Balkanhalbinsel zur Zeit der Türkenherrschaft. Verbreitung, Funktion, Assimilation*, *Südost-Forschungen* 56 (1997), 151–188).
380. Eigennumerierung: 67.
381. Eigennumerierung: 68. Zur Wahlbruderschaft Kommentar zu Nr. 37.
382. Eigennumerierung: 168.
383. Eigennumerierung: 78. Die schwankhafte Geschichte könnte wegen ihres Schlusses auch unter die ätiologischen Sagen eingereiht werden. Sonst bieten sich die Subtypen von AaTh 1525, die Geschichten um den Meisterdieb, an (in bulgarischen Geschichte z. B. *1525N₁, der Austausch falscher Waren, Daskalova führt neun Versionen an).
384. Eigennumerierung: 80.

385. Eigennumerierung: 19.
386. Eigennumerierung: 74. Die Geschichte gehört zum Motivkomplex vom eintägigen König; sie verbleibt hier allerdings im Konjunktiv des Wunschdenkens. Megas kreiert einen Oikotyp AaTh *1337D, wo ein Zigeuner als Köhler König wird; als er durch einen Wald fährt, bestaunt er die vielen Bäume: Holz zum Kohlenbrennen (Megas/Puchner *1337D, 10 Varianten). Daskalova bestimmt mit *1337D* „Schwänke über ungebildete Leute“.
387. Eigennumerierung: 157. Die Anekdote könnte AaTh 1337 (Peasants Visits City) oder den Subtypen von AaTh 1339 zugerechnet werden.
388. Eigennumerierung: 128.
389. Eigennumerierung: 129.
390. Eigennumerierung: 130.
391. Eigennumerierung: 131. Zum ungerechten Tausch die Subtypen von AaTh 1525.
392. Eigennumerierung: 132.
393. Eigennumerierung: 134. Die Geschichte ist nach dem in den Volkserzählungen häufig angewandten Dreierschema strukturiert, wo drei Personen drei verschiedene Antworten auf ein bestehendes Problem geben oder drei verschiedene Handlungen durchführen. Vgl. z. B. den griechischen Oikotyp von AaTh*852A (Megas/Puchner 34 Varianten), wo die hölzerne Frau vom Holzschnitzer angefertigt wird, vom Schneider eingekleidet und vom Popen belebt (BP III 53 ff.).
394. Eigennumerierung: 135.
395. Eigennumerierung: 140.
396. Eigennumerierung: 143. Zur Wahlbruderschaft vgl. den Kommentar zu Nr. 37. Hier geht es allerdings um einen Schildbürgerschwank, in dem sich Dummheit mit der Bruderliebe paart.
397. Eigennumerierung: 144.
398. Eigennumerierung: 145.
399. Eigennumerierung: 146.
400. Eigennumerierung: 150.
401. Eigennumerierung: 154.

402. Eigennumerierung: 161.
403. Signatur: H. M. Zum Gegensatz von Bauern und „Gelehrten“ (Schreibkundigen) in griechischen Schwänken vgl. Meraklis, *Schwänke*, 17–20.
404. Quelle: *Satir* 1925. Vgl. dieselbe Geschichte mit den beiden Eiern in Nr. 283.
405. Quelle: *Behar* 1902.
406. Signatur: H. M.
407. Signatur: H. M.
408. Signatur: TS 801, Quelle: *Šapkarov* II 28 f. Nr. 20.
409. Eigennumerierung: 160. Das Heilprinzip *similia similibus* wird allerdings von der unheilbaren Dummheit der Schwankhelden mißbraucht.
410. Signatur: TS 967, Quelle: *Kića* 113.
411. Das Motiv, sein eigenes Kind als schönstes, klügstes usw. zu befinden, liegt der Tierfabel AaTh 247 und ihren Subtypen zugrunde, die vielfach auch auf Menschen angewendet wird (vgl. Daskalova 247).
413. Signatur: TS 992, Quelle: *Sbornik* X 158. Die Geschichte könnte zu einem Subtyp von AaTh 122 (Wolf verliert seine Beute) gerechnet werden, doch das Ende weist eher auf die Schwänke.
415. Quelle: *Behar* 1903. Die Geschichte erinnert an Atlas, der Herakles den Kosmos halten läßt (Hunger 92 ff., EM, Atlas).
416. Eigennumerierung: 195.
417. Eigennumerierung: 41.
418. Eigennumerierung: 44.
419. Eigennumerierung: 46.
420. Signatur H. M. Zu den griechischen Schwänken vom schlauen Müller und seinen Begegnungen mit Teufeln und Gespenstern in der Mühle vgl. Meraklis, *Schwänke* 57–62.

Vom Geiz

422. Eigennumerierung: 189. Zum *pobratimstvo* vgl. den Kommentar zu Nr. 37.

423. Eigennummerierung: 127. Thematisch besteht eine gewisse Verwandtschaft zu AaTh 1330* (Salt for Salt-carriers), wo Salzträger um Salz für ihr Essen schicken (AaTh führen eine griechische Variante an, Megas/Puchner 1330* 14 Fassungen).
424. Signatur: H. M. Vgl. dazu eine griechische Tierfabel (Oikotyp *44A) vom Fasten der Füchsin: Während des Ramadan fastet die Füchsin und geht nicht in den Weinberg, was aber der Wolf (der Igel) tut; er fängt sich in der Falle. Jetzt, wo der Kanonenschuß gefallen ist (die Falle ist zugeschnappt), ist das Fasten der Füchsin zu Ende (Megas *44A, neun Versionen).
425. Eigennummerierung: 153. Das Kopfscheren für Frauen und Mädchen bedeutet eine entehrende Schand- und Prangerhandlung. Vgl. W. Puchner, *Körpersprache. Am Beispiel Griechenlands*, D. Burkhart (ed.), *Körper, Essen und Trinken im Kulturverständnis der Balkanvölker*, Berlin 1991, 149–155.

Miles gloriosus

426. Eigennummerierung: 31.
428. Eigennummerierung: 72.

Andere komische Geschichten

430. Eigennummerierung: 201. Das gleiche Sprichwort um Frau und Stute in anderem Zusammenhang in Nr. 359.
431. Eigennummerierung: 169.
432. Eigennummerierung: 175. Die Geschichte erinnert an Diogenes, der mit seiner Laterne einen Menschen suchte.
433. Eigennummerierung: 190.
434. Ein schönes Beispiel für das Kettenmärchen „Climax of horrors“ AaTh 2040. Die Geschichte wird ganz ähnlich auch in Bulgarien erzählt (Daskalova 2040, zwei Varianten). Vgl. Šapkarev 1892, 149, Nr. 98 („Alles steht zum besten“), den Krauss für seine Sammlung auch auswertet.
435. Eigennummerierung: 224. Zum Schlachten der Quadragesima-Figur in Südkärnten vgl. G. Graber, *Kärntner Volksleben*, Graz 1953, 239. Die Darstellung der Vierzig-

Tage-Fasten ist auch in Griechenland üblich, als Nonne mit sieben Beinen (sieben Wochen); von der Kartonfigur wird jeden Samstag ein Bein abgeschnitten, das letzte am Karsamstag (in eine getrocknete Feige gesteckt, soll es dem Esser Glück bringen; Chios). Vgl. G. A. Megas, *Greek Calendar Customs*, 3rd ed., Athens 1982, 75 f.

436. Eigennumerierung: 202. Für die sozial bessere Stellung des Popen gibt es auch eine Reihe griechischer Sprichwörter. Die Schönheit der Popentochter besingt auch ein eigenes Liebeslied („Die Popentochter mit den Äpfeln“), vgl. Politis, *Eklogai*, op. cit., Nr. 100. Vgl. auch die Erzählung Nr. 329.
437. Eigennumerierung: 22.
438. Eigennumerierung: 25.
439. Eigennumerierung: 26.
440. Eigennumerierung: 27. Das Motiv der ungerechten Teilung findet sich in vielen Erzählungen. Megas bestimmt einen griechischen Mönchsschwank mit AT ***1835, in dem in ähnlicher Weise die ungerechte Teilung mit religiösen Argumenten untermauert wird: Mönche teilen einen Fisch; der erste nimmt den Kopf („Gott hat das Haupt gesegnet“), der zweite die Mitte („Seht, der Messias kommt in der Mitte der Nacht“), der dritte den Schwanz; der vierte, dem nichts geblieben ist, wirft den Eßsteller nach ihnen („Gott sah ihre Ungerechtigkeit und warf sie ins Feuer“) (Megas/Puchner ***1835, sieben Varianten). Vgl. auch Nr. 311.
441. Eigennumerierung: 32.
442. Eigennumerierung: 35. Auch in den griechischen Sagen werden Wirbelwinde von Neraiden erzeugt (Politis, *Überlieferungen*, Nr. 269 und 270). Zu Schutz und Abwehr hat man ein schwarzgriffiges Messer in die Erde zu stecken; schwarzgriffige Messer (*machairi mavromaniko*) sind ein wirksames Apotropäum gegen schädliche Geister (*Laographia* 23, 1964, 330). Zum Hagelzauber und dem hl. Christophoros als Beschützer vor Hagelschlag vgl. K. Polymeru-Kamilaki in den Akten des II. Kongresses für die Volkskunde des nordgriechischen Raums, Thessaloniki 1976, 393–399.
443. Eigennumerierung: 40. Wahlbrüderschaften zwischen verschiedenen Glaubensangehörigen sind in Südosteuropa mehrfach nachgewiesen. Im türkenzeitlichen Griechenland auch zwischen Christen und Türken (vgl. W. Puchner, Griechisches zur „adoptio in fratrem“, *Südost-Forschungen* 53, 1994, 187–224); vgl. auch die Protagonisten des Romans „Freiheit oder Tod“ (Kapetan Michalis) von Nikos Kazantzakis.
444. Eigennumerierung: 43. Vgl. auch Nr. 311 und 440.

445. Eigennumerierung: 230.
446. Eigennumerierung: 48.
447. Quelle: *Šapkarev* II 100, Nr. 79.
448. Eigennumerierung: 197.
449. Eigennumerierung: 66. Vgl. die Geschichten um die ungerechte Teilung.
450. Eigennumerierung: 91.
451. TS 918, Quelle: Kapetanović 76. Zum Bart als Manneszeichen vgl. den Kommentar zu Nr. 483.
452. Quelle: *Behar* 1903.
453. Das Motiv des Toten ist in den Schwänken mehrfach zu finden; ganz ähnlich z.B. AaTh 1532 (The Voice from the Grave) oder in anderem Zusammenhng AaTh 1510 (Witwe von Ephesus).
454. Signatur: M. H.
455. Signatur: TS 102, S. 186. Das Auslaufenlassen der Weinschläuche gehört auch zu den Tricks des Meisterdiebes im Rampansinitos-Märchen (AaTh 950).
456. Signatur: H. M. Vgl. das griechische Sprichwort über den hl. Nikolaos.
457. Signatur: H. M.
458. Eigennumerierung: 156.
459. Signatur: H. M. Die Anekdote ist theoretisch unter die Tierfabeln vom schlaun Fuchs zu rechnen, ohne daß sich jedoch im Typensystem von AaTh ein vergleichbare Geschichte anböte.
460. Signatur: TS 848, Quelle: *Karad.* I 153.
461. Signatur: TS 791, Quelle: „mitgeteilt von Frau Ljuba T. Daničić“.
462. Signatur: TS 951, Quelle: *Kića* 65.
463. Signatur: H. M.
464. Signatur: TS 891, Quelle: *Karad.* III 165.
465. Eigennumerierung: 208.
466. Eigennumerierung: 115. Zur Verwandtschaft der Völlerei mit der Heroentypologie vgl.

auch die Bachtinsche Karnevalstheorie. Im griechischen Heldenlied gibt es auch den Zyklus vom Schweinehirt Porphyris, von wunderbarer Geburt wie auch Digenis Akritas (A. Angelopoulou, *La naissance merveilleuse et le destin du héros dans le conte grec*, Thèse Paris 1987), der tausend Schweine auffrißt, ein ganzes Kamel und die Köche dazu; in der Schlacht zerreißt er seine Feinde und verschlingt sie (W. Puchner, Groteskkörper und Verunstaltung in der Volksphantasie. Zu Formen und Funktionen somatischer Deformation, *Innovation und Wandel, FS O. Moser*, Graz 1994, 337–352, bes. 341 f.). Damit nähert er sich der Märchenfigur des menschenfressenden *Draken* (I. Diller, Vom Draken, einer dämonischen Figur im griechischen Volksmärchen, *Vom Menschenbild im Märchen*, Kassel 1982, 117–120, 154 ff., *dracul* im Aromunischen, vgl. F. Karlinger, *Rumänische Märchen außerhalb Rumäniens*, Kassel 1982, 13).

467. Signatur: TS 971, Quelle: *Kića* 120.

468. Vgl. Nr. 467.

13. Erbauliche Geschichten

Unter diesem Titel sind Erzählungen zusammengefaßt, die religiösen Inhalts sind bzw. moraldidaktischen oder sonstwie belehrenden Charakter haben und sich nicht leicht in das AaTh-System einordnen lassen.

469. Zu den Rechtsbeziehungen zwischen Lebenden und Toten vgl. A. Wopmann, *Grundformen der Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Eine kulturosoziologische Untersuchung der „Totenseelenvorstellungen“ in Mythen, Märchen und Sagen*, Diss. Wien 1961, S. 94 ff.; die Regelung dieser Rechtsbeziehung, die erst dem Toten die ewige Ruhe verschaffen kann, gehört zu den bekannten Balladen-Motiven (W. Puchner, Tod und Jenseits im Volkslied. Unter besonderer Berücksichtigung der griechischen Tradition, im Band: *Studien zum griechischen Volkslied*, Wien 1996 [Raabser Märchen-Reihe 10], S.11–28, bes. S. 23 ff.).

470. Tierprozesse sind schon im Altertum bekannt (z. B. in den Aristophanischen Komödien).

471. Signatur: TS 908, Quelle: *Karad.* IV 129. Genau dieselbe Legende wird auch in Griechenland erzählt (vgl. St. Kyriakidis, *Laographia* 2, 1910/11, 407 und 417 f., im Raum Thrakien).

472. Signatur: TS 800, Quelle: *Šapkarev* II 29, Nr. 19.

473. Signatur: H. M. Zu den hl. Sabbas-Geschichten vgl. auch Nr. 474 und pass.

474. Signatur: H. M. Das Ende der Geschichte fehlt. Zur Wahlbruderschaft vgl. die Anmerkung zu Nr. 37.
476. Signatur: TS 972, Quelle: *Kića* 122.
477. Quelle: *Karad.* I 105. Zu den griechischen Überlieferungen zur Schlange als Haushüter (*oikuros ophis*) vgl. *Laographia* 3 (1911/12), 477 f. (Kommentare von Nik. Politis 478 ff.).
479. Signatur: TS 807, Quelle: *Šapkarev* II, S. 99, Nr. 78. Dieselbe Wundersage wird vom Hl. Dionysios im Raum des Olymp in Griechenland erzählt. Dort frißt der Bär ein Pferd (Politis, *Überlieferungen*, Nr. 198, Bd. 2, S. 798). Dieselbe Legende wird auch für einen Ochsen erzählt (Heuzey, *Le monte Olympe et l'Acarnanie*, Paris 1860, 132). Politis verweist auf Heiligensynaxare, wo ähnliche Wundergeschichten über Tierstrafen verzeichnet sind.
480. Signatur: TS 842, Quelle: *Karad.* I. S. 66. Häufiger sind Legenden um das Wandern von Ikonen anzutreffen (eine Materialzusammenstellung für Griechenland bei St. Imellos, *Kimoliaka* 3, 1973, 122, Anm. 2). Das Fallen von Blutregen als böses Omen schon im Altertum (Plutarch, *Bioi*).
481. Eigennumerierung: 187.
482. Eigennumerierung: 47.
483. Eigennumerierung: 70. Zum Dünnbart und Bartlosen vgl. G. A. Megas, Der Bartlose im neugriechischen Märchen, *Beiträge zur vergleichenden Erzählforschung. FS Anderson*, Helsinki 1955 (FFC 157), und *Laographia* 25 (1967) 254–267.
484. Eigennumerierung: 215.
485. Eigennumerierung: 97.
486. Eigennumerierung: 214. Die erbauliche Geschichte könnte auch den Subtypen von AaTh 332, besonders 332B* (Vor dem Tod sind alle gleich) zugerechnet werden.
487. Eigennumerierung: 107.
488. Quelle: *Behar* 1902.
489. Quelle: *Šapkarev* II 298, Nr. 160. Eile mit Weile.
490. Signatur: H. M. Zur Wahlbruderschaft vgl. Nr. 37.
491. Signatur: TS 909, Quelle: *Karad.* IV 129. Vgl. auch Nr. 2, 110.

492. Signatur: TS 796, Quelle: *Šapkarev* II 84, Nr. 65. Die Geschichte gehört zum Motivkreis AaTh 470 (Friends in Life and Death), entbehrt jedoch völlig metaphysischen Komponente der Jenseitsreise.
493. Signatur: H. M. Die lehrhafte Geschichte könnte zu dem Themenkomplex über den Wert der Alten AaTh 980–981 gerechnet werden.
494. Signatur: Jg. 993, Quelle: *Sbornik* VI 140.
496. Signatur: TS 110, Quelle: *Šapkarev* II 102, Nr. 81. Eine bulgarische Geschichte vom gebildeten Sohn hat Daskalova unter die Oikotypen von AaTh 917 eingereiht. Vgl. den Kommentar zu Nr. 403.
497. Signatur: H. M.
498. Signatur: M. H.
499. Signatur: TS 878, Quelle: *Karad.* II 230. Vgl. dazu ein griechisches Volkslied, in dem die Mutter ihr Kind fortwährend verflucht, bis es am Ende vom Wolf oder den Fischen im Meer gefressen wird (Akademie Athen, *Ellinika Dimotika Tragudia*, Athen 1962, 390 ff.).
500. Signatur: H. M. Die Geschichte könnte man unter AaTh 1811 (Jokes about Religious Vows) einreihen.
503. Signatur: TS 836, Quelle: *Šapkarev* II 547.
504. Signatur: TS 803, Quelle: *Šapkarev* II 81 f., Nr. 62.
505. Signatur: M. H.
506. Signatur: TS 893, Quelle: *Karad.* III 193 f.
507. Signatur: H. M. Das Mitfeiern der Bräuche des christlichen Heortologions durch die Mohammedaner auf dem Balkan ist nichts Ungewöhnliches, vor allem in Thrakien und im kleinasiatischen Bereich. Vgl. Material dazu bei G. Aikaterinidis, *Neoellinikes aimatives thysies*, Diss. Ioannina 1979, 178. Dies gilt in besonderem Maße für die Bräuche des hl. Georgstages (Aikaterinidis, op. cit., 78 mit weiterer Bibliographie).
509. Signatur: M. H.
511. Quelle: *Behar* 1902.
513. Signatur: TS 827, Quelle: *Šapkarev* II 367 Nr. 219.

515. Eigennumerierung: 244. Auf den Totenbrauch der Münze als Weggeld für die Unterweltsfahrt, die den Toten unter die Zunge gelegt wird, sei hier bloß verwiesen (M. Alexiou, *The ritual lament in Greek tradition*, Cambridge 1974).

14. Andere Erzählungen

Unter diesen schwer einzuordnenden Geschichten befinden sich auch einige Erzählungen, die eigentlich in die Sammlung nicht hätten mitaufgenommen werden sollen: kritische Augenzeugen- und Lageberichte von Ärzten, Lehrern und Gebildeten über Aberglauben, Volksmedizin, Gesundheitszustand usw. der Bevölkerung in verschiedenen südslavischen Gebieten. Krauss nimmt auch diese Berichte auf, weil er auch Märchen und Sagen für die Lebensrealität dokumentierende Erzählungen hält. In seinen Kommentaren geht er immer wieder auf den Wahrheitsgehalt vor allem der Schwänke und Schnurren ein.

516. Eigennumerierung: 93. Zur Volksmedizin in Südosteuropa existiert eine ausgedehnte Bibliographie. Vgl. P. und A. Blum, *The dangerous hour. The lore of crisis and mystery in rural Greece*, London 1970.
517. Eigennumerierung: 94.
518. Eigennumerierung: 95.
519. Eigennumerierung: 151. Zu den Mondschwänken AaTh 1335A (Rescuing the Moon). Der Dummkopf sieht das Spiegelbild des Mondes im Wasser; mit einem Seil versucht er ihn zu retten und fällt dabei selbst ins Wasser; hochschauend sieht er ihn am Himmel und freut sich über seine Rettung. Der Schwank wird unter den Nasreddin Hodscha-Geschichten erzählt (A. Wesselski, *Der Hodscha Nasreddin*, 2 Bde., Weimar 1911, I 241 Nr. 124), auch in Bulgarien, wo der Mond mit dem Eimer aus dem Brunnen gefischt werden soll (Daskalova 1335A, drei Versionen). In Griechenland läuft die Geschichte unter der Signatur AaTh 1325* (Megas/Puchner, drei Versionen, vgl. auch H. Hepding, Einige neugriechische Schwänke, *Laographia* 7 [nicht VI, wie bei AaTh!], 1923, 308 ff.). Hier handelt es sich jedoch um eine aufklärerisch getönte Geschichte, die, ohne den kritisierenden Unterton, auch den ätiologischen Sagen zugerechnet werden könnte.
520. Eigennumerierung: 79.
521. Eigennumerierung: 204. Übermäßige Zahlenverhältnisse liegen AaTh 1960 und seine Subtypen zugrunde (EM, Die ungewöhnliche Größe). In den griechischen Versionen von AaTh 1960A z. B. erzählt ein Lügner von einer Maus mit einem neun

Spannen langen Schwanz. Nach der Bezweiflung der Angabe sind es nur mehr drei Spannen; dann nur mehr eine. Worauf die Maus Gefahr läuft, überhaupt ohne Schwanz zu bleiben! (Megas/Puchner 1960A, sechs Varianten).

523. Eigennummerierung: 92.
524. Eigennummerierung: 96.
525. Eigennummerierung: 104.
526. Eigennummerierung: 106.
527. Eigennummerierung: 108. Zur Pestfrau vgl. Nr. 143 und 144.
528. Eigennummerierung: 109. Ähnliche Praktiken waren früher auch in Griechenland geläufig. Zum „Lösen“ der „gebundenen“ Zunge *Laographia* 3 (1911), 226 und 11 (1934–37), 586 ff.; ähnliche Sprechhilfen für Kleinkinder auch in G. A. Megas, *Epetiris Laographiku Archeiu* 1 (1939), 135.
529. Eigennummerierung: 111.
530. Eigennummerierung: 212.
531. Eigennummerierung: 112. Schon Herodot berichtet, daß ein ägyptischer König, wegen seiner Respektlosigkeit vor dem Nil geblendet, wieder sehend werden kann, wenn er sich mit Harn einer Frau wäscht, die nur mit ihrem Mann Verkehr gepflegt hat (Herod. 2, 111; Aly 66). Zum Harntrinken kinderloser Frauen in den Märchen Meraklis/Puchner 128.
532. Eigennummerierung: 117.
533. Eigennummerierung: 121. Ähnliche ätiologische Überlieferungen über den Grind auch in Griechenland; in Beschwörungsformeln wird z. B. gesagt, daß Gott „alle Dinge“ rufe, nur den Grind nicht, „weil er stinkt und sich alle Welt vor ihm ekelt“ (*Laographia* 4, 1913/14, 512).
534. Eigennummerierung: 122.
535. Eigennummerierung: 125.
536. Eigennummerierung: 137.
537. Signatur: TS 919, Quelle: *Kapetanović* 157.
538. Bei den Schwänken kommt manchmal spielerisch auch das Motiv des Todes vor, vgl. z. B. AT 1532 (in anderem Zusammenhang) oder 1510.

Typenregister der Volkserzählungen nach dem System Aarne-Thompson

Das Typenregister erlaubt eine Aufschlüsselung des Erzählmaterials nach dem System Aarne-Thompson der internationalen vergleichenden Erzählforschung und somit eine handbuchartige Verwendung der Erzählsammlung. Die Verweise betreffen ausschließlich die »Balkanvergleichenden Anmerkungen von M.G.Meraklis und W.Puchner« (S.595-680), wo die einzelnen Erzählungen mit Laufnummern versehen und kommentiert sind. Die Zahlenverweise des Registers betreffen nicht die Seitenzahl der Textausgabe, sondern die Laufnummer der Erzählung. Die Erzähltypen sind nach steigender Kennzahl aufgeführt, Oikotypen, die ein Sternchen vor der Typennummer tragen, werden nicht separat aufgelistet, sondern in der Folge der jeweiligen Typenzahl gebracht (z.B. *1281 ist in der Folge von 1281 zu finden). Größere Zahlengruppen werden vor die Einzelzahlen eingereiht (z.B. 700-749 vor 700).

AaTh 9	1	AaTh 130C	37
AaTh 9A	1	AaTh 150	4
AaTh 9B	1, 3	AaTh 151	229
AaTh *44A	424	AaTh 154	13
AaTh *45*	2	AaTh 155	13
AaTh 51***	114	AaTh 173	14
AaTh 56B	1	AaTh 179	15
AaTh *56*	5	AaTh 210	10, 37
AaTh 59	6	AaTh 230 ₁ A	79
AaTh *61*	7	AaTh 234	29
AaTh *62A	8	AaTh *234C*	11
AaTh *62B	2	AaTh 244	12
AaTh 65*	8	AaTh 247	411
AaTh *65*	8	AaTh 275A*	16
AaTh *69	8	AaTh 288B*	17
AaTh 103	11	AaTh 293*	19
AaTh 105*	9	AaTh 239A*	239
AaTh *105C	9	AaTh 293B*	18, 239
AaTh 122	413	AaTh 293D*	19
AaTh 130	10, 37	AaTh *293D*	19
AaTh 130B	10	AaTh *293E*	19

AaTh *297****	20	AaTh *460D	36
AaTh 297B*	18	AaTh *461A*	43
AaTh 301	21	AaTh 465A	21
AaTh 302	32	AaTh 470	492
AaTh 303	22, 23	AaTh 480	37, 38
AaTh 310	42	AaTh 480C*	37
AaTh 311	24	AaTh *480D	37
AaTh *311C	24	AaTh *480 ₁	37
AaTh 313f.	149	AaTh *480 ₂	37
AaTh 313	25, 29, 33	AaTh *480 ₅	37
AaTh 313A	25	AaTh *480 ₆	37
AaTh 313C	25, 29, 33	AaTh 500	39
AaTh 313H*	25	AaTh 507C	90
AaTh 314	33	AaTh 513	315
AaTh 315A	26, 135	AaTh 514	315
AaTh *316*	43	AaTh 516	53, 90
AaTh 321	29	AaTh 519	40
AaTh 325	27	AaTh 531	21, 41, 43,
AaTh 327A	231		228
AaTh 327B	28	AaTh *550*	43
AaTh 328	28	AaTh 551	42
AaTh 328 ₁	28	AaTh 552A	43
AaTh 329	43	AaTh 554	42, 43, 102
AaTh 332	486	AaTh 559	43
AaTh 332B*	486	AaTh 560-657	44
AaTh 400	29, 30, 43	AaTh 560	47
AaTh 403A	29, 31	AaTh 562	44
AaTh 408	31, 32	AaTh 563	45
AaTh 410	32	AaTh 567	46
AaTh 425	34, 35, 92	AaTh 567A	46
AaTh 425A	34	AaTh 571	47
AaTh 428	35	AaTh 571B	43, 47
AaTh 432	35	AaTh 590	26
AaTh 433B*	38	AaTh 613	29
AaTh 460A	36	AaTh 654	48
AaTh 460B	36, 38, 62	AaTh *667A	29
AaTh *460B	36	AaTh 675	165
AaTh *460C	36	AaTh 676	49

AaTh 707	50	AaTh *821*	71
AaTh 735 ₂	125	AaTh *821C	71
AaTh 750ff.	51	AaTh 822	51
AaTh 750*	187	AaTh 824	75
AaTh 750D	52, 53	AaTh 828	14
AaTh 750F*	54	AaTh *828A*	206
AaTh 750H*	55	AaTh 830C*	109
AaTh *750C ₁	51	AaTh *837	76
AaTh *750E	53	AaTh *841*	125
AaTh *750F	54	AaTh 842	126
AaTh *750J	326	AaTh 844	72
AaTh 753	56, 65	AaTh 845	77
AaTh 753A	56	AaTh 846	78
AaTh 756E*	57	AaTh 852	79
AaTh *756E	60	AaTh *852A	393
AaTh *756K*	57	AaTh 875	79, 80, 81, 82
AaTh 759	58, 59	AaTh 875A	80, 83
AaTh *759**	60	AaTh 875B	80
AaTh *759E	61	AaTh 875D	80
AaTh *760B	65	AaTh 875D ₁	80, 81
AaTh 767	63	AaTh *875***	80
AaTh *767A	63	AaTh *875****	80
AaTh 768	62	AaTh *875A*	80
AaTh *768*	62	AaTh *875A**	80
AaTh 778	63	AaTh *875A***	80
AaTh 779	63, 64	AaTh *875F*	80
AaTh 782	166	AaTh *875F**	80, 81
AaTh 785	65, 66	AaTh 879	80, 373
AaTh 791	67	AaTh 883A	84
AaTh *791A	67	AaTh *887A**	87
AaTh 795	68	AaTh 889	88
AaTh 800	69	AaTh *889*	88
AaTh 808	73	AaTh 893	89, 90, 91,
AaTh 808A	73		102
AaTh *808B	73	AaTh 898	92
AaTh 811A*	70	AaTh *898A	92
AaTh 812	70	AaTh 899	91, 121
AaTh 816*-818*	74	AaTh 901	93, 94, 225

AaTh *901	93	AaTh 930B	116, 117
AaTh *901B	93	AaTh *930B ₁	117
AaTh *901C	93	AaTh 930C	120
AaTh 902*	95	AaTh 930D	117, 120
AaTh 903C*	96	AaTh 931	119, 120, 121, 224
AaTh 903D*	97		
AaTh 910-915	91	AaTh 933	120
AaTh 910ff.	104	AaTh 934B	91, 122
AaTh 910	99, 102, 250	AaTh *934B ₁	122
AaTh 910A	98	AaTh *934B ₂	91, 122
AaTh 910B	99	AaTh 938	123
AaTh 910C	100	AaTh 938**	123
AaTh 910E	101	AaTh 938A	123
AaTh 910G	102	AaTh 945	124
AaTh 910K	103	AaTh 945A*	124
AaTh *910F ^a	102	AaTh 946D*	125
AaTh 915	105	AaTh *945A	124
AaTh 915A	105	AaTh *945B	124
AaTh 917	496	AaTh *946D*	125
AaTh 920B	106	AaTh 947A	126
AaTh 920B*	106	AaTh *947A ₂	126
AaTh 920C*	108	AaTh *947B**	126
AaTh 921B	75	AaTh 950	455
AaTh 921B*	75	AaTh 954	49
AaTh 921C*	109	AaTh 956B	127
AaTh *921C ₁ *	109	AaTh 960	128
AaTh 922	110, 111, 112	AaTh 964	129
AaTh 922A	86	AaTh 976A	130, 131
AaTh *922C	110	AaTh 980-981	493
AaTh *922D	110	AaTh 980	132
AaTh *922E	110	AaTh 980C	132, 133
AaTh *922F	110	AaTh *980B*	132
AaTh 925*	113	AaTh 981	86
AaTh 925D	114	AaTh *992E	169
AaTh 927A	115	AaTh 1000-1029	228
AaTh 930ff.	117	AaTh 1030	3, 226
AaTh 930	116, 117, 118	AaTh 1030*	227
AaTh 930A	117	AaTh *1030**	226

AaTh 1045	228	AaTh 1295A	248
AaTh 1049	228	AaTh 1295A*	248, 300
AaTh 1051	228	AaTh *1299A*	244
AaTh 1060-62	228	AaTh *1299B*	244
AaTh 1060	229	AaTh *1299C*	244
AaTh 1070	228	AaTh *1299D*	244
AaTh 1088	228	AaTh 1312*	116
AaTh 1115	228	AaTh 1313A	245
AaTh 1116	228	AaTh 1318A	246
AaTh *1116**	228	AaTh 1324	247
AaTh 1119	28	AaTh *1324B	247, 248
AaTh 1120	231	AaTh 1327	249
AaTh 1121	230, 231	AaTh 1330	423
AaTh 1122	231	AaTh 1335*	519
AaTh 1134	228	AaTh 1335A	519
AaTh 1135-37	232	AaTh 1337	250, 251, 387
AaTh 1145	228	AaTh *1337D	386
AaTh 1152	228	AaTh *1337D*	386
AaTh 1164	233	AaTh 1339	387
AaTh 1175	234	AaTh 1341	252, 253
AaTh 1183	116	AaTh *1341D	252
AaTh 1190*	235	AaTh 1345	61
AaTh *1190**	235	AaTh 1345*	61
AaTh 1200-1349	236	AaTh 1350ff.	255, 256, 265
AaTh 1210	237	AaTh 1350	254
AaTh *1210**	237	AaTh *1350*	254
AaTh *1210A	237	AaTh *1350A	254
AaTh *1210B	237	AaTh *1350A*	254
AaTh 1238	239	AaTh *1350B	254
AaTh 1262	8	AaTh *1350B*	254
AaTh *1280	240	AaTh *1350C	254, 256
AaTh 1281	240	AaTh *1359A ₁	254
AaTh 1282	240	AaTh *1359A ₂	254
AaTh *1282A*	240	AaTh 1369C	257
AaTh 1287	241	AaTh 1365	225
AaTh 1288A	242	AaTh 1370	225
AaTh 1294	243	AaTh 1381A	258, 259
AaTh 1294A*	243	AaTh 1381D	260

AaTh 1384	248, 261, 300	AaTh *1560B	279
AaTh 1387	370	AaTh 1561	279
AaTh 1406	364	AaTh 1561**	279, 280, 282
AaTh 1416	263	AaTh *1561****	281
AaTh 1419	264	AaTh 1567	283, 311
AaTh 1423	265	AaTh *1567G*	284
AaTh 1430-39	289	AaTh *1567H	284
AaTh *1448*	266	AaTh 1621*	285
AaTh 1475-1499	267, 268	AaTh 1621A*	285
AaTh 1510	453	AaTh 1640	228, 286
AaTh *1516G*	268	AaTh 1640A	286
AaTh 1525	274, 277, 332,	AaTh 1640B	286
	383	AaTh 1642	227
AaTh 1525A	270	AaTh 1643	227
AaTh 1525B	271	AaTh 1651	287, 288
AaTh 1525D	272	AaTh 1653	289
AaTh 1525J ₂	273	AaTh 1692	289
AaTh 1525Q	270	AaTh *1692*	290
AaTh *1532A	274	AaTh 1696	291
AaTh *1525D ₄	272	AaTh *1696A	291
AaTh *1525N ₁	383	AaTh *1696C	291
AaTh 1532	453	AaTh *1696D	291
AaTh 1535	228	AaTh 1698	292, 293
AaTh 1537	275	AaTh 1698C	294
AaTh 1538	228	AaTh 1698C*	292
AaTh 1539	276	AaTh 1698E	293
AaTh 1542	277	AaTh 1698J	293
AaTh 1543B*	278	AaTh 1698K	293
AaTh *1543E	278	AaTh 1702	295
AaTh *1543F	278	AaTh 1702B*	295
AaTh *1543G	278	AaTh 1704	296, 302
AaTh *1543H	278	AaTh *1704C	296
AaTh 1544*	228	AaTh ***1732	309
AaTh *1544D*	278	AaTh 1735	309
AaTh *1544F*	278	AaTh *1735A*	309
AaTh 1560ff.	279	AaTh 1735A	297
AaTh 1560-61	280	AaTh 1738	298
AaTh 1560	279	AaTh 1738B*	298

AaTh 1740B	299	AaTh 1861	350
AaTh 1775	300	AaTh 1861A	312, 313
AaTh *1775B	300	AaTh 1870	314
AaTh 1792	301	AaTh 1875ff.	79
AaTh *1793A*	302	AaTh 1920	228, 315
AaTh 1807A	303, 304	AaTh 1920D*	315
AaTh 1811	500	AaTh 1920E*	311
AaTh 1824	305	AaTh 1920H	315
AaTh 1831	301	AaTh **1920D	315
AaTh 1832*	292	AaTh 1950A	317
AaTh ***1835	440	AaTh *1950B*	317
AaTh *1835H*	297, 308, 309	AaTh 1951	316
AaTh 1836	306	AaTh 1960	521
AaTh 1840A	310	AaTh 1960A	521
AaTh *1855	311	AaTh 2025ff.	318
AaTh *1855E	307	AaTh 2040	434
AaTh 1860A	298		

Verzeichnis der Titel der Erzählungen

Aufgrund des außerordentlichen Umfanges der Sammlung war es nicht möglich, die einzelnen Erzählungen mit ihren Titeln im Inhaltsverzeichnis anzugeben, um dermaßen einen detaillierten Überblick über das Material zu bieten. Dies soll an dieser Stelle nachgeholt werden, da die zahlenmäßige Stellvertretung der einzelnen Erzählkategorien bzw. der Umfang der Narrationen, wie er aus den fortlaufenden Seitenangaben zu entnehmen ist, erkenntnishaltige Faktoren darstellen, die eine Erzählsammlung als gesamtes charakterisieren. Da die Titel nicht in der Originalsprache, sondern in Übersetzung, häufig literarisierend oder konventionell gehalten sind, wird von einer alphabetischen Reihung abgesehen und statt dessen die fortlaufende Nummerierung in der vorliegenden Sammlung zur Grundlage genommen.

1. *Tierfabeln*

1. Füchsin und Amsel	25
2. Der Grundbrief der Füchsin	25
3. Reinecke mit der Zauberverschreibung	26
4. Der Dachs nach dem Besuch der Sippe seiner Frau	27
5. Fuchs und Nachtigall	27
6. Der Bär und die Birnen	27
7. Tante Reinecke und der Haushahn	28
8. Füchsin und Füchlein	28
9. Muhme Füchsin und Oheim Igel	29
10. Wie ein armer Narr zum Hausbesitz und grossen Schätzen kam	30
11. Des Hahnes Geschäfte	32
12. Der verwandelte Sperling	32
13. Den Stabstecken in der Hand, in den Kopf aber den Verstand!	33
14. Die Lebendauer des Menschen	35
15. Wie zwei Freunde einen Wolf beinahe eingefangen	36
16. Wenn es der Igel eilig hat	36
17. Der Igel geht die Sippschaft seiner Frau besuchen	36
18. Der Kürbis und die Pappel	37
19. Die Hirse (Heide) und der Schnaps	37
20. Gespräch dreier Bäume	38

2. *Zaubermärchen*

21. Vom spannlangen Bartlos mit dem ellenlangen Barte	39
22. Die Drillinge und der siebenköpfige Drache	40
23. Die Zwillingbrüder	44
24. Von einem Weibe, das da schlauer als der Teufel war	47
25. Die Strafe des Kartenspielers	48
26. Von neun Brüdern und ihrer Schwester der Lamie	58
27. Der Zauberlehrling	59
28. Die Mär von den dreizehn Brüdern und dem Menschenfresser	63
29. Die Vilenbraut	68
30. Die Nachtwache	70
31. Von der Vila in der Goldorange	73
32. Die Stockrose	75
33. Von drei edlen Wasservilen	77
34. Die entzauberte Schlange	79
35. Prinz Ross	84
36. Wie einem arbeitscheuen Menschen aus allen Nöten geholfen ward	86
37. Stieftochter und Tochter in der Wassermühle	88
38. Katica das Goldmädchen	89
39. Der Zwerg als Retter	96
40. Die Männerfalle	100
41. Neid schafft Leid	102
42. Die Maid mit dem Goldhaar (Zlatokosa)	103
43. Die dankbaren Tiere	105
44. Feuerstein, Stahl und Zunderschwamm	109
45. Wie sich die Bora von ihrem Bedränger losgekauft hat	111
46. Der Goldvogel des Niko Baltić	118
47. Festgemacht – losgelöst	122
48. Von den Höchstleistungen dreier Brüder	123
49. Von einem reichen Pilgram und seinem armen Bruder	124
50. Die Mär von den drei wunderbaren Schwestern	126

3. *Religiöse Märchen*

51. Wie man sein einem vom Schicksal bestimmtes Geschick zum Guten wenden kann	135
---	-----

52. Wie der hl. Sabbas den Ärmsten hilft	138
53. Vom hl. Sabbas und den drei blutarmen Gebrüdern	141
54. Wie der hl. Sabbas die Hungernden sättigte	144
55. Der Dorfschulze im Paradiese	144
56. Wie man sich im Alter zur Verjüngung verhilft	145
57. Das Gebet des hl. Sabbas und der Schafhirte	146
58. Mit Gott sollst du nicht rechten!	146
59. Wie der heilige Sabbas Glück austeilte	149
60. Übe Gutes und wirf es ins Meer hinein	149
61. Die gesattelten Andächtigen	150
62. Der Gottsucher	151
63. Des heiligen Georgs Rühreier sind eine gar teure Speise (Sprichwort in Bulgarien)	151
64. Wie der heilige Antonius von Padua einen Dieb gezüchtigt hat	152
65. Der Habgierige	153
66. Warum die Mönche ihr Lebtage betteln gehen	154
67. Der hl. Petrus und der Dorfschlingel	155
68. Gott bestraft neben den Schuldigen auch die Unschuldigen	156
69. Der hl. Elias und sein Wahlbruder	156
70. Der Teufel und die Vila	157
71. Der Bischof und der Teufel	158
72. Des Glücklichen Hemde ist allein heilkräftig	159
73. Wie der Albanese den Teufel hinters Licht geführt hat	160
74. Der Klostermönch und der Teufel	160
75. Der treueste Genosse	161
76. Von drei verruchten Räufern und einer Braut	161
77. Man soll einen nicht immer beim Wort nehmen	162
78. An allem ist der Teufel schuld	163

4. *Novellenmärchen*

79. Ein Hausherr und zwei Mietknechte	164
80. Wie die kluge Tochter des Königs Rätsel erraten hat	165
81. Von einem Mädchen, das klüger als der Kaiser war	166
82. So mancher Denker werdet Kinder (Bulgarisches Sprichwort)	168
83. Kein Kuchen, keine Schultertasche, kein Reitross	169
84. Von einem Mädchen, das da in Gleichnissen redete	170

85. Von einem bösen Pfarrer und seiner tugendhaften Nichte	171
86. Das schlimmste Gut der Welt	175
87. Verstand ist Geld	177
88. Wie zwei Vampire mit einander um einen Riesenknochen rauften	178
89. Trügerische Freundschaften	180
90. Der einzige wahre Freund	181
91. Die Ehefrau des Mannes einziger Freund	183
92. Das Kind ein Frosch	188
93. Schmiede das Eisen, solange als es heiss ist	189
94. Wie man Widerspenstige zähmt	189
95. Von einem arbeitscheuen Eheweibe	190
96. Der heilige Donnerstag	190
97. Hartbrei und Dünnbrei	191
98. Die väterlichen Lehren	191
99. Die beste Entlohnung	193
100. Vorgetan und nachbedacht hat manchen schon zu Fall gebracht!	195
101. Von der hilfreichen Waldfrau Qual (Vila Muka)	197
102. Der dreiköpfige Araber	198
103. Teuerkauf	199
104. Ein guter Rat ist alles Geld wert	202
105. Halva	204
106. Vom kaiserlichen Geblüt	204
107. Jeder redet so gut als er es versteht	205
108. Der Rat des allweisen Salomon	207
109. Ein untrügliches Anzeichen für bevorstehenden Witterungswechsel	209
110. Das Gespräch des Kaisers mit dem Greise	209
111. Von einem übermütigen reichen Mann und einem klügeren Zigeunerjungen .	210
112. Der scharfsinnige Soldat	212
113. Von den drei allerschönsten Erscheinungen auf der Welt	212
114. Der Serbe als Erbe	213
115. Wie ein Wollschläger zum Grossvezir geworden	214
116. Ein unabänderlicher Schicksalbeschluss	216
117. Ein unabänderlicher Spruch der Schicksalfrauen (Sudije)	217
118. Ein Frauenverkauf	218
119. Das böse Schicksal wird schon bei der Geburt bestimmt	220
120. Simeon der Findling	222
121. Vom Schicksal verhängte Verfluchung	226
122. Die drei Usuden (Schicksalbestimmer)	231

123. Besser in der Jugend	232
124. Verstand und Zufall	235
125. Die Schicksalsbestimmung eines armen Bauern	237
126. Dem zum Unglück Geborenen ist nicht aufzuhelfen	238
127. Die zwei Schwestern	239
128. Die Klette bringt es an den Tag	244
129. Die verräterische Fliege	244
130. Der überwiesene Bienendieb	245
131. Der Wahrsager	246
132. Greiser Väter Los	246
133. Der Sohn stösst den Vater in den Abgrund	247

5. Dämonen – und Totensagen

134. Vom Teufel und einer alten Klosterfrau	251
135. Die Vampirbraut	251
136. Von einem Vampir, der den Obstgarten des Ortspfarrer heimzusuchen pflegte	254
137. Der Vampir von Leskovac	258
138. Das Pferd ein Vampir	259
139. Die Vampirin von Mrštan im Leskovacer Kreis	260
140. Von einem alten Weib, das da eine Vampirin war	260
141. Wie sich ein Werwolf an seinem Verräter gerächt hat	261
142. Wie ein Wolf dem Sohne des Vojvoden zum Gevatter stand	261
143. Die Pestfrau in Sofia	263
144. Die Pestfrau auf dem Quersack	264
145. Vom Geiste Tolosom	264
146. Das Glutfräulein (Žar-deklica)	265
147. Von ruhelosen Geistern	265
148. Von der Vila an der Bergquelle	266
149. Ein Brautlauf	269
150. Von einem Magjaren, der zu einem Vilenmann geworden	270
151. Wie sich eine vom Wahlbruder verlassene Vila gerächt hat	271
152. Die Hexe und das Brüderpaar	272
153. Das Töchterlein eine Hexe	273
154. Die Mahr als Henne	275
155. Von der Niederkunft der Kröte	275

156. Wie sich ein toter Kartenspieler entschuldigt hat	276
157. Der Lehrer spricht aus dem Grabe	278
158. Der Alptraum des Totenwächters	278

6. Lokalsagen

159. Vom Ursprung der Namen Teufelsee und Krätzensee (Vrazije jezero und Srablje jezero) im Herzoglande	281
160. Vom Ursprung der Ortsnamen Ljubišnje und Pavino Polje im Herzoglande	282
161. Mandić's Wasserstrudel	282
162. Von der Hreljaburg (Hreljingrad)	283
163. Wie König Stefan von Deščani Träume ausgedeutet hat	283
164. Der hl. Sabbas auf den Dormitorhöhlen	284
165. Der heilige Sabbas und die verfluchte Brasnjasippe	286
166. Der Spaltstein bei Lešnica	287
167. Prinz Markos Stein	287
168. Die drei Heldenbrüder von Kluč	288
169. Von Bando dem Bogomilen	289
170. Schwertscharerich	290
171. Ulak, der Haiduckenhäuptling	291
172. Haseci Hava hanuma (Frau Herrliche Eva)	292
173. Stiere als Vorzeichentiere	293
174. Von den zu Grmeč versteinerten drei Prinzessinen	293
175. Das Leinfeld	295
176. Vom Dorfe Obrovac	295
177. Vom Ursprung der Ortsnamen Kratovo, Rutoši, Radinja, Otilovići, Oborići, Hodžina, Glavica, Drobnjaci, Savin Kuk und Savina voda	295

7. Ätiologische Sagen

178. Warum und wodurch der Teufel die Hölle mit Bauernseelen bevölkert hat	298
179. Warum der Branntwein gesegnet ist	310
180. Drei Blutropfen	312
181. Wie die Menschen das Branntweintrinken gelernt haben	312
182. Die Urmenschen	312

183. Die Kniescheibe	313
184. Warum Säuglinge unter einem Jahr nicht gehen können	313
185. Woher rührt die Gesichtsblässe der Juden her?	313
186. Warum Moslime kein Schweinfleisch essen mögen	314
187. Grossväterchen der HERR und der Zimmermann	315
188. Wie der Nord zur Erde kam	315
189. Vom Donner, Blitz und Donnerstein	317
190. Wieso der Schnee entsteht	317
191. Wie die Hunde entstanden sind	318
192. Wie der Wolf erschaffen worden ist	318
193. Warum der Adler zu Zeit des St. Peterfestes wimmert	319
194. Die Nachtteule	319
195. Warum die Schwalbe gabelschwänzig ist	320
196. Wie sich Čiča zum Kuckuckvogel verwandelt hat	320
197. Von der Fledermaus	322
198. Warum der Fisch rotes Blut hat und warum der Krebs ein Rückwärtsschreiter ist	323
199. Wie die Seidenraupen entstanden sind	323
200. Wie die Läuse und Flöhe entstanden sind	323
201. Warum kriechen die Schlangen auf dem Boden?	323
202. Warum tote Frösche nie einen Verwesunggestank verbreiten	324
203. Der heilige Kirschbaum	324
204. Warum die Ähre handgrifflang ist	325
205. Wie die Apostel daraufkamen, wie man eine Mühle baut	325
206. Christus am Kreuze bestimmt das Schicksal	326

8. Glaube und Aberglaube

207. Mohammed und der heilige Elias	327
208. Nur drauflos geblitzt, heiliger Elias!	327
209. Der Weltuntergang	328
210. Der Windbraus	328
211. Wann sich der Himmel eröffnet	328
212. Islam und Christentum	329
213. Die Jahre einer Bärin	329
214. Das Wiesel	330
215. Das Goldkraut	331

216. Von der Zauberkraft des vierblättrigen Kleeblattes	331
217. Von der Macht des Weissdornzweiges	332
218. Wie man bösen Zauber von Haus und Hof bannt	332
219. Tintilin	334

9. *Andere Sagen*

220. Von den geschwänzten Türken	335
221. Ungerecht erworben Gut gedeiht nicht	335
222. Vetter Chanaujas Glück	336
223. Von der alten Kornelkirschenklauberin und dem Bären	337
224. Von einem nachgeborenen kaiserlichen Prinzen	338

10. *Von Teufeln, Ungeheuern, bösen Weibern und der Dummheit*

225. Der Widerspenstigen Zähmung	341
226. Warum Popen von unstillbarer Goldgier sind	343
227. Von einem, der zur glücklichen Stunde zur Welt gekommen	344
228. Der Ohnebart und die Diven	344
229. Wie einer ohne Mahlgebühr sein Mehl gemahlen hat	347
230. Dreizack und die Hexe	348
231. Von Räubern, die von ihrer eigenen Mutter Fleisch assen	350
232. Die Hundeköpfe	353
233. Von einem Weib, das kein Mitleid kannte	354
234. Des Teufels Dienstbarkeit	356
235. Freund Teufel	357

11. *Schwänke*

236. Ein böses Weib	358
237. Von einem Lehrer und seinem Schüler	358
238. Von einem Vladika, der ein Grieche und von einem Diakon, der ein serbischer Theologe war	359
239. Die Hirse und der Reif	360
240. Wie sich einer an den Hausmäusen gerächt hat	360

241. Wie ein Serbe einen Türken übertölpelt hat	361
242. Solange als man reitet, soll man nicht nachzählen	362
243. Eine Geschichte aus Torenhausen	362
244. Der Arbeitscheue und der Schäfer	363
245. Der Wahrsager und der Einfältige	364
246. Von einem Vampir, den es nach Kirschen gelüstete	365
247. Von einem Bauer und der Frau Bischöfin	366
248. Von den Vergeltung übenden Heiligen	366
249. Der Übernarr	367
250. Wie ein Bauer bei einem Advokaten Verstand kaufte	368
251. Was einem alles in der Zerstretheit passieren kann	368
252. Schau einer die Sau	370
253. Wie man über die Mauer in den Weinberg zu den Trauben kommt	371
254. Wer ist der bissigere Hund?	371
255. Von einer Ehebrecherin, die ihren Mann narnte	372
256. Wie ein Mann sein Weib bestattet wissen wollte	372
257. Wie ein schlaues Weib ihren törichten Mann überlistete	373
258. Wie der Borg, so die Zahlung (Sprichwort)	374
259. Gott behüte uns vor Weibertücke!	374
260. Das Gerücht	376
261. Mein Weib ist töricht, doch gibt es noch törichtere	377
262. Wie einer in die Welt auszog, um noch närrischere Menschen zu suchen, als es seine Hausleute waren	379
263. Von Adams und Evas Erbsünde	381
264. Weibliche Geistgegenwart	382
265. Man darf seinen Augen nicht trauen	383
266. Das Hemd der Schwiegermutter	383
267. Befehl ist Befehl	384
268. Das Gesetz, das bestimmt der Kaiser	385
269. Der Schwärzeste von allen	385
270. Die Ehefrau zweier Männer	386
271. Wie Georg Batinić aus Trebinje Drinaleuten ein Schnippchen geschlagen	389
272. Wie drei Strolche einen Bauer übertölpelt haben	390
273. Wie ein Bauer einen übermütigen Moslim übertölpelt hat	390
274. Wie dem wackeren Audaga zu Stambol die Schlaueheit einer biedereren Frau aus schweren Nöten herausgeholfen	391
275. Von einem viermal getöteten Gevatter	396

276. Wie sich eine Kuh in ein Reitross verwandelt hat	398
277. Die übertölpelten Schelme	399
278. Der ungebetene Gast	399
279. Von einem Lehenbauern und des Aga Pferde	400
280. Der Pope immer obenan	400
281. Wei ein Pope einen Zigeuner und einen Schwaben aufgedungen	401
282. Selbst der Pope kann nicht alles leisten	401
283. Das zweite Ei	402
284. Von den Nikšićern und einem Jagdhund	402
285. Der Gelehrte und der Esel	403
286. Von den erschrecklichen Heldentaten eines Hodscha	403
287. Von jenem, der da seinem Herrn für einen Kreuzer neun Jahre gedient hat	408
288. Wie ein verschuldeter Mann sein Haus in Brand gesteckt hat	410
289. Der unrichtige Bienenkorb	410
290. Der bestrafte Sacktaschendieb	411
291. Hol mir den alten Vater herbei!	412
292. Von einem neugierigen Popen	413
293. Die taube Alte	414
294. Wie sich Spinja aus dem Vladika einen Jux machte	414
295. Hätten sie ihre Sprechweise früher gekannt	415
296. Von einem vorbedächtigen Sparmeister	415
297. Von einem heillosen Popen	416
298. Die Sünderin vor dem Eingang zum Paradiese	416
299. Des Schulzen Speckschwarten	417
300. Der Kuchen ist zu gross, die Türe ist zu klein	417
301. Der Moslim verschmäht Schweinefleisch zu essen	418
302. Warum der Pope rettungslos ertrinken musste	419
303. Wie ein Bauer seinem Popen einen gestohlenen Schinken angeboten hat	419
304. Von einem Dieb, der Reue heuchelte	420
305. Von der wunderbaren Wasserbesegung des Popen Mico	422
306. Was für einen Streich die 380 den Heiland tragenden Väter dem Popen Mico gespielt	422
307. Vom Sippenfest und von der Namentagfeier	423
308. Der verwandelte Indian	424
309. In der Fastenzeit verboten	424
310. Die letztwillige Verfügung	424
311. Wie ein Hodscha und ein Pope zusammen eine Suppe auslöffelten	425
312. Wie eine Greisin ihren hochbetagten Mann zur Schule schickte	425

313. Wie der Hahn kräht und das Lamm blökt	426
314. Von einem Italiener, der sich zum Islam bekehrt hat	427
315. Von einem Lügenbold und einem Überlügenbold	427
316. Der lebendig begrabene Faulpelz	428
317. Von einem Kunsttischler	429
318. Eine Unterhaltung zweier Gevatterleute	430

12. Schnurren

Von Popen und Mönchen

319. Wenn der Pope nieste	431
320. Wie ein Mönch weise zu Ehren des Weines sprach	431
321. Wie man den Bischof auf seiner Landbereisung empfängt	432
322. Wie sich ein Pope mit einem Buschklepper verständigt hat	432
323. Von einem Popen, der über schlechten Geschäftsgang klagte	433
324. Von einem Burschen der da sich verdingen wollte	433
325. Was die Bauern in ihrem Bittgesuch dem Kaiser zu klagen wussten	434
326. Der Zigeuner wollte etwas für das Seelenheil seines Vaters opfern	434
327. Wie sich Hochzeitsleute mit einem ihnen unbekanntem Popen auseinander setzten	435
328. Von einem Wolf, der in der Kirche Zuflucht suchte	435
329. Wie sich ein Pope gegen eine unziemliche Aussprache verwahrte	436
330. Popen und Mönche zählen nicht zu den Menschen	437
331. Wie die Drinaleute einen der Ihrigen zum Popen einweihen liessen	438
332. Von zwei Bettelmönchen auf der Wanderung	439
333. Von einem scheinbaren Popen	440
334. Wie ein Moslim mit aller Gewalt einem Serben die Gevatterschaft aufnötigte	441
335. Ein verhängnisvolles Vorzeichen	442
336. Heuer zwei, aufs Jahr keiner	443
337. Der Vorteil beim Kuhmelken	443
338. Warum es nicht notwendig ist, einen Serben zu ermorden	444
339. Wie ein Sohn den Tod seines Vaters gerächt hat	445
340. Ein junger Ehemann will sein Weib im Kloster nicht ausheilen lassen	446
341. Von einer Popin und einem Arzte	446

Geschichten vom Kadi

342. Wie einer im Verhör bestand, der da von der Hand in den Mund lebte	448
343. Geh du hin und sag es dem Delibaša (Sprichwort)	448
344. Von einem gerechten Kadi	449
345. Ein Moslim und ein Christ schmähen einander alles, was einem heilig ist	449
346. Wie ein Kadi vorschnell urteilte	450
347. Mujo, der Dieb, der seine Beute zu verbergen wusste	451
348. Von einem, der seine Unehre nicht antasten liess	451
349. Der Streit um einen Pelzrock	452
350. Wem gehört die Hinterlassenschaft des Schafhundes?	453
351. Der Sprecher im Namen des Volkes	454
352. Von einem weisen Kadi und der verheimlichten Erbschaft	455
353. Des Zigeuners Pferd im Weizenfelde	457
354. Vor einem gerechten Kadi	458

Von Frauen und Mädchen

355. Von einer ganz unberührten Jungfrau	460
356. Ein Bauer verspricht sein Weib als Lösegeld	460
357. Mosliminnen erheben beim Hodscha eine Beschwerde	461
358. Von einem Weibe, das da dem Arzte die Zunge zeigte	462
359. Von glücklichen und von unglücklichen Männern	462
360. Die Vettel und der Mönch Seraphion	462
361. Was sie zu tun gedachte, sollte sie zur Witib werden	463
362. Zwei Wetterbeobachtungen	464
363. Wie eine Vettel mit dem Erzengel abrechnete	465
364. Wie ein Weib seine eheliche Treue beschworen hat	465
365. Wie man böse Weiber zu Vernunft bringt	466
366. Von zwei Ehemännern, von denen jeder seine zwei Frauen daheim hatte	467
367. Der Franziskaner und das böszüngige Weib	467
368. Von einem Manne, der sein Weib von der Böszüngigkeit geheilt wissen wollte	468
369. Des Bräutchens Lieblingetränk	469
370. Der Sitz des Katzenjammers	470

371. Der Sohn wartet ihm auf	470
372. Was am schwersten zu finden ist	471
373. Wie ein Dalmater für seine Stute ein Weib eingetauscht hat	471
374. Von einem rachsüchtigen grosssprecherischen Freier	471

Von der Faulheit

375. Von einem faulen Diener und seinem strengen Herrn	473
376. Die Rute holt Wasser (Šiba vodu nosi, sprichwörtlich)	473
377. Erarbeit dir was, so hast du was!	474

Von Witz und Dummheit

378. Wie sich Šobo mit einem Baumstamm unterhielt	476
379. Wie sich einer seines Wohlstandes berühmte	476
380. Von einem Landmann aus dem Drinagebiet und von Weinbauern	476
381. Von zwei Wahlbrüdern, die an einer Quelle sassen	477
382. Wie ein Hodscha die Bauern zu beten lehrte	477
383. Von einem Flöhevertilger	478
384. Von einem Bauern, der die Bedeutung eines Schreibens nicht kannte	479
385. Von einem Bauern, der seine Missetat läugnete	480
386. achträume spielender Hirten	480
387. Wie sich ein Bauernjunge beim Essen einer Gabel bediente	481
388. Was man umsonst und ohne Anstrengung haben kann, ist immer billig	481
389. Wei Bauern das Wasser einer Zisterne läuterten	482
390. Ein Mittel, um die Wölfe zu vertreiben	483
391. Ein Ziegenbock im Tauschhandel für einen Esel	483
392. Wie man Wein und Branntwein in Säcken verfrachtet	484
393. Wie drei Söhne das Blut ihres Vaters zu rächen gewusst	485
394. Von streitenden Zwillingbrüdern	486
395. Wie ein Bosnier seine Axt wieder gefunden hat	487
396. Von zwei unzertrennlichen Wahlbrüdern	488
397. So tut, wer es hat!	488
398. Wie ein Bursche eine verlorene Stute gesucht hat	489
399. Wie zwei Einbrecher vor sich selber reissaus genommen	489
400. Wie man einem Blutschuldigen Unterschlupf gewährte	490

401. Die Hajduken auf der Flucht	490
402. Galgenhumor	491
403. Der Bauer und der gelehrte Mann	491
404. Der Zigeuner und das Paar Hendel	492
405. Ein zerbrochenes Glas ist mehr wert als ein ganzes	492
406. Er hat keine Zeit zu warten	493
407. Er zwirbelte seinen Schnurrbart auf	493
408. Von drei scharfsinnigen Gebrüdern	494
409. Wie sich einer an einem Stein gerächt hat	494
410. Wie der Gemeindeschreiber rechnet	495
411. Vom ganz gescheiten Dragojlo	495
412. Wie ein Bauer die Kaufleute eingeschüchtert hat	496
413. Ziege und Wolf	497
414. Wer das Rätsel löst wird des Königs Eidam	497
415. Ein Weiser sucht Nasreddin des Hodschas Bekanntschaft zu machen	498
416. Von einem Esel, der da gescheiter war als drei grosse Herren	499
417. Wie ein Softa jede Woche einen neuen Überrock anzog	500
418. Von einem Eierfressen	500
419. Von einem Forschungsreisenden in Montenegro	501
420. Der Müller und der Teufel	501
421. Wie man als bosnischer Kaufmann Kunden an sein Geschäft fesselt	502

Vom Geiz

422. Von zwei Wahlbrüdern, die gern unnötige Ausgaben zu machen vermieden	503
423. Wo kauft man Salz am billigsten?	503
424. Erdröhnt ein Kanonenschuss, mit dem Beiramfest wars auch Schluss	504
425. Wie ein Bauer seinem Weibe das Haar vom Kopf abrasieren liess	504

Miles gloriosus

426. Ein grässliches Gemetzel	506
427. Die Ahle um den Feuerstahl (Šilo uz ognjilo, Sprichwort: Wie du mir, so ich dir)	506
428. Von einem Barbier und einem Moslim aus Sarajevo	507
429. Wie die Helden von Požega auf Heerung auszogen	507

Andere komische Geschichten

430. Ein Sohn ist das teuerste Gut	509
431. Vom Briefschreiben eines Autodidakten	509
432. Von einem, der einen Menschen finden wollte	510
433. Wie man einen Türkenbesuch zu verscheuchen wusste	510
434. Vom dicken oder vom dünnen Ende?	511
435. Wie Grossmütterchen die Enkel schreckte	512
436. Was einem wohlgefällt, das lobt er	513
437. Was die Türken und was die Montenegrer sind	514
438. Wie ein Kaufmann aus Podgorica meerscheu geworden	515
439. Von einem Knaben, der da soviel wie Gott wusste	515
440. Wie einer gleich dem lieben Gott gerecht austeilte	516
441. Niksicer Frächter im Ramadan	516
442. Wie man den Hagel bannt	516
443. Von zwei zechenden Wahlbrüdern	517
444. Kurz und bündig	517
445. Von Meister Živko und dem Arzt Niko	518
446. Mit dem Essen kommt der Appetit	518
447. Der Schäfer bei der Beichte	518
448. Wie sich ein Eberschwein besser denn ein Hodscha als Wetterprophet erwiesen	519
449. Wie man ehrlich die Jagdbeute teilt	520
450. Vom Nutzen des Tabakrauchens	520
451. Auch jeder Ziegenbock ist bebärtet (Sprichwort)	521
452. Der Fresssack	521
453. Ein grausamer Scherz	522
454. Hase und Jäger	523
455. Wie ein Herzogländler einem Zigeuner übel mitgespielt hat	523
456. Wo nur Lebende helfen können, sich nicht der Toten Hilfe	523
457. Zu scharren wird ihm nicht verwehrt sein	524
458. Womit sich Kaiser nähren	524
459. Adler und Fuchs	524
460. Das Gesicht ist die Ehre	525
461. Die Zigeunermutter	525
462. Ein Bulgare als Taufzeuge	525
463. Gottes Gaben	526

464. Ob du dich vermählst, ob du dich nicht vermählst, wenn du mir nur die zwei Groschen aufzählst (Sprichwort)	526
465. Der Bauer glaubt und glaubt auch nicht dem Moslim	527
466. Vom Kaiser Schmerbauch	528
467. Mütterchen Gjukas Honig	528
468. Wie teuer der Honig, Bauer?	529

13. Erbauliche Geschichten

469. Mensch, bezahl deine Schulden!	530
470. Meister Petz im grossen Kirchenbanne	530
471. Der heilige Triphon, der heilige Rebenschneider	531
472. Von einem Jäger, einer Füchsin und dem heiligen Nikolaus	532
473. Der hl. Sabbas und der reiche Hannes	532
474. Der hl. Sabbas und sein Wahlbruder	533
475. Der Perlenfund des Verhungernden	533
476. Wie ungerecht der heilige Elias sein kann	534
477. Der Getreueste ist der Eidam	535
478. Wie sich ein Herzogländer vom heiligen Nikolaus losgesagt hat	535
479. Das Wunder des heiligen Naum	536
480. Miletas Kirchlein	537
481. Von einem Mädchen in Männerkleidern	537
482. Wie einem der väterliche Segen zum Unsegen ausschlug	538
483. Von grossbärtigen Heiligen	539
484. Kirchenkalk bringt Unheil	539
485. Von einem, der keine Todfurcht kennt	540
486. Von einem bosnischen Kaufmann und einem küstenländischen Seemann	540
487. Welcher Rucksack am schwersten ist	541
488. Auf alle Macht und Pracht giebt der Tod nicht acht!	542
489. Der Fuhrmann und der Bauer	544
490. Der Schnee und der Säufer	544
491. Der Sohn älter als der Vater	545
492. Aus Liebe isst man auch von einer Brathenne	545
493. Das alte Mütterlein in der Kufe	546
494. Das Wolflos	547
495. Von einem Wahrheitnarren, der keine Lügen vertragen konnte	547
496. Der gelehrte Bauernsohn und der Strudelteigkuchen	548

497. Der Hase zerspringt, die Berge überhören es	550
498. Durchdacht und vollbracht	550
499. Die Stiefmutter	551
500. Gott versteht keinen Spass	552
501. Von drei ungetreuen Freunden	552
502. Von einem, der da zum Fürsten geworden	553
503. Von einem, der für die lauterste Wahrheit schwärmte	555
504. Von einem Räuber und einem sanften Klosterknecht	555
505. Wer böse übt, hat Böses zu erwarten	557
506. Was einem Gott beschert	558
507. Wie einer seinen Sippenschutzheiligen verkauft hat	559
508. Wie es einem Milchpantscher auf der Wallfahrt ergangen war	560
509. Wie eine Sünderin einer Brodrinde im Gebirge nachjagte	560
510. Der richtige Gast	561
511. Wohltun vergilt Gott zehnfach!	564
512. Die Abenteuer eines Heldenmädchens	566
513. Trügerische Freundschaften	571
514. Schlag deiner Mutter Rede nicht in den Wind!	572
515. Wie ein Hajdukenhauptmann ein Geld fürs Seelenheil stiftete	573

14. Andere Erzählungen

516. Wie Fürst Danilo ein Zauberweib des Betrugs überwiesen hat	574
517. Der Igel als Heilmittel	576
518. Wahrsager und Wahrsagerin sind einander wert	577
519. Warum der Vollmond abnimmt	578
520. Türkische Heimsuchung	578
521. Zahlen beweisen!	579
522. Ein volktümliches Heilmittel gegen Zahnweh	581
523. Lebendige Gräber	582
524. Von der Krankenbehandlung in einem serbischen Spital	583
525. Vom Wels ist immer gut zu essen	583
526. Wann man sich nicht kämmen darf	584
527. Zwei Genossinnen	585
528. Von einem Kindlein, dem das Zünglein angespendelt war	586
529. Zu Ehren und Ruhm Gottes	587
530. In Hungerjahren tilgt man keine Schulden	588

531. Ein Heilmittel für ein erkranktes Kind 589
 532. Wozu man Katerohren und einen aufgeschnittenen Frosch braucht 589
 533. Von den Folgen der Freitagtheiligung durch Fleischgenuss 590
 534. Ein Schönheitmerkmal 590
 535. Schüttelfrost und Hitzfieber 591
 536. Ein neugieriger Freier aus dem Küstenlande will alles wissen 591
 537. Unser Huso! 592
 538. Blutrünstmärchen 592



Lutz Röhrich
**»und weil sie nicht
 gestorben sind ...«**
 Anthropologie, Kultur-
 geschichte und Deutung
 von Märchen

2002. Etwa 432 Seiten.
 Etwa 76 s/w-Abbildungen.
 Gebunden.
 ISBN 3-412-11201-1

Das Märchen gibt Antwort auf alle wichtigen Fragen des Lebens: zu Geburt, Sexualität und Tod, zu religiösen Problemen wie Jenseitsvorstellungen und Erlösung. Die Protagonisten des Märchens stehen vor existentiellen Konflikten und Rätseln. Sie überwinden Gefahren und Ängste, streben nach Liebe und Erfüllung und finden durch Klugheit, Beharrlichkeit und Glauben am Ende das verdiente Glück.

Generationen von Lesern und Zuhörern fühlten und fühlen sich von den Erzählungen um Hexen, Prinzessinnen, Königen, Zauberern, Riesen und Zwergen in den Bann gezogen.

Der bekannte Erzählforscher Lutz Röhrich legt in diesem Buch die Summe seiner lebenslangen Beschäftigung mit dem Märchen vor. In verständlicher Sprache erschließt er Menschenbild und Motivatik der Volksmärchen und eröffnet neue Zugänge zu altbekannten Grimm'schen Märchen wie »Schneewittchen«, »Froschkönig« oder »Rumpelstilzchen«. Darüber hinaus geht es ihm aber auch um die Märchen anderer Kulturkreise und um allgemein-kulturgeschichtliche Fragen: Wie alt sind unsere Märchen und was bedeuten sie? Welche Aspekte ergeben sich aus mentalitätsgeschichtlicher oder psychologischer Sicht? Wie wandelt sich das Märchen in der Gegenwart?

K Ö L N W E I M A R



Alexander Demandt
Über allen Wipfeln

Der Baum in der Kulturgeschichte

Zu allen Zeiten haben Menschen eine besondere Nähe zu Bäumen empfunden. Mit dem Boden verbunden streben sie zum Licht, sie gedeihen einzeln unter ihresgleichen, sie trotzen Wind und Wetter und entwickeln einen individuellen Charakter, der ihre Natur und Lebensgeschichte zum Ausdruck bringt. Bäume wurden als Verkörperung oder Wohnort von Göttern verehrt, sie waren Symbole der Hoffnung von Menschen und Völkern, Modelle für Staaten und Familiengeschichte, Orte des Gedenkens und der Erkenntnis, der Liebe und des Todes. Religion und Philosophie, Dichtung und Kunst haben Bäume thematisiert.

Gilgamesch, Bibel und Homer bezeugen es, Buddha und Platon, Upanishaden und Evangelien bestätigen es. Zeder und Palme, Linde und Eiche streiten um den Vorrang. Kirchenväter und Scholastik, Renaissance und Reformation, Kant und Goethe – sie alle hatten ihre eigene »Dendrosophie«. Das setzt sich fort bis zu den Baumaktionen der modernen Künstler und den Motiven auf Briefmarken und Münzen. Nicht zufällig zeigen die deutschen Euro-Cents wieder das Eichenlaub.

Kurztext

Welche Symbolkraft von Bäumen ausging, welche mythischen, religiösen und philosophischen Vorstellungen seit der Antike mit ihnen verbunden sind, schildert Alexander Demandt in seinem neuen Buch. In einem Gang durch die Kulturgeschichte beschreibt er, welche Beziehung Griechen und Römer, Germanen und Slawen, die Menschen des christlichen Mittelalters wie der Neuzeit zu Bäumen entwickelten.

2002. VIII, 366 Seiten. 18 farbige und 29 s/w-Abbildungen. Gebunden mit Schutzumschlag. € 25,50 / sFr 46,-.
 ISBN 3-412-13501-1

B
 BOHRAU



Alexander Demandt
 ist Professor für Alte Geschichte an der
 Freien Universität Berlin.

FWF-BIBLIOTHEK
Inventar-Nr.: 03322
Standort:

Raymond L. Burt, Ph. D.
Associate Dean und Professor of
German am College of Art and
Sciences der University of North
Carolina, Wilmington.
Forschungsschwerpunkte:
Goethe und das 18. Jahrhundert,
österreichische Literatur.

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Geb. 1947 in Wien, Vorstand des
Instituts für Theaterwissenschaft
der Universität Athen und
Korrespondierendes Mitglied
der Österreichischen Akademie
der Wissenschaften.

Bei der bislang unveröffentlichten Sammlung von südslavischen Erzählungen in deutscher Übersetzung aus dem Nachlass des jüdisch-kroatischen Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers Friedrich Salomo Krauss (1859–1938) handelt es sich z. T. um authentisches Material, das Krauss während seiner Forschungsreise 1884–85 in Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien aufgenommen hat, z. T. um Übersetzungen aus südslavischen Folklore-Zeitschriften und Erzähl-sammlungen vor und um die Jahrhundertwende; die literarisch getönten Übersetzungen und die teilweise ausführlichen Kommentare von Krauss sind ein Kultur- und Zeitdokument der Wiener Geistesgeschichte in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

Darüber hinaus dokumentiert diese Sammlung die unterschiedlichen ideologischen Voraussetzungen für die Anfangsstadien der Entwicklung der österreichischen Volkskunde, die von Anfang an international ausgerichtet war, in besonderer Beziehung zu den Völkern Südosteuropas gestanden hat und Quer-verbindungen zu anderen Wissenschaftszweigen wie Ethnologie und Anthropologie, Psychologie und Rechtswissenschaft pflegte.



9 783205 994572

ISBN 3-205-99457-4
<http://www.boehlau.at>